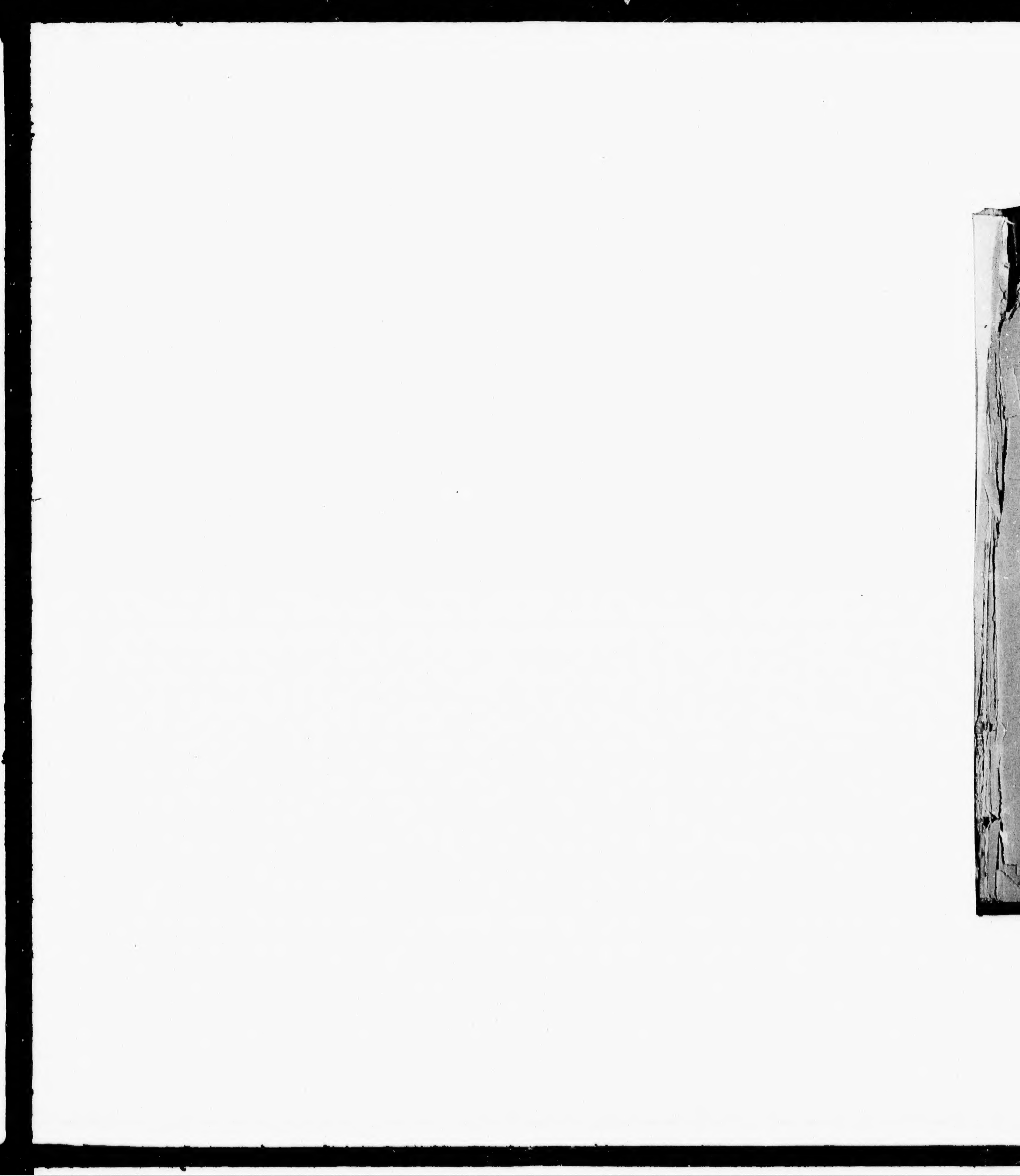

Rothhaut
von
PT
3919


Bleichgesicht
und
Rothhaut
von
E. W. G.
PT
3919
Bleichgesicht
und
Rothhaut
Pontiac
der
Häuptling
der
Ottawas
von
E. W. G.



Bleichgesicht und Rothhaut

— oder —

Pontiac, der Häuptling der Ottawas.

Historische Original-Erzählung aus der Heimath des rothen Mannes.

Nach Quellen zusammengestellt und frei erzählt

— von —

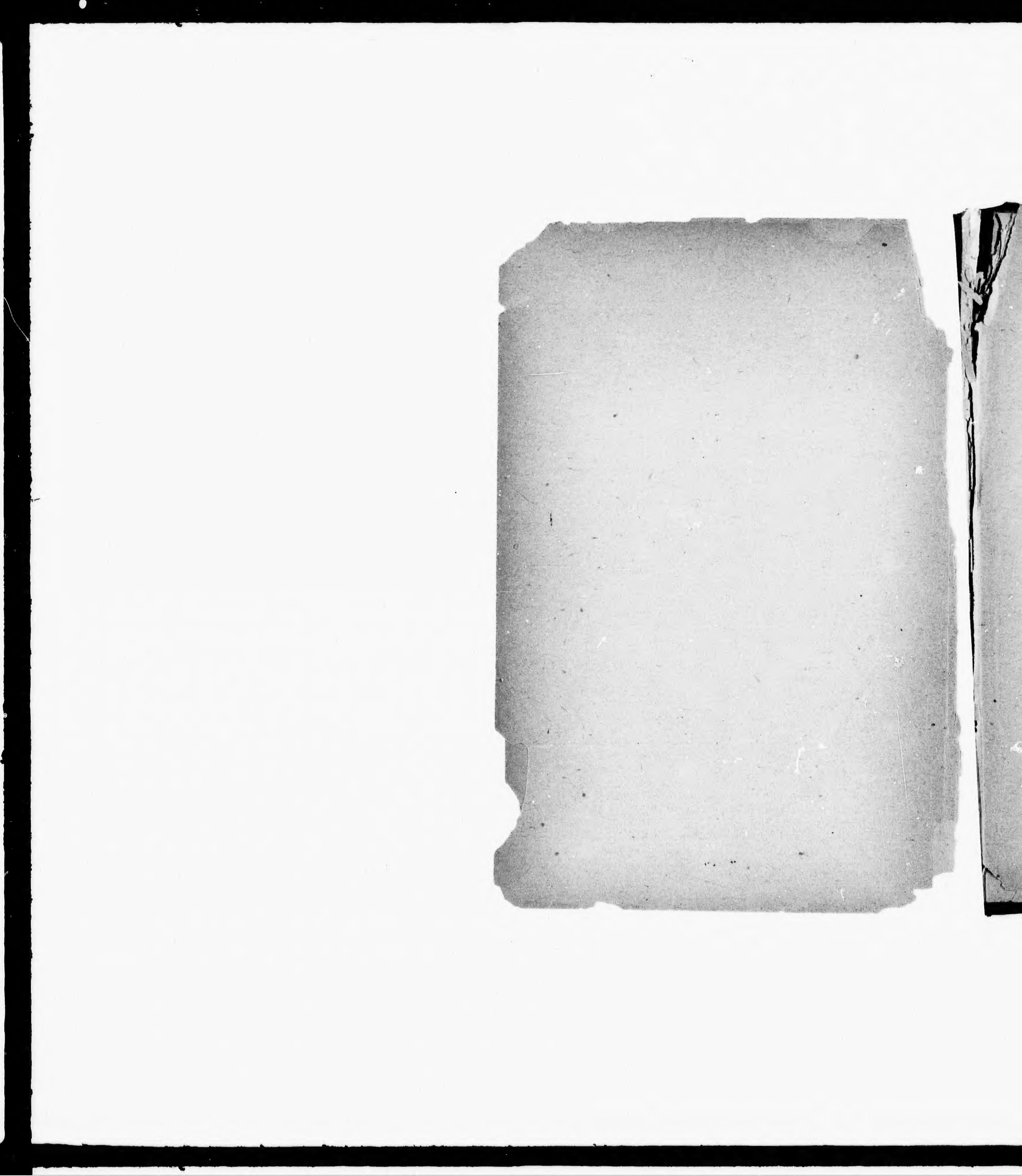
J. W. Graepp



Milwaukee, Wis.
Verlag von Geo. Brumder.
[189-?]

Erster Theil.

Bleichgesicht und Rothhaut.



Fünf Jahre später, als Columbus auf der Insel Guanahani landete, die er dem heiligen Erlöser zu Ehren „San Salvador“ nannte, entdeckte ein Venetianer in englischen Diensten, Namens Cabot, die Ostküste von Nordamerika. Aber hier gab es nur wilde Ströme und wilde Berge, wilde Wälder und wilde Menschen — von wilden Thieren gar nicht zu reden, — hier gab es keine Goldminen und Silberadern, keine Goldgefäße an Königstischen und Prachtgeräthe an Menschenohren, Menschenhals und Menschennase, keine mit Edelsteinen besetzten goldenen Sonnen in Götzentempeln — wie beim Kaiser Montezuma in Mexico; hier fand der europäische Goldhunger kein Feld; da fanden die unruhigen spatzenarmen Edelleute, bankerotten Kaufleute, betrügerischen Kassendiebe, davongelaufenen Bedienten und sonstigen Bummler und Tramps, woraus die erste Auswanderung nach dem neuentdeckten Lande fast ausschließlich bestand, nicht ihre Rechnung.

Erst hundert Jahre später, als die kluge und kräftige Elisabeth am Steuer des großen Seeschiffes „Britannia“ stand, als der Armada Philipps und seinem Reiche, darin die Sonne nie unterging, zum Trotz, die britische Seemacht immer kühner die Meere der Welt durchsegelte und nach den Ländern der Erde immer gieriger die Polypenarme ausbreitete, da entstand in der neuen Welt, unter gleichen Breitengraden mit Spanien und Italien, eben dieser jungfräulichen Britenkönigin zu Ehren, eine Niederlassung, welche man Virginien, d. h. Jungfrauland, nannte. — Aber nun wollte auch der Eifer der Katholiken nicht zurückbleiben. Auch der katholischen Marie, der Gemahlin Jakobs I., und dem König Karl II. von England sollten überseeische Denkmäler gesetzt werden in zwei Kolonien, die aus Virginien ausgeschieden wurden, in Maryland, auf beiden Seiten der Chesapeake Bay, und in dem baumwollenreichen Carolina.

König Karl II. von England verlieh durch Patent vom 24. März 1660 alles Land zwischen dem 34. u. 36. Br. Gr. als ein Lehen vom königlichen Schloß Greenwich an acht Briten, welche nun Pflanzer aus Virginien dahin führten und auf der Ostseite des Chowan den Ort Albemarle gründeten. Das Land führte nun den Namen Carolina. Im Jahre 1693 trennten sich Nord- und Süd-Carolina. 1729 aber verkauften die Eigenthümer (Lord Clarendon und sieben andere Edelherren aus Neuengland) ihre Rechte für 17,500 Pfd. Sterling an die englische Regierung. Die Regierung nahm ihr Verleihungspatent gegen die obengenannte Zahlung zurück und theilte das Land in zwei Kolonien, Nord- und Süd-Carolina, wovon jede einen besonderen Statthalter und Rath erhielt. Volksmenge und Wohlstand nahmen hier so zu, daß beide Kolonien 1769 sich unter den ersten mit gegen die Regierung des Mutterlandes auflehnten und nach dem Sieg der Revolution als besondere Staaten in die Union eintreten konnten.

An die beiden Carolinas schloß sich auf derselben Küstenterrasse, aber nördlich, Massachusetts an, wo Ackerbau, Viehzucht, Fabriken, Gewerbe und Wissenschaft zugleich blühten, mit der als Geburtsort Franklin's berühmten Stadt Boston; weiterhin noch drei andere zu Staaten sich entfaltende Kolonien: Connecticut, New Hampshire, Rhode-Island.

Aber alle diese, meist englischen Ansiedler, hatten es nicht ganz so leicht, wie die spanischen und portugiesischen in Süd- und Mittelamerika. Es galt im Schweiße des Angesichts die Axt zu schwingen, um die Urwälder zu lichten; es galt den wurzelüberflochtenen Boden zu brechen, den Fischen in See und Strömen und dem Pelzwild in Wald und Feld, in Wüsten und Sümpfen nachzujagen, besonders aber mit den Indianern einen vortheilhaften Handel anzuknüpfen und ihnen mit List oder Gewalt Wald und Wild abzujagen. Von dem schmachvollen Bodenschacher, von den verwerflichen Mitteln, die dabei angewendet wurden, wollen wir an dieser Stelle nicht weiter reden, aber das bleibt ausgemacht: einem bequemen, weichlichen Genußleben durften sich die europäischen Ansiedler nicht hingeben; es wuchs ein kräftiges, abgehärtetes, unternehmendes Geschlecht heran. — Religionsstreitigkeiten trieben immer neue Auswanderer über's Meer, die in den fernen Wäldern für ihren Wahn oder ihre Ueberzeugung freien Boden fanden; theils Katholiken, besonders Irländer, denen ihr eigenes Vaterland durch puritanischen Eifer zu heiß gemacht wurde, theils Dissenters, d. h. Anhänger der in England

von der Staatskirche getrennten Parteien, darunter Secten oft der wunderlichsten Art, theils deutsche Protestanten aus der Pfalz, diesem Wetterwinkel religiösen und politischen Wirrwarrs.

Nord-Carolina, der Schauplatz unserer Erzählung, wird im Westen von Tennessee begrenzt, von welchem es durch die „blauen Berge“ getrennt ist. Hier liegt auch das „Bergland“ des Staates, gebildet durch mehrere Parallelketten der Alleghanies. Hier erheben sich auch die höchsten Gipfel Nordamerikas östlich vom Felsengebirge. Am Ostabhange der Blue-Ridge entspringt der Catawbafluß, in dessen Thäler uns unsere Erzählung zunächst versetzt. Der Fluß nimmt in seinem unteren Laufe den Namen Wateree an und vereinigt sich in seinem weiteren Lauf durch Süd-Carolina mit dem Congaree, wodurch der Santee entsteht. Heute ist er bis Camden für Dampfschiffe fahrbar und durch Kanäle und Schleusen auch weiter aufwärts bis in das Gebirge für Fahrzeuge zugänglich gemacht.

Am Catawba wohnte noch um die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, das jetzt ganz ausgestorbene Indianervolk der Catawbas, einst mächtig, das eine eigene Sprache hatte und welchem der in der amerikanischen Geschichte so berühmt gewordene Indianerhäuptling der Ottawas, Pontiac, entstammte.

Wir werden dem Leser im ersten Theile unserer Erzählung diese außergewöhnliche rothe Heldengestalt als Jüngling vorführen, während er im zweiten Theile als der Kriegsheld unter seinem Volke auftritt, der wohl erkannt hatte, was diesem Volke noth that, der aber auch bei dem kräftigen Versuch, dasselbe vom Untergange zu retten, sein trauriges und unglückliches Ende fand.

*   *   *

Alexander Henry, der Sohn eines im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aus Virginien nach Nord-Carolina eingewanderten Deutschen, war etwa im Jahre 1745 vom Yadkinthale nach dem Flußthale des Catawba ausgewandert und hatte sich in der Nähe des heutigen Taylorsville mit unermüdlichem Fleiße ein Stück Land urbar gemacht, ein einigermaßen wohnliches Blockhaus errichtet, etliche Felder eingezäunt, einen kleinen Garten angelegt und eine kleine Heerde Hühner und das sonstige nothwendige Vieh angeschafft, so gut, wie man dies alles in damaliger Zeit in der noch wenig besiedelten Berglandschaft Nord-Carolinas haben konnte.

Die natürliche Folge hiervon war, daß die wenigen Nachbarn — Pfälzer, Elsässer und Schweizer — fest behaupteten,

Alexander Henry sei der Junggesellenwirthschaft müde und wolle heirathen. Trotz aller Sticheleien der Freunde leugnete er dies, so oft er mit ihnen zusammentraf, aber auf das Bestimmteste ab und meinte, „er habe nicht Zeit, ans Heirathen zu denken". Die Sache war jedoch nicht so ganz richtig; denn eines Morgens, mitten in der Woche, begann er mit ungewöhnlichem Eifer seine besten Moccasins hervorzusuchen, den neuen Rock oder vielmehr das damals übliche Jagdhemde zu säubern und für einen Besuch herzurichten.

„Alex — — —", sagte der alte Vater, Kaspar Henry, der mit seinem Sohne gemeinschaftlich die kleine Blockhütte bewohnte, verwundert, „Alex — —, was hast du denn vor, daß du dein bestes Gewand und deine besten Moccasins am Donnerstag hervorsuchst und anthust? Willst du vielleicht doch eine Match machen (auf die Heirath gehen)?"

„Frägst du auch so, Vater, wie alle Andern fragen?" sagte Alexander, säuberte aber nur desto eifriger an seinem Kleidungsstücke, „ich will hinüber zu dem neuen Ansiedler, der vor kurzer Zeit aus Neuengland gekommen ist, schönes Vieh mitgebracht haben soll, und mir ein paar Zuchthühner von ihm kaufen, natürlich vorausgesetzt, daß er mir welche ablassen will."

„Well, Well: So, so!" sagte der Alte, schüttelte jedoch gleich darauf sehr bedeutsam mit dem Kopf, als sein Sohn sogar den einzigen alten Sattel nahm, der sonst nur bei besonderen Gelegenheiten gebraucht wurde. Seine Vermuthung ward aber erst zur Gewißheit, als Alexander auch noch reine Wäsche anlegte, vor einem Stück Spiegelglas die Haare kämmte und ordnete, und bald darauf, nachdem er seinen Anzug sorgfältig geprüft, ein Stücklein lustig pfeifend von dannen trabte.

Alexander war ein junger Mann von etwa 22 Jahren. Seine Gestalt war hoch gewachsen, breitschultrig, derb und kräftig. Jeder Zoll an ihm war ein Mann; das große blaue Auge war scharf und seine Sinne konnten überhaupt an Schärfe mit mancher Rothhaut wetteifern. Sein Gesicht trug ganz den edlen Ausdruck, den man mit Wohlgefallen an den Söhnen Deutschlands wahrnimmt, und hatte eine Frische, die das Besitzthum männlicher Jugend zu sein pflegt; das Aussehen seiner Haut war ein wenig gebräunt, fast wetterhart zu nennen. Dem jungen Manne sah man es gewöhnlich an, daß er an „Rauh" und „Bloß" gewöhnt war, auch wohl vor einer Gefahr nicht leicht zurückbebte. Und dennoch lag über diesen Zügen der Ausdruck einer großen Gemüthigkeit ausgebreitet, wie man sie bei diesen — fast möchte

man sagen — Naturkindern bisweilen in einer wahrhaft rührenden Weise findet. Was der alte Vater gedacht und ausgesprochen, war nur zu begründet. Alexander begab sich keineswegs sogleich zu dem neuen Ansiedler, der erst vor kurzer Zeit aus Neuengland eingetroffen — er wollte zunächst ein anderes Geschäft in Ordnung bringen —, sondern schlug den Pfad ein, der dem kleinen Fluß entlang — einem Nebenfluß des Yadkin — abwärts führte, wandte sich dann ein wenig nördlich und langte nach einem kurzen Ritt bei einem freilich auch englischen Nachbar an, der aber zwei recht hübsche, heirathsfähige Töchter besaß und eine bedeutende Fläche Grund und Boden sein Eigenthum nannte. Um welches der beiden Mädchen Alexander eigentlich anhalten wollte, darüber war er mit sich selbst noch nicht recht einig geworden, er wollte dies vielmehr dem Zufall überlassen, sprang, als er das Blockhaus des englischen Nachbars erreicht, vom Pferde, band dasselbe an einen Zaunpfosten und trat in's Haus.

Ehe wir nun den jungen Mann auf seiner Brautwerbungstour weiter begleiten und seine dabei gesammelten Erfahrungen niederschreiben, müssen wir zum besseren Verständniß für den Leser eine kurze Schilderung über die Lebensverhältnisse der frühesten Ansiedler vorangehen lassen.

Die Besiedelung eines neuen Landstriches in unmittelbarer Nähe eines bereits besiedelten war nicht mit so viel Schwierigkeiten verbunden, weil man schnell genug die nöthigen Hilfsmittel herbeizuschaffen vermochte, als die Besiedelung eines solchen, das von jeder Verbindung mit dem Kulturleben abgeschnitten und von demselben weit entfernt lag, wie dies hier zur Zeit unserer Erzählung in Nord-Carolina der Fall war. Besonders schwer war der Anfang; denn es ist wohl zu bedenken, daß es an allem Nothwendigen fehlte. Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, das nothwendige Handwerkszeug des Mannes waren unentbehrliche Dinge, aber oft nur unter großen Schwierigkeiten zu beschaffen.

Die Arbeit, welche die Gründung einer neuen Ansiedelung in einer weitentlegenen Wildniß erfordert, ist schon an sich hart und schwer genug, auch wenn dieselbe im tiefsten Frieden verrichtet werden kann; wenn aber zu all' der Mühe, Arbeit und Hingabe, welche ein solches Unternehmen erfordert, auch noch ein wüthender Krieg mit den Indianern hinzukommt, dann wird das Maß der Mühseligkeit voll und der in solcher Lage befindliche Ansiedler muß seinen ganzen Muth, seine volle Energie und Ausdauer anzuwenden, zu entwickeln und zu beweisen suchen, wenn

er allen sich erhebenden Schwierigkeiten Trotz bieten, bis an's Ende ausharren und endlich den Sieg gewinnen will.

Von solcher Art waren aber die unglücklichen Verhältnisse der ersten Ansiedler in Nord-Carolina auch; zu all' ihren Mühseligkeiten und Schwierigkeiten waren die Kriege mit den Indianern noch eine schwere Zugabe. —

Betreten wir mit dem jungen Ansiedler das Blockhaus des Mr. Morrison — denn dies war der Name des Engländers — so fällt uns zunächst das Tafelgeschirr auf, das aus einigen zinnernen Tellern und Löffeln besteht, unter denen wir aber auch hölzerne Schalen, Teller und Näpfe erblicken, und wo diese nicht ausreichen, müssen hart gepreßte und getrocknete Kürbisschalen den Mangel ersetzen. Eiserne Töpfe, Kannen, Messer und Gabeln waren hier nicht zu finden, da sie erst später in Gebrauch kamen und mit dem Salz und Eisen zugleich theils in kleinen Booten stromaufwärts, theils auf Packpferden in die Ansiedelung gebracht wurden. Dies Tafelgeschirr war denn auch den Speisen, die dem Ansiedler damals zu Gebote standen, völlig angemessen.

„Hog and hominy" (Schweinefleisch und Maisbrei) lautete das Sprüchwort und war der Küchenzettel für die täglich gebräuchlichen Speisen der Hauptmahlzeiten in damaliger Zeit.

„Johnny-cake" und „pone" waren die einzigen Formen, in welchen das Brod beim Morgen- und Mittagessen auf den Tisch kam, während zum Abendessen Milch und „mush" (Mehlbrei aus Welschkornmehl) als feststehende Speisen vorgesetzt wurden. War die Milch nicht ausreichend, was oft der Fall war, da es dann entweder an milchgebenden Kühen oder an guter Weide fehlte, so mußte „Hominy" (Maisbrei) diesem Mangel abhelfen und „mush" wurde dann auch mit versüßtem Wasser, Molasses, Bärenfett oder mit der Brühe des gekochten Hirschfleisches gegessen.

Jede Familie besaß neben dem Farmgarten, in welchem sie ihr Gemüse und sonstigen Gartengewächse zog, auch noch ein anderes schmales Stück Gartenland von der Größe eines halben Acres, welches „truck patch" genannt und dazu benutzt wurde, das nöthige Maiskorn für den täglichen Tischbedarf, da die Aehren geröstet oder gekocht wurden, ebenso Kürbisse, Bohnen, Erbsen und Kartoffeln zu ziehen. Diese Früchte wurden besonders im Spätsommer und Herbst mit Schweine-, Hirsch- und Bärenfleisch gekocht und lieferten dem Ansiedler und seiner Familie ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Mahl. Als feststehend beim Mittagessen kam an jedem „log-rolling, house-raising oder harvest-day" ein „pot-pie", oder wie es in andern Gegenden genannt wurde,

ein „sea-pie“ auf den Tisch. Ebenso wurde dieser Kuchen auch zum Abendessen servirt und ganz zuletzt, d. h. nach Schluß der Tagesarbeit, noch einmal mit Milch zum Essen angeboten.

Alexander Henry hat uns etliche seiner Erinnerungen, die ihm aus der Zeit seiner frühesten Jugendjahre, welche er theilweise in Maryland und Virginien verlebte, noch frisch im Gedächtniß zurückgeblieben waren, zurückgelassen. Er sagt darüber Folgendes:

„Ich erinnere mich noch sehr wohl der Zeit, wo ich zum ersten Mal eine Obertasse mit Untertasse sah und den Thee daraus trank. Meine Mutter starb, als ich etwa sechs oder sieben Jahre alt war. Mein Vater brachte mich dann nach Maryland zu einem Bruder meines Großvaters, der mich zur Schule schickte. Zu Bedford hatte für mich aber jedes Ding gewechselt. Das Boardinghaus, welches mein Großonkel bewohnte, war ein Steinhaus, und um den Wechsel in meinen Augen noch greller hervortreten zu lassen, war dasselbe inwendig gepflästert, die Wände sowohl als auch die Decke. Als ich das Eßzimmer betrat, war ich vollständig überrascht über den Anblick, der sich hier meinen Blicken darbot. Ich hatte nie eine Idee davon gehabt, daß es auch ein Haus in der Welt geben könnte, das nicht aus Blöcken aufgebaut sei; hier aber sah ich mich erstaunt und überrascht im Hause um und suchte die Blöcke an den Wänden, fand aber weder Blöcke noch Querbalken irgendwo im ganzen Hause, worüber ich mich über die Maßen verwunderte. Ob ein solches Ding nun von Menschenhand gemacht war, oder ob es von selbst gewachsen sei, ich konnte es nicht herausfinden, hatte auch nicht den Muth, darnach zu fragen. Ich beobachtete dann sehr genau und aufmerksam die Bewegungen der großen Leute am Tisch, um herauszufinden, was sie wohl mit den kleinen Tassen und Löffeln beginnen würden. Dann machte ich ihnen alles nach und fand, daß der Thee viel besser schmeckte, als irgend etwas anderes, was ich je in meinem Leben gegessen oder getrunken hatte. Ich fuhr fort zu trinken, wie die Uebrigen auch thaten, während mir die Thränen aus den Augen rannen; als ich aber den Inhalt ausgeleert und die Tasse schnell wieder gefüllt sah, saß ich da wie Einer, der sich selbst nicht mehr zu rathen noch zu helfen wußte. Die auf's Neue gefüllte Tasse brachte mich in große Verlegenheit und doch wagte ich auch nicht, zu sagen, daß ich genug hatte. Ich beobachtete nun wieder aufmerksam die erwachsenen Leute und sah, wie einer von ihnen seinen Tassenkopf herumdrehte und so hinstellte, daß der Boden desselben nach oben kam; den kleinen

Löffel legte er dann oben darauf. Jetzt sah ich nun auch weiter, daß seine Tasse nicht wieder gefüllt wurde. Ich folgte seinem Beispiel und das Resultat zu meiner großen Zufriedenheit war, daß meine Tasse auch leer blieb." —

So weit Alexander Henry!

Die Einführung der Stein- oder Halbporzellanwaaren wurde von manchen Hinterwäldlern als eine strafbare Neuerung bezeichnet. Es würde zu leicht zerbrechen und das Schneiden mit den Messern auf Tellern dieser Waare mache ihre Skalpir- und Taschenmesser stumpf. Die Theetassen waren nach ihrer Ansicht für die Männer zu klein, für Weiber und Kinder möchten sie allenfalls passen; Thee- und Kaffeegetränk hielten sie nur für „slops" (Jauche, Spülwasser), das, wie sie sprüchwörtlich sagten: „did not stick by the ribs". Ihre Meinung war, daß Thee und Kaffee nur Getränke für solche Art Leute seien, die entweder krank wären oder nicht arbeiten brauchten. Ein ordentlicher, regelrechter Hinterwäldler würde sich selbst erniedrigen, wenn er sich als einen Verehrer dieser „slops" antreffen ließe.

Die **Kleidung** der Hinterwäldler und Grenzer, besonders aber derjenigen unter ihnen, welche auch Späher- und Botendienste leisteten oder als Jäger sich zeigten, wurde theilweise nach indianischer Sitte, theilweise nach den Gebräuchen der Weißen getragen.

Das **Jagdhemd** diente gewöhnlich als Oberkleid. Dies war eine Art loser Rock, der bis über die Knie hinabreichte, mit langen Aermeln versehen, vorne offen und so weit war, daß er einen Fuß breit übereinander geschlagen werden konnte, wenn er von dem üblichen darüber getragenen Gürtel zusammengehalten wurde.

Die **Kappe** oder Kopfbedeckung war groß und weit, oftmals mit Franzen besetzt und schön verziert, jedoch aus anderem Zeuge angefertigt, als das Jagdhemd. Der Busen des letzteren diente dem Träger desselben als eine Art Quersack, in welchem er ein Stück Brot, Kuchen oder sonst ein Stück Nahrungsmittel barg, auch den Wischlappen, mit dem er seinen Gewehrlauf putzte und säuberte, und andere nöthige Dinge, welche der Jäger oder Grenzer mit sich zu führen hatte.

Der **Gürtel**, der für gewöhnlich hinten herabhing, diente neben anderen Dingen, die er, wenn geschlossen, aufnahm, besonders dazu, das Jagdhemd zusammenzuhalten. Bei kaltem Wetter nahmen die **Handschuhe** und öfters auch der **Kugelbeutel**

den vorderen Theil des geschlossenen Gürtels ein; hier hingen dann, an demselben befestigt, beide herab. An der rechten Seite hing das Tomahawk (Jagdbeil) und an der linken das skalping-knife (Jagdmesser), beide in hirschledernen Futteralen steckend. Das Jagdhemd war aus gewöhnlichem Leinenzeug, oft freilich auch aus recht grobem Stoff, und zuweilen sogar trug der Jäger ein aus gegerbtem Hirschleder gefertigtes. Dies letztere war aber bei nassem Wetter kalt und unbequem.

Der unter dem Jagdhemd getragene eng anliegende Rock und die Weste waren, wie man sie in damaliger Zeit gewöhnlich trug, einfach und bequem; ebenso auch die Beinkleider, die eng und dicht anlagen und bis auf die Füße hinab reichten.

Ein Paar nach indianischer Art gefertigte Moccasins entsprachen als Fußbekleidung ihrem Zwecke besser, als die gewöhnlich gebräuchlichen Lederschuhe. Sie wurden meist aus einem Stück gegerbtem Hirschleder gemacht, mit doppelten Säumen oben und unten und mit einem solchen von der Fußsohle bis zur Verse versehen, welch letzterer bis über die Knöchel und noch höher hinaufreichte. Dabei hing zu beiden Seiten noch ein Theil des Leders in Form von breiten Latzen herab, die jederzeit zum Schutz der Füße nach oben hinauf befestigt werden konnten. Sie waren dem Gelenke und dem unteren Theile der Füße bequem angepaßt und wurden mit dünnen Riemen aus Hirschleder so fest und dicht angeschnürt, daß weder Staub, noch Sand, noch Schnee hineinzudringen vermochten.

Die Moccasins für den gewöhnlichen Gebrauch konnte der Hinterwäldler sich innerhalb einiger Stunden anfertigen. Er benutzte dazu ein Instrument, welches gewöhnlich „Moccasin awl" (Pfriem) genannt wurde und aus der Rückenfeder eines alten Zuklappmessers zum Pfriem hergerichtet worden war. Dies Instrument, mit einem Hirschhorngriff versehen, führte der Hinterwäldler auch mit sich, so oft er seinen Schrotbeutel mitnahm, an welchem es, nebst einer Rolle Hirschleder zum Ausbessern der Moccassins bestimmt, durch einen Riemen befestigt war. Die Schuhe wurden fast jeden Abend nachgesehen und ausgebessert und entweder, wenn sie aufgerissen waren, wieder zusammengenäht oder mit Hirschleder ausgeflickt; solche Lederflicken nannte man gewöhnlich „deer-skin-thongs" oder „whangs". Bei kaltem Wetter wurden die Schuhe, um die Füße in denselben gut warm zu halten, mit Hirschhaaren oder in Ermangelung derselben mit trockenen Blättern gut ausgestopft. Bei nassem Wetter dagegen legte man sie nur an, um nicht unanständig und mit bloßen Füßen

zu erscheinen; denn bei der Beschaffenheit des Leders, welches die Nässe aufsog und dann aufschwoll, war es kein Unterschied, ob man barfuß ging oder die Schuhe anlegte.

Diese mangelhafte Fußbekleidung war denn auch oft die Hauptursache, daß, abgesehen von andern der Gesundheit nachtheiligen Zufällen, eine große Anzahl der Jäger und Krieger mit Rheumatismus, besonders in den Gliedern, geplagt waren.

Weil nun diese Krankheit sich gewöhnlich bei kaltem oder nassem Wetter einstellte und der Jäger und Krieger dieselbe fürchtete, so legte er sich in der Regel zum Schlafe so nieder, daß die Füße dem Feuer zugekehrt waren, um womöglich das Kommen des Rheumatismus zu verhüten, oder wenn er schon damit geplagt war, sich davon zu kuriren. Selbstverständlich wirkte ein solches Verfahren sehr heilsam und bewahrte manchen Hinterwäldler davor, in seinen jungen Jahren schon zum Krüppel zu werden.

Von den Indianern und durch die Kriege mit ihnen lernten es dann die jungen Hinterwäldler allmählig, sich fast gerade so zu kleiden, wie die Rothhäute, nur den "match-coat" (Brautrock) ausgenommen, den schafften sie nicht ab. Die Unterkleider wurden bei Seite gelegt und die Beinkleider nur so lang getragen, daß sie nur noch über die Knie reichten; auch der indianische "breech-clout" (Hosenlappen) wurde adoptirt. Dies war ein Stück Leinen oder anderes Zeug, beinahe eine Yard lang und acht oder neun Zoll breit, welches unter dem Gürtel um die Hüften geschlagen, getragen wurde, und die Enden desselben vorn und hinten über den Gürtel herunterhängen ließ. Diese sogenannten "flaps" (Latzen) waren öfter mit grober Stickereiarbeit verziert.

Die langen, glatten, leinen Kleider, welche von den Frauen damals allgemein getragen wurden, würden sie in unseren Tagen als Fremdlinge aus einem unbekannten Lande erscheinen lassen. Ein kleines, eigen gemachtes Taschentuch würde bei ihnen schnell und mit Eleganz die Stelle der Halskrause, des Kragens und der Spitzen einnehmen und ersetzen, welche heutzutage den Hals unserer Damen schmücken. Bei warmem Wetter gingen sie barfuß und in kalten Tagen steckten sie ihre Füße in die üblichen Moccasins, grobe Tuchschuhe, oder "shoe-packs"! Welch eine jämmerliche und klägliche Figur würden sie wohl mit ihrer Fußbekleidung an der Seite unserer heutigen Damen spielen, wenn diese mit ihren eleganten „Morocco-Slippers", welche oft mit Goldrändern und Goldverzierungen geschmückt sind, neben ihnen erscheinen würden? Und doch wären vielleicht die heutigen Damen ihre Enkelinnen oder Großtöchter!

Die einfachen Linnenmäntel und besten Kleider der Frauen sowohl, als auch die Jagdhemden der Männer, hingen in ihrer vorhandenen Anzahl — die freilich oft sehr gering war — an hölzernen Pflöcken, die in dem einzigen Raum der Blockhütte rund herum in der Wand befestigt waren, und indem sie in ihrer Weise den in den heutigen Häusern tapezierten Wänden entsprachen, zeigten sie gleichzeitig den Fremden und den Nachbarn, welche die Hütte betraten, den Kleiderreichthum der die Blockhütte bewohnenden Familie an. Dieser Gebrauch ist aber auch bei den heutigen Hinderwald-Familien noch nicht abgeschafft.

Der Geschichtschreiber müßte den Damen heutiger Zeit sagen: Die Vorfahren eures Geschlechts wußten nichts von: "ruffles, leghorns, curls, combs, rings und jewels", kannten keine "bustles" und "bangs", mit denen sich jetzt ihre feinen Kindeskinder putzen und schmücken nach Herzenslust. Solche Dinge waren damals gar nicht zu haben. Manche von den jungen Leuten waren groß geworden, ohne daß sie jemals das Innere eines Verkaufsladens gesehen hatten, oder gar wußten, daß es solch ein Ding in der Welt gäbe. Was sie davon wußten, hatten sie nur vom Hörensagen. Anstatt sich zu putzen, hatten sie das Spinnrad und das Webeschifflein, die Sichel oder die Unkrauthacke in die Hand zu nehmen, und waren zufrieden, wenn sie ihre leinen Kleider weben, mit einem Sommerhut ihren Kopf bedecken und ihren sonstigen Arbeiten obliegen und dieselben vollenden konnten.

D a s F o r t. Wenn ich jetzt auch von einem Fort rede, so wolle der Leser sich unter diesem Namen nicht nur einen militärischen Platz denken, der zur Vertheidigung gegen die oft plötzlichen Ueberfälle der Indianer diente, sondern der die Niederlassung einer kleinen Anzahl von Familien umfaßte, die zu einer und derselben Nachbarschaft gehörten, und diesen den in Gefahr nöthigen Schutz und eine sichere Zufluchtsstätte bot.

Die Wände der Palissadeneinfassungen der als Fort dienenden Bollwerke, Blockhütten und Blockhäuser waren mit Schießlöchern in angemessener Höhe und von einander passenden Entfernungen versehen. Ueberhaupt mußte das ganze Bollwerk nach außen hin so stark hergerichtet werden, daß es kugelfest genannt werden konnte. Es mag gewiß wahr sein, daß die Noth erfinderisch macht; aber hier mußte das Ganze hergerichtet und aufgebaut werden, ohne einen einzigen Nagel, oder ein einziges Stück Eisen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Dinge nicht zu haben waren. Oft bildete ein einziges alleinstehendes Blockhaus mit einer oder zwei Hütten das ganze Fort.

Alexander Henry berichtet aus seinen Erfahrungen in Virginien darüber folgends:

„Die Familien, welche zu dem Fort gehörten, das in unserer Nachbarschaft stand, waren so an ihre eigenen Blockhütten und ihre eigenen Farmen gebunden, daß sie selten nach dem Fort zogen, außer wenn sie durch einen „Alarm", wie sie es nannten, den einige, durch die Indianer an Ansiedlern verübte Mordthaten hervorrief, dazu genöthigt wurden, und die Rothhäute bis in die Nähe ihrer Ansiedlungen vorgedrungen waren. Das Fort, zu welchem mein Vater gehörte, war während des ersten Jahres des Grenzkrieges mit den Indianern in Virginien ¾ Meilen von seiner Farm entfernt, und als dasselbe dann während des Krieges so unbrauchbar geworden war, daß es nicht mehr als Vertheidigungsfeste dienen und uns den nöthigen Schutz gewähren konnte, baute mein Vater ein neues, dicht bei seinem eigenen Blockhause. Ich erinnere mich noch recht wohl daran, obgleich ich damals noch ein kleiner Knabe war, daß wir einigemale in der Stille der Nacht durch einen expressen Boten geweckt wurden, und dieser uns die Nachricht brachte, daß Indianer in der Nähe seien. Der Bote kam leise an die Thür oder an das Fenster geschlichen und sein leises Pochen weckte die Familie auf. Schnell verließen wir unser Lager, weil eine fortwährende Furcht uns immer wachsam hielt und unsere Sinne für den leisesten „Alarm" geschärft gehalten wurden. Die ganze Familie war in augenblicklicher Bewegung. Mein Vater griff nach seiner Flinte und dem übrigen nöthigen Kriegsmaterial. Meine Stiefmutter weckte und zog die beiden kleinen Geschwister an, so schnell und so gut sie dies in der Eile vermochte, während ich selbst, als der älteste, mich anzukleiden suchte und das Packet hervorlangte, was ich auf der Flucht nach dem Fort zu tragen hatte. Es war unmöglich, wenn wir uns nicht selbst verrathen wollten, uns in der Nacht eines Pferdes zu bedienen, das uns hätte nach dem Fort bringen können. Aus demselben Grunde durfte auch kein Licht oder Feuer angezündet werden, und so wurde in der Dunkelheit an Kleidern und Lebensmitteln zusammengerafft, was wir gerade finden konnten. Alles dies mußte ohne das geringste Geräusch und mit der Stille des Todes ausgeführt werden. Die größte Sorgfalt war aber darauf zu verwenden, daß das kleine Baby nicht aus dem Schlafe erwachte. Für mich war es allerdings genug zu hören: „Indianer!" und kein Geflüster oder Gelispel kam mehr über meine Lippen. Auf diese Weise geschah es, daß die Familien, welche zum Fort gehörten, und sich noch Abends in ihren Blockhäusern zur Ruhe gelegt

hatten, am Morgen bereits im Fort zu finden waren. Im Verlaufe des Tages wurden dann von bewaffneten Männern und Ansiedlern die noch zurückgelassenen und nöthigen Gegenstände aus den verschiedenen Farmhäusern nach dem Fort gebracht."

Fahren wir jedoch nun in unserer Erzählung fort, nachdem wir diese kurze Schilderung der Lebensweise der früheren Hinterwäldler dem Leser vorgeführt haben.

Es war noch früh am Tage als Alexander Henry das Haus des englischen Ansiedlers Morrison betrat. Er fand die beiden Mädchen emsig mit ihren Hausarbeiten beschäftigt. Beide trugen einfache aber häusliche Kleidung; die älteste, Barbara, suchte aus Milch, die sie in einer Flasche schüttelte, Butter zu bereiten, und die jüngste, Betsy, drehte das Spinnrad, während die Mutter das Webeschifflein auf dem Webstuhle fleißig hin und her fliegen ließ. Alexander, der freundlichen Einladung folgend, rückte sich einen rohzusammengezimmerten Holzstuhl zum Kamin, und fing dann an, seine Kappe zwischen den Händen herum zu drehen. Der sonst unerschrockene junge Mann befand sich, man merkte es an seinem ganzen Benehmen, diesen drei Frauensleuten gegenüber in einer gewissen, ihm unbequemen Verlegenheit. Nachdem er das Geschäft mit der Kappe eine zeitlang fortgesetzt, betrachtete er sich die schön blank geputzten zinnernen Teller, welche der Reihe nach auf dem Kaminsims aufgestellt waren, sah dann Barbara zu, wie sie sich bemühte, die inzwischen gewonnene Butter zuzubereiten, und ließ endlich die Augen an dem Faden hängen, den Betsy leicht und schnell durch ihre Finger gleiten ließ. Auch das Webeschifflein der Hausfrau entging auf seinem Hin- und Herfluge seinen philosophischen Betrachtungen nicht, bis diese selbst das peinliche Stillschweigen brach und ihn fragte:

„Habt Ihr Euer Korn für dieses Jahr schon gepflanzt, Herr Henry?"

„Noch nicht, Ma'm!"

„Aber den Tabak schon, wie?"

„Will gerade damit anfangen!"

„Ist ein trockenes Frühjahr, dies Jahr!"

„Zu trocken!"

„Und kühl dazu!"

„Zu kühl!"

„Was macht Herr Henry, Euer Vater?"

„Macht recht gut!"

„Ist er denn recht gesund?"

„Sehr gesund!"

„Ob wir nicht bald etwas Regen bekommen werden?"
„Ich denke nicht!"
Damit war die angeknüpfte Unterhaltung vorläufig zu Ende und jedes von ihnen fuhr in seiner Beschäftigung emsig fort. Alexander stellte seine Betrachtungen wieder an, drehte, rupfte und zupfte an seiner Kappe weiter, richtete seine Augen auf die Kleider der Frauen, die an den Pflöcken hingen. Betrachtete das Jagdhemd und die Flinte des Hausvaters und unterwarf auch Jagdtasche, Schrotbeutel und Pulverhorn, von seinem Stuhl aus, einer eingehenden Inspektion. Inzwischen arbeiteten die Frauen rüstig weiter, bis die älteste Tochter Barbara auch ein paar Mal versuchte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber es blieb vergeblich. Alexander beantwortete jede ihrer Fragen so kurz und bündig, wie möglich, und verfiel zuletzt in tiefes, träumerisches Nachsinnen.

So ging die Zeit hin, bis endlich die Mittagstunde herannahte. Herr Morrison selbst war nicht zu Hause, sondern zu einem entfernt wohnenden Ansiedler geritten, um, wenn möglich, ein Pferd von ihm zu kaufen oder, wenn dies nicht möglich, auf ein paar Tage ein solches von ihm zu leihen. Man erwartete ihn vor Abend nicht zurück.

Der Tisch wurde gedeckt, das Essen aufgetragen und nun erhob sich Alexander, strich seine Kappe glatt und setzte sie auf, indem er sagte:

„Nun, ich denke, ich muß jetzt nach Hause gehen!"

„Wollt Ihr denn nicht zum Mittagessen bei uns bleiben, Herr Henry?" fragte Frau Morrison.

„Ich gebe nicht viel drum — ich kann bleiben!" erwiderte dieser, ruhig sich umdrehend, seine Kappe an den Pflock hängend, welcher dann auch schnell das Jagdhemd folgte, dessen er sich alsbald entledigt hatte.

Das Mittagessen bestand aus Kartoffeln, Brot, Hirschfleisch, Maisbrei und frischer Buttermilch, welchem dann noch ein Stück Johnny-Cake mit Erdbeersaft als Nachtisch folgte. Alexander vertiefte sich gar bald in diese Speisen und ließ es sich auch recht wohl schmecken. Das Essen wurde stillschweigend eingenommen, und als man damit fertig war, der Tisch wieder abgeräumt. Die Mädchen wuschen das Eßgeschirr, die Mutter bestieg den Webstuhl wieder, und der wahrscheinliche Freiersmann platzirte sich behaglich auf den Stuhl, den er an den Kamin wieder zurück gerückt hatte. Hier blieb Alexander denn auch stocksteif sitzen und betrachtete bald die Barbara, bald die Betsy von der Seite, so daß die

Mädchen, welche wohl schon längst die Absicht seines Visitemachens gemerkt hatten, sich des Lachens kaum noch enthalten und ihre Lachmuskeln des weiteren zu bezwingen vermochten. So verging auch der Nachmittag. Hin und wieder war noch eine kurze Frage von Seiten der Frauen an den Freier gerichtet worden, die dann auch von demselben prompt beantwortet worden war.

Als der Abend schon hereinbrach, kam Herr Morrison heim. Er hatte gleich die beiden Milchkühe, die im Felde geweidet, mit heimgebracht, d. h. sie näher an das Blockhaus herangetrieben, damit sie hier gemelkt werden konnten. Die beiden Mädchen gingen nun hinaus, um die Arbeit, die draußen ihrer wartete, zu verrichten. Gleich darauf trat dann Herr Morrison in die Stube, begrüßte den Gast und setzte sich neben diesem nieder. Alexander wurde jetzt zwar etwas lebendiger und gesprächiger, konnte aber noch immer nicht den Muth dazu finden, mit seinem Heirathsantrage herauszurücken und sein Anliegen vorzubringen. Er ließ sich erst wieder zum Supper einladen, ehe er zugab, daß sein Pferd abgesattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müsse sich schnell heimschaffen. Die einbrechende Dunkelheit und das schwere Regenwetter, das sich nun doch einstellte, trotzdem er behauptete, es würde heute nicht mehr regnen, machten ohnehin jedes fernere Nöthigen überflüssig. Ohne weitere Einladung holte er jetzt selbst den Sattel ins Haus, hing ihn an den hölzernen Pflock unter der Veranda auf und führte das Pferd in den Futterstall, wo es die ihm vorgeworfenen Maiskolben mit großem Appetit verzehrte.

Nachdem alle Arbeiten, die man für den Abend noch zu verrichten hatte, beendet, auch die Thüren verriegelt und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, die man keinen Abend zu vergessen pflegte, getroffen waren, suchten Alle ihr Lager auf, und auch der Freiersmann befand sich bald darauf unter einer wollenen Decke hingestreckt. Die Nacht verging ungestört, und am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben sich die beiden Mädchen, die in einem durch einen vorgezogenen Vorhang abgeschlossenen Raum geschlafen, zuerst von ihrem Lager, bereiteten das Frühstück, melkten die Kühe und trugen dann das Morgenessen auf: Maisbrei, Milch, gebratene Kartoffeln, etwas Fleisch, geräucherten Speck und Maisbrot. Jetzt wurde aber auch Alexander unruhig und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge oder steckte ihm in der Kehle. Herr Morrison, der es entweder merkte, oder dem seine Gattin schon ihre Vermuthungen mitgetheilt hatte, wollte dem armen verlegenen Freier einen Korb ersparen, nahm

ihn bei der Schulter, führte ihn vor die Thür und erzählte ihm hier, daß bei ihm ein doppelt glückliches Familienereigniß in Aussicht stehe — nämlich zwei Hochzeiten an einem Tage. Seine beiden Töchter seien seit einiger Zeit verlobte Bräute und in zwei Wochen solle die Doppelhochzeit stattfinden.

Alexander zeigte sich zwar nicht sehr überrascht, mußte diese Sache aber doch wohl etwas sonderbar finden, denn er sagte nichts weiter, als: „Nun, nun, eine kleine Sonderbarkeit!" setzte dann seine Kappe zurecht, zog den Gürtel fester um sich, nahm seinen Sattel vom Pflock, schüttelte dem Alten die Hand und bat ihn, den Frauen von seinetwegen einen guten Morgen zu wünschen, und befand sich zehn Minuten später auf dem Wege nach seiner Ansiedelung.

Indeß wurmte es ihm aber doch, daß er einen ganzen Tag, und noch dazu in der dringendsten Zeit, in welcher die Aussaat zur künftigen Ernte besorgt werden mußte — Zeit ist ja nach amerikanischem Grundsatz Geld — versäumt hatte. Er war daher fest entschlossen, noch einen Versuch zu machen, um seinen Zweck doch noch zu erreichen, und gelobte sich, von diesem Ausfluge nur als verlobter Bräutigam heimzukehren, koste es, was es wolle.

Auf seinem Heimwege mußte er an einer kleinen Shanty vorbeireiten und hier wohnte auch ein junges, braves Mädchen, das aber nicht so gut situirt war, wie die Töchter Morrisons, da sie mit ihren Eltern noch nicht gar lange ihre Farm bewohnt und bewirthschaftet hatte. Aber Betty war ein braves und tüchtiges Mädchen. Schon etliche Mal hatte er das schlanke, anmuthige Geschöpf mit den großen, fragenden Kinderaugen und den reichen, nußbraunen Flechten, getroffen. Er hatte sie angesprochen und ein freundliches Entgegenkommen bei ihr gefunden. Weshalb er wohl nicht gleich und zuerst an die liebliche Betty gedacht? Er vermochte sich diese Frage nicht zu beantworten, stieg aber vor dieser Shanty ab, trat hinein, und beendigte noch denselben Vormittag das Geschäft, indem er schnell und bereitwillig von den Eltern und Betty, die ihn als einen fleißigen Jungen kannten, die Zustimmung erhielt.

Am Nachmittage ging er schon wieder seiner Beschäftigung auf seiner Ansiedlung nach, zog Furchen für die Maissaat, baute Tabak an und war gar emsig hinter der Arbeit her.

Die Hochzeit sollte, wie man verabredet hatte, in einigen Wochen stattfinden, und zwar im Hause des Onkels der Braut, da dasselbe mehr Raum für diese Feier bot, als die Shanty des Vaters. Herr Dan. Umbach, Betty's Vater, war auf Veran-

lassung seines Bruders, Just Umbach, der schon seit einer Reihe von Jahren auf seiner Farm gewohnt hatte, aus Virginien hierher in diese Niederlassung eingewandert. Die Eltern beider Brüder stammten aus der Schweiz und hatten eine Reihe von Jahren im östlichen Theile des Staates Virginien gewohnt; hier waren auch beide Brüder geboren. Just, der ältere, war aber viel früher, als sein Bruder Dan, in das Bergland von Nord-Carolina ausgewandert und war darum auch in wirthschaftlicher Beziehung seinem Bruder voraus. Während Dan sich noch mit einer kleinen Shanty behelfen mußte, bewohnte Just schon ein stattliches Blockhaus, und hier sollte auch nun die Hochzeitsfeier Betty's, die das Pathenkind Just's war, stattfinden.

Betty war zwar noch jung, zählte kaum 18 Jahre, aber zu jener Zeit war es unter den alten Ansiedlern Gebrauch, daß sie ihre Kinder jung verheiratheten. Einen Hausstand zu gründen, kostete ja auch nichts weiter als ein wenig Arbeit. Dazu kam, daß die beiden jungen Leute sich auch zu einander hingezogen fühlten. Betty gewann ihren Verlobten seines tüchtigen und freundlichen Wesens wegen immer lieber, und er hing an seiner Betty, da sie immer gut und freundlich war, mit inniger Liebe und aufrichtiger Treue.

So kam denn der Hochzeitstag immer näher. Der Frühling lag auf dem schönen Lande; der Hickory zeigte schon sein saftgrünes Laub, das Dogwood blühte im Walde, überall entfaltete sich der bunte Blumenschmuck; in den Büschen und Wipfeln zwitscherte und flatterte es, aus dem Süden herauf kamen in langen Ketten und Zügen die gefiederten Sommergäste, um ihre Nester hier zu bauen, und reges Leben herrschte überall in Gottes schöner Natur.

Es war am Hochzeitsmorgen und die Feier der Hochzeit begann im Hause der Braut, welche auch das Recht hatte, sich den Geistlichen zu wählen, der den Trauakt vollziehen sollte.

Stand eine Hochzeitsfeier bevor, so zog dieselbe die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft auf sich, und Alt und Jung erwartete dies frohe Ereigniß mit sehnlichem Verlangen. Dies war aber auch nicht zum verwundern, war doch eine Hochzeitsfeier die einzige Gelegenheit, bei welcher man sich nicht zusammenfand, um Arbeiten zu verrichten, wie sie die Ernte, das Blöckezusammenschleifen, das Aufrichten eines Blockhauses, oder das Ebnen und Säubern eines Stück Landes u. s. w. mit sich brachten. Im Hause des Bräutigams versammelte sich am Morgen des Hochzeitstages das Gefolge desselben, in der Absicht, zur Mittags-

zeit im Hause der Braut — hier also in Just Umbach's Blockhause — einzutreffen. Diese Stunde war gewöhnlich zu der heiligen Trauhandlung bestimmt und letztere mußte selbstverständlich vor dem Diner vollzogen sein.

Stelle sich der Leser nun eine Versammlung von Leuten vor, welche in einer Wildniß lebten, wo im Umkreise von 80 bis 100 Meilen weder ein Kleiderladen, noch ein Schneider oder eine Schneiderin zu finden war — und eine Versammlung von Reitpferden, die weder bei einem Hufschmied gewesen, noch von einem Sattler jemals ein Stück Geschirr getragen. Die Männer waren in eigen gemachte lederne Hosen, Gamaschen und Moccasins und leinene Jagdhemden gekleidet. Die Frauen trugen eigen gewebte und genähte leinene Röcke und Jacken, Tuchschuhe aus grobem Zeug, Strümpfe, Taschentücher und — Bukskin Handschuhe, wenn letztere überhaupt beschafft werden konnten. Und wenn irgendwo eine Schnalle, ein Ring, Knopf oder Spitzenkante sich blicken ließ, so war dieser Artikel gewiß ein überliefertes Familienstück aus alter Zeit, das von den Eltern oder Großeltern herstammte. Die Pferde trugen entweder alte Sättel und alte Zäume oder auch Packsättel, oder man hatte sie nur mit einer wollenen Decke behangen. Ein Strick oder harte Schnur diente bei den meisten als Gurt, zuweilen verrichtete diesen Dienst aber auch ein Streifen Leder. Der Marsch von Alexander's Blockhaus nach dem Hause der Braut wurde oft dadurch gestört, daß der sogenannte „horse path" für die doppelte Reihe entweder zu schmal wurde, oder ein anderes Hinderniß in den Weg trat. Breite Wege waren eben nicht vorhanden. Und diese Hindernisse wurden noch vermehrt, entweder durch wohlmeinende oder übelgesinnte Nachbarn, indem sie den Pfad durch umgestürzte Bäume oder dadurch unpassirbar machten, daß sie wilde Weinreben, welche sie festbanden, über den Weg zogen. Dazu kam, daß eine Anzahl junger Leute unter sich verabredet hatte, an einem bestimmten Platz zusammenzutreffen, und als der Hochzeitszug nun hier vorüberzog, schossen sie unerwartet eine Anzahl Flinten ab, um den ganzen Zug in Pulverdampf einzuhüllen. Möge sich der Leser von der Szene, die nun folgte, eine Vorstellung machen: der schnelle Seitensprung der Pferde, der Schreck der Mädchen, die oft recht ungeschickt angebrachte Unterstützung des neben seiner Dame herreitenden Herrn, der diese vor dem Herabfallen vom Pferde zu schützen suchte — gewährte dem Zuschauer ein urkomisches Bild. Und dennoch geschah es, daß eine Dame, noch ehe ihr Schutzpatron ihr irgend welche Hülfe zu leisten im Stande

war, schon, als geschähe es ihm recht zum Spott, aus dem Sattel gefallen war und urplötzlich am Boden lag. Der Fall war so ungünstig gewesen, daß sie dabei ein Handgelenk verstaucht hatte, die kranke Stelle wurde aber nur mit dem Taschentuch verbunden, und nun kein Wort weiter darüber verloren.

Ein anderer bei Hochzeiten allgemeiner Gebrauch in der ersten Zeit der Besiedelung eines neuen Landstriches war, daß, nachdem man angefangen hatte, auch den Whisky zu bereiten, zwei einzelne junge Männer aus dem Gefolge des Bräutigams, noch ehe sie das Haus der Braut erreicht und etwa eine Meile von demselben entfernt waren, auf ihren Pferden einen Wettlauf um eine gefüllte Flasche anstellten. Je schlechter das Pferd war und je mehr Blöcke, Sträucher und tiefe Löcher sich auf demselben bei diesem Wettritte befanden, je größer also die Hindernisse, die zu überwinden waren, und je mehr Anstrengung es erforderte, desto reichlicher war denn auch die Gelegenheit geboten, seine Unerschrockenheit und Reitkunst an den Tag zu legen. Die englische Fuchsjagd ist in Bezug auf die Größe der Gefahr, welcher sich der Reiter mit seinem Pferde bei diesem Wettlauf um die Flasche aussetzte, nur ein Kinderspiel zu nennen.

Das Signal zum Beginn des Wettlaufes wurde durch einen indianischen Kriegsschrei gegeben, und mit Windeseile flogen die wetteifernden Ponies über umgestürzte Baumstämme, Gesträuche, tiefe Mooslöcher, Hügel und Thäler dahin. Die Flasche war für diese Gelegenheit im Hause der Braut schon gefüllt, und der erst der beiden Reiter, welcher die Thüre des Hauses der Braut erreichte, empfing als Siegespreis die gefüllte Flasche und bedurfte keines weiteren Richterspruches mehr. Er war der Sieger. Mit dem empfangenen Siegespreis — der gefüllten Flasche — kehrte er nun triumphirend zu der Gesellschaft zurück. Sobald er hier wieder ankam, zeigte er die Besiegung seines Rivalen durch einen schrillen indianischen Siegesruf (Whoop!) an. An der Spitze des Zuges angekommen, reichte er die Flasche zunächst dem Bräutigam und s e i n e m Begleiter, dann jedem in dem Zuge folgenden Paare, bis jeder seinen kleinen Trunk genommen, worauf er die Flasche zurücknahm, sie in dem Busen seines Jagdhemdes verbarg und seinen vorigen Platz in der Gesellschaft wieder einnahm.

Die Trauung Alexanders und Bettys war vorüber. Der Geistliche, der sie vollzogen, hatte sich schon im Laufe des Vormittags in Just Umbecks Hause dazu eingefunden, und nun folgte das Hochzeitsdiner. Dies war in der That und Wahrheit ein hinterwäldlerisches Festessen und bestand wesentlich aus Beef,

Schweinefleisch und Geflügel, ebenso auch aus Wildpret, Hirsch- und Bärenfleisch, welches alles gebraten oder gekocht auf die Hochzeitstafel kam; dazu Kartoffeln, Kraut und anderes Gemüse in großer Fülle.

Während der Mahlzeit herrschte die größte Fröhlichkeit, obgleich der lange Tisch ungedeckt war, und nur aus einer grob gezimmerten und mit der Holzaxt behauenen Planke, welche auf vier in gebohrten Löchern befestigten recht groben Beinen ruhete, hergerichtet war. Das Tafelgeschirr sah ebenfalls ärmlich genug aus; ein paar zinnerne Teller waren das vornehmste Eßgeschirr auf der Tafel, sonst aber erblickte man hölzerne Näpfe und Teller; dazu ein paar Blechlöffel, deren Kanten jedoch schon so scharf und abgenutzt waren, daß derjenige, der mit ihnen im Munde herumhantirte, sich fürchten mußte, bei jedem von ihm genossenen Bissen sich Lippen und Zunge zu zerschneiden. Die übrigen Löffel waren aus Hirschhorn gefertigt. An Tischmessern fehlte es fast immer. Dieser Mangel wurde aber schnell durch das Scalping-Knife ersetzt, da der Hochzeitsgast dasselbe, an seinem Gürtel befestigt und im Futerale steckend, stets mit sich führte.

Nach Beendigung des Essens begann der Tanz und dauerte bis zum nächsten Morgen. Das Tanzvergnügen (wenn man dasselbe überhaupt als ein Vergnügen bezeichnen kann) unserer Vorfahren produzirte sich aber in wesentlich anderer Weise, als der heutige Tanz. Es war nicht ein wildes Herumwirbeln und Herumdrehen zu Paaren, wie das Geschlecht unserer Tage den Tanz tractirt, sondern bestand in anmuthigen, graziösen Körperbewegungen zu Dreien oder Vieren, welche sie „three and four handed reels" nannten. Den Anfang bildeten immer vier Personen, welche sich gegenübertraten und dann die angedeuteten Körperbewegungen folgen ließen, die sie „jigging it off" nannten, d. h. zwei von den Vieren begannen einzeln in hüpfenden, anmuthigen Bewegungen den „jigg it off" und ihnen folgte dann bald das zurückgebliebene Paar in eben denselben Bewegungen nach. —

Die jiggs waren oft verbunden mit dem sogenannten „cutting out", d. h. wenn irgend einer der tanzenden Parteien des Tanzes müde wurde, gab er einer andern nicht tanzenden Person ein Zeichen, und sofort trat dann diese andere Person an seine Stelle und nahm den Platz des Ausscheidenden ein, ohne daß der Tanz selbst dadurch gestört wurde. In dieser Weise wurde derselbe Tanz oft so lange fortgesetzt, bis der Musikant desselben müde

und überdrüssig wurde und aufhörte zu spielen, was dann selbstverständlich auch den Tanz beendete.

War die letzte Hälfte oder das Ende der Nacht herangekommen und es fand sich nun Jemand, der sich ermüdet fühlte und davonzuschleichen versuchte, um ein wenig auszuruhen, so wurde er von den Andern in seinem Versteck aufgesucht, aufgejagt und auf den Tanzplatz geschleppt, der Fiedler aufgefordert, einen Tanz zu spielen und dem Ermüdeten zugerufen: „Hang out until to-morrow morning" (Halte aus bis an den Morgen).

Etwa 11 Uhr Abends verschwand die Braut aus der Gesellschaft. Eine zu diesem Zwecke erwählte Deputation junger Mädchen hatte die Aufgabe, die Braut zu stehlen und zur Ruhe zu legen. Um diesen Act ausführen zu können, mußten sie, da keine Treppe vorhanden war, eine Leiter benutzen, um aus dem Speisezimmer oder Ballsaal auf den Boden zu gelangen, wo die Braut schlafen sollte. Der lose aufliegende, unangenagelte Fußboden bestand aus clap-boards und klapperte fast bei jedem Fußtritt; die Leiter stand hinter der Thür, welche zu diesem Zweck schon geöffnet war; die Thüröffnung mußte aber noch immer verhangen werden, damit man drinnen den Diebstahl nicht merke, und dazu benutzten die Frauen die Jagdhemden der Männer, die Mäntel der Frauen und andere Kleidungsstücke, oder was ihnen sonst gerade zur Hand kam. War der Diebstahl mit der Braut gelungen, dann gaben einige Späher ein Zeichen und sobald dies Signal erfolgte, machte sich eine Deputation junger Männer daran, die Aufgabe, die ihnen geworden, auszuführen, nämlich den Bräutigam in ebenso heimlicher Weise zu stehlen und ihn ebenfalls zur Ruhe zu legen. Der Tanz wurde inzwischen fortgesetzt, und wenn es dabei an Sitzplätzen fehlte, was oft der Fall war, dann war jeder junge Mann, der nicht mittanzte, verpflichtet, seinen eigenen Sitz an eine Dame abzutreten oder ihr seinen Schooß als Sitz zu offeriren.

Inmitten aller Fröhlichkeit wurden aber Braut und Bräutigam keineswegs vergessen. Ziemlich spät in der Nacht erinnerten sich etliche Damen aus der Gesellschaft der Braut, daß diese einer Erquickung bedürfe. Dasselbe geschah auch von den jungen Männern. „Black Betty", der Name der bekannten Flasche, wurde von den Männern gerufen und die Leiter hinauf gesandt. Aber „Black Betty" wanderte nie allein diesen Weg; Brod, Beef, Schweinefleisch, Kraut, Kartoffeln und andere Speisen begleiteten sie und zwar in solcher Menge, daß wohl ein halbes Dutzend hungriger Menschen sich daran zu sättigen vermochten.

So versorgten die Frauen die Braut und die jungen Männer den Bräutigam und beide konnten nun essen und trinken so viel oder so wenig sie nur immer vermochten. Wenn im Verlaufe der Festlichkeit jemand einen Trunk für sich selbst begehrte oder einen Toast auf das junge Paar auszubringen wünschte, dann rief er laut genug: „Where is Black Betty? I want to kiss her sweet lips" (Wo ist die Flasche? Ich wünsche ihre süßen Lippen zu küssen)! Black Betty wurde ihm sogleich gereicht und er sagte dann: „Auf die Gesundheit des Bräutigams — mich selbst nicht zu vergessen — und auf die Gesundheit der Braut; viel Glück und kräftigen Nachwuchs!"

Diese letzte Bemerkung, obwohl unpassend und ungeschickt, sollte nichtsdestoweniger einen freundschaftlichen und gutgemeinten Wunsch ausdrücken. „Kräftiger Nachwuchs" meinte besonders Söhne; denn wenn sie geboren wurden, war dies ein wichtiges Ereigniß, weil die wenigen Männer, die vorhanden waren, in beständigem Kriege mit den Indianern leben mußten, dessen Ende noch gar nicht abzusehen war. Einige meinten sogar, der beständige Krieg gehöre mit zum Ansiedler- und Hinterwäldlerleben, und darum war in ihren Augen jeder geborene kräftige Sohn auch ein guter Soldat.

Während so im Hause alles fröhlich war, geschah draußen etwas anderes. Einige Nachbarn oder Verwandte, welche nicht zur Hochzeit geladen worden waren, hatten dies übel genommen und schnitten nun, dem üblichen Gebrauche folgend und sich an den Hochzeitsgästen rächend, den Pferden die Mähnen, Vorderhaare und Schwänze ab. —

Auf der Rückkehr von der Hochzeitsfeier galt bei der Prozession dieselbe Regel, wie auf dem Hinwege. Auch der Wettritt um Black Betty fand in gleicher Weise statt. Oft dauerten die Festlichkeiten etliche Tage hindurch, bis die Gäste durch die Entbehrungen der Ruhe und des Schlafes so abgemattet waren, daß sie etliche Tage der Ruhe bedurften, bevor sie ihre Arbeiten wieder ordentlich aufzunehmen im Stande waren. — —

Sollte der Leser mich nun fragen, weshalb ich dies unerquickliche Bild der rohen, ungebildeten Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren vor seinen Augen entrollt habe, so möchte ich die Gegenfrage aufwerfen: Weshalb gefällt uns ein vor unsern Augen entrolltes blutiges Schlachtfeld? Warum ergötzen wir uns an der Form einer schönen Dichtung, einer gutgeschriebenen Novelle? Einem spannend gehaltenen Roman?

Ich habe die Wahrheit geschrieben und nur die Wahrheit, so seltsam sie auch erscheinen mag. Ich habe gesellschaftliche Zustände und Sitten geschildert, die dem gegenwärtigen Geschlecht schon fast gänzlich aus der Erinnerung entschwunden sind, und zwar in der Absicht, der Jugend unseres Landes zu zeigen, welchen Segen Civilisation und Wissenschaft unserer heutigen Zeit gebracht haben, und das Alter zufriedenzustellen und ihm die Meinung zu nehmen, die sich oft in den Worten kundgiebt: „Die gute alte Zeit war besser, als die heutige neue Zeit ist.“ — Sie war es aber nicht!

Mit mehr oder weniger Ausnahmen obiger Schilderungen war auch die Hochzeitsfeier Alexander Henry's und Betty Umbach's verlaufen.

Das junge Ehepaar war nun in das von Alexander bereits eingerichtete Blockhaus eingezogen, wo jetzt das Leben mit seinen Arbeiten ihre Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Von frühester Jugend an Entbehrungen gewöhnt, mäßig erzogen und abgehärtet wie ein Indianer, da er das weichliche Leben der Civilisation kaum aus Erzählungen kannte, war unserem Hinterwäldler Alexander Henry seine Farm, der Wald, die Berge und Flüsse von nun an seine Welt, und er konnte sich eine Existenz ohne dies alles kaum denken. Er bebaute das Land und trieb etwas Viehzucht. Dabei besaß er eine unglaubliche Fertigkeit in Handhabung der Axt, da er schon als Kind, als er sie kaum zu heben vermochte, das Feuerholz für den täglichen Bedarf hatte spalten müssen; und der tägliche Bedarf eines solchen westlichen Kamins war gerade nicht gering. Die Axt war ihm aber auch von der Zeit an, wo er wieder von Bedford, nachdem sein Großonkel schnell gestorben, in das väterliche Blockhaus zurückgekehrt war, das einzige Handwerkzeug gewesen. Mit ihr hatte er sich sein Blockhaus gebaut, Fenzriegel gespalten, seinen Pflug hergerichtet, Schleifen und Wagen zusammengezimmert und selbst bei letzterem die Räder zugerichtet. Dabei führte er eine sehr sichere Hand.

So arm er nun auch war, gab er doch nie zu, daß seine Frau sehr harte Arbeit verrichte. Ihre Beschäftigung beschränkte sich größtentheils auf Kochen, Waschen, Spinnen, Weben. Vergnügen kannte sie nicht. Ihre Familie und ihre Haushaltung waren ihre Welt. Sonntags ritt sie in die gottesdienstliche Versammlung und bei dieser Gelegenheit besuchte sie dann vielleicht auch eine entfernt wohnende Freundin oder das elterliche Haus.

So viel und so schnell der junge Hinterwäldler nun aber auch zu Zeiten, besonders wenn die Arbeit sehr dringend war, arbeiten konnte, so sehr liebte er es auch wieder, nachher einige Zeit Ruhe zu haben. Er strich dann oft, die Flinte auf der Schulter, tagelang im Walde und in den Bergen umher. — —

Es war an einem schönen Sonntag Nachmittag im Monat August, als sich vor dem Blockhause Alexander Henry's, unter einem prächtigen Nußbaum, eine kleine Gesellschaft befreundeter Nachbarn versammelt hatte. Der Onkel Betty's mit seinen beiden Söhnen, seiner Tochter Mary und seinen zwei Schwiegertöchtern, Betty's Vater und Mutter, der alte Henry, Morrison mit seinen beiden Töchtern und Schwiegersöhnen, unser junger Wirth mit seiner Gattin und etliche andere gute Freunde, darunter auch ein Pelzhändler Namens Pierre Langlade, ein geborener Franzose, welcher auf seiner Rundreise nach Büffel-, Hirsch- und Biberfellen auch diese neue Ansiedelung zu besuchen pflegte.

Diese alle saßen auf dem grünen Rasen im Schatten eines Nußbaumes, einem wahren Prachtexemplar, wie man sie nur in jenen Gegenden sehen konnte. Seine Zweige waren so lang und dicht, daß man sich gegen die Sonnenstrahlen keinen angenehmeren Schutz denken konnte.

Die beiden Vettern Alexander's, Jack und Nick, dampften, im Grase auf dem Rücken liegend, ihre Thonpfeifen mit dem ergötzlichsten Behagen, wie Herren von ganz Amerika. Auch Herr Morrison und Papa Henry hatten ihre Pfeifen angezündet und man unterhielt sich in der lebhaftesten Weise. Herr P. Langlade, der kleine lebhafte Franzose, aus dem deutschen Elsaß stammend, das damals zu Frankreich gehörte, hatte sich einen ziemlichen Rest der deutschen Sprache aus dem Mutterlande noch bewahrt. Und da er überhaupt eine gesprächige Natur war, so trug er, bald in schlechtem Deutsch, da alle Anwesenden bis auf Herrn Morrison und dessen Töchter diese Sprache ziemlich gut verstanden, bald in zwischen gestreutem oder reinem Englisch und Französisch, nur um sich eben Allen verständlich zu machen, hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung. Wie es so geht, wenn Einer gleichsam von überall herkommt, wie unser Pelzhändler, und den Wissenden spielt, gab er bald diese bald jene Neuigkeit — für die Grenzer war ja eigentlich Alles neu — zum Besten, trug allerhand Schnurren vor und versetzte Alle in die fröhlichste Stimmung, bis er, sich selbst unterbrechend, rief:

„Habt Ihr denn auch von den Rothhäuten gehört oder sie sogar schon in Eurer Nähe gesehen?“

Die Hälse reckten sich, besonders die der Damen; man rückte näher.

„Was? die Indianer? Sprecht Euch näher aus!“

„Also wißt Ihr nichts wie die neugeborenen Kindlein?“ rief er. „Nun, so hört: Nach Fort Alexandria kam in letzter Zeit die unwillkommene Nachricht, daß die Indianerstämme an den oberen Seen jenseits der Alleghanies, ich glaube die Ottawas, Miamies, Chippewas und wie sie sonst heißen mögen, von irgend einer Seite her aufgehetzt, ihre Jagdgründe verlassen, die Berge überschritten haben und bereits diesseits der Gebirge umherschweifen sollen, zwar wie sie vorgeben der Jagd wegen — denn sie sehen ja ganz Amerika für ihre Jagdgründe an — aber, wie es mir scheint und was ich selbst darüber erfahren, mit wenig friedfertigen Absichten. Wahrscheinlich kommt es ihnen nur darauf an, mit den Blaßgesichtern anzubinden, um nicht zu sagen, so viele als möglich zu scalpiren und mit den Scalpen nach alter Gewohnheit ihre heimathlichen Wigwams zu schmücken.“

„Das wäre ja ein entsetzlicher Besuch!“ flüsterten die jungen Frauen sich einander zu.

„O, unsere armen Männer, wie würde es ihnen und uns ergehen?“ seufzten sie angstvoll.

Der Pelzhändler hatte offenbar etwas dick aufgetragen. Er fühlte dies wohl selbst. Denn ehe Alexander durch einige Fragen den Stand der Dinge klar stellen konnte, sagte er:

„Braucht Euch darum noch nicht zu fürchten, besonders Ihr nicht, Ihr jungen Frauen. Der Gouverneur von Virginien hat seine Vorsichtsmaßregeln bereits getroffen und die Grenzer von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtigen lassen. Auch der Gouverneur unseres Staates hat dasselbe gethan, und mich wundert nur, daß Ihr noch nichts davon erfahren habt. Im Nothfalle werden — d. h. wenn es sich herausstellt, daß die Rothhäute wirklich Böses im Sinne haben — die Milizen aufgeboten und die Virginier sind ja auch nicht so weit von hier entfernt, daß sie nicht eilig zur Hülfe herbei eilen könnten. Zudem wissen die Rothhäute aus Erfahrung, daß die Bleichgesichter keinen Spaß verstehen. Sie werden sich also wohl vorsehen und in den Bergen und Urwäldern bleiben. Auch spuken sie noch nicht in Eurer Nähe herum, sondern haben ihr Wesen, wie man hört, am oberen Laufe des Catawba und in den oberen Bergen und“ — — setzte er lachend hinzu — „bange machen gilt nicht!“

Trotzdem der letzte Bericht etwas beruhigender lautete, als der erste, hatte der Name „Rothhäute“ die Versammlung doch in

die unbehaglichste Stimmung versetzt, wie sie denn hier in dem abgelegensten Winkel eher das Schlimmere als das Bessere glaubten und nach den bisherigen Erfahrungen mit den Rothhäuten auch glauben mußten.

In etwas gedrückter Stimmung erhoben sich die Damen zuerst, verließen die Gesellschaft der Männer und begaben sich mit Betty in's Haus, um ihr das Abendbrot bereiten zu helfen. Inzwischen plauderten die Männer weiter. Der alte Papa Henry erzählte, wie gerade jetzt die Nord-Carolinier ihr Augenmerk auf diese reicheren, fernab vom Meere gelegenen Gelände richteten, und ihre Jäger anfingen, in den Gewässern des hügeligen Binnenlandes den Biber und die Fischotter zu fangen. „Die Indianer längs der Meeresküste", sagte er, „sind von der Wärme der Civilisation hingeschmolzen wie der Schnee im Frühlingssonnenstrahl. Der mächtige Stamm der Hatteras war schon zu Anfang dieses Jahrhunderts auf nur 20 Köpfe kriegstüchtiger Männer zurückgegangen. Ein anderer Stamm am Chowan ist gänzlich verschwunden und die übrigen Wilden dieser Gegend werden sich bald um ihre Ländereien — besonders die Catawbas, deren Stamm noch ziemlich stark sein soll — beraubt und betrogen sehen."

„Aus diesem Grunde nehmen sie aber auch an den Bleichgesichtern blutige Rache", nahm nun Langlade wieder das Wort. „Es ist wahr", fuhr er fort, „sie sind in die Urwälder zurückgetrieben, wo sie und ihre Brüder zu Hunderten an den Lastern und Krankheiten zu Grunde gehen, die von den Weißen ins Land gebracht worden sind. Es ist ferner wahr, daß das ganze Gebiet vom Meere bis zum Yadkin und Catawba beinahe noch ganz unbewohnt ist und der Thätigkeit des tüchtigen Farmers die Verheißung einer tüchtigen Ausbeute eröffnet. Ebenso wahr ist es aber auch, daß er noch manchen harten Strauß mit den Indianern zu bestehen haben wird. Das Volk von Nord-Carolina ist in seinem Denken und Handeln beinahe so frei wie die Luft, die es athmet. Es giebt fast gar keine gesetzliche Einschränkung und doch ist gerade der Nord-Carolinier jeder Gewaltthat abhold und von sanfter Gemüthsart. Die Bleichgesichter werden also keinen Krieg mit den Indianern beginnen; aber die Ansiedler sind weit über die Wälder hin zerstreut, ohne eine kleinere oder größere Stadt, ja fast ohne alle Weiler in dem waldreichen Gebiet. Er baut seinen Mais, Tabak, zieht sein Vieh und ist friedlicher Natur, er befindet sich aber fast ohne jede Verbindung mit der Außenwelt; es giebt keine Straßen, sondern nur Reit- und

Saumpfade von einem Haus zum andern, und selbst diese sind nur mittelst Kerben an den Bäumen bezeichnet. Wie schwierig ist es da, der Gefahr, welche Euch von den Indianern droht, erfolgreich zu widerstehen. Und dazu kommt noch der ewige Zank zwischen den hochkirchlich gesinnten Ansiedlern und der Dissenter-Partei über religiöse Angelegenheiten. Sollte man sich nicht bemühen, dieser Zwietracht angesichts der unverkennbar feindseligen Stimmung der sie umgebenden Wilden ein Ende zu machen? Sollte nicht der Instinkt der Selbsterhaltung alle Ansiedler leiten, sich gegenseitig zu einem erfolgreichen Kampfe gegen die Rothhäute, welche schon oft genug Euer Korn und Vieh von den Pflanzungen geraubt und das Leben der Kolonisten bedrohten, zu verbinden?"

„Das wird auch geschehen", erwiderte Morrison, „wir werden das mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu erstreben suchen. Ein Anfang dazu ist bereits gemacht; wir werden in nicht langer Zeit ein Fort besitzen und die Ansiedelung wird sich dann wenigstens ein sicheres Asyl gegründet haben, wohin man sich in Zeiten der Gefahr flüchten kann."

„Das ist ein sehr nothwendiges — —" hob Langlade an, wurde aber in seiner Rede unterbrochen — man rief zum Supper. Die ganze Gesellschaft erhob sich nun und begab sich ins Haus. Das Abendessen wurde jetzt im Blockhause eingenommen, und man vermied in Gegenwart der Frauen dabei absichtlich, den Gegenstand des Gespräches unter dem Nußbaum über die Indianer wieder aufzunehmen.

Nach dem Abendbrot verabschiedete man sich gegenseitig schnell, da der Abend herannahte, und Jeder eilte seiner Heimath zu, die durch den Pelzhändler gebrachte Nachricht von den Indianern mit heimnehmend. Auch Pierre Langlade zog schleunigst von dannen, da er, wie er sagte, so schnell als möglich mit seinem erhandelten Pelzvorrath stromabwärts nach dem Osten zurückkehren müßte.

Die alte sichere Ruhe und Sorglosigkeit, die bisher auf Alexander's Besitzthum geherrscht, war aber doch durch die Nachricht Langlade's von den feindlich gesinnten Indianern gestört worden. So oft der junge Ehemann mit seiner Flinte auf der Schulter sich auf die Jagd begab — und das geschah mit der vorrückenden Herbstzeit immer häufiger — bat Betty ihn, sich nicht allzuweit und zu lange von der Ansiedelung zu entfernen. Er wußte ihre Sorge aber immer wieder dadurch zu verscheuchen und sie zu beruhigen, indem er sagte, „ihm sei bis jetzt noch kein

Indianer zu Gesicht gekommen, und so werde er auch wohl in Zukunft vor ihnen sicher sein."

Obgleich Alexander seine Betty und seinen alten Vater treu und wahr liebte, so ließ er sich dies doch kaum merken. Es gehört eben zum Charakter des Hinterwäldlers, daß er in seinem ganzen Benehmen gegen die Seinen kalt und theilnahmlos erscheint und sich gegen sie so gleichgültig verhält wie gegen Fremde. Begab sich Alexander auf die Jagd, so sagte er selten mehr als ein trockenes: „Good bye"; kehrte er nach längerer Abwesenheit zurück, so kümmerte er sich eher um sein Vieh und um seine Wirthschaft, als um seine Familie, und verzehrte ruhig sein Abendbrot, ohne ein Wort zu sprechen und ohne sich zu erkundigen, wie es ihnen während seiner Abwesenheit ergangen. Betty kannte ihren Alexander gut genug und hing in seltener Liebe und Treue an ihrem Gatten.

Je weiter die Herbstzeit vorrückte, desto öfter und entfernter von seiner Ansiedelung schweifte Alexander in den Bergen und Wäldern umher. Die Gefahren der Wildniß, die er nicht einmal achtete, das Jagdvergnügen, welchem er mit ganzer Seele oblag, gewährte seinem Hang, in die Ferne zu schweifen, immer neuen Reiz. Oft ging er des Morgens fort und kam des Abends, sogar des Nachts wieder, wo ihm der Mond und die Sterne zu treuen Wegweisern wurden.

Betty wurde, je länger er ausblieb, immer besorgter um ihn. Von den Indianern hatte man zwar nichts wieder gehört, aber das junge Weib konnte sich der Angst um ihren Gatten, wenn er abends nicht zur gewöhnlichen Stunde, wo sie ihn erwartet, heimkehrte, nicht entschlagen noch erwehren. Der alte Vater Henry lächelte über ihre Angst und meinte ganz kühl und unbesorgt, „sein Alex— würde schon zu rechter Zeit wieder da sein".

So war ein Jahr nach ihrer Verheirathung vergangen und der Monat Oktober herangekommen. Ueber die Indianer und deren Absichten oder Verhalten gegen die Ansiedler war während dieser Zeit auch nicht ein Wort in die stille Ansiedelung gedrungen. Der Pelzhändler war mit seinem Bericht über die Annäherung feindlich gesinnter Indianer also doch in's Wasser gefallen. —

Mit frischem Jugendmuth warf Alexander eines Morgens seine Flinte über die Schulter und schritt dem morgenstillen Walde zu. Bei der Morgenandacht hatte der alte Vater Henry gebetet: „In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!" Das Gebet war dem jungen Manne in's Herz ge-

drungen und er dachte darüber nach, wie viele Wohlthaten und Bewahrungen er doch dem lieben Gott zu danken habe. Ein schönes Heim ein liebes Weib, einen treuen Vater. Diese köstlichen Güter nannte er sein. „Wie gütig du gegen mich bist, du lieber Gott! Nun, ich danke dir von ganzem Herzen!“ betete er leise vor sich hin. — Ein neuer Muth und neues Gottvertrauen beseelte ihn und so schritt er kräftig weiter.

Es war ein sehr schöner Oktobertag. Die herbstliche Pracht und Heiterkeit der Natur in dem herrlichen Bergland entsprach seiner gehobenen Stimmung. Ihm dünkte, nichts könne ihn mehr betrüben. Frisch und fröhlich erstieg er die hohen Berge, eilte durch tiefe Thäler und war ganz in seinem Lebenselement, so einsam und allein, weit und breit keine menschliche Seele, die seine Einsamkeit und Wanderung störte. Und doch sollte gerade dieser Tag einer der schwersten in seinem Leben werden, oder richtiger die Nacht, die ihm folgte. —

Fast planlos streifte er durch den Urwald. Er wurde nicht müde, in seine Wildnisse tief und tiefer einzudringen, dahin, wo vielleicht noch nie ein weißer Fuß den Boden berührt hatte, immer tiefer in's eng verschlungene Dickicht. Und wie der Lachvogel dazu lachte zum Ausschütten, und dort ein Rudel Wild, darunter so prächtig gehörnte Hirsche, die schnell durch das Dickicht brachen, ihm aber nicht schußgerecht kamen; und dort eine Beutelratte, ein Opossum, braun, fast von der Größe einer Katze; und nun gar die lieblichen buntgefiederten Bewohner der Wildniß, die vielartigen Vögel, — — und immer tiefer drang er hinein in's stille feierliche Waldesdunkel.

Mit einem geheimen Zauber zog ihn das Urwaldleben unaufhaltsam fort. Es reizte ihn, wieder einmal in seine Tiefen einzudringen, und Lebensmittel hatte er auf alle Fälle bei sich; zu hungern brauchte ein Jäger überhaupt nicht. Sich bald lagernd, bald weiter schweifend, ging er so fort, bis er am Stande der Sonne gewahr wurde, daß der herrliche Oktobertag sich seinem Ende zuneigte.

Er dachte an den Rückweg. Auf ihm wollte er sich die Jagdbeute erlegen und kehrte nun um. Aber noch niemals war er so weit in die Wildniß eingedrungen und zum ersten Mal wurde er auf diesem Jagdzuge über die Richtung, die er einzuschlagen hatte, um nach seiner Ansiedelung zurück zu gelangen, irre. Er konnte beim besten Willen und trotz seiner Erfahrungen als Jäger und Pfadfinder den Rückweg nicht finden.

Schnell war nun auch die Nacht da. An ein Weiterwandern konnte er nicht denken. Zwar stand der Mond herrlich klar über den Wipfeln der Bäume, allein nach unten ergoß er sein Licht allzu spärlich, da die Lianen, die Schlinggewächse, die fast netzartig über die Zweige hingen, den Mondglanz neidisch aufhielten.

Kurz entschlossen ergab sich der kühne Jäger denn auch in sein Loos, im Walde die Nacht zuzubringen. Es war ja nicht das erste Mal, daß das nächtliche Dunkel des Urwaldes ihn aufnahm. Mit dem nächtlichen Leben desselben hinlänglich vertraut, befremdeten ihn auch die Thierstimmen, die allmählich laut wurden und ihr Nachtkonzert anstimmten, durchaus nicht. Das Schreien, Brüllen, Bellen, Pfeifen, Heulen und Miauen war zwar nicht schön, aber ihm bekannt genug — am bekanntesten freilich die Stimme eines Wolfes, die er deutlich aus dem schauerlichen Nachtkonzert heraushörte.

Ein Feuer anzuzünden hielt er nicht für rathsam, da ihm dieser Theil der Wildniß dazu doch zu unheimlich erschien, er sich auch nicht selbst, falls Feinde in der Nähe waren, verrathen wollte. Die Flinte zum Schuß bereit, ließ er sich in das Waldmoos nieder, den Rücken zum Schutz an den Stamm eines gewaltigen Waldriesen lehnend. Silbernen Tropfen gleich, traf dann und wann ein Lichtstrahl des Mondes das greuliche Halbdunkel um ihn. Sie schienen die etwas aufgeregte Phantasie des Jägers völlig zu beruhigen, der sich, wie er wohl wußte, unter den Augen des allsehenden Gottes, und in der Hand des allmächtigen Vaters im Himmel, auch mitten in der Wildniß befand. Immer mehr wurde ihm so zu Muthe, als müsse er sich fester an das treue Vaterherz schmiegen, das im Himmel — und der Himmel war ihm nicht fern — seiner so liebreich gedacht bis auf diese Stunde.

„Nein, das Auge Gottes schläft nie, es wacht über die, so ihn — —.“ Plötzlich wurden seine Gedanken unterbrochen durch ein zwar leises, aber seinem scharfen Ohre doch vernehmbares Knacken eines dürren Zweiges in seiner Nähe. Ein Tritt, ob der eines Menschen — aber in dieser tiefen Wildniß gab es ja keine Menschen — nun, dann mußte ihn der Fuß eines Raubthieres zerdrückt haben.

Behutsam, ohne sich zu rühren, erwartungsvoll blickte unser kühne Jäger sich um. Er sah nichts — aber — er wurde gesehen!

„Whoop!“ ertönte es plötzlich neben ihm.

Eine fremde Hand lag auf seiner Schulter. Seine Flinte wurde ihm im nächsten Augenblick entrissen.

Er war ein Gefangener der Rothhäute.

Der schlaue und gewandte Jäger und Hinterwäldler war nicht wenig erstaunt und überrascht. Am meisten aber darüber, wie geräuschlos die Indianer durch die Waldnacht herangeschlichen waren. Wäre nicht jener trockene Zweig unter dem Fuße eines Indianers zerbrochen und hätte das scharfe Ohr des Jägers das Knacken nicht vernommen, er hätte nicht im Entferntesten geahnt, daß Menschen in seiner Nähe waren. Und es waren ihrer eine große Anzahl. In einem Augenblick hatten sie einen Kreis um ihn geschlossen. An Gegenwehr oder Flucht war nicht mehr zu denken, es wäre Tollheit gewesen.

Da unser Freund nicht im Geringsten Miene machte, Gewalt mit Gewalt zu erwidern, sondern so gleichgültig wie möglich sich in Alles fügte, thaten ihm die Feinde zunächst kein Leid an.

Der Anführer der Bande, wohl ein Häuptling, legte ihm in einem schlechten und gebrochenem Englisch etliche Fragen vor:

„Der bleichgesichtige Jäger soll reden, er soll sagen, ob er vom Osten oder Westen, vom Norden oder Süden komme; er soll sagen, ob er über die Alleghanies hinüberwolle oder an das große Salzwasser gehen; ob er ein wirklicher Jäger oder ein Händler sei; er soll sagen, wo seine bleichgesichtigen Brüder ihre großen und festen Wigwams aufgeschlagen haben, und wie viele ihrer sind; er soll sagen, ob er mit ihnen auf der Reise nach den Jagdgründen des rothen Mannes sei oder nicht; er soll sagen, ob der große weiße Häuptling (Gouverneur) seine Bleichgesichter mit Schießgewehren, Pulver und Kugeln gegen die Indianer bewaffnet habe; er soll sagen, ob er auf der Jagdfährte auf andere Rothhäute gestoßen, die nicht zum Volke der Catawba's gehören?"

Das waren gegen die sonstige Regel der Rothhäute viele Fragen auf einmal und Alexander schloß aus dieser massenhaften Fragestellung, daß sich der Indianer eine gewisse Furcht vor den Bleichgesichtern bemächtigt haben mußte, hütete sich aber wohl, seine und seiner Nachbarn einsam gelegene Ansiedelungen den Indianern zu verrathen. Vielleicht, daß sie den Ort derselben schon kannten, vielleicht auch nicht; man hatte ja gerade hier seit langer Zeit nichts von Ueberfällen durch die Indianer gehört und erfahren — weshalb er nur aussagte, daß er sich um dergleichen Sachen, wie die Fragen seines rothen Bruders sie zum großen Theile enthielten, gar nicht kümmere, sondern als einfacher Jäger sich in dem Gebirge und in den Wäldern befinde, um zu seinem Vergnügen zu jagen.

Die Antwort genügte aber dem schlauen Indianer keineswegs; auch mußte sein scharfes Auge ihm bereits gezeigt haben,

daß er in dem Jäger keinen Waldläufer vor sich habe und daß derselbe in nicht allzu weiter Entfernung seinen Anhang haben mußte, kurz, er erhob seinen Tomahawk und sagte darauf hindeutend:

„Das Bleichgesicht scheint sich an nichts erinnern zu können, sein leerer Schädel ist nicht mehr als einen Schlag mit dem Tomahawk werth! Ich will aber bis morgen warten, vielleicht, daß ihm das Sonnenlicht dann eine bessere Einnerung bringt. Es hängen viele Scalps in dem Wigwam des rothen Mannes!"

Schnell genug nahmen auf den Wink des Anführers der Bande zwei Indianer den gefangenen Jäger in die Mitte und dieser, verloren und beraubt, schritt in dumpfer Resignation neben ihnen hin, die Rothhäute leicht und behende, jedes Geräusch vermeidend, er, von den langen und beschwerlichen Märschen des Tages ermüdet, schwerfällig wie Einer, der alle Augenblicke stolperte und fürchten mußte, zu Boden zu stürzen.

Unter fortwährend tiefem Schweigen wurde der Marsch stundenlang fortgesetzt, bis endlich das erste leise Morgengrauen des jungen Tages die Dunkelheit der Nacht durchbrach. Allmählig wurde es heller und heller und bald zeigte sich den Blicken Alexander's ein ziemlich tiefes Thal, das nun in den ersten Strahlen der Morgensonne vor ihm erglänzte. Behutsam stiegen die Indianer mit ihrem Gefangenen hinab und befanden sich dann urplötzlich vor den nur flüchtig aufgeschlagenen Wigwams ihres Dorfes. Was Alexander hier in der Zeit seiner Gefangenschaft unter jenen Indianern sah und hörte, ist uns in einer Schilderung, die er später niederschreiben ließ, aufbewahrt worden. Er sagt über das Leben und Treiben der Indianer seiner Zeit etwa Folgendes:

„Ich habe mir die rothen Menschen genau betrachtet und alles, was ich bei ihnen sah und hörte, tief in's Gedächtniß eingeprägt. Die Haut meiner Besieger — freilich ohne Kampf — ist bräunlich oder kupferfarbig, das Haar glatt und schlicht, der Bart schwach, der Körper untersetzt, das Auge in die Länge gezogen, den Winkel nach oben, der sanfte Ausdruck des Mundes abstechend von dem tiefen ernsten Blick des Auges; — das schöne Geschlecht (weibliche) weniger schön als das männliche. Besonders die Männer haben behende Glieder und scharfe Sinne. Sie meinten, die Blaßgesichter könnten nicht gut hören und sehen, weil sie so nahe auf einander zugingen und so laut schrieen, um sich verständlich zu machen. Sie selber hören freilich das leiseste Geräusch und unterscheiden alle Vögel- und Thierstimmen und

riechen das Feuer aus weiter Ferne. Ihr wegen Rauch und Sonnenblendung zusammengekniffenes Auge weiß nichts von Krankheit, kaum im höchsten Alter von Schwäche oder Blindheit; es zählt die Bäume im Walde und des Thieres Spur auf des Grases Welle und auf dem Thau der Flur. Beschwerden und Martern zu ertragen scheint oft ihre Lust zu sein. Als Kleidung genügt ein Fell oder Tuch um die Lenden geschlagen, als Schmuck eine Muschelschnur, „Wampun“ genannt, um Hals, Arm oder Lenden, ein Federstrauß auf dem Haupte und bunte wunderliche Figuren auf dem Leibe.

Das Kriegswerkzeug, die Streitaxt (Tomahawk) ruht in der einen Hand, das Friedensinstrument, die lange Pfeife, in der andern. Im Nasenknorpel wie in den Ohrläppchen blinken Perlen, Gold, Silber und allerlei Zierrath. Buntes Bärenfett schützt die Glieder vor Steifwerden und vor Insektenstichen. Das Haupthaar wird in Zöpfen geflochten und mit Bändern zusammengehalten.

Die nordwestlichen Stämme, die ich später auch besuchte“, sagt Alexander Henry weiter, „müssen freilich der Witterung mehr Rechnung tragen; sie ziehen Hirschleder über Leib und Beine, mit der Kopfhaut (Scalps) erschlagener Feinde, mit Glasperlen, Hermelin oder Stachelschweinstacheln besetzt, und Stiefel von Bocksleder über die Füße — und über dem allen prangt der Büffelmantel, außen wieder mit Scalps, inwendig mit Bildern der Heldenthaten des Trägers geziert. Oft nickt auch wohl ein Büschel von Federn des Kriegsadlers oder des Raben vom Haupte nieder.

Ein paar Pfähle werden in die Erde geschlagen, Baumrinde darüber gebreitet, und siehe — die Wohnung, der Wigwam, ist fertig. Durch's Dach entweicht der Rauch, durch eine Schieberöffnung spaziert das Licht in's Innere der Hütte, durch das größte Loch der große und kleine rothe Mensch. Baumrinde bildet die Thür, ein von außen dagegen gestemmter Stock Schloß und Riegel in Abwesenheit des Hausherrn oder der Familie. Ueber dem Feuerplatz, gerade unter der Dachöffnung, hängt an schrägen Stangen der Topf oder Kessel, rings lagert auf Büffelhaut oder geflochtener Matte die Familie. Büffelhaut dient als Bank am Tage, als Bett, Kopfkissen und Bettdecke in der Nacht; Elennhaut voll unvermeidlicher Stachelschweinstacheln — als Bettvorhang. Zwischen je zwei solchen im Wigwam vertheilten Betten droht dem Beschauer von einem Pfahl herab ein Büffelkopf mit Hörnern, von indianischer Rüstung und Waffen umgeben. Sonst findet

man wenig Hausgeräth, höchstens Kessel und Messer, von weißen Händlern erhandelt, Krüge und Geschirr aus rothem Thon, von Weiberfingern geknetet.

Ein planloses Durcheinander von Wigwams, rund um einen freien Platz — der zu Spielen und Festen dient —, das Ganze wohl gar von Pfählen und Gräben umzingelt, bildet ein Indianerdorf. Mais und Fleisch, besonders Büffelfleisch, theils frisch, theils an der Sonne gedörrt, nebst Kraftbrühe aus Rippen und Schenkeln — aber alles ohne Rauch und Salz bereitet — sind ihre Lieblingsgerichte. Wer hungert, darf aus jedem Kessel nehmen, falls er nicht selbst auf die Jagd gehen kann. Uebrigens versteht der rothe Mensch ebenso gut zu fasten, wie auf Vorrath zu essen, und nimmt, wenn's an Fleisch fehlt, auch wohl mit Bohnen und Erbsen vorlieb, oder mit den süßen Leckerbissen: mit Pfirsichen, Melonen, Erdbeeren, Birnen, Wallnüssen und Kastanien, d. h. wo Boden und Klima dergleichen zur Reife bringt.

„Im Norden" — wo Alexander in späteren Jahren mit den Rothhäuten als Pelzhändler in Berührung kam, sagt er in seinem Bericht — „müssen in Nothzeiten ganze Stämme Wurzeln graben, nur um das Leben durchzubringen.

Spaßhaft ist bei den Indianern der Gänsefang. Wenn die wilden Gänse wieder weiter ziehen, um von den grünen Stengeln des Baumwollengrases zu naschen, bevor es seine Blüthe entfaltet, dann herrscht Ueberfluß. Die Kinder rennen umher mit lachenden, schmierigen Gesichtern, in jeder Hand einen Fetzen Gans. Dann sind die Indianer im Gänsestand, d. h. in einem Ring, drei Fuß hoch, worin sie auf Fichtenzweigen, in Decken gehüllt, den ganzen Tag auf die lieben Gänse warten, indem sie einige holzgeschnitzte Kameradinnen immer gegen den Wind stellen und dabei natürlich-gänsestimmig locken, bis eine betrogene Thörin oder eine ganze Heerde so nahe fliegt, daß sie von dem Geschoß erreicht werden kann.

Im Maisfeld und Haus arbeiten nur die Frauen. Der rothe Mann fischt, jagt oder befindet sich auf dem Kriegspfad. Die Weiber jagen nicht, verstehen sich aber auf's Wasser sehr wohl und durchschneiden gleich den Männern kühn die Fluthen und durchschwimmen auch wohl mit dem Papoose auf dem Rücken einen Fluß. Canoes werden so leicht, dünn und fest gebaut, daß man sie bequem auf dem Kopf tragen kann, wenn es nicht möglich ist, damit Stromschnellen hinauf zu rudern. Auch dabei haben die Frauen das Meiste zu thun." — — —

Fahren wir jedoch wieder in unserer Erzählung fort, nachdem wir den Leser durch unsern Gewährsmann in die Hütte des rothen Mannes eingeführt haben.

Als sich die Rothhäute mit ihrem Gefangenen ihrem Dorfe näherten, schlugen die Hunde an, liefen kläffend und bellend auf sie zu und umkreisten den Gefangenen zähnefletschend, als einen gehaßten Fremdling, dem sie Luft und Leben so wenig gönnten wie ihre Herren, und brachten Weiber und Kinder in Bewegung. Alexander wurde der Gegenstand allgemeiner Neugier. Wiewohl ihm die Sprache der Rothhäute überhaupt und dieses Stammes im besonderen (Catawba-Indianer, die ihre eigene Sprache hatten) fremd war, entnahm er doch aus ihren Mienen, Handbewegungen und sonstigen Gestikulationen, womit sie ihre Worte begleiteten, so viel, daß er sich auf das Schlimmste gefaßt machen konnte. Dazu die Scalps, die, an Stangen aufgehängt, ihm dicht vor den Augen im Morgenwinde hin und her schwankten; die tollen Speerübungen der Knaben, die auf ihn zielten; der wilde Gesang des einen oder des andern Weibes, das sich ihm mit drohenden Geberden näherte. Man band ihn an einem Baum fest, gab ihm ein paar Krieger als Wache und überließ ihn dann sich selbst und den gehässigen Neckereien der Weiber und Kinder, während die Männer sich zum Schlafe niederlegten.

Im Verlaufe des Vormittags trafen drei Indianer ein, welche als Kundschafter ausgesandt worden waren. Sie brachten, wie es dem Gefangenen schien, ungünstige Nachrichten mit. Vielleicht hatten sie es herausgefunden, daß der Statthalter der Provinz gesonnen sei, ihnen, falls sie nicht Frieden hielten, mit Waffengewalt entgegenzutreten, und daß er die Grenzer alarmirt hatte. Oder es drohte ihnen eine Gefahr von anderer Seite; vielleicht durch jene Indianerhorden, die von den oberen Seen her nach dem Süden und über die Alleghanies ausgeschwärmt sein sollten. Der Häuptling des Stammes, der noch der Ruhe pflegte, wurde geweckt; im Nu war das ganze Dorf in Bewegung und Aufregung. Die Aeltesten des Stammes saßen zu einer Berathung zusammen, deren Ergebniß der schleunige Abbruch der Wigwams und das Verlassen des Lagers war.

Mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit war alles zum Aufbruch bereit. Bei dieser Arbeit hatten die Männer nichts zu thun. Jagen, Fischen, wilde Pferde einfangen und — süßes Nichtsthun ist nichts für die Weiber, das ehrt und gebührt nur dem Manne; das Weib wird aber deshalb auch nicht für voll und ebenbürtig angesehen.

Das Mädchen ist überhaupt in der indianischen Familie zuerst ein wunder Fleck, dann Handelsartikel des Vaters und zuletzt Sclavin des Mannes. Was hat die unglückliche Squaw nicht alles zu thun und zu leiden: Wild zerlegen und trocknen, Felle gerben, den Wigwam bauen, Jagdhemd, Gamaschen und Moccasins nähen, Kochen, Kinder warten. Von Kinder-Erziehung darf man bei den Wilden nicht reden, sie auch bei ihnen nicht suchen, ebensowenig als bei unerzogenen Eltern unter den Weißen und Christen. Bis zum siebenten Monat steckt die indianische Mutter das Kind in eine Art länglich geflochtenen Korb, mit Moos ausgestopft, dessen Kopfende vor Verletzungen schützt und zwar durch einen Reif, von welchem zugleich allerlei Spielsachen für das Papoose (Kind) herabbaumeln. Die ganze kleine Wohnung wird von der Mutter bei d. Weiterwanderung auf dem Rücken getragen, bei Ruhepunkten aber an einen Baum gelehnt oder an einen Baumast gehängt. Darum kennen die alten Rothhäute ihre Kinder nicht wie bei uns von der Wiege, sondern vom Moossack an.

Neben der Sorge für ihre Kinder hat die Mutter, wie schon bemerkt, auch alle anderen Arbeiten zu verrichten. — Bei diesem schleunigen Aufbruch sah Alexander, wie die Weiber die Wigwams abbrachen, Fleisch, Welschkorn und Vorräthe zusammenpackten und die Pferde oder Maulthiere beluden. Der Marsch wurde dann schleunig angetreten und dauerte sechs Stunden. Dabei ritt der Mann, während das Weib zu Fuß ging und auf dem Rücken entweder ein schweres Packet oder ein Kind trug. In der einen Handel hielt sie einen Bündel oder einen Krug und führte mit der andern ein oder zwei Thiere. Auf dem Lagerplatz angekommen, packte sie zuerst die Thiere ab, trieb dann die spitzen Pfähle in den backsteinharten Boden, schlug das Zelt auf, holte schwere Lasten von Holz und Wasser, zündete Feuer an, schnitt Fleisch, zerstieß Welschkorn und bereitete das Mahl. Der Herr Gemahl rauchte und that — nichts! Uebrigens wurden die Pfähle von Pferden oder Hunden auf dem Marsche so geschleppt, daß man ihnen das dünnere Ende an die Schultern festband. So schlich der Zug langsam vorwärts, begleitet von berittenen Indianern und schwerbeladenen Frauen und Mädchen. Einmal kam es in dem verwirrten Knäuel der Lastträgerinnen, die unter ihrer Bürde seufzten, und wo die Stelle der Passage zu eng geworden, zu einem allgemeinen Handgemenge, das unter den Hunden begann und mit den Faustschlägen der Weiber endete. An diesem verzweifelten Kampf ergötzten sich die Männer weidlich,

nahmen aber weiter keinen Theil daran, als daß sie die Unterliegenden nur auslachten.

Noch ehe der Abzug der Catawbas begann, fiel unserm Alexander ein junger Indianer auf, der, etwa 23 Jahre alt und von edleren Zügen als die meisten seines Stammes, zum Erbarmen elend aussah. Die lederartige rothbräunliche Haut der Indianer hatte bei ihm einen grauweißen Schimmer angenommen und ließ die Knochen mit einer grauenerregenden Deutlichkeit durchscheinen. Abgemagert zum Gerippe, lagen seine Augen tief in ihren Höhlen und seine Füße vermochten ihn nicht zu tragen; er schwankte hin und her und mußte, von einer alten Indianerin, die sich mit ängstlicher Sorgfalt um ihn bemühete und seine Mutter zu sein schien, und von einem andern Indianer unterstützt, alle paar Minuten anhalten, da er bis zum Tode erschöpft war. Dieser arme Kranke war seinen Brüdern bei dem schnellen Abbruch und Auszug des ganzen Stammes augenscheinlich im Wege. Man mußte eben schnell und unverweilt fort; man war — das lag auf der Hand — auf der Flucht. Die Lastthiere waren bepackt, die vorhandenen Pferde besetzt; für ihn schien keines übrig geblieben zu sein, und doch konnte der Unglückliche nicht mehr weiter. Die alte Indianerin — seine Mutter — wandte sich mit flehentlicher Geberde an den Häuptling; dieser sprach mit seinen Genossen sehr eifrig — aber ohne Erfolg. Dann redete er mit den Aeltesten; diese eilten herzu — alle in großer Eile und Hast —, aber es schien, als müsse man ihn und seine alte Mutter, die ihr krankes Kind nicht verlassen konnte, zurücklassen, als könne man sie auf *dieser* eiligen Flucht nicht mitnehmen.

Da gab Alexander dem Häuptling ein Zeichen, daß er vielleicht im Stande sei, dem Unglücklichen seine Hülfe angedeihen zu lassen. Schnell wurden nun die Bande des Gefangenen gelöst und Alexander holte aus der Tasche seines Jagdhemdes ein Papier hervor, welches ein Pulver enthielt, das er stets bei sich trug. Er hatte das Arzneimittel von Herrn Langlade, dem Pelzhändler, überkommen, der ihm dasselbe als ein unfehlbares Heilmittel gegen Sumpffieber anempfohlen hatte.

So einfach und mäßig der Hinterwäldler auch lebt, so herrschen doch in dem neuen, zum ersten Mal aufgerissenen Lande zwischen den Sümpfen der Fluß-Niederungen und in den Thälern einen großen Theil des Jahres böse Krankheiten, besonders das Sumpffieber, und schwächen und entnerven die kräftigen Ansiedler. Dazu sind Aerzte, reisende Quacksalber ausgenommen, gar nicht zu bekommen, und der Hinterwäldler ist schon hierdurch auf sich

selbst und seine eigene Heilmethode angewiesen. Da bot nun schon in damaliger Zeit die jetzt so berühmt gewordene Chinarinde ein sicheres Heilmittel gegen das böse Fieber. Bereits im Jahre 1658 war sie von Peru nach England gelangt und wurde in demselben Jahre in Antwerpen ausgeboten. Ein Londoner Arzt, Robert Talbor, beutete sie 1671—1681 aus, wandte sie in richtiger Dosis an, und soll den Kronprinzen von Frankreich damit geheilt haben. Jesuiten-Missionare brachten sie aus Frankreich mit nach Canada, und der französische Pelzhändler, Pierre Langlade, mußte sie wohl von dort mitgebracht haben, kurz, er hatte sie Alexander Henry als ein unfehlbares Heilmittel gegen Sumpffieber angepriesen und demselben eine kleine Anzahl Pulver davon bei seinem letzten Besuche in der Ansiedlung zurückgelassen. In gleicher Weise führte Alexander auch stets einige Pulver „Emetic" (Brechpulver) bei sich, weil diese beiden Heilmittel ihm schon öfter gute Dienste geleistet hatten.

Es stand unserm jungen Hinterwäldler fest, daß nur das Fieber die kranke Rothhaut bis zum Skelett abgemagert haben konnte. Es schüttelte ihn vor seinen Augen so derb und mächtig, daß dem Indianer die Zähne klapperten, als befände er sich bereits an jenem Ort, wo nur Heulen und Zähneklappen die Herrschaft führen werden. — Alexander holte also ein Pulver hervor und gab ihm zunächst eine Dosis. Von neuem machte der Kranke den Versuch, von seiner alten Mutter dabei unterstützt, mitzukommen. Das Mittel zeigte auch alsbald eine gute Wirkung und übte auf den Körper des Indianers, dem es offenbar ganz neu war, eine augenblickliche Heilkraft aus. Der Kranke vermochte — — wenn auch noch so mühsam, da der Zug sich ja überhaupt nur langsam fortbewegen konnte, demselben einigermaßen zu folgen und seine Blicke hingen an Alexander mit einem Vertrauen, einer Dankbarkeit, die den jungen Farmer rührten. Auch die Mutter des Kranken, die unaufhörlich bemüht war, dem Sohne fortzuhelfen und den Verkehr zwischen Alexander und dem Kranken vermittelte, blickte dankbar zu dem Bleichgesicht auf und erwartete dessen weitere Hülfe. Ebenso fingen auch die übrigen Glieder des Stammes an, ihn mit andern Augen zu betrachten. Sie legten dem Gefangenen die Fesseln auch nicht wieder an, sondern ließen ihn frei neben dem Kranken hergehen.

Mit geringen Unterbrechungen setzten die Indianer den Marsch bis an den Abend fort. Noch zwei Pulver hatte Alexander dem Kranken gereicht, und diese waren ihm ebensogut bekommen, wie das ihm zuerst verabfolgte. Getragen, geführt und

unterstützt wurde er von seiner Mutter in Gemeinschaft mit seinen rothen Brüdern abwechselnd, und so brachte man ihn doch endlich so weit, bis der eigentliche Lagerplatz erreicht war.

Als die Nacht hereinbrach, gönnte man sich endlich Ruhe. Wie noth that sie aber auch unserm jungen, weißen Freunde! Jetzt erst fühlte er sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Abgemattet warf er sich auf den nachtfeuchten Boden des Waldes und schlief besser, als mancher reiche Mann auf schwellendem Lager. Und wie schnell war nun auch Alles von ihm vergessen: Gefahr, Flucht, Vertheidigung des Lebens, womit er seine Gedanken den Tag über zermartert hatte. Süßer Schlaf, wonnige Ruhe, sorgenloses Selbstvergessen, dem Unglücklichen geschenkt, damit er in lieblichen Träumen sich vergnüge und freudig lächeln könne.

So mochte auch Alexander wohl gelächelt haben, als er erwachte. Denn mehrere Rothhäute umstanden sein Lager und starrten mit offenen Mäulern das Wunder an, während drüben hinter den Bergen die Sonne aufging. Und geträumt hatte er gar lieblich. Betty hatte ihn mit ausgebreiteten Armen empfangen, als er mit Beute reich beladen zu ihr heimkehrte, und der alte Vater hatte ihm zum ersten Male in seinem Leben mit Thränen in den Augen die Hand herzlich und kräftig zum Willkommen geschüttelt, was sonst nie vorgekommen war. Ja, Betty und der Vater — der Vater und Betty — sie lagen ihm gar hart an und schwer auf der Seele! Wie sehr mußten sie sich jetzt um ihn ängstigen, da er nicht heimgekehrt war! — Aber noch lebte er, noch konnte er heimkehren, Gott konnte ihm noch helfen!

Die Rothhäute mußten an diesem Morgen wohl eine bessere Nachricht erhalten haben als die gestrige, oder meinten, aus der Gefahr heraus zu sein.

Man brach wieder auf, hatte es aber dabei nicht so eilig, wie am vorhergehenden Tage, und nach einem mehrstündigen Marsche langte man in einem lieblichen Thale an, das von einem Strom durchflossen, einen herrlichen Lagerplatz bot. Hier wurde denn auch Halt gemacht, die Pferde abgeladen, die Wigwams von den Weibern wieder aufgeschlagen; die Skalps glänzten und flatterten grausig im Sonnenschein, die kleinen rothen Buben trieben alsbald mit Bogen und Pfeilen ihre Possen, welche für den Gefangenen manchmal recht ernsthaft wurden, da sie ihn öfter als Zielscheibe nahmen, und Alles ließ sich nach einem längeren Aufenthalte an.

Bald zeigte sich denn hier auch die echte Indianernatur in ihrem vollen Glanze und ihrer ganzen Urkraft.

Wenn es irgend angeht, läßt es der Indianer, sobald er sich daheim fühlt, an Lustigsein nicht fehlen. Eine Hauptrolle spielt dabei der Tanz. Von den Tänzen der Bleichgesichter wissen die rothen Kinder freilich nichts, wohl aber kennen sie einen Kriegstanz, einen Büffel-, Bären-, Schneeschuhtanz und andere. Das Orchester besteht aus Instrumenten, bei denen es nur auf den ohrenbetäubenden Lärm ankommt, den die rothen Tonkünstler durch Schilfflöten, Pfeifen, Klappern und Trommeln aus Leibeskräften hervorzubringen sich bemühen. Der Tanz ist meist Darstellung von allerlei Scenen, Begebenheiten und Empfindungen. So werden die fortgezogenen Büffel wieder herbeigelockt, indem eine Anzahl rother Jünglinge alle Bewegungen der Büffel nachahmen. Dabei rasselt, trommelt, schreit, heult, brüllt, kriecht, springt Alles mit auf der Erde nachschleppendem Schwanz, in Büffelhäute eingezwängt, Büffelhörner auf dem Kopfe, bis zur Erschöpfung.

Unserm Alexander, der wohl schon viel über die Sitten und Gebräuche der Indianer gehört, aber nie Gelegenheit gehabt hatte, dieselben mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, vergingen manchmal fast die Sinne bei dem Höllenspektakel, den die Kinder der Wälder anstellten.

Den Strohtanz tanzten Knaben, am nackten Leibe mit Stroh oder gedörrtem Gras umwickelt, das während des Tanzes angezündet wurde — ein merkwürdiger Tanz von lebendigen Fackeln!

Ungehorsam und Zügellosigkeit galt auch unter den Catawbas als Zeichen von Kraft. Schläge wurden nur an nichtsnutzige Mädchen ertheilt. Für den Mann, auch in Knabengestalt, war das ehrrührig. In Thierquälerei wurden die Kinder förmlich unterrichtet, dabei aber ebenso früh auch an Fasten, kalte Bäder und Abhärtung gewöhnt. Ein acht bis neunjähriger Knabe führte seinen kleinen Speer schon mit wunderbarer Präcision. —

Als einmal in spätern Jahren Alexander Henry den jungen Indianer, den er vom Fieber geheilt und durch seine Medizin das Leben gerettet (so glaubte wenigstens der Indianer, welcher kein Geringerer war, als der später so berühmt gewordene Häuptling der Ottawas, Pontiac) und der dem jungen Ansiedler dafür zeitlebens eine dankbare Anhänglichkeit bewies, — fragte, warum die Indianer ihre Kinder nicht bei den Bleichgesichtern in die Schule schickten und sie erziehen ließen, gab er höflich zur Antwort: „Einige junge Leute aus dem rothen Volke sind in Euren Wissenschaften unterrichtet worden, aber da sie zurück kamen, waren sie schlechte Läufer, unfähig Kälte oder Hunger zu ertragen, eine

Hütte zu bauen, einen Hirsch zu fangen, einen Feind zu tödten, unsere Sprache zu reden; weder Jäger, noch Krieger, noch Rathgeber, also vollständige Taugenichtse. Wollt Ihr aber dagegen uns ein Dutzend von Euren Söhnen schicken, so wollen wir sie in Allem unterrichten, was wir wissen, und — Männer aus ihnen machen."

Alexander wußte über die grausamen Sitten der Indianer gegen ihre Gefangenen aus den Erzählungen alter, erfahrener Grenzer so viel, daß sie ihre Schlachtopfer zu Tode quälten, ehe sie ihnen den Garaus machten, daß sie dieselben an einen Pfahl banden, die Streitäxte und Skalpirmesser um sie her schwirren ließen, immer näher, immer dichter um den Kopf [illegible] en Pfahl pflanzten und dies gräßliche Schauspiel mit einem [illegible] gräßlicheren Geheul seitens der Weiber und Kinder begleiteten. Dann aber das Schlachtopfer folterten, ihm nach und nach die Gliedmaßen abschnitten, es spießten, am Feuer brateten und verbrannten, und ihm, wenn schon halb todt gequält, endlich den Todesstreich versetzten. Ob sie es mit ihm in derselben Weise treiben würden, wußte er nicht; daß sie ihm aber nach einer abgehaltenen Rathsversammlung etwas kleinlaut und ängstlich begegnet waren, glaubte er schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft wahrgenommen zu haben. Jedenfalls hielten sie ihn für einen Zauberer oder einen großen Medizinmann, der todt und lebendig, krank oder gesund machen könne, je nachdem es ihm beliebte, und fürchteten sich daher, mit ihm zu verfahren, wie mit denen, deren Skalps traurige Geschichten erzählten. Ihr Aberglaube kam ihm also zu statten, und er beschloß, denselben zu seinem Vortheil auszubeuten.

Der Medizinmann dieser Rothhäute war ihm am wenigsten hold. Er war durch Alexander in den Schatten gestellt worden, da der kranke Pontiac sich sichtlich erholte.

Der eigentliche Medizinmann des Stammes besaß nächst dem Häuptling den größten Einfluß. Er war zugleich Arzt, Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und gewissermaßen Oberpriester, stand in so hohem Ansehen, daß keine öffentliche Handlung vorgenommen wurde, ohne erst seinen Rath und seine Meinung einzuholen. Besonders wurde er bei gefährlichen Krankheiten zu Hülfe gerufen und für seinen Beistand honorirt. Zuerst verordnete der Medizinmann dann Wurzeln und Kräuter. Wenn diese aber nichts halfen, so schritt er in dem wunderlichsten Anzuge zu seinen Zauberkünsten. So hatte er auch bei dem jungen Pontiac seinen Zauber versuchen müssen. Mit seinem ganzen Apparat

von Prophetenhüten, Zaubersprüchen, Zaubermänteln, Klappern, Trommeln und Zauberspiegeln, war er gegen die Krankheit eingeschritten. Er mußte ja mit den Geistern umzugehen im Stande sein, von denen die Krankheit herrührte. Indeß hatten alle Versuche mit Wurzeln, Kräutern und Zauberformeln bei Pontiac nichts genützt, und so mußte er sich zuletzt in seine Zauberkleidung hüllen, den Kranken umtanzen, die Klappern schütteln und seine schauerlichen Zaubersprüche singen. — Der Zaubermantel unseres Medizinmannes bestand aus dem Fell des gelben Bären, aus Häuten von Schlangen, Fröschen, Fledermäusen, Schnäbeln, Flaum, Schwänzen, Hufen von Hirschen und Antilopen, kurz, aus allerlei Schnipseln, Schwänzen und Enden von Allem, was schwimmt, fliegt, läuft und kreucht.

Als er seine Zauberheilkur begann, hatten sich eine Menge Zuschauer um den Kranken versammelt, und bildeten einen geheimnißvollen Kreis, in welchem die tiefste Stille herrschte, nur unterbrochen von den schweren langsameren oder schnelleren Athemzügen des Kranken. Jetzt erschien der Medizinmann mit bedächtigem Schritt im Zaubermantel, der ihn ganz einhüllte. Der Kopf des Bärenfells verhüllte sein Gesicht, während die Klauen bis auf die Handgelenke und die Knöchel reichten. Mit der einen Hand schüttelte er die Rassel, eine Art Schellentrommel, die furchtbare Töne von sich gab, und in der andern schwang er seinen langen Zauberstab. Nun erhoben die Indianer ein wüstes Geschrei, während der Zauberer gleich einem Bären grunzte und brummte, oder in gellenden Zaubersprüchen die guten und bösen Geister beschwor. Dabei tanzte er um den Kranken herum, sprang über ihn hinweg, stieß ihn mit Füßen, und zerrte ihn nach allen Richtungen umher. Erholte sich der Kranke unter all den Schrecken — und das kam vor, nur bei Pontiac geschah es nicht — so sang der Medizinmann vom Dache seines Wigwams Tage lang das Loblied seiner erstaunlichen Kunst.

Diese ganze Procedur hatte der Medizinmann zur Genesung Pontiacs in Gegenwart Alexanders auch angewendet, und war nun der Meinung, daß er den Kranken durch seine Zauberei geheilt habe und nicht das Bleichgesicht durch seine „weiße Erde“, wie man allgemein im ganzen Stamme annahm. Der Zauberer führte darum in der darüber stattgehabten Berathung das große Wort und bekam bald die meisten Männer auf seine Seite. Den Eindruck seiner Rede konnte Alexander danach bemessen, ob Kinder und Weiber sich ihm in bedrohlicher Weise näherten oder von ihm zurückzogen.

Die Indianer schienen endlich nach einer zweiten Berathung ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, sich über die Zauberkraft des Gefangenen völlige Gewißheit zu verschaffen. Gelang es ihnen, ihm den geheimnißvollen Glorienschein, den das Fiebermittel um ihn gebreitet, zu nehmen, dann stand sein Leben auf dem Spiel — dann war er sicher verloren. Es half dem jungen, nun fast gänzlich gesund gewordenen Pontiac nichts, daß er sich unter die aufgeregten Männer mischte, und für seinen Retter mit voller Entschiedenheit eintrat! Der Medizinmann war eben gegen das Bleichgesicht zu erboßt, als daß er sich hätte beschwichtigen lassen, und darum beruhigten sich auch seine Freunde und Anhänger nicht.

Die zahlreiche Männerversammlung, von Weibern und Kindern, die einen wahren Höllenlärm machten, umtanzt, näherte sich jetzt dem Gefangenen. Der Medizinmann richtete an ihn eine lange Ansprache, von der er aber nicht ein Wort verstand. Alexander wußte nicht, was der Zauberer von ihm wollte, und glaubte nicht anders, als daß man nun die Marterprozedur an ihm beginnen werde. Als der Zauberer seine lange Ansprache, aus der er etliche Passagen oft mit brüllender Stimme, verdrehenden Augen und geballten Fäusten vortrug, endlich zu Ende gebracht, trat der Häuptling an Alexander heran und theilte ihm in gebrochenem Englisch mit, daß die rothen Männer beschlossen hätten, ihn aufzufordern, die Zaubermedizin herauszugeben, die er bei sich führe, und der Medizinmann willens sei, seinen ganzen Vorrath „weißer Erde" mit einem Male zu verschlucken, um seinem Volke zu beweisen, daß es mit dem Zaubermittel des bleichgesichtigen Gefangenen ein leeres Nichts sei, und daß *seine* Zaubermittel *allein* den kranken Pontiac wieder gesund gemacht hätten.

Was sollte Alexander jetzt thun? Die Pulver der Chinarinde waren nicht nur das Mittel zur völligen Genesung des Kranken, sondern auch zu seiner eigenen Rettung. Verlor er sein Ansehen, so war auch sein Leben verwirkt. Auch besaß er nur noch einen kleinen Vorrath des unfehlbaren Mittels, und wußte nicht, ob er je wieder in den Besitz eines solchen gelangen würde; freilich wußte er auch nicht, ob er den Händen der Indianer jemals wieder entkommen würde. Dazu hatte Herr Langlade ihm nicht einmal den „Namen" dieses unvergleichlichen Mittels angegeben. Er zögerte also, den Indianern das Mittel auszuliefern, und als der Pow-wow (Medizinmann) dies bemerkte, brach er in ein wahres Triumphgebrüll aus. Brüllend besang er seinen Ruhm in folgender Weise:

„Seht mich selbst, o seht, o seht mich!
Mich, den großen Pow-wow-meda!
Weiße Krähen, hört mein Rufen;
Selbst des Donners laute Stimme hilft mir;
Unsichtbare Geister alle helfen mir;
Ich höre rings am Himmel laut sie rufen!
Ja, es macht mein Hauch dich kräftig
Pontiac, mein rother Bruder;
Ich, der Pow-wow-meda heilte dich!
Ich, der Pow-wow-meda machte dich gesund!
Nicht das Bleichgesicht mit seiner „bleichen Erde"!

Und begann nun zu tanzen und sich herumzuwirbeln, schwang sein Tomahawk gegen Alexander, und versetzte die übrigen Rothhäute in einen förmlich rasenden Freudentaumel, wie der laute Beifallssturm der ganzen rothen Versammlung in tobender, brüllender Weise es bezeugte. Der junge Farmer sah ein, daß seine Macht dahin war, wenn er die „bleiche Erde" nicht herausgab. Da kam ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke, eine Eingebung von oben — er konnte es nicht anders nennen — und dieser half ihm aus seiner nicht geringen Verlegenheit. „So wird's gehen, Gott sei gelobt!" flüsterte er still vor sich hin, während die Menge um ihn her tobte und brüllte.

Er griff nun in die Tasche seines Jagdgewandes und reichte dem Pow-wow-meda, der gerade in seinem Wirbeltanze inne hielt und vor ihm stand, eine doppelte Dosis „Emetic" (Brechpulver). Das Triumphgebrüll des alten Gauklers verstummte urplötzlich, und mit ihm auch das Geschrei und Freudengetöse der Menge. Auf den Taumel des zu früh gefeierten Sieges folgte nun eine allgemeine Spannung — eine ebenso feierliche Stille, wie noch vor einigen Sekunden das laute Gebrüll getobt hatte. Alles drängte sich um den Pow-wow-meda und lauschte auf jede seiner Bewegungen. Er öffnete das Papier, schüttete beide Portionen zu einander, besann sich einen Augenblick und führte, da er die höhnischen Blicke seiner heimlichen Gegner bemerkte — die ganze Portion „weißer Erde" — denn auch das Brechweinsteinpulver zeigte diese Farbe — zum Munde. Ein Betrug seinerseits war hier unmöglich, ein Gaukelspiel unausführbar, da die Augen zu Vieler auf ihn gerichtet waren. Er schüttete das Pulver in die Kehle und verschluckte es, worauf er in echt kindischer Weise und zum Zeichen, daß es ihm gut geschmeckt, mit der Zunge schnalzte und selbst das Papier noch ausleckte.

Eine Weile blieb Alles in stiller Erwartung. War das Bleichgesicht ein großer Zauberer, dann mußte nun und zwar

Augenblicklich ein Wunder geschehen — das war die Meinung Aller. Aber Minuten vergingen und es geschah kein Wunder. Der Pow-wow-meda blieb gesund und munter wie zuvor, und begann sich von neuem herumzuwirbeln, wie ein von Kindern gepeitschter Kreisel, toll und immer toller, und nun hob auch das Brüllen, Tanzen, Springen, Hüpfen, Jodeln, Kreischen, Pfeifen der Menge wieder an, so toll und entsetzlich, daß unserm armen Alexander von dem Getümmel fast Hören und Sehen verging. Dabei schwang und schleuderte man Tomahawk und Messer mit wahrhaft grausenerregender Geschicklichkeit in seine Nähe, und Lanzen und Speere flogen in solcher Menge und so dicht an ihm vorüber, daß er sich wundern mußte, von irgend einer geschleuderten Waffe nicht schon gespießt oder auf den Tod getroffen zu sein. Aber noch stand er unversehrt da! — hatte eine höhere Hand ihn geschützt, oder *wollte* man ihn dem Tode noch nicht überliefern? Er wußte es nicht.

Endlich hörte der Höllenlärm wieder auf, die Waffen ruheten, und nun brachte man Stricke aus Baumbast herbei, schnürte ihn unter erneuertem heulenden Gebrüll an einen bereitstehenden Pfahl, umtanzte denselben in den wildesten Sprüngen — der Pow-wow-meda immer an der Spitze — erhob die Tomahawks, Messer und Speere von neuem, und zielte nun längere Zeit, ehe der Wurf erfolgte. Jetzt schien das Spiel einen ernsten Verlauf nehmen zu sollen. Alexander erkannte die Gefahr, und befahl seine Seele in einem stillen Gebete dem Herrn seinem Gott, nahm im Geiste Abschied von seinen Lieben, und sah kaum noch, was um ihn her geschah — denn im Geiste war er daheim, und dann eilte seine Seele wieder nach oben und legte sich in die Hand des allmächtigen, ewig treuen und erbarmungsreichen Gottes.

Während er betete, flogen schon wieder einzelne Waffen heran — aber noch hatte ihn keine verletzt — gewiß zum großen Verdruß und Aerger derer, die sie geschleudert.

Plötzlich stand der Pow-wow-meda wie fest gebannt, starrte, die gläsernen Augen weit geöffnet und bleich wie der Tod, vor sich hin. Sein stierer Blick schien an den Boden festgenagelt, dann fuhr seine Hand nach der Stirn, nach dem Magen und jetzt geberdete er sich wie ein Verzweifelnder.

Augenblickliche Stille der ganzen Menge — Alles ruhete, keine Waffe wurde mehr geschleudert, kein Wort, kein Schrei gehört, aller Augen staunten den Zauberer an, der sich eben nach allen Regeln der Brechwürgekunst anschickte, Kotzebue's Verzweiflung recht gründlich zu studiren; denn er verfärbte sich immer

mehr, taumelte von einer Seite zur andern, und offenbarte dann plötzlich die erwünschtesten Wirkungen der doppelt verschluckten Dosis des Brechmittels in einem wahrhaft vulkanischen Ergusse. Er erbrach sich in einer so entsetzlich jammervollen Weise, daß es einen Stein hätte erweichen können, ihm aber wurde nur ein schallendes, höhnisches Gelächter der Menge zu theil.

Dieser plötzlich eingetretene Zwischenfall brachte auch unsern Alexander wieder mit seinen Gedanken auf die Erde zurück. Er schaute wieder um sich, und als er die reichlichst ergiebigen vulkanischen Ausbrüche des Gauklers gewahr wurde, konnte er sich, trotz seiner verzweifelten Lage und seiner mehr als ernsten Stimmung eines Lächelns nicht erwehren. Er wußte wohl, daß das tolle Herumwirbeln des Gauklers diesen Ausbruch beschleunigt hatte, aber noch nie in seinem Leben hatte er einen Menschen sich mit solcher Wuth übergeben sehen, als diesen Teufelsbanner und Zauberkünstler.

Durch diesen Vorgang löste sich allmählig auch bei den, dem Zauberer freundlich gesinnten Indianern der starre Schrecken in ein schallendes Gelächter auf, das nun fast von allen Seiten mit Hohn und Spott begleitet war. Viele wurden an der Macht des Zauberers irre, denn der dicke und ziemlich fette Pow-wow-meda wand sich in seiner Brechangst wie ein Wurm, während das in doppelter Dosis genommene Emetic auch seine guten Folgen noch immer verdoppelte.

Der Zauberer hatte nach dieser Niederlage seine Rolle völlig ausgespielt. Pontiac kam und zerhieb die Bastseile des an den Pfahl gebundenen Alexander mit dem Messer; Niemand hinderte ihn daran, denn Alle gaben ihm recht.

So war denn der Gefangene endlich frei, und von diesem Augenblicke an wagte auch Niemand mehr, ihn in irgend einer Weise zu belästigen. Zu Alexanders großer Genugthuung setzte der Zauberkünstler die vulkanischen Ausbrüche noch immer in der ergiebigsten Weise fort. „Er meinte, Andern helfen zu können, und kann sich doch nur selber nicht helfen!“ spottete man, wenn er fürchterlich schreiend, stöhnend und tobend das Innere nach außen zu kehren, sich abmühen mußte. Ein schallendes Gelächter der Menge folgte jedem erneuerten Erguß, bis er sich mit einer schnellen Wendung zu Alexanders Füßen hinschleppte und unter jämmerlichem Stöhnen und unverständlichen Worten die Hände flehend zu ihm erhob. Da Alexander seine Worte nicht verstand, konnte er ihm auch keine Antwort darauf geben, bis endlich der Häuptling ihn in englischer Sprache bat, den Medizinmann, der

gern anerkennen wolle, daß er ein großer Zauberer sei, nicht zu tödten, sondern Mitleid mit ihm zu haben. Alexander willfahrte seinem Verlangen nicht sogleich, sondern sagte: Kechemunedoo, der große Geist, verlange, daß erst alle Bosheit aus dem „Meda" herausmüsse, auch die letzte, ehe er ihn gesund machen könne, — wenn das geschehen sei, wolle er ihn wieder heilen, erwarte aber dann von ihm auch ein demüthiges, bescheidenes Betragen, und völlige Unterordnung unter seine Autorität.

Der Häuptling übersetzte dem „Meda" Alexanders Worte, worauf jener die gestellten Bedingungen annahm — dann erfolgte noch einmal ein neues Erbrechen und endlich eine ohnmächtige Stille. — Jetzt ließ Alexander ihn an das Flußufer tragen, begab sich ebenfalls dorthin, machte einige Zeichen über das fließende Wasser, oder stellte sich wenigstens so, wusch dem Gaukler Kopf und Brust gründlich, und fragte ihn dann:

„Hältst Du Kechemunedoo, den guten Geist, oder Mahjemunedoo, den bösen Geist, für den Urheber alles Guten?"

„Kechemunedoo!" war die Antwort des Zauberers.

„Warum betest Du denn zu Mahjemunedoo?"

Der Zauberer blieb die Antwort schuldig.

Als aber der Häuptling, welcher den Trägern des Zauberers nach dem Fluß hinab gefolgt war, um der Heilungsmethode Alexanders beizuwohnen, und nun an dessen Seite stand, fragte: „Wer fürchtet die Pow-wows nicht?" und von etlichen, die dabei standen, die Antwort erhielt:

„Es giebt keinen, der sich nicht fürchtet", erwiderte Alexander:

„Die Pow-wows mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, darum können alle Pow-wows der Welt mir nichts zu Leide thun. Ich fürchte sie nicht!"

Nach dieser kurzen Unterredung zogen sich die Männer von Alexander zurück, und dieser ließ den Zauberer in seine Hütte tragen, wo er einen Tag und eine Nacht auf seinem Lager zubrachte, um sich endlich in recht bescheidener Haltung zu erheben und mit Alexander, als dem größten Zauberer, die Friedenspfeife zu rauchen, welchem guten Beispiele die sämmtlichen Rothhäute des Catawbastammes folgten.

So war denn das Arzneimittel Alexanders das Medium geworden, ihm in den Augen der Rothhäute ein unbedingtes Ansehen zu verleihen, und seine vorzüglichste Sorge durfte er von nun an nur darauf richten, daß dies gute Verhältniß auch für die

Zukunft erhalten blieb. Zwar konnte er sich frei und unbelästigt unter ihnen bewegen, aber er war und blieb ihr Gefangener, wenngleich sie es sich auch zur Ehre rechneten, einen so großen Zauberer in ihrer Mitte zu haben.

* * *

Es will uns befremdend erscheinen, daß man über das Leben der M ä n n e r in den Hinterwäldern Amerikas so viel und über das der F r a u e n so wenig geschrieben hat. Es ist aber eine unleugbare Thatsache, daß gerade die Frauen oft härteren Beschwerden und größeren Entbehrungen ausgesetzt sind, als die Männer. — Der Mann besitzt nicht nur von Natur schon mehr Stärke und Ausdauer als die Frau, sondern er ist auch von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt. Die schwache, zarte Frau dagegen wird, wenn sie dem Manne in die Wildniß gefolgt ist, hier geprüft, ob sie Muth und Charakterstärke genug besitzt, ob ihre Liebe zu ihm von solcher Stärke ist, daß sie frischen und fröhlichen Herzens alle die Sorgen und Entbehrungen, alle Noth und Gefahr, die sie Jahre lang zu ertragen hat, auch wirklich zu ertragen im Stande ist.

Wie wenig oft gegen Wind und Wetter geschützt, bewohnt sie eine elende Shanty nicht Wochen, sondern Monate, ja Jahre lang, in welcher ihr keine Freude, keine Erholung zutheil wird, wohl aber Arbeit, Mühe, Sorge, Kummer, Noth und Entbehrungen in Hülle und Fülle. Dabei leistet ihr der einsame, schweigende Wald oft Tage, ja Wochen lang, besonders dann, wenn der Mann auf der Jagd abwesend ist, Gesellschaft. Der nächste Nachbar wohnt vielleicht eine ganze Tagereise entfernt; keine menschliche Hülfe in Nothfällen, keine Unterhaltung, wie sie dem Einsamen zuweilen unentbehrlich ist, wird ihr gewährt. Während der Mann im Walde umherstreift, den scheuen Bären und den flüchtigen Hirsch verfolgt, oder am nächtlichen Wachtfeuer den Anbruch des jungen Tages erwartet, liegt sie einsam und unbeschützt auf hartem Lager und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, die, Beute witternd, ihre Shanty umschleichen. Sie erwartete ihren Gatten heute Abend oder während der Nacht zurück, da sie aber diese Hoffnung aufgeben mußte, weilen nun ihre Gedanken bei ihm im Walde. —

— — — — — — — — — — — — —

Mit jener heimlich quälenden Angst und Sorge, die sie immer gefühlt, wenn Alexander in die Wildniß und auf die Jagd

gegangen war, hatte Betty den geliebten Gatten am Morgen jenes Tages, der für ihn so unglücklich enden sollte, weg ziehen lassen; ja, die Beängstigung ihres Herzens war noch größer, da sie Alexander während des Jahres seit ihrer Verheirathung wirklich so recht von Herzen lieb gewonnen hatte. Mit stillem Seufzen und unter Anwünschung des göttlichen Schutzes hatte sie ihm so lange nachgeschaut, bis er im Dunkel des Waldes ihren Augen entschwunden war. Ihre Gebete stiegen auch während des Tages für ihn zum Himmel empor. Zwar fand sie darin einige Beruhigung, daß er bis jetzt noch immer glücklich zurückgekehrt war und daß sie sich selbst auch unter der Obhut ihres alten, treuen Schwiegervaters wußte, aber die Gefahren, die ihm drohten, waren ihr auch hinlänglich bekannt. Und ein Tag war so lang, und vor Nacht kehrte er nicht wieder zurück, das war gewiß. Sie bedurfte also der Ergebung und diese suchte sie in stillem Gebet für ihn und für sich selbst.

Sie verrichtete den Tag über ihre häuslichen Obliegenheiten, bestellte ihr Gärtchen, indem sie für das nächste Frühjahr den Acker bereitete, die Gartenfrüchte einheimste und daneben das Vieh besorgte. Ihr Schwiegervater stand ihr bei der zu verrichtenden Arbeit nach Kräften bei, und dabei vergaß sie dann auf Augenblicke die Sorge um den abwesenden Gatten. Je näher der Abend heranrückte, desto freudigere Hoffnung erfüllte ihr Herz, daß Alexander nun bald wieder daheim sein werde. — Als aber die Nacht immer näher rückte und ihre Sorge über sein spätes Ausbleiben immer größer wurde, da gelobte sie sich, er solle, wenn er diesmal erst glücklich wieder daheim sei, sich nicht mehr so weit vom Hause entfernen und sich den Gefahren in der ihm noch unbekannten Wildniß aussetzen. Er solle mehr auf seiner Ansiedelung bleiben und ein stilles, ruhiges Leben bei ihr zu Hause führen, damit ihr die Angst und Sorge um ihn in Zukunft erspart bliebe. Das konnte nach ihrer Meinung Alexander um so mehr, da ihn weder die Noth noch der Hunger zu derartigen abenteuerlichen Jagdausflügen trieben, und das Farmland noch gar sehr der Klärung und Säuberung bedurfte. Da standen noch gewaltige Riesen genug, die der Axt harreten, und das Land bedurfte der Säuberung, bevor der Pflug eine Furche zu ziehen vermochte. — Mit solchen Hoffnungen trug sich das Herz des jungen Weibes noch spät in der Nacht und zu der Stunde, als Alexander schon ein Gefangener der Rothhäute war. Immer tiefer ging es in die Nacht hinein — aber der sehnlichst Erwartete kam nicht! Der alte Schwiegervater Bettys suchte sie nach

Kräften zu trösten und zu beruhigen, aber es wollte in ihrem ersten Schmerz kein Trost haften, und bald lag das arme junge Weib weinend und seufzend auf hartem Lager, bald stand sie wieder am Fenster, in die Nacht hinaus horchend. So verging endlich die lange, lange Nacht, und Alexander kehrte nicht heim, jede Kunde von ihm blieb aus; woher sollte ihr eine solche auch kommen?

Da legte der Schmerz seine kalte, eiserne Hand auf das besorgte Herz des armen Weibes, daß es schier unter ihrem Drucke brach. Alle die Schrecknisse, die sie wohl kannte, brachte die lebhafte Einbildungskraft vor das Auge ihres Geistes. Die Quelle ihrer Thränen versiegte den folgenden Tag nicht mehr, und als dann auch der zweite Abend herankam und die Nacht wieder unter Hoffen und Bangen vergangen war, ohne daß Alexander heimgekehrt, da war es ihr zur Gewißheit geworden, daß ihrem Gatten ein Unglück zugestoßen und sie vielleicht jetzt schon zur trauernden, einsamen Wittwe geworden sei.

Aber Betty, obgleich noch jung, war auch ein starkes, auf Gott vertrauendes Weib. Auch aus diesem tiefen, wochenlang nicht endenwollendem Schmerze ging ihre Seele geläutert hervor. Ihre einsam gelegene Farm war ihr ohne ihren Gatten zur Wüste geworden — aber zum Himmel erhob sich nun ihre Hoffnung. Auf Gott allein setzte sie ihr Vertrauen, von ihm erwartete sie die Stunde des frohen Wiedersehens mit ihrem Gatten. Zum Himmel hinauf sandte sie ihre täglichen Seufzer und Gebete, und doch verrichtete sie auch ihre Arbeiten, erfüllte die Pflichten der Hausfrau und wünschte, wenn auch sehnlich, so doch nicht stürmisch die Stunde der Rückkehr ihres Gatten herbei, sondern versuchte vielmehr, dem alles anheimzustellen, dessen heiliger Wille Zeit und Stunde allein kennt. Ihr alter Schwiegervater, wie auch ihre Eltern und Nachbarn, bewunderten nur ihre stille Ergebung in ihr schweres Schicksal, und der alte Henry, dessen Vaterherz durch den Verlust des Sohnes selbst so schwer getroffen war, richtete sich an ihrem Glauben auf. Jede Stunde, die er von der Arbeit draußen erübrigen konnte, brachte er bei ihr im Hause zu und suchte sie und sich selbst damit zu trösten, daß Alexander noch wiederkehren könne, da er an dessen Tod nicht zu glauben vermochte. So oft ihre Eltern kamen und darauf hindeuteten, daß sie nur noch auf ein Wiedersehen mit ihrem Schwiegersohn im Himmel hofften, schüttelte sie den Kopf und sagte: „Nein, nein, Alexander lebt und ich werde ihn noch hier auf Erden wiedersehen! Gott führt ihn gewiß wieder zu mir zurück: — aber, wenn seine Zeit und Stunde gekommen ist!"

Dann schwiegen die Eltern und gaben selbst einer solchen Hoffnung noch Raum. Als dann aber Monate vergingen und keine Kunde von ihm einlief, da war auch jeder Rest von Hoffnung aus dem Herzen der Eltern Bettys geschwunden und selbst der alte Henry hatte nun seinen Sohn für immer verloren gegeben. Nur Betty war in ihrem Glauben noch immer unerschütterlich geblieben!

* * *

Pierre Langlade, der Pelzhändler, den wir auf der Ansiedelung Alexanders kennen lernten, hatte sich vom Osten, wo er seine Pelze vortheilhaft verkauft, wieder dem wilden Westen zugewandt. Er wollte wieder in seiner ihm lieb gewordenen Wildniß sein und dem Pelzhandel nachgehen, der ihm jährlich ein schönes Stück Geld einbrachte. Seine Absicht war, als er den Osten verließ, sich zunächst einem Indianerstamme anzuschließen und mit den Rothhäuten gemeinsam den wilden Büffel zu jagen und dem Hirsch und Bären nachzustellen, wie er es schon öfter gethan. Er verließ die Stadt Edenton, wandte sich westwärts und dem Catawbaflusse zu. Unterwegs besuchte er die Indianerstadt der Tuscarores, wo er von den Rothhäuten auch freundlich aufgenommen wurde, und traf dann mit den Chickasaws zusammen; aber schon der erste Streifzug, den er mit diesen Indianern unternahm, zeigte ihm die Gefahr, welcher er sich dabei aussetzte.

Glücklicherweise traf er bei diesem Indianerstamme einen alten Reise- und Jagdgefährten, der ihn schon am ersten Tage warnte, diesmal auf seiner Hut zu sein. Die Indianer waren nicht mehr das, was sie früher und seit länger Zeit gewesen: die fast harmlosen Nachbarn der Weißen. Als Langlade dann bald darauf den Stamm verließ, kam er auf seiner Weiterreise in das Haus eines weißen Ansiedlers, wo er eine freundliche und liebevolle Aufnahme fand, am Fieber aber so schwer erkrankte, daß er fast zwei Wochen lang liegen bleiben mußte. Sein Fiebermittel leistete ihm jetzt aber so gute und vortreffliche Dienste, daß er seine Wanderung bald wieder aufnehmen konnte.

In der ersten Hälfte des September kam er wohlbehalten in einer etwas mehr bewohnten Gegend des Catawbaflusses, etwa 80 deutsche Meilen von Edenton, an. Hier begegneten ihm weiße Ansiedler, die mit Weib und Kind und aller ihrer Habe auf der Flucht waren und ihm zuriefen: „Wo du hin willst, da kommen wir her; denn dort war kein Bleiben für uns; die Wilden

sengen, brennen, skalpiren und morden und gehen gar grausam mit ihren Gefangenen um!"

Die Indianer hatten die an der äußersten Grenze der Civilisation lebenden Hinterwäldler in die Flucht gejagt, und der ziemlich feste Ort Bethabara, eine Missions-Station der böhmischen Brüder, bildete gewissermaßen die Vormauer für diese Ansiedler, die nun ihre Zuflucht in solcher Menge dahin nahmen, daß allein 100 Kinder von 12 Jahren und darunter mit ihren Eltern sich dort aufhielten und eine Zufluchtsstätte fanden. Diese gehörten freilich nicht alle der Brüdermission an; es befanden sich auch ein gut Theil Fremder darunter.

An diesem Orte hielt sich nun auch Langlade eine Zeit lang auf und erfuhr hier, daß man genöthigt sei, für eine Anzahl der Brüdergemeine angehörige und geflüchtete Familien eine neue Kolonie anzulegen, und diese Niederlassung sollte dann Bethanien genannt werden.

In Bethabara blieb zwar Alles in gewohntem Gange und die Indianer störten die Bewohner der Ansiedelung nicht. In wie vielerlei Gefahren aber der Ort doch während des Aufenthaltes Langlade's und auch noch in späterer Zeit gewesen, und wie manches Böse die Hand Gottes von der Missionsstation abgewendet, das erfuhren die Bewohner erst viel später. Alles, was man in der Ansiedelung unter den obwaltenden feindseligen Absichten der Indianer thun konnte, war, daß man Tag und Nacht gute Wache hielt und sich dem Schutze Gottes befahl.

Da der Pelzhändler mit den Gebräuchen, der Art und Weise, wie die Wilden Kriege führten und ihre Ueberfälle bewerkstelligten, gut bekannt war, so empfahl er dem Missionar, daß er jeden Morgen eine Stunde früher als gewöhnlich zum Aufstehen läuten lassen solle. Der Missionar that dies, und bei Anbruch des Tages fand man öfters Spuren von Indianern in der Nähe, und später erfuhr man, daß wohl sechs Wochen lang an 150 Krieger nur zwei Stunden weit von Bethabara ihr Lager gehabt und etliche Male dies Fort — so nannten sie den Ort, weil das Ganze mit einem Palissadenzaun umgeben war — hatten angreifen wollen; wenn sie ihm aber nahe gekommen, hätte man die Glocke geläutet und auf dieses Alarmzeichen, aus welchem sie schlossen, daß sie verrathen seien, waren sie wieder abgezogen. —

In London, England, war der Kauf eines Stück Landes in Nord-Carolina, welches Lord Granville den Leitern der Brüdermissionen in Amerika angeboten, zu Stande gekommen. Die Absicht dabei war, daß die Missionare der böhmischen Brüder in

dieser noch wenig angebauten Provinz eine Kolonie anlegen sollten, um den dortigen Einwohnern, also den früheren und späteren Ansiedlern, leiblich und geistlich so viel als möglich zu dienen, und ebenso auch den heidnischen Indianern, den Cherokees, Catawbas, Chickasaws, Creeks und anderen das Evangelium zu bringen.

Während des Aufenthaltes Langlade's in Bethabara erhielt der dortige Missionar den Auftrag, das Land aufzusuchen und ausmessen zu lassen. Die in dieser unruhigen Kriegszeit mit diesem Auftrage verbundenen Schwierigkeiten mußten sowohl dem Missionar als auch Langlade, der sich angeboten, den Geistlichen und seine Leute auf dieser Reise zu begleiten und der Expedition als Führer zu dienen, besser als irgend jemand anders bekannt sein. Sie ließen sich aber dadurch nicht abschrecken.

Die Expedition war bald zusammengesetzt. Sie bestand aus dem Missionar, drei Gemeindegliedern, einem Landmesser, zwei Jägern, die theils beim Messen die Ketten zu tragen, theils im Urwalde für sie jagen sollten, und Langlade, dem Führer der Expedition. Diese Männer begaben sich nun in die Wildniß, wo sie Land aufsuchen und ausmessen sollten. Sie hatten sich auf zwei Wochen mit Lebensmitteln versehen und traten anfangs Dezember ihre Reise an. Bald fanden sie auch ein gutes Stück Land, brachten aber fünf Tage mit dem Ausmessen von 1000 Acres zu, denn die durchströmenden Flüsse lagen so tief, daß man die hohen und steilen Ufer weder hinab- noch heraufkommen konnte und zum Durchreiten erst einen Pfad suchen mußte, den die Büffel getreten; wie sie denn überhaupt genöthigt waren, solche Wildpfade aufzusuchen und ihnen zu folgen, freilich mit großer Vorsicht, da dieselben oft in tiefe Moräste führten. Von Indianern entdeckten sie sonderbarer Weise auf ihrer ganzen Reise auch nicht die geringste Spur, aber je weiter sie vordrangen, desto beschwerlicher wurde die Arbeit; es wurde immer kälter und sie mußten die Nächte in Zelten zubringen.

Da sie nach dem Kompaß fortschritten, kamen sie bald in dicke, fast undurchdringliche Wälder, bald hatten sie fürchterlich steile Berge auf- und niederzuklettern, und das ging so fünfzig bis sechzig Meilen weit, so daß sie oft den Pferden, die die Geräthe trugen, die Last abnehmen und die steilen Berge hinan, an gefährlichen und schwindelnden Abgründen entlang, nachtragen mußten.

„Ende Dezember“, heißt es in dem vom Missionar geführten Tagebuch, „kampirten wir in einer Gegend, in welche vielleicht

so lange die Welt steht noch nie ein civilisirter Mensch seinen Fuß hingesetzt hatte; wir mußten über erschreckliche, fast himmelhohe Berge steigen, wo weder Weg noch Steg zu finden war. Doch sind wir, Gott Lob und Dank, Alle gesund, munter und vergnügt und danken Gott für seinen gnädigen Schutz. Indianer haben wir nicht gesehen.“

Endlich konnten sie der Weisung der Magnetnadel nicht weiter folgen, da sie an einen Strom kamen, dessen Bett sie stromauf nachgehen mußten, der sie aber so tief in die Berge hineinführte, daß auch der kühne Führer und die Jäger muthlos wurden und fast schon die Hoffnung aufgaben, aus diesem Labyrinthe den Rückweg zu finden. Ihr Vorrath an Brod, so klein auch die Portionen bei dessen Austheilung in den letzten Tagen hatten zugeschnitten werden müssen, war aufgezehrt, und sie lebten nur von dem Wild, welches die Jäger im Walde von Zeit zu Zeit auftrieben. Ja, es kam sogar einmal so weit, daß sie für ihre Pferde kein Futter mehr fanden, und sie selbst schon den dritten Tag nichts mehr zu essen hatten. Ein Bächlein, das sich durch den Urwald schlich und dessen Lauf sie nun folgten, führte sie endlich an eine noch mit Gras bedeckte Stelle, und die Jäger erlegten hier auch zwei Hirsche. Da war die Freude groß und Alles gewann nun wieder neue Hoffnung und neuen Lebensmuth, und so kamen sie endlich an den Yadkin-River, etwa an die Stelle, wo heute East-Bend auf der Karte verzeichnet steht. Hier erblickten sie auf der andern Seite des Flusses weiße Leute; die riefen ihnen zu und luden sie ein, bei ihnen Herberge zu nehmen. Sie setzten also des andern Tages nicht ohne Gefahr durch das Wasser und kamen zu den Leuten. Wie sehr war aber Langlade überrascht, als er unter diesen Ansiedlern ein junges Ehepaar entdeckte, die ihm alte Bekannte vom Mont Pisgah her waren, nämlich den Schwiegersohn Morrison's, welcher die älteste Tochter desselben, Barbara, geheirathet und erst vor Kurzem hier sich angekauft und niedergelassen hatte. Da war nun die Freude groß, und Alle konnten sich einmal wieder ordentlich satt essen.

Der Schwiegersohn Morrison's, J. Smith, der alte Bekannte des Pelzhändlers, brachte die Expedition in die Gegend, wo das heutige B e t h a n i e n steht, und hier fanden sie, was sie suchten, und nahmen das angekaufte Land auf.

Jetzt war auch Langlade als Führer wieder entlassen. Er hatte aber durch James Smith, den Gatten Barbara's, erfahren, daß Alexander Henry von einem unternommenen Jagdzuge nicht wieder zurückgekehrt sei, daß er spurlos verschwunden, man nie

wieder etwas von ihm gehört, auch keine Spur über sein Verbleiben aufgefunden habe, und daß man ihn demnach für todt halten mußte. Nur seine junge Gattin glaube noch immer an seine Wiederkehr, obgleich dazu wenig Aussicht vorhanden sei. Man glaube allgemein, daß er den Indianern in die Hände gefallen und diese ihn ermordet und skalpirt hätten.

Diese Nachricht erschreckte und betrübte den Pelzhändler. Er hatte Alexander lieb gewonnen und betrachtete seinen Verlust als den eines treuen Freundes, über dessen Verbleib er sich, wenn irgend möglich, Auskunft zu verschaffen suchen müsse. Er beschloß daher, den Yadkin-River wieder zu überschreiten, seine Streifereien in südwestlicher Richtung nach dem Catawbathale fortzusetzen, um die Pelzvorräthe, die er etwa bei Weißen und Rothen antreffen würde, anzukaufen und dann den Rückweg nach dem Osten auf dem Catawbaflusse stromabwärts wieder anzutreten. Daneben wollte er auch nach seinem verschwundenen Freunde forschen.

Wir dürfen uns also nicht wundern, daß wir ihn eines Tages im Monat April in der Familie Just Umbach's, dem Onkel Betty's, wiederfinden, wo er mit der gewohnten Gastfreundschaft der Hinterwäldler auf das Freundlichste aufgenommen worden war, so daß er sich hier wieder einmal ordentlich ausruhen und von seinen Strapazen erholen konnte. Daneben verfolgte er auch wohl noch ein anderes Ziel. Es schien, als habe er an der lieblichen Tochter des Hauses, an Marie, ein b e s o n d e r e s Wohlgefallen gefunden!

Die Nachricht von dem Verschwinden Alexanders und den vergeblich nach ihm angestellten Nachforschungen wurde ihm leider hier bestätigt. Der Verschwundene war noch nicht wiedergekehrt. Auf seiner Ansiedelung, welche etwa sechs englische Meilen von Just Umbach's Niederlassung entfernt war, hauste nun Betty mit ihrem alten Schwiegervater allein. Die beiden Söhne Just's, John und Nick, wohnten mit ihren Frauen, wenn auch nicht in e i n e m Hause, so doch dicht neben der Wohnung ihres Vaters, wo sie ein eigenes Blockhaus inne hatten und das ganze umfangreiche Grundstück in Gemeinschaft mit dem Vater bewirthschafteten. Langlade hatte beschlossen, hier einen längeren Aufenthalt zu nehmen, die Niederlassung Just Umbach's als sein vorläufiges Absteigequartier zu betrachten und seine Ausflüge und Streifereien, die er im Interesse des Pelzhandels unternehmen würde, auch gelegentlich zu Nachforschungen nach dem verschwundenen Alexander zu benutzen. Daneben ging er öfter hinaus in die Wälder,

für die Familie einen Hirsch oder einen wilden Truthahn zu schießen, und war gar bald ein gern gesehener Gast in der Familie.

So war er wieder einmal zwei Tage und zwei Nächte abwesend gewesen; ganz gegen seine sonstige Gewohnheit kehrte er am dritten Tage schon morgens in aller Frühe, und zwar diesmal ohne alle Beute zurück. Das war nie geschehen. Einmal hatte er sogar einen jungen Bären mit heimgebracht; aber diesen Morgen hatte er nichts aufzuweisen und sah angegriffen und erschöpft aus.

Marie, die einzige und unverheirathete Tochter Just Umbach's — die Mutter war schon vor etlichen Jahren gestorben — die allein zu Hause war, fiel das seltsame Aussehen des sonst lebensfrohen Pelzhändlers gleich auf.

„Was fehlt Ihnen, Herr Langlade? Sind Sie etwa krank? Das Fieber ist doch nicht wieder zurückgekehrt?“ fragte sie fast ängstlich.

„O nein, Frl. Marie! Aber wo ist der Vater, wo sind John und Nick, die beiden Brüder?“

„Alle fort, nach der Klärung oder in den Wald gegangen!“

„In den Wald? In welcher Richtung?“

„Ich weiß es nicht. Aber warum seid Ihr so unruhig, Sir?“

„Unruhig, Marie? O nein, ich bin nur ein wenig müde.“

„Aber auch hungrig, nicht wahr?“ fragte Marie gutmüthig.

„Nein, ich hatte Vorrath genug mitgenommen und das letzte erst heute morgen verzehrt, nur ein wenig ruhen will ich und dann den Vater sehen. Wo sind deine beiden Schwägerinnen?“

„Drüben im andern Hause, wo sie ja, wie Ihr wißt, zusammen wohnen.“

„Das ist wahr, ich hatte daran nicht gedacht. Es ist gut. Jetzt will ich ein wenig ruhen.“ — Damit wickelte er sich in eine wollene Decke und legte sich auf eine auf vier Füßen ruhende Planke, die mit einer Hirschhaut bedeckt war.

„Ihr solltet Euch auf Pa's Bett legen“, sagte Marie und sah dabei gar lieb und herzig aus — „ich will inzwischen das Morgenessen für Euch richten“, fuhr sie fort, „und wenn Ihr ausgeruht, könnt Ihr essen.“

„Du bist immer so gut mit mir, Marie, und ich bin doch nur ein Fremder, der sich bis zu Euch verlaufen, und den Ihr so gastlich aufgenommen habt.“

„Und sollten wir denn böse gegen Euch sein?“ fragte Marie lächelnd und sprang hinweg, das Essen zu bereiten.

Sie war ein noch ganz junges, kaum siebzehnjähriges, bildhübsches Mädchen mit rabenschwarzen, vollen Haaren und ebensolchen Augen und dabei schneeigem Teint und schlankem, vollem Wuchs. Auch die Kleidung, die sie trug, stand ihr recht gut. Sie bestand allerdings nur aus selbstgewebtem und genähtem Baumwollenzeug, was die Hinterwäldlerinnen sogar von der rohen Baumwolle herstellten — woran ja Carolina schon damals nicht arm war — aber sie färbten die Fäden in blau, roth, grün, gelb in geschickter Weise und verstanden dem Anzuge auch einen Schnitt zu geben, der dem Körper angemessen war und dann auch recht gut paßte.

Marie warf, während sie ab und zu ging, öfter einen forschenden Blick auf den Pelzhändler, nahm sich aber besonders in Acht, nicht an die Planke zu stoßen, auf der er lag. Der Fußboden des Blockhauses bestand ja nur aus mit der Axt oben glatt behauenen, sehr starken und etwas unförmlichen Bohlen, die dann zusammengefügt, aber nicht einmal mit Nägeln festgenagelt waren. Aber Langlade schien wirklich sehr ermüdet zu sein und bekümmerte sich nicht um Marie, die sich für ihn beschäftigte.

Nach einer Stunde festen Schlafes erwachte der Pelzhändler und sah, daß der Tisch für ihn bereits gedeckt war. Maisbrei und Maisbrod, ein Stück geräuchertes Schweinefleisch und zwei Truthahnkeulen, dazu ein Glas Milch zierten die Tafel.

„So, Herr Langlade", sagte Marie, „jetzt nehmt Euer Frühstück, es ist alles angerichtet."

„Ich danke, Marie", sagte der junge Mann freundlich, während er sich an den Tisch setzte und Marie ihm den Napf mit Milch füllte, „du hast dir allzuviel Mühe mit dem Fremdling gemacht."

„Weshalb bleibt Ihr denn nicht hier? Dann hört Ihr ja auf, ein Fremdling zu sein; kauft Euch Land und siedelt Euch an, wie wir es auch thaten; dann habt Ihr nicht nöthig, Euer Leben beständig der Gefahr auszusetzen. Denkt an meinen Cousin Alexander. Ihr werdet bei Eurem Herumstreifen doch noch einmal den Indianern in die Hände fallen und von ihnen skalpirt werden."

„Aber war denn dein Cousin nicht ein friedlicher Ansiedler, Marie? Nein, Kind, unsere Wege liegen in Gottes Hand. Er bestimmt Jedem das Loos und führt ihn, wie Er will — das ist m e i n Glaube; und dann, Marie, bin ich eben ein zu unruhiges Franzosenblut, und das treibt mich herüber und hinüber, von Osten nach Westen und von Westen nach Osten. — Wo aber nur der Vater bleibt; ich wollte, daß er heimkäme."

„Wird Euch die Zeit so lang, daß Ihr ihn kaum erwarten könnt? Warum könnt Ihr denn nicht auch mir ein wenig erzählen? — Aber es ist wahr, wir Frauen gelten — — —“

Sie wurde unterbrochen, denn draußen außerhalb der Palissaden meldeten sich in diesem Augenblick die Hunde, und als Langlade aus der Thüre eilte, sah er, wie eben der [illegible]ter mit seinen Söhnen zurückkehrte.

„Halloh, Herr Pelzhändler, Ihr seid diesm[illegible]nge ausgeblieben; wir dachten schon, es sei Euch e[illegible]ück zugestoßen; das Baby, die Marie, konnte Euer langes Ausbleiben gar nicht begreifen.“

„Nun! ich stehe, wie Ihr seht, gesund vor Euch, Herr Umbach“, erwiderte der junge Mann, nahm aber dann den Alten am Arm, führte ihn ein Stück auf die Seite und flüsterte ihm zu:

„Es sind Shawnee-Indianer in der Nähe, wir werden gut thun, wenn wir es an Vorsicht nicht fehlen lassen.“

Umbach sah ihn einen Moment ungläubig an und sagte dann lächelnd: „Unmöglich, Herr Langlade! Wo habt Ihr denn diese absonderliche Neuigkeit wieder hergeholt?“

Der Alte befand sich in so vollständiger Sicherheit und Sorglosigkeit, daß er die Mittheilung des Pelzhändlers für eine Fabel hielt. „Cherokees vielleicht, das ist möglich, die streifen zuweilen bis hierher und noch weiter nach dem Osten hinaus, schießen uns die paar Hirsche weg, doch weiter thun sie uns nichts; aber Shawnees? nein, an die Fabel glaube wer will, ich nicht. Die würden sich doch erst zweimal besinnen, ehe sie, von den Seen kommend, die Alleghanies überstiegen und sich so weit nach dem Osten vorwagten“, setzte er kopfschüttelnd hinzu.

„Es sind nicht Shawnees allein“, sagte Langlade, „wenigstens nicht ausschließlich, es sind auch Miamies dabei, und das ist eine böse und entschlossene Rotte.“

„Habt Ihr sie gesehen?“ fragte Umbach schnell und wie es schien jetzt doch besorgt.

„Einen Miamie nur auf der Suche.“

„Dann könnt Ihr Eurer Sache noch immer nicht so sicher sein. Habt Ihr die Fährte gesehen?“ fragte der Alte weiter.

„Hier ist ein Medizinbeutel, er gehört einem Häuptling der Miamies an, der ihn zu seinem nicht geringen Verdruß verloren haben muß. Denn nur die Häuptlinge dieser Indianer tragen in ihrem Medizinbeutel die Rinde der weißen Eiche, des Butternut, Elder und Hemlock, während alle andern Indianer nur Moos und Blätter von Sumach und Baßwood und etliche kleine Holz-

stücke darin führen", sagte der Pelzhändler, während er den Medizinbeutel aus seiner Tasche zog, ihn öffnete und dem Alten den Inhalt desselben hinhielt.

„Und woher habt Ihr den Beutel?"

„Im Walde in ihren Fährten gefunden, denen ich stundenlang gefolgt bin."

„Den wilden Shawnees und Miamies?" rief der Alte erstaunt — „und Ihr mutterseelenallein?"

„Freilich ja, ganz allein!" erwiderte Langlade. „Ich traf auf die ersten Spuren vorgestern Abend, als es bereits dunkel wurde. Um ihnen nicht geradezu in die Hände zu laufen, lagerte ich mich in einem dichten Gebüsch, das von einer Felswand herabhing und mich vollständig vor jedem Menschenauge verbarg. Feuer wagte ich nicht anzuzünden. Die Nacht verging auch ungestört und am Morgen folgte ich der Spur der Rothhäute wieder, bis ich etwa gegen 11 Uhr auf ihren Lagerplatz stieß, wo sie genächtigt hatten."

„Aber waren es denn auch wirklich Rothhäute?" fragte der Alte wieder, der noch immer an eine Gefahr nicht glauben wollte.

„Gewiß waren es Indianer. Dieser Medizinbeutel, den ich dort fand, beweiset es zur Genüge, und dann auch das Feuerholz, das sie bei ihrem nächtlichen Aufenthalte dort gebrauchten. Es bestand theilweise aus trockenem, aufgelesenem, theilweise aus abgehauenem, d. h. mit ihren indianischen schmalen Tomahawks abgehacktem dünnen Stangenholz."

„Und wie viel zählte denn der Haufen der Rothhäute etwa?"

„Nun, ich glaube, daß der Trupp wenigstens 50 Männer zählte; Packthiere, Hunde, welche die Stangen schleppen, Weiber und Kinder können nicht dabei gewesen sein, denn ich fand von diesem Allem keine Spur. Es war also nicht ein Aus- oder Weiterwanderungszug, sondern ein Haufen auf dem Kriegspfade sich befindender rother Krieger."

„Hm, hm! nach welcher Richtung wandten sie sich. Ihr werdet doch Ihrer Fährte gefolgt sein!"

„Ihrer Fährte gefolgt sein? nun freilich bin ich ihrer Fährte gefolgt, und zwar mit großem Eifer", sagte der Pelzhändler. „Gerade hierher und direkt nach unserer Richtung — bis sie etwa zwei Meilen von hier links abbogen, und sich der Gegend zuwandten, wo Eures Bruders und Morrisons Niederlassung ist, und wo die neue Ansiedlung sich erhebt. Ich glaube, daß sie es diesmal auf die Ansiedlungen überhaupt abgesehen haben, denn schon vor etlichen Monaten lagerten Indianer in der Nähe der Missions-

station Bethabara, wie ich Euch bereits erzählt habe, wagten aber nicht den festen und gut besetzten Platz anzugreifen."

„Dann werden sie wohl wieder über die Berge zurückgehen. Sie dürfen es nicht wagen, sich gerade jetzt in den Ansiedelungen zu zeigen, da alle Hinterwäldler gut bewaffnet und auch vom Gouverneur gewarnt sind. Sollten sie dennoch gegen die Morrison'sche Ansiedlung Böses im Schilde führen und ihre Absicht nur irgendwie dort bekannt werden, woran ich nicht zweifle, da die Ansiedler überall Wachtposten ausgestellt haben, so dürften sie jetzt dort den Platz gut versichert, befestigt und vertheidigt finden. Morrison hat es durchgesetzt, daß seine Nachbarn in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ein festes Fort eingerichtet haben. Möglich, daß die Indianer bei einem etwaigen Angriff von ihnen mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden. Sodann ist ihnen ja auch verboten, unsere Provinz Nord-Carolina als i h r e Jagdgründe anzusehen und sie als solche zu behandeln. Seid Ihr Ihnen noch weiter gefolgt?"

„Natürlich, den ganzen Tag, bis zum Abend hin, als ich ihr Lagerfeuer durch die Waldung hin schimmern sah — und ich muß gestehen, daß dies nicht gar weit von Emmas Bruders Ansiedlung entfernt war."

„Ei! ei! das wäre doch etwas bedenklich! Sollten sie in der That Böses im Schilde führen, so würden sie bei einem etwaigen Ueberfalle der Farm meines Neffen Alexander gar leichtes Spiel haben. Betty, der alte Henry und ein Knecht sind die einzigen Vertheidiger derselben, mit ihnen würden sie schnell genug fertig sein — ebenso würde es auch meinem Bruder D a n ergehen!"

„Ich kann nicht sagen, was sie vorhatten. Sehen konnte ich nicht viel und hören noch weniger, da ich ihnen nicht nahe genug war. An einen schnellen Aufbruch dachten sie aber wohl kaum, denn das konnte ich aus verschiedenen Anzeichen entnehmen. Ich beschloß, zurückzukehren und Euch zu melden, was ich gesehen und gehört, und zögerte doch noch ein wenig, weil ich nach dem Wildpfade suchen mußte, der mich, wenn ich ihm folgte, nach Eurer Ansiedlung zurückführte, da ich in der That die Richtung verloren hatte. Der Wildpfad führt nach dem Flusse hinunter, das wußte ich; hatte ich ihn gefunden, so brachte er mich unzweifelhaft in die Nähe Eurer Ansiedlung. Ich war zweifelhaft geworden, wohin ich mich wenden sollte, endlich aber traf ich auf den Pfad, hatte aber kaum Zeit, mich rasch hinter einer scharfen Felsecke zu verbergen, denn gerade auf dem Wildpfade entlang kam ein Indianer in voller Kriegsrüstung, aus der Richtung her, wo die Indianer

in letzter Nacht ihr Lager aufgeschlagen, die Flinte im Arm, den Oberkörper halb nackt und bemalt, den üblichen Federbusch auf dem Kopf, den Speer in der linken Hand, den Blick aber glücklicherweise fest am Boden und nach den Fährten oder sonst etwas suchend, sonst hätte er meine rasche Bewegung doch gesehen. Ich glaube fast, daß es der Häuptling der Miamies war, der von der Suche nach seinem Medizinbeutel zurückkehrte, denselben aber nicht gefunden hatte, da er sich in der Tasche meines Jagdhemdes befand."

„Hättet den Burschen doch gleich über den Haufen schießen sollen."

„Um mir durch den Schuß die ganze Bande auf den Hals zu hetzen und einen feigen Mord zu begehen, da ich ja nicht einmal wußte, ob der rothe Mann wirklich Böses im Sinn hatte; obgleich ich es fest glaube."

„Na! na! ob er wohl auch so fein säuberlich mit Euch umgegangen wäre, wenn sein scharfes Auge Euch entdeckt hätte? ich glaube nicht."

„Mag dem sein, wie ihm wolle — hätte ich ihn allein, und seine rothen Kameraden nicht zu fürchten gehabt, die den Schuß unbedingt hätten hören müssen, dann würde ich mich im ehrlichen Kampfe mit ihm gemessen haben, aber meuchlings hätte ich ihn auch dann nicht gemordet."

„Ist schon recht, — wenn aber die Sache so steht, wie Ihr sagt, Herr Pelzhändler", sagte der Alte, der eine Weile vor sich niedergesehen, „dann muß ich sofort einen Boten hinüber senden, der meinem Bruder wenigstens eine Warnung zukommen läßt, und den alten Henry mit seiner Schwiegertochter entweder hierher bringt, oder sie in das feste Blockhaus Morrisons weist, damit wir, wenn die rothhäutigen Banditen wirklich einen Ueberfall wagen sollten, wenigstens keine Menschenleben zu beklagen haben. Und auch wir müssen in der That auf der Hut sein, denn viel Gutes traue ich dem wilden, rothen Volke nicht zu. Sie sind eine barbarische Rasse. Ihr haltet einen Ueberfall also auch nicht für unmöglich?"

„Die rothen Hallunken von da drunten haben schon viel tollere Sachen ausgeführt — aber den Tag über unternehmen sie nichts gegen uns. Kommen sie wirklich, so stellen sie sich erst gegen Morgen, d. h. kurz vor Tagesanbruch ein, und dann gilt es zuerst Eurem festen Haus. Ich kann also ruhig nach Eurem Bruder Dan und zum alten Henry hinübergehen — vorausgesetzt, daß die rothen Schlingel mich nicht zuvor erwischen — ihnen Alles

das erzählen, wie ich's Euch erzählte, und sie fragen, ob sie es nicht für besser hielten, sich noch vor Abend hierher zu begeben, oder nach Morrison's Fort zu eilen. Letzteres wäre allerdings mit einer größeren Gefahr verbunden, da die Indianer, falls sie nicht schon inzwischen abgezogen sind, die Niederlassung und dessen Fort gut bewachen werden. Eurer Tochter und Euren beiden Schwiegertöchtern habe ich von der ganzen Sache noch nichts mitgetheilt, ich wollte das Euch überlassen."

„Das war gut und vorsichtig gehandelt, denn die Weibsleute geriethen gleich in eine so hochgradige Angst und Aufregung, daß sie uns mit verwirren."

„Sollten wir nicht auch zugleich einen Boten nach dem nächsten Militär-Fort schicken?" fragte der Pelzhändler.

Ein trotziges Lächeln zuckte um des alten Hinterwäldlers Lippen. „Wenn ich mit meinen beiden Jungen, meinem Bruder Dan, Euch und dem alten Henry — und die Weibsleute mögen auch ihr Theil dabei thun — den Platz besetzt halte, dann bedürfen wir keiner fremden Hülfe — — aber nun geht auch, Herr Langlade, da Ihr Euch selbst angeboten, wir haben noch Zeit genug; ich möchte aber erst alle Angehörigen in Sicherheit wissen. Und wenn dann die Herren Rothmänner uns eine Visite abstatten wollen, können wir ihnen einen recht warmen Empfang bereiten."

Während Langlade davon eilte, seinen Auftrag auszurichten, schritt der alte Hinterwäldler langsam und nachdenkend seiner Wohnung zu. Drinnen, innerhalb der Palissadeneinfassung, erwarteten ihn seine Söhne. Marie befand sich noch allein im Hause.

„Wo sind Euere Frauen, Boys!" frug der Vater, als er den inneren Raum betrat.

„Drüben in unserm Hause; sollen sie Euch etwas, Vater?"

„Werdet gleich hören, was ich Euch zu sagen habe", antwortete der Alte.

— — — — — — — — — — — — —

Fast schon ein Jahr zuvor, und noch länger, etwa um die Zeit, als die ersten Nachrichten von dem Vordringen fremder Indianerstämme vom Nordwesten her bis zu den Ansiedlern gedrungen waren, hatten diese, besonders Morrison, beabsichtigt, ein festes Blockhaus in der Mitte der Ansiedlung, also in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung zu errichten, das im Falle eines Angriffes oder Ueberfalles durch die Rothhäute, den umliegenden Nachbarn als Zufluchts- und Schutzstätte dienen sollte. Man hatte auch eine Zusammenkunft gehabt und Berathungen darüber

gepflogen, aber zu einem Bau war es nicht gekommen, da sich die Gerüchte von der Annäherung der Indianer als falsch erwiesen hatten. Inzwischen hatten sich aber neue Ansiedler hier eingefunden und niedergelassen. Der Wald hatte sich immer mehr gelichtet und nur die dicken Baumstumpen ließen erkennen, daß vor kurzem noch auf den blühenden Kornfeldern und Tabakanpflanzungen hochstämmige Bäume ihre Wipfel hatten rauschen lassen.

Auf ziemlich weiter Fläche im breiten Flußthale weidete hie und da eine kleine Heerde, und das Vieh gedieh sichtlich bei dem saftigen Grasfutter.

So war mehr als ein Jahr vergangen; einige neue Blockhütten hatten sich in der Nähe der Morrisonschen erhoben und etliche Familien sich hier angesiedelt. Ein kleiner Store, eine Schmiede und ein Restaurant waren eingerichtet worden, und die kleine Ansiedlung hatte kräftige Männer und fleißige Frauen aufzuweisen, die sich hier in kurzer Zeit zusammengefunden und den ersten Grund zur Kultivirung des Bodens in der Nähe des heutigen Taylorsville gelegt.

Da trat das schon erzählte Ereigniß ein, daß Alexander Henry auf einem von ihm allein unternommenen Jagdzuge spurlos verschwand. Dieser Vorfall versetzte nicht nur die kleine Ansiedlung um Morrisons Blockhaus her in die größte Aufregung, sondern die ganze Nachbarschaft, so daß man meinte, man stehe vor einer unmittelbaren Gefahr, und daß der Feind, die bösen Indianer — denn nur diese konnten den jungen Ansiedler entführt haben — in nächster Nähe sei. Jetzt einigte man sich schnell, ein festes Blockhaus zu errichten, wohin die Greise, die Schwachen, die Frauen und die Kinder der Nachbarschaft bei der ersten Gefahr mit Vorräthen an Speise und Trank wohl versehen, sich flüchten sollten.

Dieses Fort sollte neben Morrisons Haus, in der Mitte der ganzen Ansiedlung, zu stehen kommen und so stark und fest hergerichtet werden, daß es dem ersten Anprall der Feinde wenigstens auf geraume Zeit Widerstand leisten konnte.

Schon am Morgen nach der stattgefundenen Berathung begaben sich die Männer an die Arbeit zur Errichtung und Befestigung des großen Blockhauses. Dasselbe war 30 Fuß breit und 40 Fuß tief, etwa 14 Fuß hoch und aus ganz besonders dicken Baumstämmen errichtet. Es hatte kein Fenster, nur einige Schießscharten ließen einzelne Lichtstrahlen ins Innere fallen, und ermöglichten den etwa Belagerten zugleich, durch dieselben mittelst scharf geladener Flinten Tod und Verderben in die Reihen der

Angreifenden zu schleudern. Der Oberbau ragte etwa 4 Fuß in der Breite und 8 Fuß hoch über den ganzen Unterbau hinaus, so daß man, falls sich der Feind an die Festung selbst heranwagen sollte, um etwa das Haus in Brand zu stecken, von oben durch in den Boden des Ueberbaues angebrachte Schießscharten, auf ihn feuern und ihn vertreiben konnte. Jede Ritze wurde zugemacht, die Wände doppelt aufgeführt, in einer Ecke des Gebäudes ein Brunnen gegraben, und trotz alledem wußten die Erfahrenen nur zu gut, daß der gebotene Schutz kein allzuverlässiger sein konnte.

An der Nordwestgrenze des heutigen County Alexander in Nord-Carolina liegt eine hohe Gebirgskette, langgestreckt mit tiefen Einschnitten und jäh abfallenden Abhängen, dann nach Südwesten hin ein fruchtbares Blachfeld. Auf der Westseite eines kleinen Flusses, der durch die Ebene fließt, erhebt sich in unmittelbarer Nähe der damaligen Alexander Henry'schen Ansiedlung der Mont Pisgah, etwa vier englische Meilen von dem heutigen Taylorsville und der früheren Morrison'schen Ansiedlung entfernt. Dieser Berg bildet in der Ebene den höchsten Punkt und von demselben hat man bei hellem, sonnigem Wetter eine entzückende Fernsicht. Im Nordwesten gewahrt man die erst erwähnten Gebirgsketten der „blauen Berge." Nach Südwesten hin schlängelt sich der Fluß durch das Thal, einem glänzenden Silberfaden gleich, und liebliche Wiesen wechseln hier ab mit herrlichem Hochwald.

Kaspar Henry, der Vater des verschwundenen Alexander, war trotz seines ergrauten Haares noch ein ziemlich rüstiger Mann. Das spurlose Verschwinden seines Sohnes blieb ihm freilich ein Räthsel, er hatte aber, seit Langlade wieder in der Nähe weilte, auch wieder neue Hoffnung für dessen Wiederkehr geschöpft, und glaubte nun, daß sein Sohn eines Tages ebenso unverhofft wiederkehren werde, als er spurlos verschwunden war, — suchte auch Betty durch diese Hoffnung immer wieder aufzurichten, wenn ihr oft in Stunden der Anfechtung und des Zweifels der Lebensmuth entfallen und sie schier verzagen wollte. Der alte Mann hatte wiederholt Beweise seines Muthes und seiner Unerschrockenheit gegeben und wurde deshalb von den Ansiedlern zum Wächter auf jenem Berge bestellt. Er sollte, da er von der Spitze des Berges aus die ganze Gegend weithin überschauen konnte, in dem Falle, wo sich der Ansiedelung eine Horde Indianer näherte, ein Alarmzeichen geben, d. h. eine Flagge aufhissen, die man zu diesem Zwecke auf der Spitze des Berges an eine hohe Stange befestigt hatte,

die weithin gesehen werden konnte. Allerdings konnte dies nur im Laufe des Tages geschehen, während der Nacht nützte das nichts — aber die Indianer, wenn solche im Anmarsch waren, benutzten ja auch fast ausschließlich die Tageszeit zu ihren Märschen, während sie des Nachts an ihren Lagerfeuern rasteten.

Der alte Henry versah seinen Posten treu, obgleich der stille Gram um seinen Sohn ihn innerlich niederdrückte. So oft er nur immer konnte, bestieg er den Berg und hielt eine scharfe Umschau, aber niemals erspäheten seine Augen irgend etwas, was der Ansiedelung Gefahr bringen konnte, bis er eines Abends — es dunkelte bereits — in der Richtung nach der Gebirgskette hin, im Walde einen Lichtschein entdeckte, der aber bald wieder verschwunden war.

Jene Indianerhorde, deren Fährte auch Langlade entdeckt und ihr gefolgt war, hatte in der That an jenem Abend dort schon gelagert, sich dann aber wieder ostwärts gewandt. Daß sie nach Raub, Mord und andern Schandthaten lüstern waren, lag auf der Hand. Sie gehörten den mehr westlich oder nördlich wohnenden Stämmen an, und befanden sich auf dem Kriegspfade in mehreren Abtheilungen. Durch die Franzosen gegen die Engländer, mit denen die Cherokees, Chickasaws, Creeks und andere — außer den Catawbas — im Bunde standen, aufgehetzt, waren sie in das fremde Gebiet eingebrochen. Bekanntlich stritten sich um jene Zeit Franzosen und Engländer um den Besitz dieser Landstriche der neuen Welt. Die Catawbas hatten sich aber in ein Bündniß mit England nicht einlassen wollen — sie wollten sich neutral verhalten und um den Streit der beiden um die Herrschaft ringender Länder sich nicht weiter kümmern, freilich zu ihrem eigenen Schaden, denn der Stamm wurde bald darauf fast gänzlich aufgerieben.

Die in Rede stehende Horde von etwa 70 Indianern war schon längere Zeit marschirt, ohne auf irgend eine Beute, oder auf weiße Ansiedler zu stoßen, was ihre Wuth nur noch vermehrt hatte. An jenem Nachmittage, an welchem Langlade ihrer Spur folgte, waren sie etwa zehn Meilen marschirt, als sie Halt machten. Die Häuptlinge traten zusammen und berathschlagten darüber, ob es gerathen sei, noch weiter nach den Ansiedlungen vorzudringen, oder sich wieder in die Berge zurückzuziehen. Auf diesem Lagerplatz hatte Langlade sie wieder entdeckt und war von hier aus nach Just Umbachs Ansiedelung zurückgekehrt, wo er, wie wir wissen, dem Alten seine Wahrnehmungen mitgetheilt. Er war am Morgen bei Umbach eingetroffen, die Indianer hatten aber in der Nacht zuvor schon einen Ueberfall gewagt und Betty entführt.

Es wurde in ihrer Berathung einen Tag zuvor beschlossen, noch einige Meilen tiefer ins Innere des Landes nach dem Osten vorzudringen, und dieser Beschluß hatte über die Henry'sche Ansiedelung entschieden.

Als die Indianer am Fuße des Mont Pisgah angekommen waren, ohne von dem alten Henry entdeckt worden zu sein, obgleich auch er sich dort oben aufhielt, beschlossen sie, auf die Spitze desselben hinaufzusteigen und den dort stehenden glatten Baum, ohne Zweige und Aeste, des Genaueren zu untersuchen, und von dort aus einen Auslug nach dem Lichtschein einer etwaigen Ansiedelung der Bleichgesichter zu halten. Sie wußten offenbar nicht, daß sie einer solchen schon so nahe waren. Der Berg, den man gewissermaßen als Wachtposten und Schutzwehr für die Ansiedler betrachtet hatte, wurde nunmehr zum Verräther derselben; denn kaum hatten die ersten Indianer den Gipfel erstiegen, als sie auch schon deutlich eine von Menschenhand errichtete Flaggenstange in dem glatten Baum erkannten.

Henry, welcher treu auf seinem Posten war, hatte kurz zuvor mit großer Aufmerksamkeit ringsum sein Auge schweifen lassen. Der Vollmond stand in vollem Glanz über dem Thal und ergoß sein Silberlicht über die ganze Gegend, und der Alte hatte gerade diese Helle benutzen wollen, um noch einmal zu später Nachtstunde eine Rundschau über die Umgebung zu halten, hatte jedoch nichts Verdächtiges entdecken können. Jetzt machte er sich auf nach einer etwa 100 Schritte entfernten Quelle, um sich noch an einem frischen Trunke des krystallhellen, silberklaren und kühlen Bergwassers zu laben, dann den Berg hinabzusteigen und sich zur Ruhe zu legen. Als er dastand, beobachtend, wie das spärlich fließende Wasser allmählig seinen Krug füllte, entdeckte ihn einer der Wilden, der von seinen Gefährten getrennt, allein hier herumschlich. Wie eine Katze, fast unhörbar, näherte er sich dem nichtsahnenden Alten, und ehe dieser sich aufgerichtet hatte, saß ihm das Messer des Indianers bis zum Heft im Rücken. Die Rothhaut hatte dem alten, treuen Mann mit sicherem Stoß das Herz durchbohrt und ohne einen Laut von sich zu geben, fiel Kaspar Henry auf das Gesicht nieder. Der Indianer löste dem Todten mit kunstgerechter Hand den Skalp ab und befestigte die blutige Trophäe an seinem Gürtel. Das Wasser der Quelle bespülte den entseelten Leichnam des Wächters vom Mont Pisgah, dessen Wiege einst in Deutschland stand.

Unterdessen hatten die Häuptlinge beschlossen, die Niederlassung erst kurz vor Anbruch des jungen Tages zu überrumpeln.

Im Laufe des Tages hatten sie bereits Kundschafter ausgesandt, die ihnen darüber Nachricht bringen sollten, ob Ansiedelungen überhaupt in der Nähe seien, und wenn dies der Fall, welche Vorsichts- oder Vertheidigungsmaßregeln von den Ansiedlern getroffen worden. Diese Spione waren nun auch zurückgekehrt und berichteten, daß sie in der von ihnen entdeckten Ansiedelung nichts als ein festes Blockhaus bemerkt und die Bewohner selbst von einer ihnen nahenden Gefahr keine Ahnung hätten. Nur ein Bleichgesicht, das offenbar in die Ansiedelung gehört, sei im Walde beim Dunkelwerden von ihnen gesehen worden. Der bleiche Mann habe aber die rothen Krieger nicht wahrgenommen.

Am Abend zuvor, als die rothen Spione um die Niederlassung herumschlichen und in den Blockhäusern, welche das Morrison'sche Haus umstanden, sich Alles zur Ruhe bereitete, war Morrison aus der Lichtung noch einmal dem Walde zugeschritten, weil ihm die Hunde, die sich außerhalb der Einzäunung seines Grundstückes befanden, im Laufe des Abends auffällig unruhig erschienen waren. Um nicht mit ganz leerer Hand zurückzukehren, sammelte er beim hellen Mondlicht einen Arm voll trockener Zweige und schritt, da er im Walde nichts Verdächtiges wahrgenommen, der Ansiedelung wieder zu. Er hatte die erste Shanty beinahe erreicht, als er vor sich, also an der entgegengesetzten Seite der Ansiedelung oder Lichtung, ihm gerade gegenüber, am Waldrand und vom Mondlicht beschienen, einen Indianer in voller Kriegsrüstung von einem Baum zum andern, der ihm vor dem Mondlicht einen besseren Schatten bot, schlüpfen sah. Morrison war ein alter Hinterwäldler. Er ging ruhig weiter, als ob er nicht das Geringste bemerkt hätte; denn er wußte zu genau, daß ihn der Indianer beobachtete und daß er bei dem geringsten Zeichen davon, daß er etwas wahrgenommen, verloren sei und mit ihm wahrscheinlich die ganze kleine Ansiedelung. So ging er anscheinend ruhig seines Weges; allein kaum verbarg ihn die Shanty den Blicken der Rothhaut, als er die Maske abwarf und, auf Händen und Füßen kriechend, die Nachricht von Familie zu Familie trug: „Der Feind stehe vor der Ansiedelung!" Für die ersten Augenblicke folgte die wildeste Aufregung, dann aber ruhige Besonnenheit und kaltblütige Entschlossenheit. Ohne in den Häusern Licht anzuzünden, raffte man ohne Zögern das Nothwendigste zusammen und eilte etwa eine Stunde später, da man als sicher annahm, daß der Ueberfall kurz vor Tagesanbruch, wenn er überhaupt stattfinden sollte, zu befürchten stand, nach dem großen festen Blockhause. Einige muthvolle Männer durchsuchten

noch einmal den Wald, und da sie keinen Feind mehr darin fanden, sandten sie einen Läufer zu den nächsten Nachbarn, damit er dieselben von der ihnen drohenden Gefahr unterrichten und sie auffordern sollte, mit den Ihrigen den Schutz des festen Forts in der Ansiedelung aufzusuchen.

Etliche Stunden später waren denn auch Männer, Weiber und Kinder in dem festen Hause versammelt und die Thüre fest verrammelt. Nur eine Familie, die am entferntesten wohnte, Henry, dessen Knecht und Betty, fehlten. Bis zu ihnen hatte der Läufer nicht gelangen können, da eine Lagerversammlung von fünf bis sechs Indianern, die um ein Feuer saßen, ihm den Weg nach dem Blockhause Henry's versperrt hatte. Er hatte also schnell wieder umkehren müssen, wenn er nicht das eigene und das Leben Anderer, denen er noch Botschaft bringen konnte, verloren geben wollte.

Man beruhigte sich auch bald darüber, da man annahm, der alte Henry würde von seinem hohen Wachtposten aus das Herannahen der Feinde früh genug bemerkt und sich noch rechtzeitig mit seiner Schwiegertochter und dem Knecht nach dem festen Blockhause Just Umbach's aufgemacht haben, wo er ebenso sicher sei als bei ihnen, und das ja auch nicht weiter von seinem Blockhause entfernt war.

Die Flucht in das feste Blockhaus war um keine halbe Stunde zu früh erfolgt. Kaum hatte man sich zur Vertheidigung desselben an die Schießlöcher postirt und jeden Posten besetzt, als auch schon zu den Ohren der Eingeschlossenen das Kriegsgeschrei der Indianer drang, die eben die Ansiedelung erreicht haben mußten und in der Ueberrumpelung ihrer Opfer so sicher waren, daß sie nicht einmal Wachen ausgestellt, welche die Bewegungen der Bleichgesichter zu überwachen hatten — da ja sonst die von außerhalb kommenden Nachbarn das Blockhaus unmöglich hätten so ungehindert erreichen können, wie dies wirklich geschehen war.

Die Rothhäute stürmten in die Ansiedelung hinein, fanden die Blockhäuser und Hütten leer und mochten glauben, daß alle Bleichgesichter, Jung und Alt, entflohen seien, ihnen das gesammte Eigenthum ohne einen Kampf gewagt zu haben hinterlassend, als plötzlich auf Morrison's Kommando aus dem Blockhause heraus eine Anzahl Schüsse krachten und fünf Indianer, die sich dem Bau weit genug genähert hatten, zu Boden streckten. Ein furchtbares Wuthgeheul der Wilden war die Antwort der Ueberraschten, dem unverzüglich ein Sturm gegen die schwere Blockhütte folgte. Allein diese war zu fest und solid und hielt dem Angriff Stand.

Aber nun erfolgte von den Belagerten eine Salve durch den Boden des überragenden Oberbaues, und das helle Mondlicht, das auf diese Seite des Hauses fiel, erleichterte den Schützen ihre Arbeit beim Zielen so gründlich, daß abermals vier weitere Rothhäute in die Jagdgründe befördert wurden.

Die Wilden zogen sich nunmehr schleunigst zurück; sie hatten durch diese zwei erfolgreichen Salven wohl den Eindruck bekommen, daß die Feste in Händen guter Schützen sei, und ließen von einem weitern Versuch, das Haus zu stürmen, nun gänzlich ab. Ihre Todten mit sich nehmend und ein gellendes Geschrei ausstoßend, traten sie dann, als sie sich außer Schußweite wußten, zu einer Berathung zusammen. — Den Eingeschlossenen aber ot sich nun ein anderes Schauspiel dar, das sie an der Nordwestseite des Blockhauses durch die Schießscharten beobachten konnten. In unmittelbarer Nähe des Mont Pisgah hatte sich der Himmel feuerroth gefärbt und eine dunkle Rauchsäule stieg dort aus den gen Himmel lodernden Flammen empor. Es war kein Zweifel, die Rothhäute hatten die Ansiedelung des alten Henry in Brand gesteckt. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Versammlung — aber mußten sie nicht Alle Gott danken, daß er sie noch im letzten entscheidenden Augenblicke vor einem gleichen qualvollen Tode bewahrt hatte?

Im Lichtscheine des Feuers konnte man auch die Flaggenstange nun erkennen, aber es wehete keine Flagge daran — ein Zeichen, daß der Wächter die Gefahr nicht wahrgenommen, oder selbst sein Leben vor Entdeckung derselben schon verloren hatte. Wäre er zu Just Umbach geflohen, dann hätte er doch wohl — wenn ihm dies nur irgend möglich gewesen wäre — noch das Alarmzeichen gegeben und die Flagge aufgehißt, um seinen Mitbrüdern das verabredete Warnungszeichen zu geben; aber hier war nichts zu erblicken.

„Wo war der alte Henry mit seiner Schwiegertochter und seinem Knechte geblieben?“ Diese Frage beschäftigte Alle; am ängstlichsten wurde sie aber von Dan Umbach, Bettys Vater und Mutter wieder und immer wieder gestellt (sie befanden sich auch unter den in das Blockhaus Geflüchteten), und doch konnte Niemand ihnen diese Frage beantworten — Niemand! Ebensowenig konnte man auch zur Hülfe oder Rettung der Vermißten jetzt etwas unternehmen, man mußte an die Vertheidigung des Blockhauses denken; denn wenn die Wilden ihren Angriff wiederholten, mußte man vorbereitet und gerüstet sein, denselben kräftig und nachdrücklich abzuweisen. Aber Minute auf Minute verging —

schon graute der junge Tag — eine halbe Stunde — eine Stunde war bereits vergangen, aber kein neuer Angriff war erfolgt. Die Wilden waren mit einem Wehgeheul abgezogen. Im Blockhause athmete man erleichtert auf und dankte Gott inbrünstig für die gnädige Rettung von einem qualvollen Tode.

— — — — — — — — — — — — — —

Just Umbach ging in seinem Zimmer mit raschen Schritten so nachdrücklich auf und ab, daß die lose aufliegenden Planken des Fußbodens nicht mehr aus einem zitternden Geklapper herauskamen, und als John und Nick bei ihm eintraten, er ihrer kaum gewahr wurde.

„Du hattest uns etwas mitzutheilen, Pa, und wir sind gekommen, es zu hören", redete John den Vater an.

Der Alte stand still.

„Kommt einmal ordentlich herein, Boys. Sind eure Flinten alle in Ordnung?"

„Das sollten wir meinen, Pa", lachte Nick, der Jüngste.

„Wie steht es mit eurem Schießbedarf, Pulver und Kugeln?"

„Alles vorhanden; um aber in eine regelrechte Schlacht zu ziehen, müßten wir noch eine Portion Kugeln haben."

„Gut, sorgt dafür, daß ihr einen guten Vorrath gießt. Wir werden diese Nacht wahrscheinlich einen feinen Besuch bekommen. Die Rothhäute treiben sich in unserer Nachbarschaft umher."

„Wa—a—as? Pa? Indianer? Wo sind sie denn?"

„Langlade hat sie gesehen und ist ihrer Spur gefolgt. Sie lagerten, als er sie verließ, in der Nähe von Alexander Henry's Niederlassung."

„Das wäre! so nahe? Sie sind frech, diese rothen Burschen", sagte John drohend.

„Siehst du, John, daß ich doch recht hatte, als ich heute eine Indianerspur entdeckt zu haben glaubte, und du mich darüber auslachtest", sagte Nick.

„Wie kann man auch an diese rothen Schufte jetzt denken? Wie viele sind's, Pa? Hat Langlade sie gezählt?"

„Gezählt nicht, aber er glaubt den Spuren nach, daß es wohl 50—60 Krieger sein könnten."

„Halloh! Well! well! da können wir aber noch tüchtig Kugeln gießen und sollten noch etliche Männer dazu haben."

„Ich habe den Pelzhändler zu Onkel Dan hinübergeschickt; er soll ihn, Tante, den alten Henry, Betty und ihren Knecht Tom herüberholen; rechnen wir ihn dann selbst hinzu, dann sind wir sieben Männer, die thun's uns schon. Von den andern wagte ich

keinen zu bestellen, da sie für sich selbst, im Fall die Indianer auch Fort Morrison angreifen sollten, werden auszugucken haben. Ich hoffe, daß wir die Herren Rothmänner mit blutigen Köpfen werden heimschicken können, wenn sie sich beikommen lassen sollten, Just Umbachs Niederlassung anzugreifen. Sagt aber euern Weibern und der Marie noch nichts, sie gerathen gleich in eine allzugroße Aufregung. Laßt sie vorläufig bei ihrer häuslichen Beschäftigung, sie erfahren es noch früh genug."

Und es war so, wie der Alte sagte. Denn am späten Nachmittage kehrte der Pelzhändler zurück und brachte Onkel Dan und seine Frau mit, aber vom alten Henry, Betty und ihrem Knecht Tom sahen sie nichts.

„Nun, was ist denn da vorgefallen, daß Onkel und Tante allein kommen und den alten Papa Henry und Betty nicht mitbringen?" sagte Just Umbach zu seinen Kindern, die alle um ihn im Zimmer versammelt waren. Marie und die beiden jungen Frauen waren aber auch nicht wenig erstaunt, als sie die große stattliche Gestalt Onkel Dan's, die lange Flinte auf der Schulter, die Kugeltasche an der rechten Seite, die wollene Decke zusammengeschnürt auf dem Rücken und ein bastumwickeltes Bündel in der linken Hand, daher kommen sahen. Auch die Tante trug ein Bündel Kleider, ebenso hatte sich auch der Pelzhändler mit allerlei beladen, was die Familie gern bei sich hatte.

Aber man las den Ankömmlingen schon vom Gesichte ab, daß sie keine fröhliche Botschaft brachten.

„Die Rothhäute waren schon bei uns", sagte Onkel Dan niedergeschlagen und mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme zu seinem Bruder.

„Waren schon bei euch?" fragte Just überrascht und erschrocken.

„Leider ja!" bestätigte der Pelzhändler. Und was der alte Just mit seinen Kindern nun erfuhr, war ja auch schrecklich genug. Die Indianer hatten sich, nachdem sie von der Besatzung des festen Blockhauses so blutig zurückgewiesen worden, zwar nicht wieder blicken lassen, aber die Ansiedelung Alexander Henry's war von ihnen in einen Aschenhaufen verwandelt, das Vieh hinweggetrieben worden und die Leiche des alten Henry hatte man auf dem Berge verstümmelt und ihrer Kopfhaut beraubt aufgefunden. Ueber den Verbleib Betty's war auch nicht die geringste Spur zurückgeblieben, während man unter den Trümmern des niedergebrannten Hauses doch wenigstens die Leiche Tom's entdeckt hatte. Sie mußte also von den Indianern gefangen genommen

und hinweggeschleppt worden sein, obgleich auch darüber nicht das geringste Anzeichen vorhanden war, das ihnen irgend welchen Aufschluß hätte geben können.

Die Mutter Betty's war fast trostlos und rang die Hände in wildem Schmerz. Die beiden jungen Frauen und Marie waren auf das Furchtbarste überrascht und brachen in lautes Jammern aus, und die Männer senkten still und traurig das Haupt zur Erde nieder. Uno doch, was half alles Jammern und Lamentiren, alles Weinen und Klagen? Und was konnte man auch hier mitten in der Wildniß einem solchen Unglück gegenüber beginnen? Was konnte zur Rettung Betty's gethan werden? Wer wollte und konnte es wagen, den Rothhäuten, deren Anzahl man nicht einmal kannte, ihren Raub wieder abzujagen, vorausgesetzt, daß sie Betty wirklich mit hinweggeschleppt hatten? In geringer Anzahl ihrer Spur folgen, hieße das eigene Leben ihnen ausliefern, ohne das andere retten zu können, und die Zurückgelassenen dem Feinde schutzlos preisgeben. Und doch mußte etwas gethan werden, das fühlten Alle. Mit Weinen und Jammern war eben nicht viel ausgerichtet.

Der immer dienstbereite Langlade erbot sich, sofort nach dem ihnen zunächst liegenden Militär-Platz, Fort Raleigh, das allerdings immer noch 120 Meilen von dort entfernt war, aufzubrechen, den Vorfall anzuzeigen und das Militär zur Verfolgung der räuberischen Rothhäute aufzubieten. Ob man dieselben aber wieder einfangen und Betty ihren Händen würde entreißen können, war immerhin noch zweifelhaft. Und doch nahm Umbach das Anerbieten des Pelzhändlers an, da nach seiner Meinung ein Ueberfall seitens der Rothhäute weder in der folgenden Nacht, noch in der nächsten Zeit zu befürchten sei. Nach einem völlig mißlungenen und abgeschlagenen Angriff pflegten dieselben nicht sogleich wieder einen zweiten zu unternehmen, ausgenommen, daß die bitterste Noth sie dazu zwang — und so reiste denn Langlade noch an demselben Abend nach dem Fort ab, wodurch die trauernden Eltern der entführten Tochter nicht wenig beruhigt, die schwarze Marie aber innerlich desto unruhiger und besorgter wurde. In fünf bis sechs Tagen konnte er wieder zurück sein und die Hülfe mitbringen, die Verfolgung der Rothhäute konnte aufgenommen und ihnen der Raub wieder entrissen werden. In der Zwischenzeit wollten die Männer die Spur der Indianer — die auch wirklich einen zweiten Ueberfall nicht mehr wagten — aufsuchen, und sobald die englischen Soldaten vom Fort eintrafen, sich den Truppen anschließen, und so konnte man dann auch auf

einen sichern Erfolg der unternommenen Jagd hinter den Indianern her rechnen. Und doch sollten alle diese Pläne zu Wasser werden; denn schon nach fünf Tagen kehrte Langlade vom Fort Raleigh zurück, ohne die Hülfe mitzubringen, auf die man so sehnlich gewartet. Das Fort war von Truppen fast entblößt; man hatte nur die zur Besatzung desselben unbedingt nöthigen Mannschaften zurückgelassen, während die übrigen in den ausgebrochenen Grenzkriegen und gegen die überall sich erhebenden rebellischen Indianerstämme, welche von den Franzosen gegen die englischen Ansiedler aufgehetzt worden waren, ihre Verwendung gefunden hatten.

So war denn in der unglücklichen Angelegenheit, Betty aufzusuchen, vor der Hand wenig auszurichten. Wohl hatte man die Spur der abgezogenen Rothhäute aufgefunden — sie führte in die Berge — aber damit mußte man sich auch einstweilen begnügen und die junge Frau dem Schutze des allmächtigen Gottes befehlen. Wie tief und schmerzlich die bekümmerten Eltern darüber trauerten, kann nur Derjenige beurtheilen, der sich je in ähnlicher Lage befand. —

Zunächst blieben nun die beiden Brüder, Just und Dan, in dem festen Blockhause Justs noch bei einander. Eingedenk des Wortes: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz!“ suchte der ältere den jüngeren zu trösten, und ihm die Last des Kummers tragen zu helfen. Für Langlade war aber nun die Zeit herangerückt, von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Er hatte beschlossen, einer Einladung seines in Canada wohnenden einzigen Bruders zu folgen und dorthin überzusiedeln. Die mehr friedlichen Verhältnisse jener unter französischer Regierung stehenden Provinz schienen ihm für seinen Pelzhandel besser geeignet, ob auch vortheilhafter, mußte er erst zu erproben und zu erfahren suchen. —

Die Frauen wollten ihn ungern ziehen lassen, da sie — besonders Marie — besorgten, es könne ihm bei den jetzigen unruhigen Zeiten unterwegs ein Unglück zustoßen. Langlade wollte aber eben nicht bleiben, und so mußte es denn geschieden sein. Erst als er ihnen versprochen, auch einmal etwas von sich hören zu lassen, und seine Nachforschungen nach dem verschwundenen jungen Ehepaare auch von Canada aus fortzusetzen, war der Abschied von dem liebgewordenen Gast ein wahrhaft herzlicher.

„Wir sehen uns wieder, Marie!“ flüsterte er dem jungen Mädchen zu, als er ihr die Hand zum Abschied reichte, und sah,

wie sich ihre schwarzen Augen mit Thränen füllten, die sie nicht mehr länger zurückzudrängen vermochte. —

* * *

Inzwischen streifte Alexander Henry schon monatelang bald die Wigwams abbrechend und weiterziehend, bald sie aufschlagend und in träger Ruhe lebend, mit den Catawbas in den blauen Bergen, welche bekanntlich das östlichste der Parallelketten des ganzen Gebirges bilden, umher. Dabei hielten sie sich bald in den Iron-, bald in den Smoky- und bald in den Unaka-Mountains auf, bis sie auch zuletzt die höchste Spitze des ganzen Gebirgssystems, den 2044 Meter hohen Mont-Mitchel (früher „Black Dome“ genannt) in den sogenannten „schwarzen Bergen“, einer Querkette im westlichen Nord-Carolina, erreichten.

Während das Innere aller dieser Gebirge einen erstaunlichen Reichthum an werthvollen Mineralien birgt, trägt das Aeußere derselben einen reichen Schmuck der nützlichsten Baumarten, unter denen weiße Fichten, Zucker- und andere Ahorne, Weißbirken, Eschen und Buchen, Hemlockstannen, Cedern, Kiefern und andere Nadelhölzer, — im Süden der große Kirschbaum, der in Virginien ausgedehnte Waldungen bildet, — verschiedene Eichenarten und Kastanien, Weißpappeln u. s. w. die Hauptrolle spielen. Unter den Sträuchern traten besonders die Kalmien und Rhododendronarten, die fast in allen Flußthälern in üppiger Fülle prangen, sowie der Lorbeer charakteristisch hervor.

Die Grenzen von Tennessee und Virginien, sowie die mehr besiedelten Landstriche wurden von den Rothhäuten geflissentlich gemieden, weil es da nichts für sie war, die ohne ihre Wildniß, Berge, Wälder oder Prärien nicht leben mögen. Alexander galt unter ihnen als der weiße Medizinmann, der sich zwar frei bewegen konnte, dabei aber immer ihr Gefangener blieb. Uebrigens waren die Catawbas nicht die einzigen Rothhäute, welche in den Gebirgen und im Lande überhaupt umherschwärmten. Fast alle Indianerstämme befanden sich um jene Zeit in einer gewissen kriegerischen Aufregung, und so geschah es denn, daß der Stamm Alexanders hie und da mit befreundeten Stämmen zusammentraf. Sie vereinigten sich dann mit einander, trennten sich wieder und trieben es in dieser Weise monatelang fort.

Dem armen Alexander wurde die Zeit oft erschrecklich lang. Er sehnte sich nach Freiheit, wünschte daheim zu sein bei den Seinen und konnte sich doch selbst nicht helfen. Wie mochte es wohl zu Hause aussehen? Wie mochte sich sein alter Vater um ihn, den

Verschwundenen, ängstigen und auf seine Wiederkehr warten, und wie sehr mußte der Gram um ihn seinem theuren, jungen Weibe, die ihn wirklich lieb hatte, zu Herzen gehen und ihr das einsame Leben nach so kurzer Zeit des Zusammenseins zu einer unerträglichen Last gestalten! Er sann und sann oft stundenlang, wie er sich durch die Flucht zu retten vermochte. Allein beobachtet von den Indianern, ohne Waffen, da sie ihm sein Gewehr nicht zurückgegeben, sah er keine Möglichkeit, daß eine Flucht gelingen konnte. Das Wagniß war zu groß und zu gefährlich. So verschob er denn die Ausführung und blieb in den Händen der Rothhäute.

Und doch war er auch in seiner Einsamkeit nicht ohne allen Trost. Der junge Pontiac war zwar in seiner Art ein echter Indianer, wild und rauh — dabei aber ein edler Charakter, der sich fast nicht mehr von Alexander trennen konnte. Er folgte ihm überall hin. Bald lernten sie sich denn auch gegenseitig verstehen, und da Pontiac ein lernbegieriger und schnell auffassender Schüler war, so konnte sich Alexander nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ihres Beisammenseins mit ihm schon in englischer Sprache unterhalten, während er selbst von der jungen Rothhaut etwas Indianisch (Catawabaisch) lernte, welche Sprache ihm allerdings schwerer einging, als dem Indianer das Englische.

Im Wigwam der Mutter Pontiacs, die eine Wittwe war — sein Vater, ein angesehener Stammältester, war im Kriege mit den Cherokees gefallen — hörte Pontiac den Belehrungen Alexanders sehr aufmerksam zu. Mit einem wahren Heißhunger nahm er alles auf und sein Herz war zugänglich für die Wahrheit. Dabei zeigte er einen scharfen Verstand und eine lautere, dankbare und treue Gesinnung, kurz, Alexander glaubte von ihm, daß dieser junge und ausgezeichnete Charakter berufen sei, noch einmal eine hervorragende Rolle unter seinem Volke zu spielen. Ein Zug seines edlen Charakters und seiner dankbaren Gesinnung offenbarte sich auch darin, daß er Alexander öfter, obwohl dieser es nicht liebte, daran erinnerte, wie er ihn von einem sichern Tode gerettet, wobei dann seine schwarzen Augen in heller Freude leuchteten.

Daß er es auch verstand auf dessen Stimmung mitfühlend einzugehen, bewies er ihm dadurch, daß er ihn bat, doch um keinen Preis einen Fluchtversuch zu wagen. — Als Alexander eines Tages traurig und niedergeschlagen im Schatten eines Lorbeergesträuches saß, suchte er ihn auf, legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihn treuherzig in die Augen und sagte: „Wenn mein bleicher Bruder darüber traurig ist, daß er noch immer bei den

rothen Männern bleiben muß, so finde ich das natürlich, da er ja, wie er mir erzählte, eine junge Squaw und einen alten Vater daheim hat, die jede Stunde mit Sehnsucht seiner Rückkehr harren; wenn er aber an Flucht denken sollte, so würde Pontiac darüber sehr traurig sein müssen. Mein bleicher Bruder würde nicht entfliehen können, denn die Füße meiner rothen Brüder sind schnell wie die Füße des Hirsches, und ihre Augen sind scharf, wie die Augen des Nachtvogels, der im Finstern sieht; sie würden ihn aufspüren, ihn wieder einfangen, ihm die Flucht nicht vergeben, und ihn tödten und skalpieren."

Dabei suchte er sich in so liebevoller Hingebung an das Bleichgesicht anzuschmiegen, daß er dem jungen Ansiedler das Herz immer mehr abgewann, und dieser ihm sein volles Vertrauen schenkte.

„Du hast mir erzählt", sagte er dann weiter, „daß die beiden Bleichgesichter in deinem Wigwam dich sehnlichst erwarten — aber hat Dich Pontiac denn nicht auch lieb, wie einen Bruder — ja noch mehr — wie einen Vater? Und warum traust du einem rothen Manne keine guten Gefühle gegen ein Bleichgesicht zu?"

„Ich traue dir schon zu, daß du es aufrichtig mit mir meinst, Pontiac — aber werden nicht die Bleichgesichter, die in euere Gefangenschaft gerathen, den grausamsten Martern unterworfen? Was wäre aus mir geworden, wenn ich durch meine Medizin nicht dein Leben gerettet und eueren Medizinmann zum Sterben krank und dann auch wieder gesund gemacht hätte?"

Der junge Indianer lächelte stolz und sagte dann:

„Mit dir, dem Freunde Pontiacs, hätten sie nichts thun können, denn mein bleicher Bruder ist ein zu großer Medizinmann. Wenn sich die Bleichgesichter aber über solche Grausamkeiten beklagen, so mögen sie bedenken, daß die rothen Männer, die sich allerdings noch nicht zu dem schönen Grundsatz erhoben haben, den Du mich gelehrt hast: „Vergeltet nichts Böses mit Bösem!" damit eine Tugend zu üben glauben, indem wir durch blutige Rache die Schatten unserer gemißhandelten und getödteten Freunde zu versöhnen meinen. Du hast mir gesagt, bei den weißen Männern nimmt keiner deine Squaw, deine Kinder, deine Mutter, — schneidet die Nase und Ohren ab — sticht die Augen aus — verbrennt sie lebendig?"

„Nein, das thut man bei uns nicht", antwortete Alexander.

„Nun gut, so schneidet ihr auch keine Ohren und Nasen ab — stecht keine Augen aus, verbrennt Niemanden lebendig — sehr gut das! Aber hast Du mir nicht auch erzählt, die weißen Män-

ner hingen ihre Verbrecher am Halse auf und erwürgten sie gleich Hunden? Gilts da nicht bei den Bleichgesichtern auch: „Wie du mir, so ich dir?“ “

„Ja, wohl! das Böse muß doch bestraft werden!“

„Ganz recht, ihr bestraft dasselbe auf eure Weise, und der rothe Mann auf seine Weise — da ist kein Unterschied.“

„Warum aber quält und martert ihr euere Opfer erst so lange Zeit vorher, ehe ihr sie vollends tödtet? Und ist das Skalpiren nicht eine schaudervolle und gräßliche Tortur?“

„Den Skalp mit kühner Hand herauszuschneiden und abzustreifen, um ihn dann zu trocknen und als Siegeszeichen zu tragen, ist das Ziel und der Stolz des rothen Kriegers. — Gilt nicht bei euch Weißen der Krieger auch als der Tapferste, der die meisten Schlachten gewinnt, also auch die meisten Feinde erschlägt, und empfängt er nicht die meiste Ehre und genießt er nicht das größte Ansehen? Nun wohl, zum Skalpiren bedienen wir uns eines langen Messers mit einer scharfen Schneide, das jeder Krieger in einer verzierten Scheide am Gürtel trägt und sehr geschickt zu handhaben versteht. Und dann ist das Skalpabschneiden doch nicht so grausam, als ihr Bleichgesichter es verschreit, da der rothe Krieger fast regelmäßig seine Skalps nur von todten oder völlig betäubten Feinden nimmt. Der Sieger faßt mit der linken Hand das Scheitelhaar zusammen, macht mit dem Messer rund herum einen Einschnitt und zieht dadurch ein Stück der Kopfhaut, etwa von der Größe eines Handtellers, ab. Kommt ein Skalpirter wieder zu sich, so heilt die oberflächliche Kopfwunde gewöhnlich sehr bald, wenn auch die Stelle kahl bleibt. Gewöhnlich aber schneidet der Sieger dem erschlagenen Feinde auch noch das ganze Kopfhaar ab, welches seine Squaw in viele kleine Locken theilt, um mit diesen Skalplocken die Kleider auszuschmücken. Je mehr ein rother Krieger Skalps erbeutet, um so höher steigt er in der Achtuug. Bei öffentlichen Aufzügen hängt er sie an das Gebiß seines Pferdes, oder verziert die Kriegskeule damit, oder befestigt sie an einer Stange über seinem Wigwam, wie du, mein bleicher Bruder, es selbst täglich in unserem Lager gesehen hast. Macht es da der rothe Mann viel anders, als es nach deiner Erzählung bei euch Bleichgesichtern Sitte ist?“

Alexander mußte sich wundern, wie Pontiac alles, was er ihm über die unter den Weißen üblichen Sitten und Gebräuche mitgetheilt, seinem Gedächtniß so fest eingeprägt, daß es ihm zum unverlierbaren Eigenthum geworden und er es auch bei jeder ihm gebotenen Gelegenheit schon recht geschickt zu verwenden wußte.

Er fuhr daher in der Unterhaltung fort, um noch mehr aus seinem rothen Freunde herauszulocken, was er ihm wohl sonst nicht ohne Weiteres gesagt hätte, da die Rothhäute gegen Fremde sehr zurückhaltend und verschlossen sind.

„Und euer grausamer Tomahawk", fuhr Alexander fort, womit ihr immer nach dem Kopfe eures ausgewählten und gemarterten Opfers werft, und doch erst dann den *tödtlichen* Wurf ausführt, wenn ihr euer Schlachtopfer schon beinahe zu Tode geängstet habt."

„Der Tomahawk wird in Friedenszeiten von uns ausschließlich nur zu häuslichen Arbeiten gebraucht, namentlich zum Holzhacken, Wigwamspfähle anspitzen u. s. w., wie du selbst es täglich bei uns sehen kannst; ist aber im Kampfe in der Hand des rothen Kriegers eine furchtbare Waffe, die er so geschickt zu schwingen und zu schleudern sich geübt hat, daß sie fast nie ihr Ziel verfehlt. Aber haben euere weißen Squaws nicht schon viel größere Tomahawks gegen unsere rothen Krieger erhoben und ihnen damit den Schädel gespalten oder gänzlich zerschmettert?"

„Wenn sie von den Indianern angegriffen wurden — ja; mußten sie denn da nicht ihr Leben vertheidigen?"

„Thut der rothe Mann etwas anderes, wenn er gegen die in seine Jagdgründe dringenden Bleichgesichter sein Eigenthum, seine Hütte, seine Weiber und Kinder schützt?"

„Aber warum haben denn deine rothen Brüder ihre Tomahawks auch nach meinem Kopf geschleudert?"

„Weil sie dich auf *ihren* Jagdgründen fanden, wohin du dich *gegen* ihren Willen begeben hattest — und außerdem war auch der Medizinmann daran schuld, dem sie anhingen und der deinen Ruhm nicht ertragen konnte, und noch heute nicht ertragen kann. Aber sie sollen dir keine Skalplocke nehmen, sie werden es nicht wagen, ihre Hand zum zweiten Mal an dich zu legen, ich decke dich mit meinem Leibe — doch was rede ich auch, — nein, du bedarfst meiner Hülfe nicht, du bist ihnen zu stark, denn du bist ein Häuptling unter den Medizinmännern." — —

Alexander hatte allerdings in letzter Zeit mit seinem Pulver noch etliche Fieberkranke geheilt, worauf sich wohl die letzten Worte Pontiacs beziehen sollten, aber da es ihm nun bereits an dieser Medizin zu mangeln begann, mußte er wünschen, daß sich ein neuer Krankheitsfall nicht ereigne, sonst lief er Gefahr, seinen alle Krankheiten bezwingenden Medizinnimbus einzubüßen. Allein Gott half auch hier wieder, denn noch an demselben Tage hatte der Medizinmann, also sein schlimmster und erbittertster Feind, durch

einen schweren Fall eine Gehirnerschütterung davongetragen, und Alexander war kühn genug, den Tod des Pow=wow=meda noch vor Aufgang der nächsten Morgensonne vorauszusagen. Glücklicherweise starb der Zauberer auch wirklich noch in derselben Nacht und nun erblickten die Rothhäute darin einen neuen Beweis seiner Zauberkraft. Er konnte, nun auch dieser Feind gefallen, fortan noch sorgloser unter den Rothhäuten leben. —

Doch dies einsame Dasein sollte wider Erwarten ein Ende nehmen, ohne das mindeste Zuthun von seiten des Gefangenen.

„Der Catawba=Stamm hatte, wie wir wissen, in dem Streite um den Besitz des Landes, der zwischen Franzosen und Engländern bestand, eine neutrale Stellung eingenommen. Andere Indianerstämme, besonders die im Norden und Westen lebenden, hatten sich zum großen Theil mit den Franzosen verbündet, dagegen die mehr südlich wohnenden mit den Engländern.

Weiter als je hatten die verschiedenen feindlichen Indianerstämme ihre Streifereien und Plündereien in die bereits besiedelten Landstriche bis an die Grenzen Pennsylvaniens, Virginiens, Nord=Carolinas und Tennessees ausgedehnt — und überall, wo die Gegenden von Truppen oder bewaffneten Milizen entblößt waren, hauseten und plünderten, sengten und brannten sie nieder, was sie in ihrer tollen Wuth gegen die Bleichgesichter nur zu erreichen vermochten. — Ob nun der Stamm Alexanders diesmal von seinen ausgesandten Spionen wieder schlecht berathen war, wie Pontiac später zu Alexander meinte, oder ob sie nicht vorsichtig genug gewesen — man weiß es nicht — kurz, sie fielen in einen Hinterhalt nicht weit von der virginischen Grenze.

Der Stamm hatte nämlich diesmal seine Wigwams in einem weiten wilden Thale zwischen den „blauen Bergen" aufgeschlagen. Wild sind hier die Bergformen von Süden nach Norden durch einander geworfen, überall sieht man zerrissenes Gestein, Schluchten, senkrecht abfallende Felswände, schmale Thäler, durch die hier und dort in vielen Krümmungen ein kleiner Fluß braust, an dessen Ufern Gestrüpp, Lorbeeren und in tiefer gelegenen Gegenden langes Gras, Schilf u. s. w. wuchert. Auf den Höhen ist gerade hier der Baumwuchs beschränkt, weil die Wurzel nur ein geringes Erdreich als Nahrung findet. Und doch ersetzen diese Felsmassen in ihrem seltsamen, riesenhaften Bau, in ihrer erhabenen Wirkung alles, was den Menschen im saftigsten Frühlingsgrün, wie in des Herbstes bunter Herrlichkeit ergötzt und ihn in den Tropen beim Anblick der Fülle organischen Lebens entzückt,

Inmitten di[illegible]r großartigen gewaltigen Gebirgsbildung steht der Mensch voll staunender Bewunderung, sein Auge vermag nicht auf einmal die Größen um sich her zu messen, überwältigend wirkt auf ihn die Natur in ihrer von Menschen unbezwungenen Wildheit.

Die Männer des Catawbastammes waren auf einem Streifzuge abwesend. Alexander hatte den Zug nicht mitgemacht, sondern war mit einigen Kriegern, die zur Bewachung des Wigwams dienten, und mit Weibern und Kindern zurückgeblieben. Er wußte auch nicht, wo der Stamm sich eigentlich befand.

Der Morgen graute, als er sich vom Lager erho[illegible]. Am östlichen Horizont zeigte sich das erste Tageslicht und mit großer Schnelle überhauchte rosiger Schimmer die Spitzen der Berge. Er trat vor die Hütte, welche er mit Pontiac theilte, der aber mit dem Stamme ausgezogen war.

Durch eine tiefe Schlucht wälzte sich schäumend über Steingerölle das Wasser eines Flusses. Auf scheinbar unzugänglichen Wegen kam, in eiliger Flucht begriffen, ein Rudel Wild vom hohen Felsenberge herab. Dies machte den erfahrenen Jäger stutzig — „Wild auf der Flucht“, dachte er, „was hat das zu bedeuten?“ Immer heller wurde es im Osten, der Gluthhauch auf den Kuppen der Berge war verblaßt. Goldig glänzte und flimmerte an den hellweißen Felswänden die Morgensonne. Da plötzlich krachte ein Schuß durch die stille Morgenluft, ein vielfaches Echo klang von den Felswänden zurück, und wie durch Zauberschlag schien die wilde Gebirgseinsamkeit in ein Schlachtfeld verwandelt zu sein; denn ein furchtbares Kriegsgeheul, ein vielfältiges Knattern der Gewehre, ein Schießen, Heulen, Lärmen und Toben, das mit jedem Augenblicke näher kam.

Dies plötzliche Schlachtgetümmel verwandelte das Hüttendorf der Indianer in eine Stätte namenlosen Schreckens, vollständigster Verwirrung.

Da brachen auch schon die Krieger aus den Felsklüften und Schluchten, durch die Gebüsche. Alexander selbst befand sich in solcher Erregung, daß er es den übrigen, die Wigwams bewohnenden Rothhäuten nachmachte und floh. Die fremden wilden Indianer, die überall zum Vorschein kamen, hielt er für Feinde. Sie waren es auch; er glaubte an ihrer Kriegsmalerei Cherokees und Creeks zu erkennen. Ihnen folgten die englischen Soldaten, bewaffnete Hinterwäldler und Milizen, die sich aber zum größten Theil noch hinter Felsen, Sträuchern und Bäumen versteckt hielten. Also Flucht, Rettung aus der unerträglichen Gefangenschaft und

Heimkehr zu den Seinen, war sein einziger Gedanke. Er achtete auf nichts mehr, sah weder rechts noch links. Es lebte nur ein Gefühl in ihm, das mit mächtiger Gewalt entglomm, das Gefühl der Freiheit. So flog er dahin über Felsen und Steine, durchbrach das Dickicht des Gesträuches, der Lorbeerbüsche und der wuchernden Schlingpflanzen, übersprang umgestürzte Baumstämme und Stumpen, und hätte vor Wonne lachen und weinen mögen, denn nun brach mit seiner Flucht zugleich die goldene Freiheit für ihn an. Er stürmte fort, immer weiter, überkletterte Felsblöcke und hohe Berge, stieg in tiefe Thäler hinab, setzte über zerrissene Schluchten und durchwatete stürzende Bäche, bis er gegen Abend todtmüde und abgehetzt wie ein gejagtes Wild endlich den Hochwald erreichte, wo es um ihn her einsam und still war. Er war gerettet. Aber sein Athem keuchte vom schnellen Lauf, seine Pulse schlugen wie in der heftigsten Fieberhitze, seine Brust hob und senkte sich und in seinem Kopfe hämmerte es gewaltig. Es war ein Kampf um's Leben! Erhitzt, ermattet und bis auf den Tod erschöpft mußte er sich nun endlich ein wenig Ruhe gönnen. Tiefaufathmend sank er nieder in das weiche Moos, das hier den Boden in reicher Fülle bedeckte; seine Füße trugen ihn nicht weiter.

Jetzt wurde es auch um ihn her wieder lebendig. Der Bachvogel ließ seine Stimme hören und in der nächsten Nähe ging langsam ein Rudel Antilopen sorglos und neugierig umherschauend an ihm vorüber, — was hätte er ihnen auch thun können, da er nichts hatte, als seine Hände und sein nacktes Leben.

Als er sich seiner hülflosen Lage wieder bewußt wurde, wandelte ihn die Furcht vor dem Hungertode an. Er war ja wehrlos in einer wilden Gebirgsgegend, aus welcher er den Ausgang nicht wußte. —

Eine halbe Stunde hatte er geruht, dann setzte er seinen Weg wieder fort, aber in langsamerer Weise. Doch wohin sollte er sich wenden? „Vorwärts“, dachte er, „irgendwo muß ich doch endlich auf civilisirte Menschen stoßen.“ Wald und Berge, Schluchten und Thäler, Felswände und Felsklüfte — nichts weiter — das alles war in den blauen Bergen auch nur natürlich und selbstverständlich. Er hatte keine Ahnung, wohin er sich wenden mußte, wo es ein Ende nehmen würde mit dieser wilden Gebirgslandschaft. — Es ward Abend und Nacht. Er trank aus einem Quell, der, aus einem Berge kommend, über Steingeröll dahinfloß, befahl sich betend dem Schutze des allmächtigen und treuen Gottes und schlief, ohne etwas genossen zu haben, schnell ein.

Als er erwachte, war es heller Tag geworden; aber die Sorge, was er ohne ein Gewehr anfangen sollte, trat sofort wieder vor seine Seele. Konnte er hoffen, sich ohne Nahrungsmittel so weit durchzuschlagen, bis er eine Ansiedelung erreichte? Und doch mußte er es versuchen, aber in welcher Weise? Er ließ das Haupt sinnend und grübelnd auf die Brust sinken. Eine Weile saß er regungslos da. „Wurzeln und Kräuter", dachte er, wandte dann den Kopf zur Seite, um sich nach diesen Dingen umzusehen — und was seine Augen nun erblickten, glaubte er im Traume zu sehen. Neben ihm, aber gerade vor seinen Augen, lag seine Flinte, Kugeltasche und Pulverbüchse. — Mit weit geöffneten Augen starrte er diese Gegenstände eine Weile wie verblüfft an — streckte endlich dann seine Hand nach ihnen aus, um sich zu überzeugen, ob das, was seine Augen sahen, Wirklichkeit oder nur ein schönes Traumbild sei.

Er schüttelte vor Verwunderung den Kopf. Wie? hatte ein Engel vom Himmel ihm diese Dinge über Nacht gebracht, oder träumte er doch nur?

Da drang von hinten ein leises Geräusch an sein Ohr. Er wandte sich um. Lachend trat Pontiac hinter einem Gesträuch hervor.

„Ist es meinem bleichen Bruder so recht?" fragte er, auf die Schußwaffe zeigend.

„Du liebe, gute Rothhaut! — edle, treue Seele — komm in meine Arme, mein rother Bruder!" sagte Alexander, stand auf, umarmte und drückte den Freund an sein Herz. „Tausend Dank, Pontiac! Aber wie hast du das nur fertig gebracht?"

„Diese Dinge", antwortete Pontiac, „hatte der Häuptling des Stammes, ‚die rothe Wolke', für sich in Anspruch genommen und trug sie immer bei sich, so oft wir auszogen. Als wir gestern Morgen von der erdrückenden Uebermacht der vereinigten Rothröcke, Milizen, Cherokees und Creeks hinterlistig überfallen und angegriffen wurden, war „red cloud" (rothe Wolke) einer der ersten, welcher durch die Kugeln der Rothröcke niedergestreckt wurde. Wir fochten tapfer, mußten aber doch der großen Uebermacht weichen und die Flucht ergreifen. Ich hatte deine Sachen schon an mich genommen, um sie dir wieder zurück zu geben, und wollte eben zu dir in den Wigwam eilen, damit du dich doch gegen die Feinde vertheidigen könntest, als wir nun auch von hinten angegriffen wurden und so, zwischen zwei Feuer genommen, in einen mörderischen Kampf geriethen. Die meisten meiner Stammesgenossen waren schon gefallen und doch hörte die Metzelei

nicht auf; die Feinde wollten uns, so schien es mir, vom Erdboden vertilgen. Ich war mitten im Kampfgewühl — ein Entkommen schien unmöglich — aber ich war noch immer unverletzt geblieben. Da endlich gelang es mir, der furchtbaren Metzelei, welche die Feinde unter den Meinen anrichteten, zu entkommen. Ich schlüpfte durch die Gebüsche und eilte dem Dorfe zu, fand hier aber alles leer — denn alles floh und wurde von den Feinden verfolgt, während die Hütten des Dorfes in Flammen standen. Da eilte ich weiter, fand bald deine Spur und verbarg mich nun in der Nähe des brennenden Dorfes, um hier das Ende des furchtbaren Trauerspieles abzuwarten. Ich sah und hörte nichts mehr, und als ich die Stätte verließ, um dir zu folgen, ließ ich nur einen Aschenhaufen und die Leichen meiner Brüder, ihrer Weiber und Kinder — den traurigen Rest des untergegangenen und von den Bleichgesichtern vertilgten Catawbastammes zurück. Ich folgte nun deiner Spur bis hierher, wo ich dich schlafend antraf. Der große gute Geist hat meine Schritte gelenkt, daß ich dir das Deine zurückgeben konnte. Auch wird mein weißer Bruder hungrig sein. Da nimm und iß!"

Damit reichte er dem Freunde ein Stück geröstetes Fleisch, welches Alexander mit großem Behagen verzehrte.

„Wo sind die letzten deiner rothen Brüder geblieben?" fragte Alexander.

„Todtgeschossen, todtgeschlagen, todtgestochen und die wenigen, die noch mit dem Leben davonkamen, verwundet und zersprengt", erwiderte er traurig und mit leiser Stimme.

„Und deine gute Mutter?"

„In die Gefangenschaft der Sieger gerathen."

„Der Bleichgesichter oder der Rothhäute?"

„Der Rothhäute!"

„Und wohin gedenkst du dich nun zu wenden?"

„Ich will dich in deinen Wigwam und zu den Deinen zurückführen und dann meine Mutter und die Uebriggebliebenen meines Stammes wieder aufsuchen."

„Wo denkst du sie zu finden?"

„Unter den Ottawas, dort lebt eine Verwandte meiner Mutter; zu ihr wird *sie* fliehen, und dahin gedenke ich auch zu gehen."

Alexander reichte ihm die Hand. Einen treueren Freund konnte er nicht finden. Pontiac schaute ihm mit beweglichem Blick in die Augen. Der junge Ansiedler war hocherfreut.

„Wird es dich auch nicht gereuen, daß du den Deinen nicht gleich jetzt folgst?“

„Was Pontiac's Mund ausspricht, das redet sein Herz!“ lautete die Antwort.

„Gut, so führe mich denn hinaus aus dieser Wildniß!“

„Wohin wünscht mein Bleichgesichtsbruder zu gehen?“

„Natürlich zu den Meinen, die in der Nähe des Mont Pisgah wohnen.“

Der junge Indianer sah den Himmel an, blickte hierhin und dorthin, prüfte die Rinde und Blätter der Bäume und sagte: „In sechs Tagen sind wir am Ziel.“ — —

Am Nachmittage des sechsten Tages erreichten sie glücklich den Waldrand und standen vor der Lichtung, wo Alexanders Grundstück begann. Aber fast hätte er laut aufgeschrieen. Die Ueberraschung war zu plötzlich, der Wechsel zu jäh. Er stand vor dem von ihm erbauten Zaun (Riegelfenz). Aber wo war seine Niederlassung? Wo stand sein neu erbautes Blockhaus? Wo war seine Heimath geblieben? Kein Blockhaus, kein Rauchhaus war mehr zu sehen, nur ein verkohlter Trümmer- und Aschenhaufen; keine Spur eines menschlichen Aufenthaltes.

„Allmächtiger Gott! Was ist hier geschehen?“ rief er endlich, als er sich von seinem Schreck und seiner Ueberraschung einwenig erholt, sprang schnell über den Zaun und eilte nach dem Trümmerhaufen, der von seinem Heim nur noch allein übrig geblieben war. Länger als drei Jahre hatte er hier zugebracht und sich durch viel Schweiß und Fleiß ein Heim zu gründen versucht, und nun stand er vor diesem Trümmerhaufen, vor dem letzten Rest all seiner Mühe und Arbeit!

Endlich begann er die Brandstätte zu durchsuchen, nachdem er lange und einer Bildsäule gleich seine Augen auf die Stätte der Verwüstung gerichtet. Es war nichts zu entdecken, was ihm irgend einen Aufschluß über den Urheber des Unglücks hätte geben können. Da fiel ihm plötzlich ein unter dem Nußbaum liegendes Stücklein abgesplitterten Holzes in's Auge; es war nicht von Rauch und Brand geschwärzt, schien auch vom Feuer nicht berührt, sondern unversehrt zu sein. Er hob es von der Erde auf, besah es von allen Seiten und entdeckte auf der nach unten gekehrten Fläche, mit der es auf der Erde gelegen, einige, mit einem scharfen Instrument eingeritzte und mit schwarzer Farbe nachgezogene Linien. Bei genauerer Untersuchung überzeugte er sich, daß es Buchstaben waren. Eine Schrift also, durch die der Schreiber etwas anzeigen wollte. Zwar waren die Buchstaben etwas in

einander verschwommen, es gelang ihm aber dennoch, sie nach und nach zu entziffern, in Worte zusammenzusetzen und endlich folgenden Satz herauszulesen: „Indianer nahmen mich mit — Betty!“

Nun war ihm mit einem Male Alles klar. Hier waren Raub, Brand und vielleicht auch Mord geschehen, und das alles durch die Rothhäute.

Pontiac, dem er mittheilte, was er von dem Holzspahn mühsam abgelesen, best[illegible]weg, daß hier ein Ueberfall durch Indianer stattgefun[illegible]. Wo aber war Betty geblieben? Wohin war sein alter Vater gekommen? Diese Fragen lagen ihm nun wie eine Centnerlast auf der Seele. Sollte sein alter treuer Vater bei dem Ueberfalle oder im Brande umgekommen sein? Betty war von den Rothhäuten entführt worden, das stand ihm fest. An einem wehrlosen Weibe konnten sich auch die Rohesten unter den Rothhäuten nicht vergriffen haben. Und wie mochte es mit den andern Ansiedelungen stehen? Schnell eilte er jetzt der Spitze des Mont Pisgah zu, um von hier aus eine Rundschau zu halten und zu erforschen, ob auch die nachbarlichen Niederlassungen von den Indianern niedergebrannt worden waren. Auf der Spitze des Berges, in der Nähe der Quelle angekommen, war ein frisch aufgeworfener Grabhügel das erste, was ihm in die Augen fiel. Eine Planke stand zu Häupten desselben aufgerichtet, und was Alexander daran geschrieben fand und wieder und immer wieder las und doch nicht zu glauben vermochte, obgleich sein starrer Blick die Schrift fast verschlang, erfüllte endlich seine Seele, nachdem er die furchtbare Wahrheit allmählig begriffen, mit unsagbarem Schmerze und tiefem, unendlichem Weh!

„K a s p a r H e n r y, e r m o r d e t u n d s k a l p i r t v o n I n d i a n e r n a m 17. J u n i 1749“, so las er, und las es immer wieder, und las es so lange, bis der furchtbare Schmerz, der seine Seele erfüllte, und das tiefe Weh, das ihm die Brust zusammenschnürte, sich endlich in dem Schmerzensschrei Bahn brach: „Du großer, allmächtiger Gott; mein Vater! Mein alter, treuer Vater! O mein Gott! Mein Gott!“ Dann sank er auf dem Grabhügel nieder, umschlang ihn mit beiden Armen, als wollte er den, der dort unten ruhte, noch einmal an das schmerzerfüllte Sohnesherz drücken, preßte sein Antlitz gegen die Erde, die den Theuren deckte, und weinte und schluchzte wie ein Kind — lange! — lange! — zum großen Erstaunen der jungen Rothhaut, die einen solchen gewaltsamen Schmerzausbruch wohl als Charakterschwäche des allmächtigen weißen Medizinmannes auslegen

mochte. Aber kein Zug seines Antlitzes verrieth, was in ihm vorging. Er ehrte die Trauer des Sohnes am Grabe des Vaters, obgleich er in gleicher Lage seinen Schmerz wohl in weniger stürmischer Weise geäußert haben würde. So harrte er denn still und geduldig, bis sein bleicher Bruder das erste Gefühl seines tiefempfundenen Schmerzes überwunden, seiner Kindespflicht genügt, sein letztes stilles Gebet verrichtet und sich wieder erhoben hatte. Alexander warf dann noch einen letzten, langen, schmerzlichen Blick auf das theure Grab, gab dem Indianer einen Wink und schritt voran. Pontiac folgte ihm nach der äußersten Spitze des Berges, wo die Flaggenstange noch aufgerichtet stand. Hier nun hielt Alexander, völlig wieder gefaßt und männlich erstarkt, die beabsichtigte Rundschau, und hatte sich bald genug überzeugt, daß nur sein Blockhaus allein niedergebrannt worden war, alle andern aber noch unberührt standen.

Er schickte sich nun an, den Berg zu verlassen und seine Schwiegereltern aufzusuchen; von ihnen mußte er erfahren, was sich zugetragen und unter welchen Umständen das Unglück herbeigeführt wurde, das ihn allein betroffen. Pontiac, der seinen stillen Schmerz ehrte, folgte ihm, als er den Berg hinabstieg. Als er bei der Shanty Dan Umbach's ankam, fand er es unbewohnt und leer; hatten die Indianer auch hier Raub und Verwüstung angerichtet? Rathlos schlich er, Pontiac immer hinter ihm her, den Pfad entlang, als er plötzlich Jemand seinen Namen rufen hörte. Sich umsehen und Morrison erblicken war eins. Dieser schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er erkannte, daß er wirklich den so lange und schmerzlich Vermißten vor sich sah.

„Hättest du nicht deine Flinte auf dem Rücken getragen, Alexander, ich hätte dich nimmermehr wiedererkannt", rief er, sich über die Maßen verwundernd. „Du lebst? Die Rothhäute haben dich nicht skalpirt?" fuhr er dann fort, indem er einen malitiösen Seitenblick auf den jungen Indianer warf, der neben Alexander stand und ihn scharf beobachtete. „Na", sagte er dann weiter, „danke Gott, mein Junge, auf deiner Ansiedelung wäre es dir vielleicht ergangen, wie deinem unglücklichen alten Vater, oder wie deinem entführten Weibe."

Alexander fühlte sich durch die etwas rauhe und rücksichtslose Weise, mit der sein Nachbar ihm diese ihn so schmerzlich berührende Mittheilung machte, etwas verletzt und erwiderte nur:

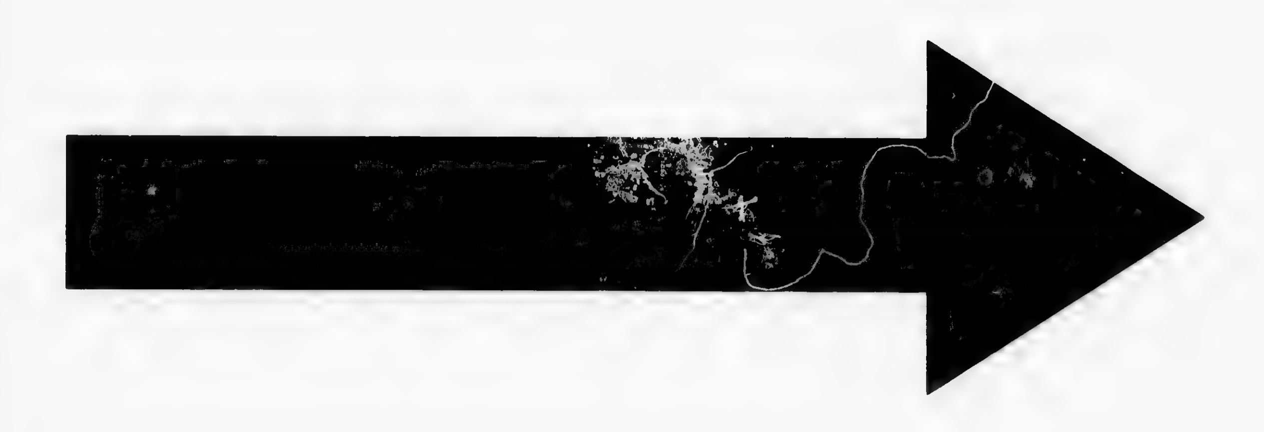
„Weiß schon, wie arm und verlassen ich nun bin, Herr Morrison, aber wie konnte dies Alles nur geschehen?"

h, was in ihm
abe des Vaters,
ohl in weniger
harrte er denn
te Gefühl seines
Kindespflicht ge-
wieder erhoben
langen, schmerz-
nner einen Wink
äußersten Spitze
tet stand. Hier
ännlich erstarkt,
enug überzeugt,
orden war, alle

affen und seine
erfahren, was
Unglück herbei-
ntiac, der seinen
Berg hinabstieg.
fand er es un-
Raub und Ver-
immer hinter
d seinen Namen
icken war eins.
als er erkannte,
Vermißten vor

Rücken getragen,
nt", rief er, sich
Die Rothhäute
indem er einen
warf, der neben
", sagte er dann
nsiedelung wäre
en alten Vater,

und rücksichtslose
hmerzlich berüh-
iderte nur:
nun bin, Herr
en?"



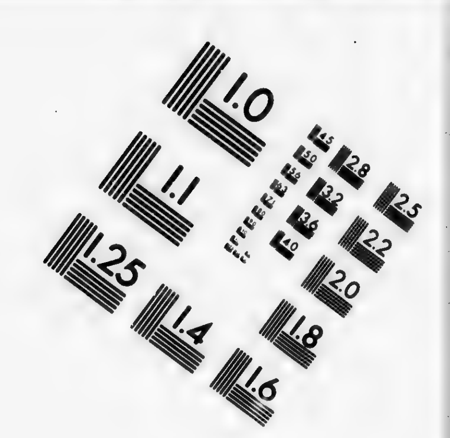
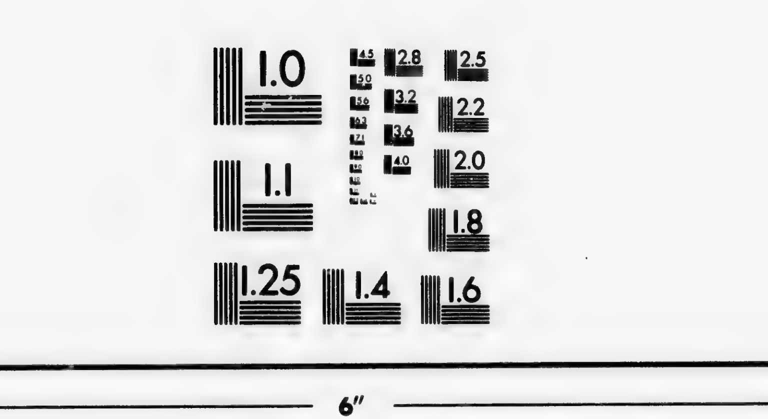
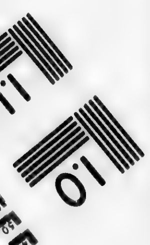


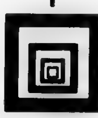
IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503





dru
es
Ha
von
die
mid

Um
luft
Ver
durc

selb
bar
Rid
Sch
fort,

ist g
gefü
Bru
er h
Rot
Alle
ich d

roth
— a
kann
und
Und
Mut
Roth
mein
unse
Mein
hat
Mut
frem
werd

„Nun, mein Junge, vor einem Monat ist hier eben Alles drunter und drüber gegangen. Wir haben uns wacker gewehrt, es aber doch nicht verhindern können, daß die Rothhäute dein Haus niedergebrannt und dein Weib mit hinweggeschleppt haben, von dem Niemand weiß, wohin sie gekommen, trotzdem wir gleich die sorgfältigsten Nachforschungen nach ihr angestellt. Du dauerst mich, aber was ist da zu machen?“

Durch seinen Nachbar erfuhr Alexander nun all' die näheren Umstände des Ueberfalles, des Brandes seines Hauses, den Verlust seines Viehes und in welcher Weise sein alter Vater auf den Berg gekommen, wie er hier den Wachtposten versehen und dabei durch die Hand eines Indianers seinen Tod gefunden.

Nachdem Morrison ihm dies alles mitgetheilt, soweit es ihm selbst bekannt war, verabschiedete sich Alexander von seinem Nachbar und schritt still und nachdenklich weiter, dem Pfade in der Richtung folgend, in welcher die Ansiedelung Just Umbach's lag. Schweigend setzten die beiden Wanderer ihren Weg lange Zeit fort, dann wandte sich Alexander plötzlich an Pontiac:

„Die Aufgabe, die mein rother Bruder sich freiwillig gestellt, ist gelöst; mein rother Freund hat mich zu den Meinen zurückgeführt — die ich freilich nicht mehr hier vorfand. Mein rother Bruder hat mich auch glücklich in meine Heimath zurückgebracht, er hat aber auch gesehen, daß ich keine Heimath mehr habe — die Rothhäute haben mir Alles genommen: Vater, Weib und Heimath, Alles! Du siehst, Pontiac, es sind nicht alle Rothhäute wie du; ich danke dir!“

„Es thut meinem Herzen sehr weh, daß die Brüder meines rothen Volkes meinen weißen Bruder so schwer beleidigt haben — aber sie haben es in Unwissenheit gethan, weil sie dich nicht kannten; du bist nicht wie die andern Bleichgesichter, die den Zorn und die Rache des rothen Mannes immerwährend herausfordern. Und haben die rothen Männer meines Volkes nicht auch meine Mutter in die Gefangenschaft geführt? Haben sie nicht mit den Rothröcken, den Engländern, mit deinem Volke in Gemeinschaft, meinen ganzen Stamm vernichtet, unsere Hütten angezündet, unsere Männer, Weiber und Kinder ermordet? Wo sind die Meinen geblieben? Wo ist fortan meine Heimath? Pontiac *hat* kein Volk, *hat* keine Heimath mehr. Ich werde meine Mutter auf fremden Jagdgründen suchen müssen; unter einem fremden rothen Volke, dessen Hütten weit im Nordwesten stehen, werde ich fortan wohnen müssen — aber ich werde sie aufsuchen;

will mein Bleichgesichtsbruder mich begleiten, um sich nach seiner Squaw umzusehen?"

„Ich danke dir, Pontiac, aber noch kann ich nicht mit dir gehen; ich muß erst noch die Eltern Betty's und meine sonstigen Verwandten aufsuchen. Du aber hast dein mir gegebenes Versprechen eingelöst, dein Weg ist frei, der meinige noch nicht; ich will dir aber in kurzer Zeit folgen, denn ich werde mein Weib suchen — und müßte ich bis an's Ende der Erde wandern.

Er reichte ihm die Hand zum Abschiede, da er wohl wußte, wie sehr es der Rothhaut widerstrebte, die Gastfreundschaft der Bleichgesichter in Anspruch zu nehmen und deren Hütten in anderer als feindseliger Absicht zu betreten. Ihm war es wehmüthig um's Herz, daß sie sich von einander abwenden mußten; von einem treuen Freunde, vielleicht dem treuesten, der ihm auf Erden allein noch übrig geblieben war, sollte er sich jetzt trennen.

Als er einige Schritte gegangen war, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Da stand sein Pontiac wieder und schaute ihm mit einem beweglichen Blick in die Augen.

„Laß mich mit dir gehen!" sagte er. „Mein Pfad ist dein Pfad, — dein Pfad ist mein Pfad — und wir werden uns nicht eher trennen, als bis wir wiedergefunden, was wir gesucht und unser ist."

In diesen wenigen Worten lag mehr, als eine lange Rede hätte ausdrücken können. Alexander war hoch erfreut.

„Aber wird es dir auch nicht leid werden, daß du dich an ein Bleichgesicht gehängt, Pontiac?"

„Mein Herz hat dich lieb — das sei dir genug!"

„Gut, wir bleiben als Freunde beisammen!" besiegelte Alexander den Bund. — Bleichgesicht und Rothhaut hatten nun einen Freundschaftsbund auf Leben und Tod geschlossen. —

* * *

Auf einer vorspringenden Bergkuppe des Alleghany-Gebirges schlenderten im Monat Oktober 1750 an dem Ufer eines kleinen reißenden Flußes, an dem das weite, aber bereits bunt gefärbte Laubdach des Waldes sich ausdehnte, zwei Männer umher, als erwarteten sie irgend ein Ereigniß. Die Strahlen der Sonne wurden bedeutend schwächer, die tiefe Stelle wurde nur von dem dumpfen Rauschen eines entfernten Wasserfalles, oder von den leisen Stimmen der Männer unterbrochen. Während der eine der beiden Wanderer die rothe Haut und den wilden Aufzug der Eingeborenen der Wälder zeigte, machte die hellere, obgleich wetter-

gebräunte Hautfarbe des andern, Anspruch auf europäische Abstammung. Er trug ein Jagdhemd, ein Messer in einem Wampumgürtel. Moccasins, bocklederne Gamaschen, Jagdtasche und Pulverhorn, an einem benachbarten Bäumchen lehnte seine Flinte. Dieser weiße Jäger oder Hinterwäldler war niemand anders als Alexander Henry und in dem Indianer erkennen wir seinen Freund Pontiac wieder.

„Mein Stamm reicht in uralte Zeiten zurück“, sagte Pontiac ernst zu seinem weißen Freunde. „Mein Urgroßvater war ein Häuptling der Huronen; mein Großvater wurde von den Cherokees in einer Schlacht erschlagen; — mein Vater von demselben Volke in einer Schlacht gefangen genommen und zu Tode gemartert — meine Mutter Nokomis entfloh mit mir, dem Säugling, ihrem einzigen Kinde, zu den Catawbas, den Feinden der Cherokees, wo ich bis zum Untergange des Stammes durch die Rothröcke und ihre rothen Verbündeten, den du mit erlebtest, wohnte. Das Blut von Häuptlingen rollt in meinen Adern, denn auch meine Mutter Nokomis ist die Schwester eines Häuptlings der Ottawas, eines Vetters meines von den Cherokees zu Tode gemarterten Vaters, der aber schon vor vielen Jahren in die Jagdgründe seiner Väter ging, dessen Tochterkind — Odahmi ist ihr Name — lebt aber noch jetzt unter den Ottawas, und ist die Tochter ihres Häuptlings; — ihre Mutter, die Großtante meiner Mutter Nokomis, soll vor etlichen Jahren gestorben sein.

Die Bleichgesichter landeten und gaben meinen Vorfahren das Feuerwasser. Sie tranken es und wurden dann von den Gestaden der Seen dem Untergange der Sonne zugetrieben, bis ich, der ich ein g e b o r n e r Häuptling bin, die Sonne nie anders als über den Gebirgen und Wäldern habe scheinen sehen. Noch nie habe ich die Gräber meiner Urahnen besucht oder gesehen!“

„Wo sind die Angehörigen d e i n e r F a m i l i e geblieben?“

„Hinüber gegangen in die ewigen Jagdgründe bis auf meine Mutter Nokomis, ihre Nichte Odahmin und mich, den Pontiac.“

„Und wohin wirst du deinen Fuß setzen?“

„Nach den Wigwams der Ottawas, wo ich meine Mutter zu finden hoffe.“

„Was giebt dir die Zuversicht, daß du sie gerade dort finden wirst?“

„Weil es längst zwischen uns und unsern Freunden verabredet war, daß wir uns dort wieder zusammen finden wollten, wenn wir uns durch die Uebermacht der Rothröcke und ihrer Verbündeten, der Cherokees, einst überwunden und zerstreut finden

sollten. Wir ahnten das Unglück seit langer Zeit, das nun so plötzlich über uns hereingebrochen ist."

„Warum blieb aber deine Mutter so viele, viele Jahre bei den Catawbas, wenn sie mit ihrem Sohne doch dem Volke der Ottawas angehörte? Du bist ihr geborener Häuptling, gehörtest du nicht zu deinem Volke?"

„Nicht der geborene Häuptling der Ottawas, sondern der Huronen bin ich — und zu ihnen wollte die Mutter nur dann zurückkehren, wenn sie ihren Häuptling rufen würden, das ist aber nie geschehen — und dann gewährten uns die Catawbas nicht nur Gast- sondern auch Stammesrechte, und so hielt uns die Dankbarkeit bei unsern rothen Brüdern fest."

„Sehr wohl, Pontiac, sehr wohl — eine solche Dankbarkeit ehrt auch den rothen Mann. Wo aber denkst du, daß ich mein Weib wieder finden werde?"

Pontiac zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht, wer sie geraubt hat, und kann deshalb auch nicht sagen, wo wir sie wiederfinden werden." Ich vermuthe aber, daß sie von den Miamis entführt wurde und wir werden sie darum auch unter den Indianerstämmen des Nordwestens suchen müssen." —

Die Sonne war dem Untergange nahe, als Pontiac, nachdem er einige Minuten auf ein leises Geräusch im Thale unter ihnen gelauscht, plötzlich stillstand und mit scharfem Blicke in die Tiefe hinabspähete.

„Sieht mein bleicher Bruder", begann er mit leiser Stimme, „dort jetzt den weißen Reiter, welcher den Weg in das Land der Cherokees, unserer Feinde, gefunden?"

Bei diesen Worten war Alexander an seine Seite getreten, und beide schauten mit neugieriger Spannung hinab nach den Ufern des Flusses, welcher etwa 50 Fuß unter ihnen schäumend, sich über die Klippen seine Bahn brach. Und was sie sahen, war in der That wohl geeignet, die Aufmerksamkeit beider zu fesseln.

Am Ufer des Stromes bewegte sich langsam ein Reiter — ritt dann zurück, hielt sein Pferd an und blickte auf eine nach den Bergen sanft aufsteigende Wiesenfläche, als ob er überlegte, daß diese vielleicht ein passender Ort für sein Nachtlager sein könnte.

„Der weiße Mann ist nicht vorsichtig!" sagte Pontiac mit einem spöttischen Lächeln, als er sah, wie der Reiter abgestiegen war, sein Pferd an einen Baum gebunden und sich abmühete, Vorbereitungen für sein Nachtlager zu treffen.

„Er will auf den Jagdgründen der Cherokees schlafen, sie werden seine Träume stören, und seinen Skalp in ihre Wigwams bringen. Wollen wir hinabgehen und ihn warnen, Pontiac?"

„Wir wollen wachsam sein und deinen bleichgesichtigen Bruder schützen gegen unsere Feinde!"

Beide Männer fielen wieder in ihre schweigende, beobachtende Haltung zurück, keinen Blick von dem Reiter wegwendend. Derselbe hatte sein Pferd losgebunden, aber nicht entsattelt, ließ es frei im Grase gehen, damit es sein Nachtfutter suche, nahm zur Hand liegendes, trockenes Holz, und in wenigen Augenblicken prasselte ein Feuer; eine Querstange, welche einen kleinen Kessel trug, wurde auf zwei Stützen gelegt. Nach Verlauf einer Viertelstunde hielt der Reiter seine Abendmahlzeit und war so im Essen vertieft, daß er nicht im entferntesten an eine Gefahr in der Nähe dachte. Mittlerweile war es völlig dunkel geworden, und das sanfte Licht des Mondes begann allmählich die verschwundene Tageshelle zu ersetzen. Die Felsen und Bergkuppen warfen ihre langen, schwarzen Schatten über das Flußthal, dem ein feiner Nebel entstieg, und den kühnen Formen der Berge einen seltsamen Anstrich verlieh. Es schien, als ob dem lagernden Reiter die Müdigkeit übernahm, denn er saß so ruhig, als sei er am Lagerfeuer eingeschlafen.

Endlich richtete er sich wieder auf. Wohl zehn Minuten lang hatte er seine schlafende Stellung beibehalten — während dieser Zeit hatten sich aber auch Pontiac und Alexander nahe genug an sein Lager herangeschlichen, um sich zunächst den seltsamen kühnen Gast, der sich ganz allein in die Wildniß gewagt, in allernächster Nähe und im Lichte des Lagerfeuers zu betrachten. Er war gekleidet wie ein Jäger und schien sich gut bewaffnet zu haben. Auch machte es den Eindruck, als ob er sich in dieser Einsamkeit ganz wohl und heimisch fühle, denn er blickte sich ruhig und unbefangen nach seinem Pferde um, das in seiner Nähe eifrig grasend, sein Nachtfutter einnahm.

Da fiel sein Blick auf die beiden Gestalten, die plötzlich in den Lichtkreis des Feuers getreten waren und ihre Augen auf ihn gerichtet hielten. Ein Ausdruck des Erstaunens, aber nicht des Erschreckens flog über seine Züge, und mit lauter Stimme rief er:

„Wer seid Ihr? Freunde oder Feinde?" und hielt auch seine Flinte im Anschlage, bereit, die tödtliche Kugel jeden Augenblick zu versenden.

„Freunde!" erwiderte Alexander, „die Euch warnen wollen."

„Dann tretet näher", sagte der Fremde und legte sein Gewehr ruhig zur Seite.

Die beiden Männer traten näher. Der Reiter erhob sich und warf einen langen, prüfenden Blick auf die Ankömmlinge.

„Euer Gesicht sollte ich kennen!“ sagte er dann ruhig, sich an Alexander wendend.

„Und ich das Eure.“

„Mein Name ist Christopher Gist, ich reise im Auftrage der Ohio-Compagnie.“

„Und mein Name ist Alexander Henry.“

„Ganz recht, Euren Vater kannte ich gut, und Euch jungen Mann wohl auch, wenigstens habe ich so viel von Eurem traurigen Schicksal gehört, daß ich begreife, was Euch in die Wildniß getrieben, — und diese junge Rothhaut ist wohl Euer Begleiter, von dem man sich in der Niederlassung am Mont Pisgah erzählte? Seid mir denn willkommen; vielleicht führen unsere Wege durch die Wildniß uns nach einer und derselben Gegend, dann könnten wir ja, wenn es Euch so recht wäre, unsere Reise zusammen fortsetzen. Doch Ihr wolltet mich warnen — ist etwa eine Gefahr im Anzuge? — sprecht Euch nur frei aus — Christopher Gist kennt keine Furcht.“

„Ich weiß es, denn oft genug habe ich schon von Eurer Kühnheit und Eurem Muthe erzählen hören, habe Euch schon einmal in Virginien gesehen und mein Vater hat mir Euren Namen oft genannt — doch von der erwähnten Gefahr mag nun Pontiac zu Euch reden.“

Der Indianer hatte seinen Freund verstanden, er sagte deshalb zu Gist:

„Die Cherokees haben die frischen Spuren ihrer Moccasins diesen Wäldern eingedrückt. Wenn mein bleicher Bruder nicht länger als zwei Stunden am Lagerfeuer sitzt, und dann das Flußbett benutzt, werden sie seine Fährte nicht entdecken.“

„Ich fürchte zwar die Cherokees nicht“, erwiderte Gist, „möchte aber doch jedes Zusammentreffen mit ihnen vermeiden, und auch nicht gerade jetzt ihren Pfad kreuzen, da sie in letzter Zeit eine etwas rebellische Stellung gegen uns eingenommen. Wenn uns noch zwei Stunden Zeit übrig bleiben, bevor wir aufzubrechen haben, dann sagt mir nur, wohin Ihr zunächst wollt, und ich will Euch sagen, wohin ich will.“

„Wohin sollten wir anders wollen, als zu den Rothhäuten; ich suche, wie Ihr wißt, mein von ihnen entführtes Weib, und die junge Rothhaut hier sucht seine Mutter, die sie auch in die Gefangenschaft schleppten. Da wird es denn wohl nicht viel aus-

machen, wohin wir uns zuerst oder zuletzt wenden, wir haben eben keiner Fährte zu folgen. Uebrigens wußten wir von Eurer Reise und vermutheten, daß Ihr diesen Weg einschlagen würdet."

„Nun gut!" sagte Gist, „dann können wir die Reise gemeinschaftlich machen, was mir im Grunde genommen auch ganz lieb ist."

Hören wir nun, was den kühnen Hinterwäldler in die Wildniß geführt:

— — — — — — — — — — — — —

Ein fortgesetztes Ringen zwischen Frankreich und England um die Herrschaft in Amerika, ließ beide Völker und auch das Land, um dessen Besitz es sich handelte, um jene Zeit nicht recht zur Ruhe kommen. Um den beständigen Eingriffen der Franzosen in das von den Engländern beanspruchte Gebiet entgegen zu treten, beschloß England solche Maßregeln zu ergreifen, die ihm das von ihm eroberte Gebiet im Osten, und das Thal des Ohioflusses im Westen, das letztere auf dem Wege der Colonisirung, sichern sollten. Die dort wohnenden Indianer waren freundlich gesinnt, und die sechs Nationen hielten die Pässe besetzt, welche aus Canada nach jenem reichen Thale führten.

Virginier und Maryländer hatten die Gründung einer englischen Colonie jenseits des Alleghanygebirges vorgeschlagen, wo damals nur hier und dort eine einsame Hütte eines englischen Händlers zu sehen war. Der König von England betrachtete jene Region als den „Mittelpunkt seiner amerikanischen Besitzungen", und ertheilte dem Gpuverneur von Virginien die Weisung, einem Verein von virginischen Landspekulanten und Londoner Kaufleuten ein Areal von 500,000 Acker Landes am nördlichen Ufer des Ohio, zwischen dem heutigen Pittsburg und der Mündung des Kanawaha-Flusses, nebst dem Alleinrechte, dort mit den Indianern zu handeln, zu verleihen. Diese Handelsgesellschaft ward bekannt unter dem Namen der Ohio-Landcompagnie. Es ward abgemacht, daß die Compagnie zehn Jahre lang keinen Erbzins entrichte, daß binnen sieben Jahren mindestens 100 Familien auf jenem Landstrich angesiedelt sein mußten, und daß die Compagnie dort auf ihre eigenen Kosten ein Fort erbauen sollte. —

Um dieselbe Zeit griff die englische Regierung auch zu brutalen Maßregeln, um sich die Herrschaft in Acadien oder New Schottland dadurch zu sichern. Wem wäre das grausame Verfahren Englands gegen die französischen Acadier nicht bekannt, die, als sie sich weigerten, gegen ihre Landsleute die Waffen zu

ergreifen, sofort aus Nova=Scotia vertrieben wurden, und mehr denn sechs Jahre in den Wäldern umherirrten, verfolgt von den Briten, so daß nur ein kleiner Theil, ein geringer Ueberrest von ihnen nach Louisiana entkam?

Noch grausamer war das Verfahren gegen die Indianer, welche von den französischen Jesuiten zu wüthenden Raubzügen längs der Grenzen von New England aufgehetzt worden waren. Cornwallis, der englische Befehlshaber, beschied einen mächtigen Micmac=Häuptling vor sich, der bemalt und mit Federn geschmückt, in Begleitung von zwei jungen Kriegern erschien und, in seine Wolldecke eingehüllt, aufrecht und trotzig vor den englischen Befehlshaber trat. Cornwallis verlangte die unbedingte Unterwerfung des ganzen Stammes unter die britische Obrigkeit ungesäumt. Der Häuptling erwiderte stolz: „Das Land, darauf ihr schlaft, ist unser; wir entsprangen aus ihm, wie die Bäume, das Gras und die Blumen aus ihm hervorgegangen sind; es ist unser für alle Zeit und wir werden es keinem Menschen abtreten." Damit wandte er ihm den Rücken und kehrte zu seinem Volke zurück.

Auf die Weisung seiner Vorgesetzten, welche alle Indianer auf der Halbinsel für Banditen, Schufte und Empörer erklärten, bot Cornwallis für jeden gefangenen oder erschlagenen Indianer zehn Guineen, welche bei Vorzeigung des Leichnams oder des Skalps des Wilden baar bezahlt werden sollten. Zu dergleichen schmählichen Maßregeln griffen die Engländer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um die Einfälle der Franzosen im Osten und Westen des englischen Gebietes zu beschränken.

Die Engländer in Amerika beliefen sich damals auf 1½ Millionen, die Franzosen mochten kaum 100,000 Seelen zählen, aber diese verfügten über einen großen Theil der Indianer auf dem Festlande. Zwischen Frankreich und England herrschte noch der alte vererbte Hader, welcher sich aus dem frühen Mittelalter herschrieb und durch häufige Zusammenstöße rege erhalten worden war.

So lange die französische Macht in Amerika auf einem schmalen Gebietsstreifen zwischen dem St. Lorenz und den großen Seen auf dem entfernten nordöstlichen Theil des Festlandes und im Westen auf die sehr entfernten Missionsstationen in der Wildniß beschränkt zu bleiben schien, hegten die Engländer nur sehr wenig Besorgniß einer ernstlichen Gefahr für ihre Kolonien. Als aber die Franzosen nach dem Verlust von Louisbourgh im Jahre 1745 am Fuß des Ontario=Sees starke Fahrzeuge erbauten, ihr

kleines Handelsfort am Niagara verstärkten und auf der ganzen Linie zwischen Montreal und New Orleans einen Gürtel von mehr als 60 festen Plätzen erbauten, als sie unter dem plausiblen Vorwand, die Franzosen seien ja die Entdecker des größeren Theiles des Stromes gewesen, die Herrschaft über das ganze Stromgebiet des Mississippi und seine Zuflüsse beanspruchten, und durch Schutz- und Trutzbündnisse mit den mächtigen Stämmen der Delawaren und Shawnesen an den Grenzen Pennsylvaniens und Virginiens und andern westlich wohnenden Stämmen für sich zu gewinnen suchten, da erkannten die Engländer in alledem die Anzeichen einer wirklich drohenden Gefahr. Die amerikanischen Kolonisten versahen sich derselben zuerst, und wurden, da auch die benachbarten Indianer sich feindselig zeigten, unruhig; daher der Vorschlag, eine Niederlassung westlich von dem Alleghanygebirge anzulegen. — Die Ohio Land-Compagnie traf Vorkehrungen zur genauen Abgrenzung und Behauptung ihres Besitzthums. Thomas Lee, Augustin und Lawrence Washington und andere der angesehensten virginischen Mitglieder der Compagnie, ließen von London Waaren kommen, welche für den Handel mit den Indianern geeignet waren und da man ohne einige vorgängige Verständigung mit den Indianern nicht wohl einen Versuch zur Ansiedelung machen konnte, so richtete die Compagnie an die Regierung von Virginien die Bitte, die Wilden zu einer Versammlung behufs Berathung und Abschließung eines Friedensvertrages einzuladen. Zuvor schon hatte aber die Compagnie Vorkehrungen getroffen, sich genaue Auskunft über die besten Ländereien jenseits der Berge zu verschaffen. Englische Händler, welche mit den Indianern Tauschverkehr pflegten, hatten wohl die Pässe des Alleghanygebirges schon mehrfach überschritten, und wußten die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend jenseits dieses Gebirges nicht genug zu rühmen. Allein die Compagnie wünschte eine bestimmte Belehrung. —

Im Herbst 1750 befand sich ein geschickter, kühner und mit dem Indianerleben vertrauter Hinterwäldler, Namens Christopher Gist, der an den Ufern des Yadkin wohnte, zufällig in Virginien. Auf diesen Mann richtete die Compagnie ihre Blicke, und ihn, der sich sofort willig zeigte, verwandten sie dazu, über das Gebirge zu reisen und das Land zu erforschen.

Er war der Mann, mit welchem unsere beiden jungen Freunde in der Wildniß zusammengetroffen waren.

„Ich habe den Auftrag“, sagte Gist, während er mit den Männern am Lagerfeuer saß, „die günstigsten Gebirgspässe zu

ermitteln, das Land bis hinunter zu den Fällen des Ohio (Louisville) zu erforschen, die nützlichsten Ströme zu untersuchen, über die Stärke der Indianerstämme mich zu vergewissern und eine so genaue Karte von der Region zu entwerfen, als meine Beobachtungen gestatten werden. Im Shenandoah-Thale wird ein Landmesser zu mir stoßen, der dann außer euch mein einziger Begleiter sein wird."

„Wann seid Ihr von Eurer Heimath aufgebrochen?" fragte Alexander den kühnen Hinterwäldler.

„Ich verließ Alexandria vor zwei Wochen."

„Dann seid Ihr ziemlich stark vorgedrungen."

„Das sollte ich meinen."

„Und welches ist Euer nächstes Ziel?"

„Logstown, am rechten Ufer des Ohio (etwa 14 Meilen unterhalb des heutigen Pittsburg), wo man die Berathung mit den Indianern abzuhalten beschlossen hat."

„Da werdet Ihr also zunächst verschiedene Indianerstämme jenseits des Ohio aufsuchen?"

„Das ist meine Absicht."

„Nun, wenn Ihr nichts dagegen habt, werden wir Euch begleiten. Wir können ja als Eure Gehülfen gelten und stehen so gewissermaßen unter der Protection Derer, die Euch gesandt."

„Ich habe mich den Wilden als Abgesandter des britischen Monarchen vorzustellen und hoffe von den Häuptlingen als solcher auch respektirt zu werden."

„Ihr werdet aber trotzdem auf einen allzuwarmen Empfang seitens der Rothhäute doch nicht rechnen dürfen, da die westlichen Stämme, wie man hört, den Franzosen geneigt sind."

„Daraus werde ich mir wenig machen, ob kalt oder warm; wenn ich nur meinen Zweck erreiche und sie der Einladung zu einer Berathung Folge leisten. Das wird zunächst die Hauptsache sein." —

Nach Verlauf von zwei Stunden brachen die Männer wieder auf; sie stiegen die Anhöhe hinab und folgten, im Wasser watend, um keine Spur zu hinterlassen, dem Flusse aufwärts. Gegen Morgen verließen sie das Strombett, überstiegen die „blauen Berge" und überschritten das Shenandoah-Thal, wo der Landmesser zu ihnen stieß, wateten dann durch die Schneewehen im Alleghany-Gebirge, setzten über den Ohio und bahnten sich einen Weg durch ein reiches enges Thal bis Logstown.

Diese ganze Reise, obwohl reich an Mühseligkeiten und Beschwerden aller Art, wurde doch ohne besondere oder bemerkens-

werthe Abenteuer von den Männern zurückgelegt. Die wenigen Rothhäute, auf welche sie gestoßen waren, hatten sich anscheinend wenig um sie gekümmert und schienen friedlicher Natur oder doch bereits daran gewöhnt zu sein, hie und da einem Bleichgesichte oder etlichen in den Urwäldern und auf ihren Jagdgründen zu begegnen.

Wie Alexander dem Kundschafter Gist vorausgesagt, so geschah es. Der Abgesandte wurde zwar von den verschiedenen Indianerstämmen als solcher respektirt, im Allgemeinen aber kalt von ihnen aufgenommen.

„Du kommst, um das Indianerland zu besiedeln. Du kehrst sicherlich nicht mehr wohlbehalten nach Hause zurück“, sagte ihm ein Häuptling. Aber Gist ließ sich durch diese versteckte Drohung nicht einschüchtern, sondern zog, nachdem er seine Einladung hatte ergehen lassen und die Stärke des Stammes erforscht, auch unter der Hand Nachforschungen nach den beiden entführten Weibern angestellt — freilich ohne Erfolg — weiter den Muskingum hinauf, drang immer weiter nach Nordwesten vor, ging über den Sandusky-River und hielt hier in einem Dorfe der Ottawas, welche mit den Franzosen schon ein Bündniß abgeschlossen, an. Mit Recht berühmt ist die Gastfreundschaft unter den Indianern gegen Freund und Feind. Ein planloses Durcheinander von Wigwams rund um einen freien Platz, der zu Spielen und Festen diente, bildete das Indianerdorf, in welches die kühnen Männer muthig eingezogen und gastfreundlich aufgenommen worden waren. Noch ehe sie das Dorf erreichten, kam ihnen ein Indianer entgegen und geleitete Gist, der sich ihm als Abgesandter des Königs von England angezeigt, nach der Mitte des Dorfes, wo die große Hütte des Häuptlings stand.

„Will das Bleichgesicht zuerst hier hinein? Es ist das Wigwam des Häuptlings A-gosh-a-way, oder will er in die Berathungshütte treten, wo sich der Häuptling mit den Kriegern des Stammes bald versammeln wird?“ fragte der von dem Häuptling gesandte Bote den Kundschafter.

„Ich habe zuerst mit dem Häuptling allein zu reden“, entgegnete Gist, „will er dann eine Berathung halten, soll es mir recht sein. Habe Dank, und nimm dich auch meiner Begleiter an, damit sie von den neugierigen Weibern und Kindern nicht belästigt werden.“

„Der rothe Mann nimmt Jeden gastfreundlich auf, der im Frieden zu ihm kommt“, sagte der Indianer stolz und wandte sich dann wieder dem Ausgange des Dorfes zu, wo die Begleiter

Gist's zurückgeblieben waren. Hier hatte der Ottawa eine lange Unterredung mit Pontiac, deren Inhalt jedoch den beiden andern entging, dem Leser aber bald bekannt werden soll.

„Ich habe dem großen Häuptling der Ottawas einen Gruß von dem großen Könige von England zu bringen", redete Gist den Häuptling an, als er die Hütte desselben, die wir hier nicht näher beschreiben wollen, betreten hatte. „Gouverneur Dinwiddi von Virginien, der große Krieger und Stellvertreter des mächtigen Königs der Rothröcke", fuhr er fort, „schickt mich zu dir, dem tapferen Krieger, mit der Botschaft, daß Friede sein soll zwischen den Engländern und ihren rothen Brüdern!"

„Wie oft haben die Rothröcke mir schon diese Botschaft entgegen gebracht", entgegnete der Häuptling verächtlich. „Was meint das Bleichgesicht damit, daß es abermals einen Boten sendet? Will es die Ottawas für Narren halten? Oder meint es, wir seien Kinder und keine Krieger, die heute schon vergessen haben, was gestern geschehen ist, oder deren Geist umnachtet sei?"

„Das Alles trifft in diesem Falle nicht zu, großer Häuptling", entgegnete Gist, der sich durch den Spott des Häuptlings nicht beirren ließ. „Du bist eben im Irrthum, wenn du so böse von uns denkst, als du sprichst. Wir wissen, daß du, und dein Volk mit dir, tapfer, klug und vorsichtig bist und den Frieden liebst; wir wissen auch, daß du gerne Handelsverbindungen mit uns anknüpfen möchtest — aber eben deshalb muß auch wirklicher Friede zwischen uns herrschen."

„Es ist Friede und ich will Frieden für mein Volk; darum sind wir schon in ein Land zurückgegangen, wo die Sonne sich senkt. Es ist Friede zwischen den Ottawas und den Rothröcken, und es ist auch Friede zwischen den Ottawas und den bleichen Franzmännern; was will der bleiche Häuptling in Virginien mehr? Will er mit uns Handelsverbindungen anknüpfen — wir werden bereit sein, seine Sachen gegen unsere Felle einzutauschen."

„Ihr Ottawas könnt aber nicht Freunde der Rothröcke und zu gleicher Zeit Freunde der bleichen Franzmänner sein", erwiderte Gist.

„Hält uns das Bleichgesicht für Männer oder für Kinder? Jetzt weiß ich, was dein bleicher Häuptling in Virginien eigentlich von uns will. Die Ottawas sollen das Feuer in der Friedenspfeife auslöschen, das sie angezündet und die sie mit den Franzmännern geraucht haben; sie sollen den Tomahawk ausgraben und damit ihre bleichen Freunde tödten."

„Was du ausgesprochen, ist nur die Wahrheit, Häuptling“, lautete die kühne Antwort Gist's. „Höre aber weiter“, setzte er nach einer Pause hinzu, als der Häuptling noch immer in düsterem Schweigen da saß, „die südlich wohnenden Indianerstämme sind Freunde der Rothröcke geworden und wollen ihnen gegen die Franzmänner kämpfen helfen, weil diese das ganze Land und damit auch alle Jagdgründe des rothen Mannes einzunehmen trachten, und wir hoffen, daß auch du mit deinem Volke der Ottawas dem Beispiele deiner rothen Brüder im Süden folgen wirst. Gouverneur Dinwiddi, der mich im Auftrage seines Königs zu dir sendet, will dir Geld, Decken, Feuerwaffen und Pulver geben, so viel, daß ihr von allem genug habt.“

„Wir brauchen von alledem nichts, weil wir gegen die Franzmänner, unsere Freunde, nicht kämpfen, sondern in Frieden mit ihnen bleiben wollen.“

„Aber ihr sollt die Freunde der Rothröcke werden und mit uns die Friedenspfeife rauchen, auch euren Tauschhandel mit uns treiben.“

„Eure schönen Sachen, die der rothe Mann liebt wie die Kinder ihr Spielzeug lieben, möget ihr uns bringen, und wir werden euch unsere Felle dafür geben — wenn ihr aber meint und denkt, ihr könnt mit eurer glatten Zunge unsere Freundschaft gewinnen, dann irrt ihr euch“ — und sich stolz in seiner ganzen Höhe aufrichtend, fügte er mit kräftiger Stimme und blitzenden Augen hinzu: „Der Häuptling der Ottawas hat einen bleichen Freund unter den Franzmännern, und diesen liebt er wie sein eigen Herz. Diesem Freunde, der sich Langlade nennt, hat er versprochen, daß er nicht gegen die Franzmänner den Tomahawk erheben wird; sollte er ihn nun belügen und betrügen und zu ihm mit zwei Zungen reden? Das kann ein Häuptling der Ottawas nicht thun, wie es bei den Bleichgesichtern Gebrauch ist; er kann nie mit falscher und gespaltener Zunge reden.“

„Langlade? Ist er nicht ein französischer Pelzhändler? Ich dächte, daß ich schon von ihm gehört hätte. Meint der Mann es aber auch so aufrichtig mit dir und deinem Volke, wie wir es mit euch meinen?“

„Was sein Mund redet, das denkt und fühlt sein Herz. Mein Freund ist das einzige unter allen Bleichgesichtern, das nie mit zwei Zungen zu mir redet. Er ist A-gosh-a-way's Freund, denn er rettete mir das Leben. Höre mich an und dann urtheile über ihn, ob er es mit mir und meinem rothen Volke aufrichtig meint oder nicht:

„Als ich vor etlichen Monaten in den Wald gegangen war, um einen Baum zu fällen und zu dem Honig zu gelangen, den die Fliegen der Blaßgesichter (wilde Bienen) zusammengetragen hatten, gerieth ich in eine verzweifelte Lage. Wir hassen zwar die Fliege der Bleichgesichter, lieben aber den süßen Honig und benutzen ihn. Nun war ich beim Umstürzen des Baumes nicht rasch genug gewesen; ein Ast hatte mich erreicht, niedergeworfen und obschon nicht beschädigt, doch so fest in den sumpfigen Boden gedrückt, daß es mir unmöglich war, mich zu befreien. Da kam das Bleichgesicht, das sich Langlade nennt, zu mir, nachdem die Sonne schon dreimal hinter den Bäumen versunken und ich nahe daran war, vor Erschöpfung in die ewigen Jagdgründe meiner Väter zu gehen. Drei Tage ohne etwas zu essen und ohne Wasser und von einem Nußbaum niedergeschmettert und gequetscht daliegen zu müssen, in jedem Augenblick der Ankunft eines liebenswürdigen Bären, der den Honig über die Maßen liebt, oder eines hungrigen Rudels Wölfe entgegensehend — das Alles macht selbst dem Häuptlinge eines tapferen rothen Volkes das Herz matt, die Augen dunkel und die starke Seele weich.

„Als der bleiche Mann, der auf dem Wege war, von den Indianern die Pelze einzutauschen, die sie etwa vorräthig hatten, den ich aber zuvor nie gesehen, herzu kam, schloß ich die Augen, denn ich erwartete, daß er mich erschießen würde, wie es die Bleichgesichter immer machen, wenn sie einen rothen Mann als wehrlosen Feind vor sich haben. Aber das Bleichgesicht verfuhr anders mit mir; er setzte mir die Flasche an den Mund und ich trank, mich über die Großmuth des weißen Mannes sehr verwundernd; er gab mir auch alsbald zu essen und nahm dann das große scharfe Tomahawk (Axt), das ich einmal einem bleichgesichtigen Ansiedler abgenommen und das zu meinen Füßen lag, und hieb den Ast weg, der mich niedergehalten hatte. Ich fühlte jeden Hieb, aber er konnte mich auf keine andere Weise befreien. Um es mir aber doch ein wenig zu erleichtern, hieb er von der andern Seite ein paar gabelförmige Zweige ab und stützte sie unter denjenigen Zweig, unter dem ich lag, daß er nicht mehr mit seiner ganzen Last auf mich drücken konnte.

„Nach kurzer Zeit war ich befreit, aber die lange Quetschung in der verzweifelten Lage hatte mich so lahm gemacht, daß ich mich nicht erheben konnte, ja nicht einmal aufrichten.

„‚Bleichgesicht‘, redete ich den Fremden an, ‚du hast mir Gutes gethan, ich danke dir; ich habe auf Befreiung gehofft und gewartet, aber ich sehe, daß sie mir zu nichts hilft, ich kann mich nicht be-

wegen, meine Glieder sind gelähmt. Bleichgesicht, thue der Rothhaut noch einen Dienst: nimm den Tomahawk, womit du mich befreit, und spalte mir das Haupt, damit ich den Bären und Wölfen nicht zur Beute werde; denn siehe, ich kann mich nicht bewegen, mich ihrer nicht erwehren, und es ist besser, unter deinem Tomahawk als unter ihren Zähnen zu sterben.' Einer meiner rothen oder seiner weißen Brüder hätte mir vielleicht den Wunsch erfüllt, denn sie hätten eingesehen, daß mir nicht anders zu helfen sei, er aber dachte wohl bei sich selbst: wozu hat der große Geist mir Beine, Füße, Hände und Schultern gegeben, wenn ich nicht einmal einen rothen Mann zu seinen Stammesgenossen bringen kann? Er besah mich von allen Seiten und fand, daß ich nicht verwundet war, auch kein Glied gebrochen, richtete mich auf, packte mich auf seine Schultern und schleppte mich glücklich fort. Ich deutete ihm die Gegend an, wo meine Stammesgenossen wohnten, und er war so glücklich und so ausdauernd in seiner Großmuth, mich am folgenden Tage zu den Meinen zu bringen.

„Meine Stammesgenossen verwunderten sich sehr, denn noch nie war es vorgekommen, daß ein Blaßgesicht der Retter einer Rothhaut geworden wäre. Darum ist aber auch dies Blaßgesicht unter allen Indianern, die von dieser Geschichte Kunde erhielten, sicher und niemand von ihnen wird meinem Freunde ein Haar krümmen.

„Du siehst, Bleichgesicht, auch der rothe Mann fühlt, wenn man ihm Gutes erweiset; auch der rothe Mann weiß ein edles Benehmen zu schätzen, und überall, wo der Name *Langlade* genannt wird, wird er als *Freund* der Rothhäute, als der Retter eines tapferen Häuptlings gut aufgenommen, geliebt, geachtet und geehrt. Er ist mein Freund, und ich würde jederzeit mein Leben für ihn einsetzen, um das seinige zu retten. Soll ich nun noch mit falscher Zunge zu dir reden? Nein! Du bist der Läufer des großen Häuptlings der Rothröcke — aber du kannst jetzt gehen und diese Botschaft deinem Häuptlinge überbringen. Die Ottawas wollen nicht gegen ihre Freunde, die Franzmänner, kämpfen, sondern mit ihnen in Frieden leben."

„Du solltest dich doch noch bedenken und das Anerbieten meines Gebieters — des gewaltigen Königs von England — nicht zurückweisen, Häuptling", entgegnete Gift.

„A-gosh-a-way, der Häuptling der Ottawas, hat nur ein Gesicht", entgegnete der Häuptling kalt, „er nimmt sein Wort niemals zurück, er ist und bleibt ein Freund der Franzmänner und wird schon um seines Freundes willen nicht gegen sie kämpfen.

Der Häuptling der Ottawas hat gesprochen, er spricht nicht mehr."

„Nun, nun, wenn du ein Freund der Franzosen bist, Häuptling, dann bist du ein Feind der Engländer und kannst jeden Augenblick die Waffen gegen uns erheben", erwiderte Gist kühn und mit lauter, gereizter Stimme. „Wie aber, wenn die Engländer mit großer Kriegsmacht über dich herfallen, deine Krieger tödten und dein Dorf verwüsten, was dann?" fragte er nach einer Pause.

„Dann wird der Häuptling der Ottawas zu kämpfen und zu sterben wissen und seine Krieger mit ihm, niemals aber wird ein Häuptling der Rothhäute seinen Freund belügen und betrügen", erwiderte der Indianer mit feierlicher Stimme.

„Nun, nun, stolzer Häuptling, mögest du nie diese Worte bereuen!" erwiderte Gist mit drohender Stimme, indem er sich von seiner Matte erhob und es selbst fast bereute, diesem Häuptlinge gegenüber weiter gegangen zu sein, als seine Instruktion es erlaubte. Er sollte nur die Willigkeit, Handelsverbindungen mit den Indianern anzuknüpfen, bei ihnen erstreben. Er wollte sich aber überzeugen, ob die Ottawas mit den Franzosen wirklich ein Bündniß eingegangen, und hatte nun den Beweis in Händen. Der Häuptling aber stand in düsterm Schweigen vor ihm und deutete auf die Thüröffnung, durch die Gist mit etlichen murmelnden Worten des Zornes sich entfernte. —

Der Häuptling war schon längst wieder allein und stand noch immer tief in Gedanken versunken, als leise und plötzlich eine jugendliche Mädchengestalt in die Hütte schlüpfte, sich dem Häuptling näherte, ihm die Hand auf die Schulter legte und mit bittender Miene zu ihm emporblickte. Es war die Tochter des Häuptlings, etwa sechzehn Jahre alt; ihre Mutter war bereits gestorben und ihr Vater hatte kein Weib wieder genommen. Eine Verwandte hatte das liebliche Kind versorgt, das der Mutter Ebenbild wurde. Sie war unter den Töchtern des Stammes die schönste zu nennen und manches Auge der jungen Krieger richtete sich begehrlich auf das schöne Mädchen. Ihre Hautfarbe war nicht ganz so dunkel, wie die der übrigen Glieder des Stammes, ihre Züge lieblich und herzig, und als sie jetzt ihre schönen großen Augen auf den Vater richtete, blickte auch er auf seine Tochter mit einem wohlgefälligen Ausdrucke herab.

„Will Odahmin (Erdbeere), meine einsame Tochter, zu mir reden?" fragte der Häuptling freundlich.

„Ich bitte dich, mein Vater, laß uns fortgehen von hier!" bat das Mägdlein mit leiser Stimme. „Die Rothröcke mit ihren

Verbündeten, den uns feindlich gesinnten Indianerstämmen, werden auch uns überfallen, wie sie den Catawbas gethan, werden unsern Stamm vernichten, wie sie jenen vernichteten, und dann müssen auch wir uns flüchten, wie die Großmuhme Nokomis, die Mutter Pontiacs, es mußte, als sie vor etlichen Wochen zu uns kam."

„Die Engländer und ihre Verbündeten sind Hunde und Feiglinge — die Ottawas aber tapfere Männer und Krieger. Doch sage, hat die Großmuhme mit dir über Dinge geredet, über die nur Männer reden dürfen? Hat sie das Herz der Tochter eines Häuptlings mit Verzagtheit und Muthlosigkeit erfüllt?"

„Nein, mein Vater, Shada, der Krieger unseres Stammes, den du absandtest, die Fremdlinge zu empfangen und den Führer derselben in deine Hütte zu geleiten, hat Pontiac, den Sohn unserer Großmuhme Nokomis, bei ihnen getroffen und zu ihm gesprochen, ihm heimlich mitgetheilt, daß seine Mutter in unserem Dorfe sei. Er hat gesagt, daß die Rothröcke Böses gegen uns im Sinne hätten."

„Wie, Pontiac, der Sohn Nokomis, befindet sich unter unsern Feinden und hat ihnen die Fährte zu unsern Wigwams gewiesen? Warum läßt er sich nicht sehen in meiner Hütte? Ist er der Freund der Rothröcke?"

„Nein, mein Vater, das ist er nicht, er ist im Gegentheil ihr Feind, aber er liebt einen Freund unter den Engländern, welcher ihm einst das Leben gerettet, und um seines Freundes willen hat er sich dem Läufer angeschlossen, den der große weiße Häuptling zu dir gesandt. Diesem Freunde das Weib suchen zu helfen, das ihm die rothen Männer, während er ein Gefangener der Catawbas war, entführten, befindet Pontiac sich in Begleitung des englischen Läufers. Du erinnerst dich, daß Nokomis uns schon von dem Freunde ihres Sohnes erzählte und daß sie die Hoffnung aussprach, Pontiac werde eines Tages unerwartet in unserem Dorfe bei ihr eintreffen. Und nun ist er hier."

„Und wo befindet er sich jetzt?" fragte der Häuptling.

„In der Berathungshütte bei seiner Mutter."

„Hat er dir den Rath gegeben, deinen Vater zu bitten, mit seinen Kriegern vor den Rothröcken und ihren Bundesgenossen zu entfliehen?"

„Nein, mein Vater, er will, wenn es zum Kriege kommen sollte, auf unserer Seite stehen und uns gegen unsere Feinde kämpfen helfen; zuvor möchte er aber die Pflicht der Freundschaft gegen seinen bleichen Freund erfüllen, und jetzt, nachdem er seine

Mutter wiedergefunden, ihm das Weib suchen helfen, das seinem Freunde entrissen wurde."

„Das ehrt den jungen Pontiac, daß er seinem Freunde die Treue hält — möge er denn zunächst seinen Freund noch weiter begleiten, und wenn er dieser Pflicht genügt und die junge Squaw gefunden ist, zu uns zurückkehren — er wird als Sohn deiner Großmuhme mir willkommen sein."

„Willst du ihn nicht selbst erst sehen und sprechen, Vater?"

„Nein, so lange er sich in Begleitung des Rothrockes befindet, will ich ihn — um seinetwillen — nicht sehen, aber später! Er soll sich, wenn er seine Mutter gesehen und gesprochen, schnell wieder aus dem Dorfe entfernen; geh', Kind, und sage ihm, was dir dein Vater für ihn aufgetragen. Und noch eins, Odahmin — Tochter eines Häuptlings — hüte dein Herz vor Muthlosigkeit und wappne deinen Geist gegen Verzagtheit — beides steht der Tochter des Häuptlings A-gosh-a-way nicht wohl an."

Odahmin entfernte sich nun schnell und verließ geräuschlos die Hütte. — Inzwischen war das Wiedersehen in der Berathungshütte zwischen Pontiac und seiner Mutter still und ohne gegenseitige Erregung gefeiert worden. Durch Shada, den indianischen Krieger, hatte Pontiac die Anwesenheit seiner Mutter im Dorfe der Ottawas erfahren, und dieser hatte auch Nokomis über die Ankunft des Sohnes unterrichtet.

Es gehört ja zur Natur des rothen Volkes, daß unzerstörbarer Gleichmuth sein charakteristisches Element ist. Wenn tagelang das Jagen des rothen Mannes vergeblich war, wenn er vor Hunger verschmachten will — kein Zeichen von Ungeduld! Er raucht seine Pfeife, als stände Alles auf's Beste! Weiß er von einer Schlinge, die einem Freunde gelegt, so sagt er: „Mein Bruder, wo gehst du heute hin?" und fügt mit gleichgültiger Miene hinzu: „Ein wildes Thier ist auf dem Wege versteckt!" — Ob der Sohn eine Heldenthat gethan hat oder erschlagen ist — der Vater hört die Botschaft mit derselben unveränderten Miene. Er sieht ihn zum Tode ziehen und den Todtgeglaubten zurückkommen und spricht nichts, als die gebräuchlichen Begrüßungen. Solcher Art war auch die Feier des Wiedersehens zwischen Pontiac und seiner Mutter. Und dieselbe Mutter, die kaum einen Blick oder ein Wort zu haben schien für den Heimgekehrten und Todtgeglaubten, würde keinen Augenblick anstehen, das Leben für ihn zu opfern.

Als Pontiac seiner Mutter mittheilte, daß er sie alsbald wieder verlassen würde, um seinem Freunde das gegebene Wort zu halten, fand sie das Verhalten des Sohnes ganz selbstverständ-

lich, und als dann Odahmin ihm die Botschaft des Häuptlings überbrachte, verließ er ungesäumt die Berathungshütte und kehrte zu seinen Reisegefährten zurück.

Mit seinem Freunde Alexander hatte er sich schnell verständigt, diesem sofort berichtet, daß seine Aufgabe, seine Mutter aufzusuchen, jetzt gelöst sei, und daß sie von nun an nur noch den Aufenthaltsort seines Weibes zu erforschen hätten — allerdings eine, wie es schien, schwierige Aufgabe, da sie ja bis zu dieser Stunde noch nicht die leiseste Spur über den Verbleib Betty's hatten entdecken können. —

Gist setzte nun seine Forschungsreise unverzüglich fort, begleitet von Alexander, Pontiac und John Davidson, der ihm als Landmesser und Dolmetscher bei den Indianern dienen mußte. Er wandte sich jetzt wieder dem Muskingum zu. —

Die Wyandotts am Muskingum nahmen ihn freundlich auf, und hier traf er George Croghan, einen Sendling der auf die Ohio Landcompagnie eifersüchtigen Pennsylvanier, welche diese Gesellschaft als ihre Nebenbuhlerin in der Bewerbung um ein Monopol zum Handel mit den nordwestlichen Indianern betrachtete, der aber später auch in den Dienst der Ohio Landcompagnie trat. Gist setzte in gleicher Weise über den Muskingum wie über den Ohio — den „schönen Fluß" in der Cherokesen-Sprache, und drang mit Croghan und den andern Begleitern durch die nun schneebedeckten herrlichen Wälder und Savannen vor, bis er den Sciotofluß, wenige Meilen von seiner Mündung, erreichte. Dort wohnten einige Delawaren, und in geringer Entfernung unterhalb des Scioto hauseten auf beiden Ufern des Ohio die Shawneesen, welche beide Stämme sich dem Gesandten der Engländer freundlich und bereit zeigten, eine allgemeine Versammlung zu Logstown zu besuchen.

Auch auf dieser Reise fanden unsere beiden jungen Freunde keine Spur von Betty, so daß Alexander oft recht schwermüthig und verzagt wurde, aber doch seinem Vorsatze treu blieb, sein Weib zu suchen und müßte er auch bis an das Ende der Erde wandern.

Nordwärts lag das schöne Land der Miamis, eines in der That noch mächtigeren Bundes, als derjenige, der den Engländern befreundeten Cherokeesen war. Dorthin gingen nun die Vertreter von Virginien und Pennsylvanien und wurden auch hier freundlich aufgenommen. Dem Austausch von Wampumgürteln als Freundschaftszeichen folgte der Abschluß eines Friedens-Vertrages

mit den Indianern und die Uebereinkunft, daß alle befreundeten Stämme sich zu einer großen Berathung in Logstown zusammenfinden sollten.

Als eben der Vertrag unterzeichnet worden war, kamen vier Ottawas mit Geschenken von den Franzosen. Der indianische Häuptling, welcher den Vorsitz in der Rathsversammlung führte, ließ alsbald die Flaggen Englands und Frankreichs nebeneinander aufziehen, wandte sich dann zu den Ottawas und sagte: „Der Pfad der bleichen Franzmänner ist blutig, und zwar durch ihr eigenes Verschulden; wir haben einen geraden Weg gebahnt für unsere Brüder, die Rothröcke; eure Väter haben ihn schlecht und krumm gemacht, und einige von unsern Brüdern gefangen genommen, und dies betrachten wir als eine uns widerfahrene Kränkung.“ Damit wandte er den Ottawas den Rücken und verließ die Rathsversammlung. Die französische Flagge ward entfernt und die Sendlinge, welche sie trugen, erhielten den Auftrag, zu ihren französischen Freunden zurückzukehren.

Gist beschaute sich die prächtige Gegend, in welcher er sich befand, mit der innigsten Bewunderung, nahm dann von seinen beiden Gefährten Alexander und Pontiac, von Croghan und den Indianern Abschied, und zog mit J. Davidson das Thal des kleinen Miami nach dem Ohio und diesem Strom entlang, beinahe bis zu den Fällen hinab, drang dann in die sogenannte „Blaugras-Region“ von Kentucky mit ihren wunderschönen Wäldern, kletterte über die Berge nach dem Quellgebiet des Yadkin und Roanoke, und stand am Ende einer siebenmonatlichen Reise mit einer ungemeinen Fülle von nützlicher Information wieder zu Mount-Vernon vor Lawrence Washington, dem damaligen Direktor der Ohio-Compagnie. —

Christopher Gist hatte seinen Zweck, den er bei der unternommenen Forschungsreise verfolgt, vollkommen erreicht, aber unsere beiden Freunde waren über den Verbleib Bettys noch immer im Dunkeln geblieben. Sie hatten auch nicht die geringste Spur von ihr oder ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte aufgefunden.

Nachdem Gist sich von ihnen getrennt und wieder nach seiner Heimath zurückgekehrt war, setzten sie ihre Nachforschungsreise weiter nach Norden hin fort, nach dem heutigen Staate Michigan, um auch diese Wildnis zu durchforschen und der Entführten unter den Chippewas, Winnebagos, Menomenies, Pottawattamees, Mingos und Ottowas nachzuspüren. Alexander war entschlossen,

nicht eher umzukehren, als bis er über den Verbleib seines Weibes sichere Nachrichten erlangt hätte. Ihr nächstes Reiseziel war nun die Wildniß des heutigen Staates Michigan.

* * *

Wie eine Halbinsel mitten unter den fünf großen Seen, fast wie hineingerückt, liegt der Staat Michigan (Wolverine Staat). Zur Zeit unserer Erzählung war das ganze Gebiet noch ein großer Urwald, von nur wenigen Prärien durchbrochen. Diese Prärien glichen, wenn der Wind drein blies, einem schönen, wogenden Meere. Und gleich einem Meere erschien auch ihre Ausdehnung, bis sich im fernen Horizonte das wogende Grün mit dem Blau des Himmels vereinte. Nicht nur der Mann, auch der Reiter auf seinem Pferde verschwand in diesen grünen Graswogen, wenn er dem rothen Manne folgend, ihn in seinem Wigwam aufsuchen wollte. Und dankbar froh konnte der weiße Fremdling sein, wenn er wieder glücklich aus diesen weichen aber scharfen Grasfluthen heraus in den traulicheren Urwald gelangt war.

Michigan glich einem großen Urwalde; denn nur etliche Forts waren von den Franzosen an seinen Ufern errichtet worden: so Ponchartrain in der Nähe des heutigen Detroit; St. Joseph am St. Josephriver; Michilli-Mackinac an der Straße von Mackinac, welche den Huronsee mit dem Michigansee verbindet. Sonst befanden sich hier nur einige Niederlassungen, welche von Weißen bewohnt wurden, hie und da eine kleine Klärung, welche Menschenkinder sich zur Wohnung erkoren. —

Es war im Jahre 1751 und der schöne Julimonat neigte sich seinem Ende zu. Schon deuteten die länger werdenden Schatten auf den Anbruch der stillen Abendstunden, in denen die lauten Stimmen des Tages verstummen und eine Art festlicher Ruhe über der Urwaldlandschaft liegt. Die Gegend, in die wir den Leser nun führen, ist eine recht einsame, fast eine weite Einöde, die nur der Indianer flüchtigen Fußes durchstreifte, oder in die zuweilen ein weißer Jäger oder Fallensteller eindrang. — Der Boden war eine große Ebene, allerdings bewaldet, aber nicht der dichte Urwald, wie er dem Osten eigenthümlich ist, sondern der Wald bot den Anblick vereinzelter lichter Baumgruppen, zwischen die hinein sich ansehnliche Zwischenräume weit und breit hineinzogen, so daß die nächste Landschaft einem malerischen Parke nicht unähnlich sah, indem Wiesenflächen und Sumpfland mit Hochwald wechseln. Die Bäume, welche diese Gründe bedeckten, waren vorwiegend Eichen, dazwischen Ahorn, Kiefern, Tannen, Birken,

Eschen u. a. Die große Ebene, von welcher wir jetzt reden, gehörte dem damals noch unbevölkerten Waldgebiete von Michigan an. Ein Wasserstreifen, dessen Spiegel in der Ferne aufblitzte, war eine Krümmung des Saginawflusses, da, wo heute Bay City steht — welcher seine Fluthen in den Huronsee führt. Damals floß der Saginaw und der Titipinassiriver (sein Nebenfluß) durch eine fast völlige Einöde. Das versteckte Wigwam des Indianers (hier der Chippewas und Ottowas) oder die in der Eile errichtete Blockhütte eines weißen Abenteurers waren selten. Wenn man einen weißen Mann dort sah, war er ein Abenteurer, welcher am Hinterwäldlerleben Geschmack fand, oder ein Händler, der den Indianerstämmen im Innern die wenigen Schmuckgegenstände zuführte, welche sie zur Herstellung ihres rothen Putzes verwendeten.

Auf einer grasigen Lichtung hatte eine kleine Gesellschaft aus drei Männern und zwei Frauen ein kleines Lager aufgeschlagen. Zwei der Reisenden, Mann und Frau, waren Indianer aus dem bekannten Stamme der Pottawattamees. In dem dritten erkannte man unschwer einen Mann, der das Wasser befuhr und kannte, aber wohl kein eigentlicher Schiffskapitän war. Der vierte war ein Pelzhändler — das erkannte derjenige, der mit dieser Art von Leuten einigermaßen bekannt war, auf den ersten Blick. Er war ein rüstiger, aber nicht mehr ganz junger Mann von untersetztem Körperbau und einem zutraulichen offenen Ausdrucke des Gesichts, welcher es anziehend machte; dabei munter, fröhlich und sehr redselig, während der Schiffer jünger war, schlank, muskelkräftig, mager, aber auch elastisch und kräftig gebaut. Der Ausdruck seines Gesichtes zeugte von roher Gutmüthigkeit, aber seine etwas geröthete Nase, sowie seine zuweilen mit Wasser gefüllten Augen erzählten nur zu deutlich, daß Louis Langlade — so hieß der Mann, der Bruder des Pelzhändlers, Pierre Langlades, den der Leser bereits kennt, und den er hier nun in Gesellschaft seines Bruders wiederfindet — eine starke Zuneigung zur Whiskyflasche hatte. In der fünften Person erkennen wir Mary Umbach wieder, das junge, anmuthige Mädchen von Nord-Carolina, die Tochter Just Umbachs, welche inzwischen die glückliche Gattin des Pelzhändlers geworden, und ihm nun nach Michilli-Mackinac folgt, wo ihr Gatte des Pelzhandels wegen, den er mit den Indianern trieb, vorläufig seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte. —

Die junge Frau hatte sich auf einen umgestürzten Baumstamm gesetzt und ließ ihr Auge über den endlosen, breiten Blätter-

und Wiesenteppich schweifen, der sich gegen Westen hinzog, bis er den Horizont begrenzte und sich mit den Wolken mischte.

„Schwager", sagte sie zu dem Seemann, „es war doch gut, daß wir den stürmischen See verließen und uns in diese Bucht flüchteten, hier ist es doch viel angenehmer. Nur verlieren wir einen ganzen Tag und eine Nacht. Wie lange haben wir noch mit unserm Schifflein zu segeln, bis wir nach Mackinac kommen?"

„Das kommt ganz auf die Umstände an, liebe Schwägerin. Ein solcher Sturm, wie der heutige auf See — der sich jetzt freilich ganz beruhigt hat — darf uns nicht oft ertappen, sonst müssen wir immer wieder ans Land retiriren und verlieren dann viel Zeit."

„Geht's dir auf deinen Fahrten vom Fort Joseph, Green Bay und Mackinac nach Ponchartrain (Detroit), wenn du deine Pelze dorthin bringst, oft so, daß du ans Land retiriren mußt, wenn der Sturm allzuheftig wird? Du weißt, es ist dies meine erste Fahrt auf diesen Lakes, aber sie gefällt mir nicht sonderlich gut."

„Wir haben schon öfter ganz andere Stürme, als der heutige war, gehabt, und einen Wellenschlag! nun, ich sage dir, Schwägerin, wenn du den erlebt hättest! Aber ans Land sind wir nicht gegangen; nur die Rücksicht gegen dich nöthigte mich, diesen Ort anzulaufen — sonst wäre es wohl schwerlich geschehen!

„Wie gut du bist, Schwager Louis, ich danke dir!" sagte Marie lächelnd.

Man erzählte uns aber in Albany und Buffalo so vielerlei Geschichten von wilden Thieren, mit denen wir auf unserer Reise zusammentreffen würden. Droht uns hier auch wirklich keine Gefahr?"

„Daß man in einer Wildniß, wie diese, immer auf der Hut sein muß, Kind", nahm nun ihr Gatte das Wort, „das siehst du wohl schon daran, daß wir alle gut bewaffnet sind. Und nicht nur gut bewaffnet, sondern wir haben unsere Flinten so umgehängt, daß sie jeden Augenblick dienstbereit gemacht werden können." Dabei untersuchte er schnell und aufs sorgfältigste die Zündpfanne seiner Waffe.

„Und wann besteigen wir unser Schifflein wieder?" fragte Marie.

„Sobald du dich von der Seekrankheit soweit erholt hast, daß du dich wieder ganz wohl befindest", erwiderte ihr Gatte.

„Dann könnten wir sofort aufbrechen — denn ich fühle wieder so wohl und frisch, als ob ich gar nicht zum Sterben krank gewesen

wäre — — aber seht doch!" rief sie, „dort ringelt sich Rauch über den Gipfeln der Bäume, ich kann es ganz deutlich sehen." Sie hatte sich nämlich auf die etwas erhöhete Spitze des umgestürzten Baumstammes gesetzt und blickte scharf nach der von ihr angedeuteten Gegend, wo sie den Rauch wahrgenommen haben wollte. „Mag der Rauch wohl aus einer Blockhütte oder einem Shanty aufsteigen? Er erhebt sich fast kerzengerade in die blaue Luft", setzte sie hinzu.

„Ich muß ihn dem Turkey-leg (Truthahnbein, indianisch: Wagalikehu) zeigen", erwiderte ihr Gatte, „denn wo Rauch ist, da muß auch wohl Feuer sein."

„Schaue mein rother Bruder dorthin", sagte er, sich an den Indianer wendend, und deutete mit der Hand auf die dünne Rauchsäule, welche in nicht allzugroßer Entfernung von ihnen langsam aus dem Blätterdach sich kerzengerade empor in die Luft stahl und sich hier allmählig verlor.

Der Pottawattamee war eine kräftige, nicht mehr ganz junge Kriegergestalt, und überall in den westlichen Gebieten, wo Waarenniederlagen oder militärische Besatzungen waren, den Bleichgesichtern dem Namen, und wohl auch der Person nach, bekannt. Er blickte schnell nach der angedeuteten Richtung, warf einen prüfenden Blick auf den Rauch und stand einen Moment mit weitgeöffneten Nüstern da, als ob er irgend eine Gefahr in der Luft wittern, oder den Rauch aus weiter Ferne riechen möchte.

„Es müssen Rothhäute in unserer Nähe sein", sagte Louis Langlade, der Seefahrer, „dort stehen jedenfalls die von ihnen aufgeschlagenen Wigwams. Denkst du, daß es Feinde sind, Turkey-leg?"

„Keine Wigwams der Rothhäute dort, — nicht Chippewas — nicht Pottawattamees — nicht Mingos — kein Feuer des rothen Mannes — dort lagern Bleichgesichter", sagte der Indianer.

„Und das sollte der unschuldige Rauch dir verrathen haben! — na, das wäre mir denn doch zu kurios", meinte der Seefahrer.

„Nicht kurio-o-o-s — nicht unschuldiger Rauch! Schwarzer Rauch: weißer Mann; weißer Rauch: rother Mann", erwiderte der Indianer mit Ruhe. „Bleicher Mann nicht vorsichtig beim Feuermachen: nehmen nasses Holz, schwarzer Rauch; rother Mann sehr vorsichtig: nehmen trocken Holz, weißer Rauch."

„Ah, so! sieh, wie schlau du das berechnen kannst", sagte der Pelzhändler, der den Indianer nun völlig verstand. „Aber wie sollten denn weiße Männer in diese abgelegene Wildniß kommen?"

„Wie kommen mein bleicher Bruder in diese Wildniß? Bleichgesichter folgen überall der Fährte des rothen Mannes.“

„Wohlan! wenn du recht hast, hätte ich große Lust, die weißen Männer gleich aufzusuchen und ihre Bekanntschaft zu machen, bevor wir noch unser Fahrzeug wieder besteigen. Willst du mich begleiten, Turkey-leg? fragte der Pelzhändler.

„Wagalikehu (Turkey-leg) wird mitgehen“, sagte der Indianer. Dann hieß er sein Weib und Marie, ebenso auch den Seefahrer nach dem Fahrzeuge hinuntergehen, wo ein Matrose oder Schiffsknecht die Wache bei der Barke hielt, die sie am Ufer des Saginawflusses zurückgelassen. Sie sollten hier die Rückkehr des Indianers und des Pelzhändlers erwarten.

„Warum willst du mich nicht mitnehmen, Rothhaut?“ fragte Louis Langlade ärgerlich, „denkst du, daß ich mich fürchte?“

„Das Bleichgesicht mag uns begleiten“, erwiderte der Indianer, und bedeutete dann seiner Frau, daß sie und Marie allein nach der Barke zurückkehren sollten. Das wollte sich aber die junge Frau wieder nicht gefallen lassen; denn obwohl an das Hinterwäldlerleben von Jugend auf gewöhnt, und darum auch ohne Furcht, wollte sie doch bei ihrem Manne bleiben und jede etwaige Gefahr mit ihm theilen. Sie bat also, daß sie die Männer begleiten dürfe.

„So komm denn, mein Schatz“, sagte der Pelzhändler. „Es ist ja nicht so weit; wir werden noch vor Sonnenuntergang wieder bei unserm Schifflein sein.“

Während Marie die Männer begleitete, schickte „Equa“, das Weib des Indianers sich an, den Weg nach dem Flußufer anzutreten.

Die vier folgten dem nach verschiedenen Richtungen hin sich windenden Wildpfad und gelangten an den Saum einer Lichtung. Hier untersuchten sie zunächst ihre Waffen, Gewehr und Pistolen, und beobachteten, während sie so geräuschlos als möglich weiterschritten, tiefes Stillschweigen. Je näher sie jedoch der Stelle kamen, wo sie die Fremden vermutheten, desto leichter schritten sie vorwärts, desto wachsamer wurde das Auge des Indianers und desto größer die Sorgfalt, sich zu verbergen.

Plötzlich machte er Halt, deutete mit der Hand nach einer Richtung und sagte, sich an den Pelzhändler wendend:

„Sieht mein bleicher Bruder dort unter den Bäumen der ‚Frauenzungen‘ (Zitteraspen, Silberpappeln) das Feuer der Bleichgesichter?“

„Ich sehe, du hast dich nicht geirrt, Turkey-leg; ja, ich sehe, wie es die weißen Männer sich dort wohl schmecken lassen — aber sie sind nicht alle weiß; wie mir scheint, sitzt auch eine Rothhaut dazwischen.“

„Weiß, zwei, — roth, eins“. sagte der Indianer.

„Wir sollten aber auch zuvor wissen, ob wir es mit Freunden oder Feinden zu thun haben“, meinte der Seefahrer.

„Bleichgesichter: Rothrockmänner; Rothhaut: Ottowa“, entgegnete der Indianer.

„In Bezug auf den Indianer magst du recht haben, Turkey-leg, denn auf die Rothhäute verstehst du dich nun einmal besser als ich, aber die Weißen können unmöglich Engländer sein; diese würden es nicht wagen, bis in die Jagdgründe der Chippewas und bis an die äußersten Forts der Franzosen vorzudringen“, entgegnete der Pelzhändler, indem er ungläubig den Kopf schüttelte.

„Rothröcke sind wie die Geier der Prärie, wenn sie das Aas wittern — sie finden sich überall da ein, wo sie einen Raub riechen, den sie fressen können“, sagte der Indianer verächtlich.

„Was wollen wir thun? Wollen wir uns ihnen als Freunde vorstellen?“ fragte Marie, „oder wollen wir uns von ihnen unbemerkt wieder zurückziehen?“

„Mein bleicher Bruder wollten sehen und sprechen Blaßgesichter — dort sind drei — hier sind vier — sie werden nicht mit uns kämpfen“, sagte Turkey-leg, und setzte dann hinzu: „Möge die Squaw die fremden Männer zuerst überraschen.“

„Wie? meine Frau sollte zuerst — — bist du von Sinnen, Rothhaut?“ rief der kleine Franzose erstaunt und erschrocken — „ehe ich das erlaube und zugebe, will ich lieber — —“

„Nein, nein, Pierre, der Indianer hat recht“, sagte Marie, „einer Frau thun die Männer gewiß zunächst nichts zu Leide, wenn sie wirklich Lust haben sollten, sich in einen Kampf mit uns einzulassen. Trete ich ihnen zuerst allein unter die Augen, so müssen sie sich schon durch meine Erscheinung überzeugt halten, daß wir in friedlicher Absicht zu ihnen kommen. Laß mich nur gehen, Liebster, bitte!“

Nach längerem Zureden gab Langlade endlich nach, und Marie schritt nun allein und muthig auf die ruhig um das Feuer sitzenden Männer zu, während die zurückbleibenden, jede Bewegung der Fremden scharf beobachtend, mit erhobener Waffe ihren Weg deckten.

Tiefe Stille herrschte ringsum, denn die Männer, die um das Feuer saßen, waren mit dem Einnehmen ihres Mahles so

angelegentlich beschäftigt, daß sie keinen Augenblick an irgend eine Gefahr zu denken schienen. Marie war bis auf eine kurze Strecke dem Lager schon nahe gekommen, als ihr rechter Fuß ein wenig zur Seite glitt, und ihr Straucheln in dem trockenen Grase ein Geräusch verursachte, welches bis an das scharfe Ohr des Indianers drang, der am Feuer saß. Mit Gedankenschnelle sprang er auf. Die Gewehre der Männer standen an einen zur Seite stehenden Baum gelehnt — aber der Indianer stand still, ohne die Hand nach der Waffe auszustrecken, als sein Blick die junge Frau traf, und diese nun in ihrer vollen Gestalt vor sein Auge trat.

Der Indianer flüsterte einem der am Feuer sitzenden weißen Männer einige Worte zu und nahm dann so ruhig, als ob nichts vorgefallen, den Sitz beim Mahle wieder ein. Der Weiße aber erhob sich, verließ das Feuer und ging der jungen Frau entgegen.

Er war von hoher Gestalt, kräftigem Körperbau, stark gebräunter Gesichtsfarbe, trug die gewöhnliche Kleidung der Hinterwäldler: Jagdhemd und Beinkleider waren von grauem Wollenstoff und mit Franzen besetzt; auf dem Kopfe trug er die übliche Kappe, aus demselben Stoff gefertigt. Seine Moccasins waren nach indianischer Weise hergerichtet und gut gearbeitet, schienen aber in Folge langer und beschwerlicher Märsche etwas gelitten zu haben. Seine Flinte, eine Waffe von der in den Grenzstrichen üblichen Länge, stand an dem Stamm der nächsten Pappel gelehnt. An ihrem Ladestocke hing das lange, scharfe Messer — ein Beweis, daß der Eigenthümer der Waffen dieselben nur mit sich führte, im übrigen aber von der friedlichsten Gesinnung war.

„Tretet nur näher, Lady, und fürchtet nichts“, sagte der Hinterwäldler, als welchen ihn sein Anzug kennzeichnete. „Wir sind hier zwar in der Wildniß, aber Ihr seid eben so sicher wie in der volkreichsten Stadt. Niemand soll Euch ein Leid zufügen, wenn Ihr Euch uns in friedlicher Absicht genaht.“

Marie waren schon die ersten Worte beim Beginn seiner Rede aufgefallen — der Ton seiner Stimme machte sie noch aufmerksamer — seine Sprache kam ihr bekannt vor, es war ihr, als ob sie eine Stimme aus der Heimath höre. Sie trat näher in den Kreis des Feuerscheins und ihre Blicke schienen sich nun an der G e s t a l t des zu ihr Sprechenden festhängen zu wollen. Nur ein paar Worte noch möchte er sie doch hören lassen — aber er schwieg und schien auf ihre Antwort zu warten. Ihre Augen erweiterten sich und blickten fast starr in das vor ihr stehende, ihr nicht unbekannte Antlitz des Fremden.

Aber sie mußte ihm eine Antwort geben, das fühlte sie.

„Ja, Herr, wir nahen uns Euch in der friedlichsten Absicht und wollten nur Eure Bekanntschaft machen“, hob sie an. „Es mag Euch wundersam vorkommen, mitten in einer Wildniß Bekanntschaften suchen und anknüpfen zu wollen, wo man fast in jedem lebendigen Wesen einen Feind wittern muß, aber wir erkannten an dem Rauch, der von Eurem Lagerfeuer aufsteigt, daß weiße Leute in der Nähe waren und suchten deshalb Euer Lager auf.“

Der Hinterwäldler schien sich nun in ähnlicher Lage zu befinden, wie sein Gast; denn auch er heftete seine Augen scharf und immer schärfer auf die vor ihm stehende Frauengestalt, auch ihm schien diese Stimme bekannt zu sein, sollte sie? und doch! — nein, sie konnte es nicht sein — das wäre unmöglich — wie sollte sie, — wie, sollte Marie Umbach — und hier? — — nein — unmöglich! dachte er.

„Erkennen sich die Freunde vom Mont Pisgah nicht wieder?“ fragte da plötzlich die Stimme des Indianers, der sich nun von seinem Sitze erhob, und den beiden, die sich gegenseitig erstaunt, überrascht und fast erschrocken anstarrten und noch immer nicht zu glauben vermochten, was ihre Augen sahen und ihre Ohren hörten, näher trat.

Da: „Marie!“ — „Alex'!“ ertönte es aus beider Munde fast zugleich, aber die Ueberraschung war auch so vollständig, daß sie fast keines Wortes weiter mächtig waren, denn es folgte nun ein Moment erwartungsvoller Stille, während dessen sie sich noch immer gegenseitig betrachteten, als könnten sie nicht glauben, sich hier in dieser abgelegenen Wildniß gefunden zu haben.

Endlich fand Alexander Henry — denn dieser war es wirklich — zuerst die Sprache wieder.

„Um Gotteswillen, Marie, wie kommst du hierher in diese Wildniß? Bist du es wirklich, oder ist's nur dein Geist?“

„Ich bin es wirklich, Alex, — wie gut, daß ich dich treffe — und dort die treue Rothhaut, dein guter Pontiac — mein Auge hat mich also doch nicht ganz getäuscht, ich meinte ihn erkannt zu haben, als er vorhin aufgesprungen war, und doch meinte ich es auch wieder nicht, da er sich jetzt wie ein Ottawa-Indianer trägt, und ich meinen Augen nicht trauen wollte. Zudem dachte ich auch: nein, Pontiac kann es nicht sein, denn soweit nach dem Norden ging Alexander mit seinem rothen Freunde nicht.“

„Und doch sind wir hier — aber wie kommst du — — ?“

„Wie ich hierher komme? Siehe, dort hinter den Bäumen verborgen ist mein Gatte, Pierre Langlade, der Pelzhändler, und dessen Bruder Louis. Du erinnerst dich, wie ich dir am Mont

Pisgah erzählte, daß er zu seinem Bruder nach Canada gegangen sei. Vor etwa sechs Monaten kam er nach Nord-Carolina zurück, hielt um meine Hand an — ich sagte ‚ja‘, wir hielten Hochzeit, aber keine so große, wie deine war, reisten ab und nun befinde ich mich mit ihm auf dem Wege nach Fort Mackinac, das er einstweilen — des Pelzhandels mit den Indianern wegen — zu unserer Heimath erwählt hat. Ein Sturm auf dem Lake Huron nöthigte uns gestern, an's Land zu gehen und dort unten in der Bucht am Ausflusse des Saginawflusses eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen, da ich an der Seekrankheit heftig erkrankt war. Nicht wahr, eine schöne Hochzeitsreise, wie? Und nun, Alexander, kennst du meine ganze Lebensgeschichte, seit wir uns nicht gesehen", sagte Marie munter und schüttelte dem Verwandten treuherzig die Hand.

„Wunderliche Dinge!" sagte Alexander, den Kopf schüttelnd.

„Aber nun erzähle auch von dir, Alex—, wie es dir ergangen ist. Hast du deine gute Betty noch nicht wiedergefunden?" fragte sie mit dem Ausdruck herzlichster und innigster Theilnahme.

Alexander schüttelte traurig den Kopf.

„Auch noch keine Spur, wohin sie gekommen sein kann?"

„Bis zu dieser Stunde nicht die geringste."

„Das ist traurig, sehr traurig!" sagte Marie, während sie bekümmert zu Boden blickte. „Nun", sagte sie dann, indem sie schnell den Kopf wieder erhob, „wir haben auch einen Indianer bei uns, einen Pottawattamee Namens Turkey-leg mit seinem Weibe Equa, der kommt viel in der Wildniß umher, denn er ist der Läufer seines Stammes und besucht die verschiedensten Stämme; vielleicht, daß er etwas über Betty wüßte — freilich, die Rothhäute sind sehr verschwiegen, aber für Geld möchte er doch zugänglich sein."

„Daran aber fehlt es mir leider, und so werde ich auch wohl durch ihn nichts erfahren."

„Das ist sehr, sehr traurig; viele Monate lang hast du dich nun schon in den Urwäldern und Wildnissen selbst herumgehetzt, Tage und Nächte bist du deines Lebens nicht sicher gewesen, hast alle Mühseligkeiten und Strapazen erduldet und doch Alles, Alles umsonst. Das ist sehr, sehr traurig", sagte Marie bekümmert und niedergeschlagen.

„Wie geht es meinen Schwiegereltern?" fragte Alexander.

„Sie sind Beide wohl, aber sehr bekümmert, wie du dir wohl denken kannst, bewohnen wieder ihre Shanty und bebauen dein Land; freilich müssen sie einen Helfer haben, und den zu bezahlen

nimmt fast den ganzen Ueberschuß wieder mit weg. Doch machen sie, wie man so sagt, ihr Leben."

„Und dein Vater und deine Brüder mit ihren Frauen, wie geht es ihnen?"

„Sie sind Alle wohl auf; nur wurde mir der Abschied von ihnen recht schwer, und doch — ich folge dem Manne meiner Liebe, wie du der Fährte des Weibes deines Herzens folgst, das man dir entführte, und ginge es auch bis an's Ende der Welt. Doch da kommt mein Gatte, mein Schwager und Turkey=leg."

Der Pelzhändler trat soeben heran.

„Grüß Gott, Freund Alexander. Welch ein glücklicher Zufall, daß wir uns hier zusammenfinden", sagte er mit fröhlichem Lachen. „Mein guter, alter Junge, sieh, wie ich mich freue, dich, den längst Todtgeglaubten, einmal wiederzusehen!" setzte er treuherzig hinzu..

„Grüß Gott, Langlade. Ein glücklicher Zufall muß es wohl sein, wenn nicht eine besondere Fügung Gottes, daß wir uns gerade hier wiederfinden. Und wie finde ich dich? Nun, ich gratulire herzlich; denn jetzt bist du ja auch glücklicher Ehegatte — hoffentlich mit mehr Glück, als ich es bis jetzt gewesen bin."

„Danke, danke, alter Freund! Ja — leider — habe gehört — thut mir herzlich leid -- aber hoffen wir das Beste — noch ist Frankreich nicht verloren."

„Frankreich freilich nicht, wohl aber mein gutes, getreues Weib!"

„Mit nichten! Da müßte ich die Rothhäute schlecht kennen. Sie lieben die bleichgesichtigen Squaws und haben sie gerne. Nur nicht ermüden und nicht verzagen, Freund! Ausdauer führt zum Ziele, und ich will nicht Pierre Langlade heißen, wenn du nicht eines schönen Tages dein gutes Weib wiederfinden solltest, frisch und gesund — ein Liebling der Rothhäute — unverhofft und unerwartet, und dann: *Dein Weib für immer!* Also getrost und unverzagt und frisch und heiter — *Gott hilft weiter!* Gedenke doch der ‚weißen Erde' — *und* — — — ja, wie ich das erfahren habe, frägst du? Nun, Marie hat mir davon erzählt — *vertraue auf Gott!*"

Einige Worte der Unterhaltung und des Austausches ihrer Gedanken zwischen den beiden Freunden reichten hin, sich schnell zu verständigen. Dann machte der Pelzhändler seinen Freund mit seinem Bruder und Turkey=leg bekannt, worauf sich die Gesellschaft zu den Beiden begab, welche ruhig wieder am Lagerfeuer ihren Platz eingenommen hatten.

Pontiac war wieder bei seiner Mahlzeit beschäftigt; der zweite weiße Mann erhob sich jedoch und begrüßte die Ankommenden in höflicher Weise. Er war ein junger kräftiger Mann und sein Anzug ließ den echten Jäger und Fallensteller sofort erkennen.

„Herr George Croghan", stellte Alexander ihn kurz der Gesellschaft vor, „mein Freund und Reisegefährte", fügte er ebenso kurz hinzu.

Dann erfolgte die Begrüßung der Uebrigen unter einander und selbst die beiden Rothhäute, Pontiac und Turkey-leg, waren alsbald in eine leise geführte Unterhaltung begriffen. Indeß währte dieselbe nicht lange, denn schon nach kurzer Zeit begaben sich die in der Wildniß so seltsam zusammengetroffenen Menschen hinab nach dem Flußufer, wo die Barke vor Anker lag und der Matrose und die Indianerin der Zurückkehrenden harrten. Da man aber die Weiterfahrt erst nach Aufgang des Mondes wieder antreten wollte, blieben die Männer am Ufer in der kühlen Abendluft zurück, um ihre Pfeifen zu rauchen und mit einander zu plaudern.

„Ihr seid ein Pottawattamee und Ihr ein Ottawa", sagte der Schiffer, als er seinen beiden rothen Gästen ihre Thonpfeifen darreichte, die er mit seinem Tabak gestopft hatte. „Man hat mir gesagt, daß die Ottawas Freunde der Franzosen und die Pottawattamees Freunde der Engländer seien. Ist dem so?"

„Pottawattamees gehören zum Volk der Chippewas und sind nur ein Stamm dieser Nation. Sie wohnen in der Nähe starker Forts, welche die Franzmänner erbaut und besetzt haben, und wollen in Frieden mit ihnen leben", versetzte Turkey-leg ausweichend.

„Nun, das ist wenigstens eine löbliche Absicht, dann haben wir von euch ja nichts zu fürchten. Und du, mein rother Bruder? Pontiac ist ja wohl dein Name? Wollt ihr auch mit den Engländern nur in Frieden leben?"

„Pontiac ist kein geborener Ottawa, sondern Pontiac gehört zum Volke der Catawbas", erwiderte der Gefragte.

„So, so! aber auch die Catawbas leben in Frieden mit den Engländern, wie?"

„Die Rothröcke haben den Stamm meines Volkes, der friedlich in den blauen Bergen wohnte, hinterlistig und heimlich überfallen, vernichtet, seine Hütten verbrannt, seine Krieger getödtet, seine Weiber und Kinder ermordet und die wenigen noch übrig Gebliebenen gefangen genommen und zerstreut. Ich bin jetzt nur

der Gast der Ottawas und meine Mutter Nokomis der Gast ihres Häuptlings A-gosh-a-way, da er ihr Verwandter ist", erwiderte der Indianer nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit in Ton und Stimme.

„A-gosh-a-way ist ein Freund von mir", unterbrach der Pelzhändler den Redner schnell, als er den Namen des Häuptlings nennen hörte.

„Wie Pontiac der Freund dieses Bleichgesichts (er deutete auf Alexander) ist; denn er rettete mir, und du rettetest jenem das Leben. Dafür sind zwei tapfere rothe Männer die Freunde zweier Bleichgesichter", antwortete der Indianer.

„So ist's recht, Pontiac; Treue, Dankbarkeit und Freundschaft ehren den rothen wie den weißen Mann. — Gibt es etwas Neues unter den Stämmen?" fragte er dann, nachdem er eine Weile gewartet, um sich nicht den Schein zu geben, als treibe ihn weibische Neugierde.

Pontiac blies einige starke Dampfwolken aus, ehe er wieder antwortete. Dann nahm er mit unerschütterlicher Ruhe die Pfeife aus dem Munde, blies die Asche ab, drückte das Feuer ein wenig nieder, brachte den Tabak durch einige neue Züge frisch in Brand und sagte dann würdevoll:

„Frage mein Bleichgesichtsbruder meinen rothen Bruder Turkey-leg — er ist ein Läufer, er wird es wissen."

Turkey-leg schien aber kaum gesprächiger zu sein als Pontiac. Er dampfte in ruhiger Würde fort, während die Uebrigen geduldig harrten, bis es dem Indianer gefallen würde, zu antworten. Endlich kam dieser Augenblick. Fast fünf Minuten nach Pontiac's Bemerkung brachte Turkey-leg seine Pfeife vom Munde und sagte mit Nachdruck:

„Blaßgesichter graben die Streitaxt aus."

„Ich habe auch davon gehört", warf jetzt Croghan dazwischen. „Wir Jäger und Waldläufer wissen zwar nicht so viel, als diejenigen, welche in den Städten leben oder auf den Seen, Flüssen und in den Forts; denn wir haben keine Gelegenheit, Neues zu erfahren. Meine Gaben beschränken sich überhaupt nur auf den Gebrauch der Flinte und das Erkennen der Fährte zum Zwecke der Jagd und des Kundschaftens, und obgleich ich auch ein Ruder führen kann, so bleibe ich doch am liebsten auf dem Lande und in den Wäldern — aber so viel hörte ich doch, daß zwischen den ‚Blaßgesichtern', d. h. den Engländern und Franzosen hier bei uns, nicht alles in Ordnung sein soll, obgleich sie drüben in der Welt erst vor Kurzem einen dauernden Frieden abgeschlossen haben sollen."

„Wird mein bleicher Bruder auch die Streitaxt gegen die Franzmänner ausgraben?“ fragte Turkey-leg.

„Warum sollte ich das thun? Ich wollte nur meinen Freund Alexander auf seiner Reise ein Stück Weges begleiten und kehre vielleicht bald wieder nach Pennsylvanien zurück, wo man meiner Dienste bedürfen wird.“

„Mein bleicher Bruder hat keinen Stamm, dem er angehört, er ist weder Rothrock noch Franzose, wie?“ fragte Turkey-leg vorsichtig.

„Auch ich habe meinen Stamm, dem ich angehöre — ich liebe die Freiheit und hasse alle Tyrannei. Was sollte es mir aber nützen, mich an einem Kampfe zu betheiligen, der mir das Erste versagt und das Letzte verspricht?“ Wenn die Franzosen und Engländer sich um den Besitz eines Landes streiten, das im Grunde genommen weder dem Einen noch dem Andern gehört, so mögen sie das nach Herzenslust thun, was geht das mich an?“

„Bleichgesicht reden gute Worte, kann aber nicht Alles wissen — Rothröcke haben viele Krieger“, erwiderte Turkey-leg.

„Das ist wahr, aber sie lieben die Rothhäute und möchten gerne mit ihnen überall Handelsverbindungen anknüpfen; wenn meine rothen Brüder sich nun der einen oder der andern Partei anschließen, werden sie sich zu ihrem eigenen Schaden einander die Hälse abschneiden“, erwiderte der Pennsylvanier.

„Gute Worte das, aber Rothhäute lieben Skalp. Pelzhändler und Canoefahrer viel Franzose — du und dein Freund viel Rothrock — ich und mein rother Bruder Pontiac nur Rothhaut — und Alle rauchen mit einander die Friedenspfeife. Warum nicht auch so bei Blaßgesichtern?“ fragte Turkey-leg.

„Laß mich klar wissen, Turkey-leg, wie die Sachen stehen und was du davon weißt. Ich bin, wie du siehst, ein friedlicher Pelzhändler, habe meinen Bruder gebeten, dich und dein Weib in Ponchartrain (Detroit) in die Barke aufzunehmen, damit du, deinem Wunsche gemäß, nach Mackinac gelangen möchtest, — ich will keines Menschen Kopfhaut, sofern man mir die meine und meine Felle läßt. Ist ein Krieg zwischen Engländern und Franzosen in Aussicht, und wenn dies der Fall, auf welcher Seite wird man das Volk der Chippewas, zu welchem dein Stamm gehört, dann finden?“ fragte der Pelzhändler den Läufer.

„Einer sagen ja, der Andere sagen nein — ich selbst nicht wissen“, erwiderte Turkey-leg, einer bestimmten Antwort ausweichend. „Bin ein Läufer meines Stammes — will jetzt erst

sehen — aber viele Geschenke kommen an Indianer von Montreal bei Rothhäuten an, viel Schießgewehr, viel Pulver, Kugeln und Decken", setzte er nach einer Weile hinzu.

„Ich habe von einem bevorstehenden Kriege reden hören in Albany, in Buffalo und Ponchartrain (Detroit); in Mackinac scheint man aber nichts davon zu wissen. In Fort Ponchartrain fand ich einen an mich gerichteten Brief von einem alten Freunde in Mackinac, einem Pelzhändler, vor, darin stand von kriegerischen Dingen aber auch nicht eine Silbe."

„Sie scheinen dort Alle zu schlafen", sagte Pierre Langlade.

„Werden bald aufwachen!" meinte Turkey-leg.

„Wenn ich das gewiß wüßte, würde ich unverzüglich meine Barke besteigen und absegeln, damit die Besatzung gewarnt würde; aber ich glaube an keinen Krieg, es wird wohl wieder nur blinder Lärm sein", entgegnete der Seefahrer.

„Das glaube ich auch", bemerkte der Pelzhändler.

„Wird so sein", bestätigte der Indianer.

* * *

Wenn man den Saginawriver verließ und sich in nordwestlicher Richtung wandte, so kam man an den Titipiwassifluß. Zwanzig Meilen weiter mündete der Chippewafluß in den Titipiwassi. Durchschritt man letzteren, welches im Sommer bei niedrigem Wasserstande auf einer Stromschnelle manchmal möglich war, dann gelangte man, immer in westlicher Richtung fortschreitend, an den Muskegonriver, welcher sein Wasser in den Michigansee ergießt, während die beiden erstgenannten Flüsse — in den Saginawriver mündend — ihr Wasser dem Huronsee zuführen.

Freilich mußte man sich den Weg durch ungebrochenen Urwald erst bahnen und nur ein geübtes Auge konnte etwas von einem, durch Wild und Gethier gebahnten Pfade erkennen, der jedoch immer wieder verschwand, wo der Boden härter war, oder wo Bäume darüber hingefallen. Kein Fremdling hätte sich hier zurecht gefunden, aber auch keiner hätte es gewagt, diesem Pfade zu folgen. Doch der rothe Mann des Urwaldes ist in seinen Wäldern bekannt, wie der Bürger in seiner Vaterstadt. —

Bald nach Sonnenaufgang des nächsten Morgens, als die Barke Louis Langlade's am Abend zuvor die Mündung des Saginawflusses verlassen und ihren Kurs nördlich gerichtet, befanden sich drei Männer auf diesem Wege. Es waren die beiden Indianer Pontiac und Turkey-leg mit Alexander Henry. Alle Uebrigen der Gesellschaft — auch Croghan — hatten die Barke

bestiegen und waren nach Fort Mackinac abgesegelt. Diese Drei aber suchten unter Führung Turkey-leg's nach der verlornen Betty, über deren Verbleib Alexander durch den Pottawattamee die erste Spur gefunden zu haben glaubte. Turkey-leg hatte nämlich auf wiederholtes Befragen endlich ausgesagt, daß eine schöne englische, noch junge Squaw als Gefangene des schon bejahrten Häuptlings der Chippewas, Namens Wenniway, an den Ufern des Muskegon, der sie so zärtlich wie eine eigene Tochter behandle, lebe. Alexander ward augenblicklich von der Ueberzeugung durchglüht, daß diese Gefangene niemand anders als seine Betty sein könne, und war nun auf dem Wege nach dem Dorfe des Häuptlings Winneway unter Führung Turkey-leg's, der sich nach vielem Zureden endlich dazu verstanden, die beiden Freunde zu begleiten.

Turkey-leg sprach ein gebrochenes Englisch mit sehr fehlerhafter Aussprache und auch jenes canadische Französisch in derselben Weise.

Sobald die drei den Saginawriver verlassen, befanden sie sich mitten im wildesten Urwalde. Tiefe feierliche Stille herrschte ringsum, während sie langsam aber unaufhaltsam vordrangen. Zehn Stunden dauerte der erste Tagesmarsch und auch nicht ein Wild hatte sich während dieser ganzen Zeit sehen lassen und auch nicht ein Vogel ließ sich hören. Wie ganz anders ist doch dagegen der deutsche Wald, wo das trauliche Reh weidet, der schnelle Hase den Pfad des Wanderers kreuzt und stattliche Hirsche sich blicken lassen. Nicht daß kein Wild hier im Urwalde vorhanden gewesen wäre, denn viele hundert Indianer lebten ja von der Jagd dieses Wildes, aber es kam eben nicht zum Vorschein und mußte erst in seinem Verstecke aufgesucht werden. Die Stille und Einsamkeit war auffällig. An ein schnelles Fortkommen war natürlich nicht zu denken. Denn wenn auch der Führer den Pfad kannte, so mußten die kühnen Männer doch immer wieder still stehen, weil Bäume verschiedenen Alters darüber hingefallen waren und es nun galt, einen Weg um sie herum zu finden oder über sie hinweg zu klettern, ohne doch die Richtung des Weges zu verlieren, was freilich dem Indianer nicht oft passirte.

Da lagen denn die Bäume wie große hundert Fuß lange Leichen mit ausgebreiteten Armen (Aesten) und hatten auch mit ihren Wurzeln noch eine Fläche Bodens mit in die Höhe gezogen. Und unter diesen frischgefallenen Riesen lagen andere nach jeder Richtung hin, die vor ihnen gefallen waren. Manche noch nicht lange vorher, andere schon an Verwesung leidend, während noch

andere fast schon wieder zur Erde geworden waren, von welcher sie in ihrer Jugend so muthig emporgeschossen.

Welch ein Todtenfeld nach allen Richtungen hin! Ja, der ganze Boden des Urwaldes ist ein solches Leichenfeld, und unwillkürlich wird der Wanderer still und ernst gestimmt, wie der Urwald selbst. Aber zwischen den umherliegenden Größen der Vergangenheit sprießt munter und lebenslustig das zukünftige Geschlecht empor. Gar viele waren nur, in zarter Kindheit und auch dem Kindertode geweiht; denn die größeren, die schon das Jünglingsalter oder auch die Manneskraft erreicht hatten, drängten die kleinen und schwachen zurück, und erstickten sie. Alles war durcheinander und ineinander verschlungen. Da war selbst für die Männer des Waldes ein schnelles Fortkommen mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Doch hatte jeder von ihnen sein Tomahawk und wußte behende eine Art Pfad zu bahnen und hindurch zu hauen, wo man dann auch hindurchkriechen oder darüber hinwegspringen konnte. Denn manche Bäume waren im Fallen mit ihren Aesten in andern Bäumen hängen geblieben, so daß sie die Erde nicht hatten erreichen können.

Weiter und weiter ging es in dem schattenbichten Urwalde, wo von dem Himmel nur wenig und die Sonne, nur wenn sie hoch stand, gesehen ward. Kein Mensch begegnete den nach Westen vordringenden Männern, kein Wild fuhr erschreckt zur Seite, und kein Vogel ließ sich hören. Nur daß Bäume, deren Zweige vom Winde bewegt, sich an den Zweigen anderer Bäume rieben, oder die aus Altersschwäche zu Boden fielen, ein seltsames Krachen hören ließen. Ahorn, Buchen, Cedern, Eichen, Eschen, Fichten, Kiefern, Tannen, Birken, Eisenholz, Wallnußbäume u. s. w. standen durcheinander oder gruppenweise umher. Das Nadelholz hielt sich gern beieinander und dort war der Wald weniger dicht und der Boden härter. Aber dann gab es auch wieder einen langen Sumpf zu durchschreiten. Hier gab es natürlich keinerlei erkennbaren Pfad, aber an den Bäumen und ihrer Rinde erkannten die Indianer, welche Richtung sie inne zu halten hatten, um so schnell als möglich hindurch zu kommen, und doch versanken auch sie oft bis an die Knie in den Morast und hatten Mühe, sich wieder herauszuarbeiten. Die Langsamkeit des Fortkommens machten sich die Bewohner des Sumpfes, viel Tausend Muskitos, zu Nutze und überfielen mit einer gewissen Wuth das Bleichgesicht. Vielleicht daß dessen Blut ihnen besser mundete, als der unter der schmierigen Haut der Indianer verborgene Lebenssaft. Alexander mußte es aufgeben, sein Angesicht vor ihnen zu schützen, nur die

Augen suchte er zu retten. Ja hier war mit einem Male der Urwald bevölkert. War dem Wanderer bisher vielleicht die große, stille Einsamkeit aufgefallen, so beklagte er nun die allzugroße Gesellschaft. Und welch eine blutdürstige Gesellschaft waren diese kleinen Rüsselthierchen!

Nachdem der Sumpf endlich durchwandert war, befreite ein für eine kurze Strecke ermöglichtes Laufen die Reisenden von dem Uebermaß der Feinde, während eine anständige Zahl ihnen noch immer das unerbetene Geleit gab.

Bald gelangten sie nun auf eine Lichtung, die Pontiac sofort als eine frühere Wohnstätte der Indianer erkannte. Er blickte Turkey-leg fragend an.

„Mein rother Bruder will mich fragen, wo die rothen Männer, Weiber und Kinder geblieben sind, die hier einst ihre Wigwams aufgeschlagen hatten? Alle todt. Dort sind ihre Gräber“ — er deutete mit der Hand nach einem nicht weit entfernten Platz — „Small pox (Blattern) haben sie getödtet.“ Wie traurig sah aber auch die waldfreie Stelle nun aus, die einst, so belebt war vom fröhlichen Treiben des rothen Mannes, seiner Krieger, Weiber und Kinder. Ja, dort drüben unter düstern Fichten lagen sie, die Gräber, in denen die Gebeine der rothen Söhne der Wälder ruheten, die einst hier gehauset. Und dorthin nach der Begräbnißstätte, begaben sich nun auch der Chippewa und der Catawba, um hier ihre wehmüthige Todtenklage um die Gestorbenen zu halten, und das Bleichgesicht folgte ihren Schritten, damit er höre und vernehme, wie der Trauergesang seiner rothen Brüder sich in folgenden Worten kundgab:

„Wer hier ruhet, wir wissens nimmer;
Aber es sind unsere Väter!
Welchem Stamme sie entsprossen
Ist Geheimniß dieser Gräber!
Sie sind todt, die tapfern Krieger!
Sie sind todt, die Tugendfrauen!
Sind für immer uns entschwunden
Zu dem Geiste aller Geister; —
In Y-U-ye-wahs Jagdgefilden
Denken sie an ihre Kinder!
Und die traurig düstern Fichten
Wogen ihre grünen Fächer;
Ihre Purpurzapfen oben
Seufzen mit uns, uns zu trösten;
Mischen stets in unsern Jammer
Auch ihr Klagen und ihr Seufzen —
Die hier ruhen — um unsere Väter!“

So etwa lautete ihr Todten- und Klagelied, und als sie es zu Ende gesungen, erhoben sie sich wieder und waren bereit, nachdem sie dieser traurigen Pflicht genügt, unter Lebenden weiter zu leben und selbst denen, die ihnen die mörderische Krankheit gebracht — den Bleichgesichtern — mit willigem und dankbarem Herzen zu dienen. —

Der Staub der begrabenen Leiber ihrer Vorfahren mischte sich mit dem Staube gefallener Bäume und ihre Geister gingen zu den Geistern ihrer Väter. So glaubten sie. Aber wohin gingen diese Geister? Ja, ist denn der lebendige Gott nicht auch der Gott des rothen Mannes? Wohl, doch ihnen unbekannt.

Nach einer abermaligen Tagereise trat plötzlich der Muskegonfluß durch eine starke Biegung hart an den Pfad heran, dem die Männer folgten. Die Sonne war längst nicht mehr zu sehen, obgleich sie noch nicht untergegangen war, denn die Dichtigkeit des Waldes ließ sie nur erscheinen, wenn sie hoch stand. Für die kühnen Waldmänner war sie also nicht mehr vorhanden und das Dunkel des Waldes nahm zu. Sie schlugen nun wieder ihr Nachtlager auf, bereiteten das Abendessen am Lagerfeuer, verzehrten es, hüllten sich dann in ihre Decken, und während Pontiac die erste Hälfte der Nachtwache übernahm, überließen sich seine beiden Gefährten der Ruhe. Eine Stunde nach Mitternacht löste Turkey-leg den jungen Indianer ab und hielt die Wache während der zweiten Hälfte der Nacht — das Bleichgesicht Alexander aber ruhete unter den schützenden Fittigen seiner rothen Brüder, die treu die Ruhe ihres bleichgesichtigen Gefährten die ganze Nacht hindurch hüteten, damit sie nicht gestört wurde.

Dem Laufe des Flusses abwärts folgend gelangten sie gegen Abend des zweitnächsten Tages, nachdem sie den Fluß erreicht, plötzlich an den Rand einer großen Lichtung. Die Klärung war freilich sehr unregelmäßig, da noch viele Bäume in derselben umherstanden und andere umherlagen. Zwischendrein aber erblickten sie den Rauch zerstreut liegender Rinderhütten, welche die Niederlassung eines Stammes der Chippewas unter dem Häuptling Winneway bildeten. Turkey-leg hatte seine beiden Gefährten bereits im Laufe des Tages darauf vorbereitet, daß sie dem Orte ihrer Bestimmung nun schon nahe seien und denselben noch vor Abend erreichen würden. Als sie sich im Schatten des Waldes der Hütte des Häuptlings leise näherten, sahen sie an dem Eingange oder der Thür des Wigwams, mit dem Rücken ihnen zugekehrt, im Abendroth eine junge Frau in einer Kopfbedeckung, welche nur die Europäer trugen, und mit weißem Hals auf einer Matte sitzen

und Pfeile befiedern. Leise trat Alexander näher, sein Herz klopfte hörbar, aber das Nahen von Schritten war doch vernommen worden; die junge Frau drehete den Kopf, beider Blicke begegneten sich und — mit einem wilden Jubelschrei sprang Betty — denn sie war es in der That — von der Matte auf, stieß den Namen Alex.... hervor und sank dann ohnmächtig in die Arme des geliebten Gatten. Lautlos umschlangen seine Arme das geliebte Weib und preßten sie fest an sich — keines Wortes mächtig hob und senkte sich die Brust — sein Athem ging schwer — er drohete zu ersticken — die augenblickliche Erregung war zu gewaltig, das Wiederfinden zu plötzlich — er hatte sie zu lange entbehrt, sich zu lange nach ihr gesehnt — und nun hielten seine Arme sie umschlungen. Nun hatte er sie endlich wieder — s e i n e Betty — s e i n theures Weib — deren Bild ihn Tage und Nächte umschwebt — die er geliebt, mehr als sich selbst. Allmählig, während sie in seinen Armen ruhete, legte sich der innere Sturm der hochgehenden Gefühlswogen und machte einer seligen Wonne Platz — Thränen der Freude liefen dem starken Manne über die Wangen, und er schämte sich ihrer vor seinen rothen Freunden nicht, denen allerdings ein Ausbruch der Freude in derartigen Gefühlsäußerungen etwas Fremdes war. Es folgten nun Augenblicke der höchsten, reinsten Freude, denn sein Herzenswunsch, seine Betty noch einmal wiederzusehen und wieder zu besitzen, war nun endlich, endlich erfüllt.

Der Schrei Bettys hatte aber auch das stille Dorf und dessen Bewohner, die sich weder einer Gefahr von außen, noch eines solchen Besuches versahen, in Alarm gebracht. Wildes Hundegebell meldete nun die Fremdlinge überall an. Diese standen vor der Wohnung des Häuptlings, Alexander die ohnmächtige Betty noch immer mit seinen Armen umschlungen haltend. Er sah und hörte nichts — seine Augen ruheten nur auf der glücklich Wiedergefundenen; denn nun stand er glücklich am Ziele seiner langen, beschwerlichen Wanderung. Ja, am Ziel! Und h i e r lag das Ende seiner Reise, mitten in der Wildniß! Er ließ nun sein Auge über seine Umgebung gleiten — denn Bettys Augen waren noch immer geschlossen; sie mußte erst in seinen Armen aus ihrer Ohnmacht wieder erwachen — und welch eine Umgebung war dies. Welch ein armer, wilder, hoffnungsloser Ort dies elende Indianerdorf. Ja, hier und so konnten nur Wilde hausen, und an diesem traurigen Orte war seine Betty zu einem viele Monate langem Aufenthalte verurtheilt gewesen. Er war ja auch Gefangener der Catawbas, aber er hatte doch Abwechselung auf ihren wechselvollen

Wanderzügen erfahren dürfen — während sie an diesen trostlosen Ort gebunden gewesen war. Was mochte das arme Weib in dieser Wildniß nicht alles entbehrt haben? — Doch Gott sei Dank, jetzt hielt *er* sie wieder in seinen Armen, jetzt war sie ja wieder *sein* Weib — jetzt hatte sie Alles, Alles überstanden!

Während so vor der Hütte das Wiederfinden zwischen Gattin und Gatten gefeiert wurde, war Turkey-leg schnell in die Hütte geschlüpft, wo er glücklicherweise den Häuptling antraf und hatte nun mit diesem eine lange Unterredung. Er legte ihm den Sachverhalt mit der bleichen Gefangenen und ihrem Gatten klar dar und bat ihn dann zuletzt, dem jungen gefangenen Bleichgesicht die Freiheit zu schenken und ihrem Gatten zurückzugeben. Der Häuptling schien erst, nachdem er den eingehenden Bericht Turkey-legs aufmerksam zu Ende gehört, die Sache zu überlegen und trat dann, dem Läufer einen Wink gebend, ihm zu folgen, vor die Thür seiner Hütte, die Fremdlinge zu empfangen. Ruhig, fest, würdevoll trat er auf. Sein schwarzes Auge blickte mit einem gewissen Wohlgefallen auf das junge Paar, das sich noch immer umschlungen hielt, nur mit dem Unterschiede, daß Betty sich in den Armen ihres Gatten von ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte, und jetzt mit seligem Lächeln ihrem Alex.... ins Auge schaute. Aber auch der Häuptling schaute dem weißen Manne, der gekommen war, ihm die bleichgesichtige Tochter wieder zu entreißen, fest und prüfend ins Auge. Alexander blickte ihn eben so fest und furchtlos an, und versuchte einige Sekunden lang in dem Auge des Indianers, das nur mit dem Auge eines Hirsches verglichen werden konnte, sein und seiner Gattin Schicksal zu lesen. Aber dies Auge war tief, wie der Urwald selbst und ohne Hintergrund, wie dieser. Keine Leidenschaft, keine Falschheit lag in *diesem* Auge, aber auch nur geringe Hoffnung und wenig Lebensfreudigkeit. Ruhig und fest schüttelte er zuerst dem weißen Manne die Hand und lud dann auch die andern beiden Indianer in sein Wigwam ein. Das Wigwam bestand nur aus einer größeren Rindenhütte, als die übrigen waren, und in der Mitte brannte das Feuer, an welchem das Abendessen bereitet wurde. Zu beiden Seiten der Hütte waren eine Art Lagerstätten oder Pritschen angebracht, die ganze Länge der Hütte durch. Diese ruheten auf in die Erde gestoßenen Stangen und waren mit Baumrinde bedeckt, wie die Hütte selbst. Da kein Rauchfang vorhanden war, so füllte der Rauch nicht nur die Hütte, sondern auch die Augen der Eintretenden. Zum Stehen war des Feuers wegen kein Platz, so setzte man sich alsbald und gern auf das angebrachte Gestell,

das dann auch zum Nachtlager diente für die Gäste, wie für den Häuptling selbst und seine Familie. Die Gäste wurden mit Hirschfleisch und Mais bedient, welches in einem großen Blechkessel, in dessen Besitz man wohl durch die mit den Indianern Tauschhandel treibenden Bleichgesichter gelangt war und der über dem Feuer hing, zusammengekocht ward für die Hüttenbewohner, wie für die Gäste. Und doch vermochte die Squaw des Häuptlings, die der jungen, weißen Frau in ihrer Gefangenschaft eine wahrhaft liebende Mutter gewesen, auch etwas Kuchen aus Maismehl, welchen sie aus Teig bereitet und auf heißen glatten Steinen gebacken hatte — eine Kunst, die sie von Betty gelernt — ihren Gästen anzubieten. Mit einem bestimmten Selbstbewußtsein reichte sie das Gebäck ihren Gästen dar. Aber „Hunger ist der beste Koch“, und dieser war bei den müden Gästen reichlich vorhanden. Zuletzt folgten dann als Nachtisch geröstete Maiskörner und — Molasses (Ahornzucker). Das Gespräch des Abends, wobei Turkey-leg, theils Betty selbst den Dolmetscher machten, drehte sich hauptsächlich um die Trennung des Häuptlingspaares von ihrer bleichgesichtigen Adoptivtochter. Daß gerade die Squaw des Häuptlings Betty in ihr Wigwam und ihre Familie aufgenommen, hatte seinen Grund darin, daß bald nach Bettys Ankunft bei den Chippewas der indianischen Mutter die einzige 18jährige Tochter durch den Tod entrissen worden war. Sie starb an der Auszehrung (Lungenschwindsucht) und in der Liebe zu der bleichgesichtigen jungen Frau suchte die Mutter nun einen Ersatz für ihren schweren Verlust und übertrug auch in der That ihre ganze, volle Liebe und Zuneigung auf die ihr so unerwartet zugeführte Tochter der Bleichgesichter. Sie wollte darum aber auch von einer Trennung nichts wissen, und wehrte sich gegen eine solche mit Hand und Fuß. Der alte Häuptling ward jedoch vom Mitgefühl und Zärtlichkeit so gerührt und überwältigt, daß er seine bleichgesichtige Tochter weggab, und zuletzt auch seine Squaw dahin zu überreden wußte, daß sie ihre Einwilligung, wenn auch erst nach hartem Kampfe, dazu gab. Er betonte, besonders seiner Frau gegenüber, nachdrücklich, daß Mann und Weib nicht getrennt werden dürften, so lange sie selbst es nicht wollten, und darum müßten sie auch verbunden bleiben. Wäre die bleichgesichtige Tochter nicht verheirathet, dann wäre die Sache wohl anders, jetzt aber müßten sie sich ins Unvermeidliche fügen.

Der nächste Morgen war für eine große Rathsversammlung, die gleichzeitig als Abschiedsfeierlichkeit von der bleichgesichtigen Tochter mit dem „guten Herzen“ angesehen werden sollte, festge-

setzt worden. Der Häuptling rief seinen Adjutanten, wies mit der Hand nach einer Himmelsgegend und sagte: „Morgen, wenn die Sonne dort stehen wird, erwarte ich die Männer hier!“ Dieser eilte, seine Botschaft auszurichten. Nach einem längeren Gespräch — woran die alte Squaw sich aber nicht mehr betheiligte — kam die Müdigkeit ungerufen. Ein Stück Rinde auf ein Stück Holz gelegt bildete das Kopfkissen, ein Bärenfell die Unterlage, und das harte Wandgestell das Lager für die Gäste bis der Morgen graute.

Alexander und Betty hatten einander so viel mitzutheilen, daß kein Schlaf und keine Müdigkeit in ihre Augen kam. Außerhalb der Hütte unter einer stattlichen Eiche hatten sie ein Plätzlein gefunden, wo sie sich nun allein und ungestört des Wiedersehens freuen konnten und selbst auch Niemand störten. Und hier genossen sie denn auch die Freude des sich Wieder-Besitzens in vollen Zügen und mit innigem Danke gegen den Herrn, der sie so wunderbar wieder zusammengeführt. Hier saßen sie auch noch beisammen, als der junge Tag sich leise durch das Blätterdach des Urwaldes stahl und das erste Morgenroth nach ihrer glücklichen Wiedervereinigung ihre freudestrahlenden Gesichter rosig beleuchtete. Was hatte aber auch Betty nicht ihm und was er nicht Alles seiner Betty zu erzählen! Gewiß, der fröhliche Trunk aus dem Becher der Freude des Wiedersehens war süß und köstlich — aber er enthielt doch auch manchen bittern Wermuthstropfen, der ihm einen herben Beigeschmack verlieh und ihre Seele mit Wehmuth und tiefer Trauer erfüllte. Die Nachricht von dem Tode ihres Schwiegervaters preßte der guten Betty viele Thränen aus; sie hatte den guten alten Mann, der ihr in der schwersten Trübsal so treu zur Seite gestanden und sie getröstet, sehr lieb gehabt, und beweinte darum auch seinen plötzlichen Tod mit bittern Thränen.

Doch auch sie hatte furchtbar gelitten und viel Schweres erdulden müssen, seit die Indianer sie als Gefangene hinweggeschleppt. —

Benutzen wir denn die Gelegenheit auch und lassen den Leser erfahren, wie es Betty seit der Trennung von ihrem Gatten und in der Gefangenschaft ergangen war. Nehmen wir den Faden unserer Erzählung da wieder auf, wo wir Betty bei dem Ueberfalle der Indianer verließen.

* * * *

Während die Männer der Ansiedelung in Morrisons Blockhaus den Angriff der Indianer zurückschlugen, stand Betty unverwandten Blickes am Fenster ihres Blockhauses und spähete durch das Mondlicht hinaus nach dem Mont Pisgah, von dem aus durch Aufhissen der Flagge das Alarmzeichen gegeben werden sollte. Vergebens wartete sie auf dieses Zeichen; ringsum herrschte in diesem Augenblick die Stille der Nacht, nur das Licht des Mondes lag über der Landschaft ausgegossen. Da mußte etwas vorgefallen sein. Ihr alter Schwiegervater mußte die im Thal gefallenen Schüsse gehört haben — da dieselben in der Stille der Nacht auch bis an ihr Ohr gedrungen waren — wenn er noch unter den Lebenden weilte, und er würde nicht gesäumt haben, die Flagge aufzuhissen, wenn er daran nicht gewaltsam verhindert worden wäre. Ueberdies mußte es auch längst über Mitternacht sein und er war nicht zurückgekehrt. Daß Indianer die Ansiedelung überfallen, war ihr nicht mehr zweifelhaft. Er mußte also von ihnen gefangen genommen oder getödtet worden sein. Rasch hatte die tapfere junge Frau einen Entschluß gefaßt und sie zögerte keine Sekunde, denselben zur Ausführung zu bringen. Auf ihren Ruf trat Tom zu ihr herein, der sich draußen als Wächter aufgestellt hatte, um zu lauschen und die Annäherung eines etwaigen Feindes zu erspähen. Sie theilte ihm in großer Eile ihr Vorhaben mit. Sie wollte selbst nach dem Berge eilen und sich nach ihrem Schwiegervater umsehen, dabei dann versuchen, falls sie ihn nicht anträfe, die Flagge aufzuziehen; Tom sollte inzwischen das Blockhaus bewachen und den alten Mann hereinlassen, sobald er heimkehrte, sonst aber die Thür verschlossen halten oder mit dem alten Manne nach dem Fort zu entkommen suchen, je nachdem er es für geboten halten würde, was zu thun sei, um wenigstens das eigene Leben in Sicherheit zu bringen.

„Ich werde meinen Platz im Blockhause nicht verlassen“, hatte Tom geantwortet, „was soll aber aus dir werden, Herrin?“ hatte er dann fragend hinzugefügt.

„Ich werde, sobald ich meinen Zweck erreicht und wenigstens die Flagge aufgezogen habe, falls ich meinen Schwiegervater nicht finden sollte, wieder hierher zurückkehren.“

Alle weiteren Einwände Tom's gegen eine Ausführung des gefahrvollen Unternehmens durch ein schwaches Weib wußte sie dadurch zu beseitigen, daß sie erklärte, sie würde es nie vor Gott verantworten können, ihrem Manne, wenn er einst wiederkehrte und sie nach seinem alten Vater fragte, zu antworten: „sie wüßte nicht, was aus ihm geworden, wüßte auch nicht, wie er seinen

Tod gefunden!" Als Tom sie bat, ihn gehen zu lassen, antwortete sie: er müsse das Eigenthum seines Herrn zu schützen suchen — denn er sei ein Mann und darum hier besser am Platz, als sie, das schwache Weib.

„Aber bist du selbst denn nicht meines Herrn werthvollstes Eigenthum, Herrin?" hatte Tom noch einmal gefragt.

„Nicht werthvoller als sein alter, treuer Vater — und darum muß ich gehen", war ihre Antwort gewesen, und Tom hatte ihr dann schließlich auch beistimmen müssen.

Die Rothhäute hatten sich hinter die Blockhäuser westlich vom Fort zurückgezogen, wo sie offenbar darüber beriethen, ob die Fortsetzung des Kampfes während der Nacht gerathen sei, ob eine andere Angriffsart gewählt werden müsse oder ob man den Anbruch des Tages abwarten solle. Während dieser Berathungspause verließ Betty ihr Blockhaus, ohne daß sie von dem Thun und Treiben der Indianer auch nur das Geringste wußte, steckte ein langes Skalp-Messer zu sich und stand draußen, ehe sie selbst es recht inne geworden. Einen Moment stand sie still. Ihr Herz pochte bei aller Entschlossenheit fast hörbar und sie mußte sich erst einen Augenblick sammeln, ehe sie weiter ging. Wehe ihr, wenn sie den Indianern in die Hände fiel! Und doch mußte sie wissen, was aus dem alten Manne geworden, mußte, wenn möglich, die Flagge aufziehen, damit das Warnungs- und Alarmzeichen gegeben war. Vorwärts also!

Raschen Schrittes, sich vorsichtig im Schatten der Riegelfenz haltend, in ihrem dunkeln Kleide wenig Auffallendes bietend, eilte Betty über die Klärung und erreichte den bergenden Wald. Ihr Blut stockte fast und ihr Fuß schien am Boden fest zu wurzeln, als sie nun drunten im Thale zum ersten Male das gellende Kriegsgeheul der Indianer vernahm. Jetzt war jeder Zweifel geschwunden. Die Ansiedelung dort unten befand sich in äußerster Gefahr und sie und die Ihrigen in einer noch größeren.

Offenbar bereiteten sich die Rothhäute zu einem neuen Angriff vor; allein das Entsetzen und die Angst um ihren alten Schwiegervater gaben ihr neue Kraft, und rascher noch eilte sie auf dem ihr wohlbekannten Pfade den Berg hinan. Furcht und Hoffnung liehen ihr Flügel und athemlos stand sie bald neben der aufgerichteten Flaggenstange. Sie suchte schnell nach der Leine, um die Flagge, die am Boden lag, daran emporzuziehen, aber — o des Schreckens! — es war keine Leine mehr vorhanden; oben an der Spitze der Stange abgerissen, war dieselbe spurlos verschwunden. Was nützte ihr nun die Flagge, die zu ihren

Füßen lag? Betty warf einen raschen Blick um sich; von ihrem Schwiegervater war nichts zu entdecken, wohl aber sah sie dessen Thonpfeife und Gürtel auf einem Baumstumpf neben der Flaggenstange liegen. Nur zu schnell ahnte sie, was das Schicksal des alten Mannes gewesen sein konnte: entweder gefangen oder getödtet! Ein Schauer überlief sie. Sie mußte wenigstens versuchen, eine Spur von ihm aufzufinden und verließ die Flaggenstange, um sich mehr in das Dunkel der Gebüsche zurückzuziehen und von hier aus ihre Beobachtungen anzustellen, wo sie vor Entdeckung sicherer war, als auf dem freien Berge. Auf dem Rückwege wurde es ihr dann auch bald klar, daß die Erreichung ihres Blockhauses weit mehr Schwierigkeiten bieten werde, als ihr Entweichen aus demselben. Sie beschloß daher, sich in dem dichten Unterholz des Waldes am Bergabhange zunächst zu verbergen, im Schutze desselben nach dem alten Manne umherzuspähen und sich dabei an das Blockhaus wieder so nahe als möglich heranzuschleichen. Sie hätte sich möglichst nahe an die Lichtung herangewagt und ihr Herz freute sich, als sie endlich bei Tagesanbruch das Wehgeheul der Indianer vernahm — ein sicheres Zeichen, daß ihr Angriff mit schwerem Verluste zurückgeschlagen worden war. — Bald darauf krachten und knickten in ihrer unmittelbaren Nähe die Zweige und keine zehn Schritte von ihrem Verstecke entfernt eilte ein Indianer durch das Gebüsch. Andere folgten ihm, bis plötzlich ein kräftiger, starker Bursche sich seitwärts in das Dickicht schlug und in unmittelbarer Nähe Betty's stehen blieb. Er war ihr vielleicht auf drei Fuß nahe gekommen und sie vernahm deutlich sein Athemholen. Angstvoll erfaßte sie ihr Messer. In demselben Augenblick trat ein anderer Indianer an der andern Seite des Gebüsches fast noch näher an ihr Versteck heran. Betty machte eine unwillkürliche Bewegung und im Nu hatten sie die beiden Wilden entdeckt. Der zuerst erschienene stieß einen halblauten Schrei aus, erfaßte mit raschem Griff ihr reiches Haar und zog sein Messer, um es ihr in's Herz zu stoßen. Ehe er aber sein Vorhaben ausführen konnte, fiel der andere Indianer ihm in den Arm und hielt den tödtlichen Stoß zurück.

„Die bleiche Squaw ist *meine* Gefangene", sagte er laut und befehlend, winkte Betty, sich zu erheben und ihm zu folgen, schritt durch das Dickicht voran, während das geängstete Weib sich nun erhob, ihm folgte und die andere Rothhaut hinter ihnen herging. Das Alles war das Werk einiger Minuten gewesen. Betty hatte ihr Messer schnell in die Kleidertasche geborgen; Widerstand oder gar hinterlistigen Ueberfall durfte sie nicht wagen,

denn sie war in der Gewalt zweier Feinde, deren sie sich unmöglich entledigen konnte, ohne einem von ihnen zuletzt doch in die Hände zu fallen. Dies war ihr auch sofort klar geworden, und so fügte sie sich denn in das Unvermeidliche. — Die Indianer schritten dem Blockhause zu, aber noch ehe sie es erreichten, sah Betty schon, wie die Flammen aus demselben emporschlugen und gen Himmel loderten. Die rothhäutige Bande hatte dasselbe in Brand gesteckt und ließ nun ein wahres Wuthgeheul erschallen. Unter dem uns schon bekannten Nußbaum hieß man das arme junge Weib, das fast einer Ohnmacht nahe war, sich niedersetzen, während der eine der Indianer bei ihr zurückblieb und Wache hielt. Sie wußte, was ihr bevorstand: martervoller Tod oder langjährige Gefangenschaft unter den Rothhäuten; und doch besaß sie wunderbarerweise in all ihrer Angst und Aufregung noch so viel Geistesgegenwart und Ueberlegung, daß sie, während sie unter dem Nußbaume saß, über ein Mittel zu ihrer Rettung nachdachte. Ihr Blick fiel auf einen in unmittelbarer Nähe liegenden Holzspahn; schnell ergriff sie denselben, suchte ihr Messer hervor und versuchte mittelst der Spitze desselben die wenigen Worte dem Holze einzudrücken und einzuritzen: „Indianer nehmen mich mit! Betty!“ Als ihr dies gelungen war, nahm sie ein Stücklein Wallnußschaale, das neben ihr lag, schob es in den Mund und zerkaute es, um dadurch die Schwärze zu gewinnen, mit der sie die eingeritzten Buchstaben schwarz färbte. Hierzu bediente sie sich einer großen und spitzen Hirschhornnadel, welche sie im Haar trug und die ihr bei der Arbeit im Lichte des Feuers vortreffliche Dienste leistete. Nachdem sie diese Arbeit mit großer Schnelligkeit verrichtet, legte sie den so künstlich beschriebenen Holzspahn, mit der Schriftseite nach unten gekehrt, unter dem Baume nieder, steckte ihr Messer zu sich und hatte alles dies von dem Indianer unbemerkt ausführen können; denn dieser hatte seine Augen mehr nach dem Feuer gerichtet als nach der Gefangenen, die er bewachen sollte. Er wußte nur zu gut, daß sein Opfer ihm nicht entfliehen konnte.

Die Indianer beluden sich alsbald mit der Beute, die sie im Blockhause vorgefunden und aus den Hütten der Niederlassung entwendet, machten sich eilig davon und zogen, nachdem eine andere Abtheilung zu ihnen gestoßen (dieselbe, die Langlade gesehen), ohne Unterbrechung die ganze Nacht hindurch weiter, die Gefangene scharf bewachend und mitschleppend. Das arme Weib fühlte sich zum Tode matt, mußte aber nichtsdestoweniger mit den Männern gleichen Schritt halten.

Am nächsten Morgen machte man für kurze Zeit Halt; der Häuptling — derselbe Indianer, welcher den Todesstoß von Betty abgewehrt — gab Jedem der Bande etwas von dem, was sie erbeutet und schickte dann einen Theil von ihnen hinweg, worauf der Marsch wieder aufgenommen wurde und tagelang anhielt. Nur mit Unterbrechung der nächtlichen Ruhezeit ging der Marsch über das hohe Gebirge stetig voran. Betty wußte nicht, wo sie sich mit ihren Entführern befand.

Am zehnten Tage ihrer Gefangenschaft machten die Indianer wiederum Halt. Sie hatten diesen Platz zum Sammelplatz und zur Jagd bestimmt. Alle Glieder der Bande zogen aus und nur der Häuptling, ein alter Mann, blieb zurück, um die Gefangene zu bewachen, welche sich ganz willig zeigte, mit nach den indianischen Dörfern zu ziehen. Betty wandte diese List an, um die Wachsamkeit ihres Wächters zu verringern und dann die von ihr beabsichtigte Flucht auszuführen. Im Verlaufe des Tages und während der alte Häuptling gerade damit beschäftigt war, eine Hirschhaut zu putzen, kam die Gefangene, welche still dasaß, über ihre traurige Lage nachdachte und ängstlich auf eine Gelegenheit zur Flucht harrte, zu dem Entschluß, dieselbe zu versuchen. Sie näherte sich mit möglichst gleichgültiger Miene dem Indianer und bat ihn um die Erlaubniß, eine kleine Strecke weit an einen Fluß zu gehen, um sich Gesicht und Hände zu waschen. Da er etwas englisch verstand, antwortete er ihr: „Go on!“ Sie ging an ihm vorüber, doch so, daß sein Gesicht nach der entgegengesetzten Gegend, welcher sie sich zuwandte, gerichtet war. Auch war er sehr eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt. Nachdem Betty an das Wasser gekommen war, eilte sie ohne Verzug weiter, wanderte einem hohen, von Bäumen entblößten Berge zu, der aber mit dichtem Gesträuch besetzt war, um sie jedem Auge zu verbergen, und lief so schnell sie nur immer konnte bis zum Abend unausgesetzt vorwärts. In dieser ganzen Zeit hatte sie keinen Verfolger entdeckt. Dann wandte sie sich in’s Thal hinab, um die Spur irgend eines Pfades aufzusuchen, der nach einer Ansiedelung führte. Sie hoffte dann, den Weg nach dem Mont Pisgah zu ihren Eltern zurückzufinden, ohne sich zu verirren oder in der völlig unbewohnten Gegend Hungers zu sterben. Als sie quer durch das Thal an das Ufer des Flusses kam, den sie irrthümlicherweise für den Yadkin hielt — es war aber der Kentuckyriver — bemerkte sie im Sande die Fährte von zwei Menschen, welche den Fluß hinaufgezogen waren. Sie vermuthete, daß dies ihre Verfolger gewesen seien, und dankte dem Herrn

ihrem Gott aus tiefstem Herzen für die Rettung zur rechten Zeit.

Sie war ohne Lebensmittel und irgend eine Waffe, oder ein Instrument, sich eine solche, und wenn's auch nur ein tüchtiger Prügel gewesen wäre, anzufertigen, auch fast ohne Kleidung mit der furchtbaren Gewißheit, daß ein ungeheurer Zug hoher, felsiger Gebirge zwischen ihrem jetzigen Aufenthaltsorte und den Bewohnern jenseits der blauen Berge lag. Und wo sollte sie auch irgend eine Ansiedelung weißer Menschen suchen? Unbekannt wie ein Kind mit der Art und Weise, wie man Gebirge übersteigt und Waldungen durchkreuzt, war sie völlig hülflos auf sich selbst und auf die Hülfe des allmächtigen Gottes allein angewiesen. Aber diese Hülfe suchte sie auch betend und seufzend Tag und Nacht. — So schien denn ihre Lage in der That eine fast trostlose, und nur der Gedanke, daß der Allmächtige bei ihr sei und jeden ihrer Schritte kenne und lenke, hielt sie noch aufrecht und schützte sie vor völliger Verzweiflung. Was hätte sie ohne ein solches Vertrauen auf Gott in ihrer furchtbaren Lage auch wohl anfangen sollen? Darum selig der Mensch, der einen Gott kennt, auf den er sich in Zeiten der Noth verlassen und ihm vertrauen kann. Selig die Eltern, die ihren Kindern *diesen* Schatz mitgeben in's Leben, und selig die Kinder, die ihn besitzen und festhalten ihr Leben lang. Und so erschien ihr — wenn Gott über sie es so beschlossen — ein gewisser Tod, entweder vor Hunger zu sterben oder von wilden Thieren zerrissen zu werden, leichter, als in der Gewalt von Menschen zu sein, deren Grausamkeit ihre Seele mit Grauen erfüllte. Sie betete und flehte zu Gott, er möge doch endlich ihr Elend ansehen und ihr Hülfe senden und Schutz gewähren. Was hatte sie nicht Alles in den letzten Monaten durchmachen müssen! Wenn sie ihres Gatten gedachte, füllten sich ihre Augen mit Thränen! Geweint, gerungen, gebetet, gefleht: „Herr, laß ihn mir wiederkehren!" hatte sie Tage, Nächte, Wochen, Monate lang: Alles umsonst! Er war nicht wiedergekehrt; und nun befand sie sich selbst in der schrecklichsten, verzweiflungsvollsten Lage, entweder dem Hungertode langsam zum Opfer zu fallen, oder von den Zähnen wilder Thiere zerfleischt zu werden! Sie kniete nieder, flehte in einem inbrünstigen Gebete den Allmächtigen und Allgegenwärtigen um Schutz an, erhob sich wieder, nahm ihren ganzen Muth zusammen und wanderte stromabwärts weiter.

Nach einer mehrtägigen Reise wäre sie beinahe den Indianern, welche der alte Häuptling hinweggeschickt hatte, wieder in die Hände gefallen; glücklicherweise aber hörte sie dieselben

herankommen und verkroch sich hinter einen umgestürzten dicken Baumstamm, bis die feindliche Schaar vorüber war. Dies beunruhigte sie von Neuem und verwirrte ihren Geist so, daß sie sich nun wirklich verirrte und einige Tage lang bald rück- bald vorwärts herumwanderte. Endlich kam sie, da sie dem Laufe des Flusses immer abwärts gefolgt war, in der Meinung, es sei der Yadkin, an der Mündung desselben an. Aber wie erstaunte und erschrack sie, als sie sich nun an das Bett eines viel breiteren Stromes (des Ohio) gestellt sah, über den hinüber zu kommen ihr unmöglich erschien.

So beschloß sie denn, dem Laufe dieses ihr völlig unbekannten Stromes nun aber aufwärts zu folgen, da sie noch immer der Meinung war, sie müsse erst die hohen Gebirge übersteigen, bevor sie in ihre Heimath zurückgelangen könne. Nachdem sie mehrere Tage an ihm hinaufgewandert war, kam sie in eine Gegend, wo der Strom durch ein Gebirge fließt oder sich durch hohe, steile Felswände sein Bett gebrochen und sich felsige Klippen an seinen Ufern finden. Dieser Weg schien unzugänglich und das Gebirge schwierig zu ersteigen. Und doch beschloß Betty, das letztere zu thun. Sie kletterte deshalb eine Zeit lang bergan; da sie jedoch an eine Kette unzugänglicher Felsen gelangte, so wandte sie sich wieder dem Fuße des Berges und der Stromseite zu. Nachdem sie in einen tiefen Hohlweg hinabgestiegen und über steile Felsen geklommen, erreichte sie die Stromseite, wo sie zu ihrer unaussprechlichen Betrübniß bemerkte, daß eine senkrechte, zehn bis zwölf Fuß hohe steile Wand das Ufer bildete. Hier trat nun eine feierliche Pause für sie ein. Sollte sie umkehren? Aber daran hinderten sie die Klippen und Felsen, über die sie mit großer Mühe hinabgeklettert war. Sollte sie den Sprung in die Tiefe wagen? Vielleicht kam sie dann mit zerbrochenen Gliedern dort unten an!

„O Gott, mach' der Mühseligkeiten ein Ende!“ seufzte sie — dann betete sie weiter, lange und brünstig, und als sie das Gebet beendet, war sie entschlossen, von der Höhe hinabzuspringen, ein Entschluß, den sie auch sogleich ausführte. Als sie unten ankam, hatte sie kein Glied gebrochen, war aber doch von dem Falle so betäubt, daß sie eine geraume Zeit unfähig war, weiter zu wandern.

In Folge der trockenen Jahreszeit war der Strom seicht, deshalb ging sie im Wasser und wo es möglich war am Ufer entlang, bis sie die Berge hinter sich hatte. Wie lange Zeit sie dazu gebrauchte, wußte sie nicht. Nach kurzer Wanderung kam sie an

ein Thal, das sich in zwei Theile nach verschiedenen Richtungen hin spaltete. Jetzt trat die Frage an sie heran, ob sie dem Flusse noch weiter aufwärts folgen sollte oder nicht. Wiederum gerieth sie in einen Zwiespalt und ängstliche Zweifel zermarterten die Seele des armen jungen Weibes. Sie wußte, daß sie, wenn sie vom rechten Wege abkäme, nie wieder eine menschliche Wohnung oder ein vernünftiges menschliches Wesen erblicken würde. Während dieser zweifelhaften Spannung flatterte ein schöner, bunter Schmetterling dicht an ihr vorüber und setzte sich an ein Gesträuch fest, das Blüthen trug. Dies zog ihre Aufmerksamkeit auf sich und während sie noch immer dastand und nachsann, was sie wohl thun sollte, kam ein zweiter Schmetterling von gleichem Aussehen und setzte sich zu dem ersten auf die Blüthen. Nun trat sie dichter an das Gesträuch heran, bog es ein wenig auseinander, und was sie hier nun erblickte, erfüllte ihre Seele mit Freude. Ein Rindencanoe, wie es die Indianer anfertigten und gebrauchten, lag in dem Gebüsche versteckt und zwei Ruder ihm zur Seite. Das war es, was sie gebrauchen konnte, um über den Fluß zu gelangen. Die Ruder zu handhaben und ein leichtes Canoe zu lenken, machte ihr keine besonderen Schwierigkeiten, sie hatte es oft genug gethan. Schnell entschlossen zog sie das kleine, niedliche Fahrzeug aus seinem Verstecke hervor, schob es in's Wasser, untersuchte, ob es noch brauchbar und wasserdicht sei, und als es die Probe bestanden, nahm sie die beiden Ruder zur Hand, bestieg das kleine Schifflein und ruderte der Mitte des Stromes zu, dessen Wasser hier nicht schnell, sondern träge dahinflossen.

Eine Zeit lang ruderte Betty den Strom aufwärts. Ihre Augen durchforschten, während die Arme die Ruder führten, die Uferränder und dessen nächste Umgebung, aber sie entdeckte nichts, das ihr Schrecken einzuflößen vermocht hätte — und doch wurde *sie* gesehen.

Als ihre Arme ermüdeten, gab sie dem leichten Fahrzeuge noch einen herzhaften Ruderschlag, lenkte es mit einer schnellen Wendung dem jenseitigen Ufer zu und trieb ans Land. Das Ufer war hier flach und von dichtem Strauchwerk und Gebüsch bestanden, hinter welchem nur wenige Schritte entfernt der Hochwald sich erhob.

Vom Rudern ermüdet, ließ sie sich auf dem weichen Rasen nieder. In den dunklen Hallen des Waldes war es recht still und einsam. Das Hämmern des Spechtes und der seltsame Gesang eines Vogels waren die einzigen Töne, welche ihr lauschendes Ohr vernahm. Barg diese Wildniß Menschen, so waren sie gewiß

weit ab; denn der Specht ist ein scheuer Vogel und meidet die Nähe lärmender Haufen.

So dachte Betty als sie sich erhob, das Gesträuch durchbrach und den Hochwald betrat. Da hielt sie ihren Schritt plötzlich an, wie angewurzelt; denn ein unerwarteter, erschreckender Anblick fesselte ihr Auge. Ein Indianer saß kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt auf einem Felsblocke. Er wendete ihr den Rücken zu. Die Waffe stand im Bereich des Armes an den Fels gelehnt. Tomahawk und Messer staken im Gürtel. Dennoch glaubte Betty, obwohl aufs äußerste erschrocken, aus verschiedenen Anzeichen zu sehen, daß er sich nicht auf dem Kriegspfade befand, wie die Indianer, welche sie gefangen genommen.

Obgleich die zum Tode erschrockene junge Frau fast athemlos vor Angst den Indianer mehrere Minuten lang beobachtete, so sah sie ihn doch kein Glied rühren. Bewegungslos wie der Fels, auf dem er saß, war er ein treffendes Bild der Einsamkeit und des Nachdenkens.

Leise und behutsam sich nach dem Canoe zurückzubegeben war der Gedanke, dem sie Folge zu geben eben im Begriff stand, als eine Hand sich leise auf ihre Schulter legte. Sich erschrocken umwendend blickte sie in das Antlitz eines Indianers, der plötzlich vor ihr stand und ihr den Rückzug nach dem Canoe völlig abschnitt. Lautlos wie ein Schatten war der rothe Krieger hinter ihr erschienen, auch nicht das geringste Geräusch von seiner Annäherung war an ihr Ohr gedrungen. Der schlaue Krieger hatte den Moment dazu benutzt, wo sie zum Tode erschrocken, ihre Augen auf den Indianer, der dort auf dem Felsen vor ihr saß, gerichtet hielt, sich in ihre Nähe zu schleichen.

„Die Squaw der Bleichgesichter besitzt eine geschickte Hand und kräftige Arme, mit dem Canoe der Miamies über das Wasser zu fahren, aber ihre Ohren sind zu taub, den Schritt des rothen Kriegers zu vernehmen", sagte er in gebrochenem Englisch. „Wie kommt die Tochter des Blaßgesichtes hierher und was sucht sie auf den Jagdgründen der Miamies?" setzte er fragend hinzu.

„Ich habe mich verirrt, Rothhaut", antwortete Betty, allen ihren Muth zusammenraffend, „und versuche schon seit vielen Tagen nach meiner Heimath, jenseits der Berge zurück zu gelangen", setzte sie hinzu.

„Dann ist die Tochter der Blaßgesichter aber weit, sehr weit von der rechten Fährte abgekommen und ihre Füße haben sie um viele, viele Meilen betrogen. Dazu waren auch ihre Augen blind, daß sie die hohen Berge nicht sehen und finden konnte. Ist die

Squaw allein, oder in Begleitung des Gefährten ihres Wigwams?"

„Ich bin allein, Miamie!"

„Dann möge die Tochter des weißen Mannes mir folgen!" Damit gab er ihr einen Wink, ihm nach dem Walde voranzuschreiten. Betty gehorchte. Nach wenigen Schritten standen sie vor dem Indianer, den sie zuerst, auf dem Felsen sitzend, erblickt. Nur mit einem Seitenblick sie streifend, erhob sich dieser und schritt den beiden voran.

Eine neue Wanderung durch die Wildniß als Gefangene der Rothhäute hatte nun für Betty begonnen.

Weiter und immer weiter ging es im stillen, einsamen Urwalde fort bis an den Abend, wo Halt gemacht und ein Nachtlager bezogen wurde.

Wie manches hatte Betty während ihrer Wanderung durch die Wildniß schon gelernt. Ein Stein, eine Hand voll Moos und Blätter war ihr nach und nach ein bequemes Kopfkissen und auch der Boden war ihr nicht mehr zu hart und zu kalt. Nur eins konnte sie nie lernen. Sie konnte nie die Nacht durchschlafen, sondern wechselte immer mit Liegen und Sitzen ab. Die Eindrücke waren bei dem fortwährenden Wechsel der Umstände zu gewaltig. Auf viele, viele Meilen im Umkreise kein civilisirtes menschliches Wesen. Nur die Sterne versuchten freundlich durch das dichte Geäste hindurch zu blicken und in heimathlicher Weise ihr zuzuwinken. Doch noch viel freundlicher blickte das unsichtbare Auge des Hüters seiner Menschenkinder auch bei diesem neuen Wechsel ihres Schicksals auf sie herab, das nicht schläft noch schlummert, und der ihr im Urwalde in Gesellschaft der beiden Rothhäute, die sie in eine neue Gefangenschaft schleppten, nicht weniger nahe war, als im Gotteshause und in ihrer heimathlichen Blockhütte. Mit diesen Gedanken schlief sie ein. Die Müdigkeit forderte wohl die Ruhe und das Gefühl des Mangels der fehlenden Mahlzeiten begehrte verschlafen zu werden.

Mit Tagesgrauen wurden die erstarrten Glieder gerieben und ein wenig umhergesprungen, um das Blut wieder in Umlauf zu bringen, dann ein Trunk aus einem sprudelnden Quell, ein Stück Maisbrod und kaltes Hirschfleisch von den Indianern dargereicht, schnell verzehrt, und weiter und weiter gings hin im stillen Walde fort, zwischen ihren Treibern dahinschreitend.

Da lag plötzlich, es war um den Abend herum, ein breiter Strom vor ihnen, der den Weg versperrte. Eine Stromschnelle, wo das Wasser weniger tief war, half hinüber ans andere Ufer,

und mit eintretender Dunkelheit kamen sie endlich in das Indianerdorf. Hungrig, mit zerrissenen und zerlumpten Kleidern, barfuß (denn die Moccasins waren längst so unbrauchbar geworden, daß Betty sie hatte wegwerfen müssen), todmüde, bis zum umfallen, sank das arme gequälte Weib zu Boden. Doch auch hier gab es noch keine Ruhe, kein Erbarmen! Der Häuptling schien in böser Laune zu sein. Er ließ sofort eine Rathsversammlung halten und das arme, junge Weib wurde, da sie kaum noch zu gehen vermochte, hinein in die Rathsversammlung geschleppt. Hier zerrissen nnd zerkratzten die rothen Weiber, noch ehe sie in die Hütte gelangte, ihr das Gesicht und schlugen sie auf unbarmherzige Weise. In der Rathsversammlung selbst näherten sich ihr zwei rothe Squaws und schlugen ihr ins Gesicht, aber dieser Schimpf wurde von den Kriegern, als ein Bruch des Anstandes, verdammt. — Nach abgehaltener Rathsversammlung nahm der Häuptling sie bei der Hand und übergab sie zwei Indianern als Ersatz für eine gestorbene Schwester. In ihrer Hütte hatte sie nun wenigstens Ruhe vor den brutalen Weibern, denn nun genoß sie das Gastrecht des Stammes. In dieser Eigenschaft blieb sie ungefähr einen Monat lang, trug die Kleidung der verstorbenen Indianerin, versah die indianische Haushaltung der beiden noch unverheiratheten rothen Krieger, und wurde dann dem Häuptling der Chippewas, dem alten Wenniway, der zufällig auf einem Jagdzuge bei den Miamies erschien, gegen zwei wollene Decken, die er von einem weißen Händler durch Tauschhandel erworben, von den beiden Brüdern verkauft. Dieser führte sie bald darauf nach den Quellen des Muskegon, nach dem heutigen Staate Michigan — freilich, damals noch kein Staat — wo sie dann endlich von ihrem Gatten nach langem, vergeblichem Suchen aufgefunden wurde. —

Die Reise nach dem Muskegon war so ermüdend, daß sie krank wurde, und es dauerte zwei Monate, ehe sie genas. —

Betty erzählte ihrem Gatten, daß sie während ihrer Wanderschaft, wo sie allein war, kein anderes Mittel ihrer Lebenserhaltung hatte, als daß sie den Saft von jungen Rohrstangen, Sassafrasblättern und anderer ihr bekannter Pflanzen aussog und verschluckte. Daß sie auf ihrer Reise Büffel, Elenthiere, Hirsche und häufig selbst Bären und Wölfe gesehen, von denen jedoch keiner, obgleich einige sehr dicht an ihr vorüberkamen, auch nur den geringsten Versuch machte, sie anzugreifen. Sie war und blieb lange Zeit, als sie sich auch schon längst in der Hütte des alten Häuptlings Winneway befand und aufs liebevollste gepflegt wurde —

soweit diese Pflege nach indianischen Begriffen möglich war — in einem sehr schwachen Gesundheitszustande. Sie war fast untröstlich über das harte Loos und schwere Geschick, das sie betroffen. Untröstlich über den Verlust ihres Gatten, all' ihrer Habe, und ihre eigene trost- und hoffnungslose Gefangenschaft — bis sie jetzt endlich durch ihren Gatten und des treuen Pontiac und Turkey-leg Hülfe, besonders aber durch Gottes wunderbare und gnädige Fügung, der das Zusammentreffen mit dem Pottawattamee herbeigeführt, so unerwartet von ihrem harten Loos befreit, in seliger Wiedervereinigung an der Brust des treuen Mannes ruhen durfte. —

Aber auch Alexander wußte seiner Betty genug und übergenug von seinen Erlebnissenzu erzählen, und so oft er dabei der Dankbarkeit und Treue gedachte, welche der junge Pontiac ihm bewiesen, und wie dieser auch jetzt noch mit seltener Liebe an ihm hinge, so oft wich auch die Bitterkeit, welche sich in Bettys Seele gegen die Indianer festgesetzt, und machte besseren Gefühlen Platz, so daß sie zuletzt doch bekannte: „So mag es denn unter dem rothen, wilden Volke auch noch edle Charaktere geben, und zu ihnen muß ich gewiß meinen alten Häuptling und seine liebenswürdige Squaw auch zählen, denn sie haben mir nur Gutes erwiesen!"

„Das mußt du gewiß!" erwiderte Alexander. „Vor allem aber danken wir es beide dem Herrn unserm Gott, daß er uns in so vielen Gefahren behütet und bewahret und alles so wunderbar gelenkt, geleitet und geführet, daß wir uns nun nach langem, vergeblichem Suchen endlich wiedergefunden haben. Das soll unsere Seele nie vergessen, und wir werden es ihm immer danken, nicht wahr, Betty?"

„Ja, Alex .... das werden wir!"

* * *

Gegen neun Uhr Morgens kamen die Krieger des Stammes, die der Häuptling bestellt, herbei. Sie hatten sich in den besten indianischen Schmuck geworfen, der freilich seltsam genug aussah. Die meisten hatten Beinkleider an, welche jedoch nur von den Füßen bis zur Hälfte der Lenden reichten, und oben mit einer hirschledernen Schnur am Gürtel festgebunden waren. An den Seiten waren Sie mit bunten Perlen gestickt. Moccasins trugen sie von weichem Hirschleder mit Stickerei und buntgefärbten Stacheln der Stachelthiere geschmückt. Ein buntes Gewand bedeckte den Oberkörper und flatterte an den Lenden umher. Eine

wollene Decke hatten sie einer Toga gleich, geschickt über das Ganze geworfen. Das rabenschwarze Haar hing in langen Zöpfen den Rücken herab und Adlerfedern schmückten das bloße Haupt. Manche hatten ihr kupferrothes Angesicht noch mit hellrothen Streifen verziert, um dadurch ihre weihevolle Stimmung anzuzeigen; ein grämlicher alter Mann aber, zu einer Mumie fast zusammengeschrumpft. der einen bösen Traum gehabt haben wollte, hatte sich die eine Seite seines Angesichtes ganz schwarz gefärbt, um vor dem Einfluß des bösen Geistes gefeit zu sein. —

Auch die Frauen kamen diesmal hierbei, denn sie waren eingeladen worden. Sie hatten ganz ähnliche Schuhe an den Füßen und Beinkleider an, darüber aber einen hirschledernen Rock mit Perlen und Bändern reich gestickt, der bis auf die Hälfte der Waden hinabreichte. Der Oberkörper war mit einer kurzen Jacke bekleidet und die Brust mit großen Zierrathen behangen. Nackende Kinder liefen umher und diejenigen, die noch nicht laufen konnten, wurden von ihren Müttern auf dem Rücken in einer beutelartigen Umhüllung herbeigetragen.

Nachdem sich die Männer auf umherliegende Baumstämme gesetzt und die Frauen sich in Gruppen am Busen der Mutter Erde hingehockt hatten, trat der Häuptling, mit seiner Squaw an der einen und dem jungen Ehepaar an der andern Seite, vor die Thür seiner Hütte. Betty hatte statt der indianischen Kleidung einen andern europäischen Anzug, den Alexander ihr in der Voraussetzung, daß es ihr an Kleidung fehlen würde, von Marie's Kleidern mitgebracht, angelegt, und sah darin nun viel lieblicher und schöner aus, als vorher in ihrer indianischen Tracht.

Mit der linken Hand raffte der Häuptling seine Toga auf der Brust zusammen, die entblößte Rechte streckte er erst nach seinem Volke und dann nach dem jungen Ehepaare aus und machte die Anwesenden mit dem Zwecke der Versammlung bekannt. Er sagte unter Anderem etwa folgende Worte:

„Wenn einer meiner rothen Brüder seinen Medizinbeutel — den kostbarsten Gegenstand, den er besitzt — verliert, dann sucht er so lange, bis er ihn wiederfindet, und wenn er ihn gefunden hat, will er ihn nicht wieder verlieren, sondern behalten, so lange er lebt. So ist es auch mit diesem bleichgesichtigen jungen Ehepaare geschehen. Sie, das bleichgesichtige junge Weib, war ihrem Manne verloren gegangen, und er hat so lange nach ihr gesucht, bis er sie in meiner Hütte wiedergefunden. Meine rothen Brüder wissen, daß ich, euer Häuptling, das junge Bleichgesicht einst von unsern Freunden, den Miamies, mit in unser Dorf gebracht, daß

ich sie in meinen Wigwam aufgenommen und sie lange Zeit krank, auch ein Fremdling unter uns gewesen, bis sie sich durch die liebreiche Pflege unserer Kranken viele Freunde erwarb. Sie hat unsere Kinder unterrichtet, mit ihnen gar lieblich gespielt und sie immer freundlich behandelt. Dadurch haben Alte und Junge, ja das ganze rothe Volk sie sehr lieb gewonnen. Eine ganz besondere Liebe hat sie sich aber bei meiner Squaw und mir erworben und ist darum auch an unsere alten Herzen so fest angewachsen, daß wir sie an Stelle unserer einzigen, zu den Vätern versammelten Tochter angenommen, und von ihr hofften, sie sollte bei uns bleiben, uns in unserer letzten Krankheit pflegen und so gute Worte zu uns reden, wie sie einst am Sterbelager unserer Tochter geredet hat — aber der große Geist will es nicht und hat ihrem Ehegatten die Fährte seines Weibes bis zu meinem Wigwam finden lassen. Ihr Gatte wird sie nun wieder mitnehmen, weil sie ihm gehört, und der rothe Mann darf dem weißen Manne nicht vorenthalten, was sein ist. Der große Geist zürnt, wenn wir dem Manne das Weib nehmen, das er ihm gegeben. Das sind die guten Worte, die uns auch der ‚schwarze Vater‘ gelehrt, und nach ihnen sollen wir uns richten und sie halten. Was der große Geist Y-U-yah-wah auf seiner Fährte zusammenführt, das darf der rothe Mann nicht von einander reißen. Und das ist's, was ich meinen rothen Brüdern habe sagen und noch hinzufügen wollen, daß unsere bleichgesichtige Tochter mit dem ‚guten Herzen‘ allen rothen Männern, Weibern und Kindern für eure Liebe und gute Behandlung ihren Dank auszusprechen wünscht, den ihr Herz fühlt, und euch nun Allen ein herzliches ‚Lebewohl‘ durch meinen Mund zuruft."

Die Rede wurde gut aufgenommen, wie das viele beifällige „Grunzen" bezeugte. Er schloß mit dem üblichen: „Nindikit!" d. h.: Ich habe gesprochen, worauf ein langes und überlautes „Whoop!" erfolgte.

Dann trat Alexander auf und redete zu der Versammlung. Turkey-leg machte den Dolmetscher. Er gab den Inhalt der Rede kurz wieder. Alexander sagte etwa unter Anderem, wie er sich nicht nur nach seinem Weibe Tag und Nacht gesehnt, sondern sie auch unaufhörlich gesucht, wie er dabei keinen Weg durch die Wildniß, keine Nacht und keinen Tag, keinen Schnee und keinen Regen, keinen Donner und keinen Blitz gescheut habe, wie er weder Zeit noch Mühe, weder Gefahr noch Entbehrung, weder Hunger noch Durst gefürchtet, auf sein eigenes Leben nicht geachtet, um das vom großen Geist ihm gegebene Weib wieder zu finden,

das ihm verloren gegangen war. Hier habe er sie nun endlich bei seinen rothen Brüdern wohlaufgehoben gefunden, und er danke ihnen Allen, Männern, Weibern und Kindern, besonders aber dem Häuptling und seiner guten Squaw für all' das Gute, das sie an ihr gethan. Jetzt wolle er sie aber wieder mitnehmen, sie zu Vater und Mutter zurückbringen, die sich um die verlorene Tochter fast die Augen blind geweint hätten und nach der Wiedervereinigung mit ihr sehnlich verlangten.

Ernst und schweigend hatten die Rothhäute der Rede des Bleichgesichtes gelauscht, aber kein Laut war vernommen worden. Man merkte es den rothen Menschen an, daß sie von dem Inhalt der Rede innerlich bewegt waren.

Da konnte es sich auch Betty nicht versagen, an die Versammlung noch einige Worte zu richten. Sie sagte:

„Meine rothen Freunde haben mir von Anfang an, als ich zu ihnen kam, Gutes erwiesen, und ich habe sie dafür alle Tage lieber gewonnen. Schon glaubte ich, in Eurer Mitte noch lange bleiben zu sollen, da sandte Gott mir den Gatten, der mich nun hinwegführt. Ich danke Gott und Euch für all' das Gute, das ich von Euch empfangen durfte und das Ihr mir erwiesen, besonders jetzt, da ich von Euch scheiden soll. Ich habe Euch öfter gesagt, daß wir die Wege des großen Gottes (Geistes) manchmal nicht recht verstehen, daß sie aber immer recht, heilig und gut sind. Er hat mich zu Euch hierher geführt und ruft mich nun auch wieder von Euch hinweg. Ich habe Euch Alle lieb und werde mich noch oft an die rothen Brüder und Schwestern, Große und Kleine, in dem stillen Urwalde erinnern und Euch nicht vergessen. Möge der große Gott (Geist) Euch Alle behüten, Euch die Wege lehren, die zu Ihm führen, damit Ihr Ihn recht erkennen, auf Ihn vertrauen und Ihn lieben lernet!“

So sprach Betty zum rothen Volke; ob sie von Allen verstanden wurde? — wer will es sagen! Aber daß sich unter ihnen manches Auge mit Thränen füllte, ist gewiß. Die Männer suchten zwar gesenkten Hauptes die Ruhe des Angesichtes zu bewahren, auf welche sie so viel halten, aber die Frauen und Kinder bedeckten ihre Angesichter und — weinten. Betty fühlte, die rothen Menschen hatten sie lieb gehabt, darum die bleiche, freundliche Frau lieb gehabt, weil sie ihnen so viel Liebe und Freundlichkeit erwiesen. —

Jetzt ging Alexander daran, etliche kleine Geschenke unter ihnen zu vertheilen. Die Frauen und Mädchen erhielten Korallen, Perlenschnüre, Ringe u. s. w., die Kinder kleine Sächelchen zum

Spielen, die Männer Thonpfeifen und Tabak, der alte Häuptling eine Schießwaffe (Pistole) nebst Pulver und Kugeln und ein paar wollene Decken (denselben Preis, den er einst für Betty an die Miamies gezahlt). Darüber freuten sich Alle sehr und kehrten dann dankbaren Herzens in ihre armseligen Wigwams zurück. Damit war denn nun der öffentliche Abschied geschehen, und am nächsten Tage sollte die Abreise unserer Freunde stattfinden; aber so lange ward die Hütte des Häuptlings nicht mehr leer von Besuchern. Alle wollten das bleichgesichtige „gute Herz“ noch einmal sehen. Die alte Häuptlingsfrau saß aber still, schweigsam und mit gebeugtem Haupt; sie hatte weder Thränen noch Worte, bis sie endlich das Haupt erhob, sich fast gewaltsam emporrichtete und zu Betty sagte:

„Ich werde deine Abreise nicht sehen; ich kann sie nicht sehen, ich will sie nicht sehen.“ — Und sie hat Wort gehalten und die Abreise Betty's nicht gesehen, denn sie starb noch in derselben Nacht plötzlich am Herzschlage. Das war eine traurige Ueberraschung und ein rechter Schmerz für Betty, die nun fürchten mußte, der Häuptling werde seinen Entschluß in Bezug auf ihre sofortige Abreise ändern und sie nicht ziehen lassen wollen — allein ihre Sorge erwies sich als völlig grundlos. Der Häuptling änderte seinen Entschluß nicht, sprach über ein längeres Bleiben ihrerseits kein Wort und hielt sein einmal gegebenes Versprechen treu und unverbrüchlich.

Am nächsten Morgen waren die Canoes bereit. Betty und Alexander sollten in dem einen, Pontiac und Turkey-leg in dem andern ihre Reise stromabwärts antreten. Eine Anzahl Krieger in ihren Canoes wollte ihnen noch eine Strecke den Strom hinab das Geleit geben. —

Am Ufer des Muskegon, an der Stelle etwa, wo heute die Stadt Big Rapids steht, gab es nun noch ein Händeschütteln und — nasse Augen. Die Abreisenden bestiegen die kleinen Fahrzeuge — eine kleine Flotte von Canoes schwamm bereits auf dem Strom mit Freunden besetzt — man stieß vom Lande. „In Gottes Namen vorwärts, Betty!“ flüsterte Alexander seinem Weibe zu und schwamm nun mit ihr stromabwärts, der Mündung des Muskegon, dem Michigansee zu, und damit der Heimath entgegen. Man folgte dem Laufe des Stromes. Die Indianer in ihren Canoes gaben den scheidenden Freunden das Geleit bis an das Ende der Big Prairie, wo sie sich dann von ihnen verabschiedeten und zurückkehrten, doch nicht ohne ihnen die Warnung zurückgelassen zu haben, daß die beiden Bleichgesichter mit ihren rothen

Reisegefährten sich vor den Oneidas, welche damals den Nordwesten Michigans, einen Theil Wisconsins mit Einschluß von Green Bay, als ihre alleinigen Jagdgründe ansahen, auf's sorgfältigste zu hüten hätten. Diese Indianer waren mit den Franzosen befreundet und standen sowohl den Engländern als auch den Chippewas um jene Zeit feindlich gegenüber. Sie waren ja von den Bleichgesichtern (Rothröcken) aus ihren östlich gelegenen Jagdgründen vertrieben worden und das war Grund genug, sie glühend zu hassen.

Am Abend des ersten Reisetages begaben sich unsere Freunde an's Land und bezogen ein schnell hergerichtetes Lager, um die Nacht hier zuzubringen. Nach dem Abendessen legte man sich zum Schlafe nieder; Pontiac übernahm die Wache, schürte das Feuer und hütete den Schlaf der Ruhenden. Die Nacht verging auch ohne Störung, und schon früh am Morgen waren die Canoes wieder beladen, um die Reise stromabwärts fortzusetzen. Man wartete nur noch auf Turkey-leg, der in den Wald gegangen war, um ein Wild zu schießen. Da kam aber auch der Indianer schon durch die Bäume daher, jedoch mit leeren Händen. Statt des erlegten Wildes brachte er die Nachricht, daß ein Haufen Oneidas etwa eine Meile oberhalb des Lagers den Strom gekreuzt und sich dem Lagerfeuer näherte. Die Nähe der Feinde habe ihn auch abgehalten, ein Wildpret zu schießen, wodurch er sich und seine Freunde verrathen haben würde. Es galt nun, keinen Augenblick länger mit der Abreise zu zögern. Alexander, Betty und Pontiac bestiegen schnell die Canoes, ruderten stromabwärts, während Turkey-leg noch am Lande zurückblieb, um die Bewegungen der Feinde zu beobachten. Er begab sich schweigend in die Gebüsche, deutete aber, noch ehe er zwischen denselben verschwand, mit der Hand heftig winkend stromabwärts, um anzuzeigen, daß nur auf diesem Wege und durch eine schnelle Fahrt das einzige Mittel sei, aus dem Bereiche der feindlichen Indianer zu entkommen. Da man sich der Uebermacht der Feinde wegen auf einen Kampf mit ihnen schlechterdings nicht einlassen konnte, so war schleunige Flucht das einzige Mittel, ihren Händen zu entgehen.

So stahlen sich denn die beiden Canoes geräuschlos aber schnell unter dem Ufer entlang, als sich bereits an der verlassenen Lagerstätte der Blaßgesichter die Indianer zu sammeln begannen. Hätten die Wilden nicht ihre ganze Aufmerksamkeit der Lagerstätte und den vorhandenen Fährten zugewendet, so wäre es fast unmöglich gewesen, so vielen spähenden Augen zu entgehen, da

die Ungleichheit des Ufers häufig das eine oder das andere der Canoes auf Augenblicke bloß stellte. Diese Gefahr schwand jedoch bald und als die Reisenden, aus denen nun Flüchtlinge geworden, eine Landspitze hinter sich hatten, wurde ihre Lage eine verhältnißmäßig sichere. Denn hier begann der Moorgrund und der sumpfige Boden machte jede Annäherung vom Lande aus schwierig. Das mußte Turkey-leg wohl gewußt haben und hatte deshalb auch zu möglichster Eile aufgefordert. Außerdem säumte dichter Wald gerade an dieser Stelle beide Ufer des Flusses, obgleich die dunklen Waldstreifen keine große Ausdehnung hatten.

Als die Canoes in den dunklen Schatten der Waldstreifen traten, athmete auch Turkey-leg in seinem Gebüsche auf; er wußte, daß seine Freunde vorerst geborgen seien, wenn nicht einer oder der andere der spähenden Feinde in den Moorgrund sich verirrte. Auch Pontiac erkannte sofort das Vortheilhafte ihrer Lage und hielt sich mit seinen Freunden für ziemlich sicher. Als er mit seinem und Alexanders Canoe den Strom weit genug hinabgegangen war, wendete er sein Canoe nach dem jenseitigen Ufer und winkte Alexander, ihm mit seinem Fahrzeuge in das von Turkey-leg ihm bereits näher beschriebene Versteck zu folgen. Pontiac bediente sich öfter ganz kurzer Sätze in seiner Rede, besonders wenn er gebrochen Englisch sprach.

„Dies guter Platz“, sagte er, „Ihr hier warten“, bemerkte er weiter, als die Fahrzeuge sicher hinter dem künstlichen Dickicht lagen. „Acht geben, Freund Alexander — rother Mann sehen scharf. Ich nun gehen und sehen Pottawattamee. Ihr hier bleiben.“

„Pontiac, noch ein paar Worte, ehe du gehst“, sagte Alexander. „Begieb dich nicht unnöthigerweise in Gefahr — denke an deine alte Mutter — an das Volk der Ottawas, die dich zurück erwarten; — denke an den letzten Besuch, den wir bei den Ottawas machten, und an die letzte von ihnen abgehaltene Rathsversammlung — sie erwarten von dir etwas Außerordentliches; — unsere Reise zu den verschiedenen Stämmen hatte auch noch einen anderen Zweck als den, Betty zu suchen — du weißt welchen! Denke auch an mich — ich bin weder Engländer noch Franzose — ich bin ein freier amerikanischer Kolonist — und denke auch an mein Weib; wir bedürfen beide noch deines Beistandes!“

„Ja, Pontiac, treuer Freund, setze dein Leben nicht einer Gefahr aus, ohne daß die größte Noth es erfordert, und sage auch dem Pottawattamee, daß wir eurer Hülfe bedürfen“ bat auch Betty den Indianer.

„Pontiac hat seine weißen Freunde sehr lieb und wird sich jetzt nur um ihretwillen auf kurze Zeit von ihnen entfernen. Was Pontiac's Mund redet, das fühlt sein Herz!" sagte der Indianer mit weicher Stimme, ergriff dann Alexander's und Betty's Hand, hielt sie einen Augenblick mit leisem Druck in der seinigen und war dann im nächsten Augenblick im Dickicht verschwunden.

Es waren Stunden banger Erwartung, welche das junge Ehepaar nach der Entfernung der beiden Indianer in ihrem Verstecke verbrachten. Allerdings sahen sie sich vorerst gegen einen Ueberfall der Oneidas durch ihren gut ausgewählten Schlupfwinkel geschützt, und auch der Haufen der feindlichen Rothhäute schien glücklich von ihrer Spur abgekommen zu sein. Sie waren stromaufwärts gezogen, um die Spur der Flüchtlinge zu suchen; fielen ihre Nachforschungen in dieser Richtung fruchtlos aus, so mußten sie allerdings auf den Gedanken gerathen, dem Flusse abwärts zu folgen, seine beiden Ufer zu durchsuchen und sie dann doch in ihrem Verstecke auffinden. Dazu kam, daß Betty den Pottawattamee nicht mit wirklichem Vertrauen betrachtete; dieser aber fand an Alexander einen warmen Vertheidiger.

„Es sind nicht immer die zuverlässigsten Indianer, die sich den Weißen gegenüber so freundlich stellen, wie Turkey-leg uns gegenüber es thut. Ueberfallen, Brennen, Morden, Skalpieren liegt diesen rothen Menschen im Blute, wie der Schlange das Gift im Zahn!" sagte Betty zu ihrem Gatten.

„Und meinst du, daß Turkey-leg eine so verrätherische Schlange sein könnte?" fragte Alexander.

„Ich weiß es nicht, doch traue ich ihm nicht recht. Mit Pontiac ist es etwas anderes; der besitzt ein dankbares, edles Herz und hat dich lieb, weil du ihm das Leben gerettet, aber der an...."

„Ich bürge auch für Turkey-leg", unterbrach sie Alexander.

„Desto besser für uns, aber mir gefällt er nur halb."

„Sei seinetwegen ohne Sorge, Betty, er wird uns nicht verrathen."

„So will ich mich bemühen, von ihm besser zu denken."

„Nun, ich sehe doch nicht ein, warum er uns hierher gewiesen haben sollte, wenn er gegen uns Böses im Sinne hätte. Und dann: war es denn nicht er, der mich von deinem Aufenthaltsorte unterrichtete? Hat er nicht auch dafür gesorgt, daß wir von seinem Häuptling gut aufgenommen wurden und dieser dich schließlich mit mir ziehen ließ? Nein, Betty, dein Mißtrauen gegen den Pottawattamee entbehrt jeden Grundes!"

„Hat er das Alles in redlicher Absicht gethan und nicht um des Lohnes willen, den du ihm versprochen hast, in Fort Mackinac einzuhändigen, dann sind wir ihm zu großem Dank verpflichtet und ich hätte mich meines Mißtrauens gegen ihn zu schämen — ich weiß aber immer noch nicht, was ich denken soll; auch hat Pontiac mir mehr als einmal deutliche Winke gegeben, daß wir dem Pottawattamee nicht allzusehr vertrauen sollten.“ —

„Auch mir hat er ähnliche Andeutungen gemacht, ich will aber nicht mißtrauen ohne Grund; unser Leben ist in Gottes Hand, Betty, ich dächte, wir hätten das beide schon zur Genüge erfahren; denkst du nicht auch so, Betty?“

„Gewiß, Alex...., was wäre ohne Gottes gnädigen Schutz und Beistand wohl aus uns geworden?“

„Deshalb müssen wir ihm aber auch jetzt und in Zukunft vertrauen, Betty!“

„Gewiß müssen wir das und wollen es auch thun! Gott kann auch Menschenherzen nach seinem Willen lenken. Doch möchte ich dich noch fragen, welchen andern Zweck Pontiac neben dem, mich aufzusuchen, zu verfolgen hat; oder darf ich das nicht wissen, Alex....?“

„Eigentlich nicht; wenn du aber ein Geheimniß bewahren kannst, will ich es dir wohl sagen.“

„Ich verspreche, daß ich nichts verrathen werde!“

„Nun, er soll den Versuch machen, alle westlichen Indianerstämme zu einem Bündniß mit den Ottawas zu vereinigen; zu welchem Zweck weiß ich heute noch nicht, da ich nicht alles, was sie in ihrer Rathsversammlung—welche kurz vorher stattfand, ehe ich mit Pontiac die Reise nach Michigan antrat und das Dorf der Ottawas am Sanduskyriver verließ — beschlossen haben, verstanden habe. Und Pontiac ist gerade in diesem Punkt mir gegenüber sehr schweigsam, und da ich ihn nicht ausfragen mag, um nicht neugierig zu erscheinen, so erfahre ich auch nichts.“

„Um die Bündnißangelegenheiten der Rothhäute wollen wir uns auch weiter nicht kümmern; mögen sie ihre Bündnisse schließen wo und mit wem sie wollen, wenn sie uns dabei nur in Ruhe lassen, das ist Alles, was wir von ihnen wünschen und begehren können“, erwiderte Betty.

„Das sind auch meine Gedanken und sie beruhigen mich vollständig — ich möchte aber doch wissen, wo Pontiac so lange bleibt; es ist sonst nicht seine Art, mich so lange allein zu lassen — er muß wichtige Gründe haben, die ihn abhalten, zu uns zurückzu-

kehren; wenn er nur nicht den Feinden in die Hände gefallen ist", sagte Alexander besorgt.

„Das wollen wir nicht hoffen; er scheint mir nicht der Mann zu sein, der sich leicht in einem Hinterhalt fangen läßt", erwiderte Betty zuversichtlich.

Während so Hoffnungen und Befürchtungen bei ihnen wechselten, nahete der Abend bereits heran, aber noch hatte keine Rothhaut, weder Freund noch Feind, sich bei ihnen blicken lassen. Die Gegend umher war durchaus öde geworden, und sie begannen sich der Hoffnung hinzugeben, daß auf Meilen in der Runde kein Feind mehr vorhanden sei. Dieses verstärkte Gefühl der Sicherheit ermunterte sie, einen geeigneten Platz zum Nachtlager zu wählen. Und doch waren sie nicht ohne Sorge um ihre beiden Freunde. Ein trockener, fast sandiger Platz war bald gefunden; dazu gab zum Ueberfluß der schlammige Moorstrich eine vom Lande fast undurchdringliche Schutzwehr ab.

Zwei lange Tage lagerten die Flüchtlinge unter großer Sorge um ihre beiden rothen Freunde auf dieser Stelle, ohne daß Pontiac oder Turkey-leg etwas von sich hören ließen. Die Ungewißheit, in der sie schwebten, wurde ihnen immer peinlicher; wie gerne hätten sie etwas Näheres von dem Stande der Dinge erfahren.

Da am Morgen des dritten Tages entdeckte Betty's spähendes Auge einen Indianer. Er kam auf das diesseitige Ufer herab, hütete sich dabei sorglich, sich nach dem Lande hin bloßzustellen und watete, um keine Spur zurückzulassen, im flachen Wasser. Ein Blick auf den Herannahenden überzeugte Alexander, daß es Pontiac sei. Mit der ihm eigenen Vorsicht watete er näher, betrat die sandige Uferstelle, sah sich noch einmal vorsichtig nach allen Seiten um und trat nun zu den beiden hinter dem Gebüsch, die ihn freudig begrüßten.

„Wir fürchteten schon, wir würden dich nicht wiedersehen, Pontiac; bringst du gute oder böse Nachrichten?" sagte Alexander, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

„Hattet nichts zu braten und zu essen, wie?" fragte Pontiac.

„Nur Fische und ein paar Eichhörnchen, die ich mit deinem Bogen erlegte, den du für diesen Zweck hergerichtet, da ich die Flinte nicht gebrauchen durfte."

„War lange von meinen Freunden weg — bringe aber ein Rehkalb mit."

„Aber ich sehe ja nichts davon."

„Gut, ich werde es gleich holen," damit verschwand er im Gebüsch und kehrte nach einigen Minuten mit der Jagdbeute zurück; ein Prachtexemplar, schön und fleischig, so daß es für einige Tage Nahrung bot.

„War schon einmal in der Nacht hier, konnte aber nicht bleiben, mußte wieder fort," sagte er dann. Aber darum erntete er für seine Sorge um das Wohl seiner Freunde den wärmsten Dank, besonders von Betty, die das schöne Beutestück gar nicht genug bewundern konnte. Aber Pontiac brachte auch Nachrichten mit, welche für seine Freunde sehr wichtig waren. Sein Bericht war, trotz seines gebrochenen Englisch klar und bestimmt und überall trat der Scharfblick und die Verschlagenheit eines geübten und ungewöhnlichen Genies hervor. Er hatte die Feinde beobachtet, ohne von ihnen gesehen zu werden. In Abtheilungen hatten sie die Flußufer nun auch abwärts durchforscht und jede Stelle untersucht, wo sich etwa ein Canoe bergen konnte. Dabei sprangen Läufer von einem Haufen zum andern, um Nachricht über den Erfolg des Forschens zu bringen. Turkey-leg war von allen diesen Maßregeln ebensogut und noch besser unterrichtet als er. Der Pottawattamee hatte schlauer Weise den Dienst eines Läufers bei den Oneidas übernommen, und diese hatten ihm um so eher ihr Vertrauen geschenkt, da er schon als solcher überall bekannt war, und die Oneidas dem Stamm der Pottawattamees nicht so feindselig gegenüberstanden, als anderen Stämmen der Chippewas. Pontiac hatte ihn unter ihnen gesehen und zuerst Verrath von ihm gefürchtet, als er aber wahrgenommen, daß er diesen Posten bei den Oneidas übernommen, um seinen Freunden zu nützen, war der Verdacht geschwunden. Er hatte bemerkt, daß Turkey-leg mehreren Spähern absichtlich in den Weg getreten war, oder ihnen erfundene Nachrichten mitgetheilt hatte, wodurch diese auf falsche Fährten geleitet worden waren. Auf diese Weise hatte Turkey-leg wirklich die Indianer zum schnelleren Hinabgehen des Flusses angespornt. Erst, als sie etwa zehn Meilen den Fluß hinabgegangen waren, hatte Pontiac seinen Beobachtungsposten aufgegeben und sich wieder flußaufwärts gewandt, um sich nach seinen Freunden umzusehen und ihnen das bereits von ihm erlegte und ausgeweidete Wildpret zuzustellen.

Auf seinem Rückwege stromaufwärts war er auf Turkey-leg gestoßen, der sich nicht wenig verwunderte, ihm in seiner Nähe zu begegnen, und dieser hatte ihm mitgetheilt, daß er die feindlichen Krieger getäuscht und es ihm gelungen, alle Späher — da er ja

in ihren Augen selbst als solcher galt — von dem Flusse zu entfernen und sie zunächst landeinwärts zu weisen.

Aber Pontiac verhehlte sich selbst nicht, daß damit nicht volle Sicherheit gewonnen sei. Ein unglücklicher Zufall konnte die Späher jederzeit zum Flusse zurückführen. Er sagte darum, daß man noch diese Nacht die Weiterfahrt antreten müsse und zwar wieder flußabwärts, den Feinden gerade entgegen oder ihnen nach. Die Nacht müßte zur Weiterfahrt benützt werden und die zahlreichen überbuschten Einbuchtungen des Ufers zu sicheren Verstecken während des Tages, und so wurde denn die Weiterfahrt auf den Abend festgesetzt. Mit dem Einbruche der Dunkelheit war Alles zur Abfahrt bereit. Pontiac fuhr in seinem Canoe voran und hielt sich stets so dicht als möglich am Ufer, um sich jedem etwaigen Späherblick durch die Dunkelheit, welche die Gebüsche verbreiteten, zu schützen. Auf diese Weise glitten die beiden Canoes unentdeckt weiter. Die sumpfigen Moorgründe boten ihnen hinreichend Schutz, da die Späher sich nicht leicht in diese hineinwagten oder verirrten. Als der Morgen herannahte, machte Pontiac Halt und sicherte den Freunden in der That noch eine geschütztere Stelle im Moorgrunde, als der Lagerplatz gewesen, auf dem sie sich ein paar Tage hatten aufhalten müssen.

Mitten im Moore befand sich ein etwas erhöhter trockener Platz, zu welchem eine Art Wassergraben oder Vertiefung führte. Diesen benutzte Pontiac zum Lagerplatz und ließ sich, als er sein Canoe befestigt, in sorgloser Sicherheit im Schilf nieder, um sich seine Thonpfeife anzuzünden und dem Genusse des Rauchens hinzugeben. Aus diesem Benehmen des Indianers schloß Alexander, daß sie eine ziemlich sichere Zufluchtsstätte für diesen Tag bezogen haben mußten.

„Sind wir hier sicher, Pontiac?“ fragte er den rothen Freund.

„Sicher, wie in einem festen Blockhause. Kein Oneida wird hierherkommen — zu schwammig — zu naß — kein Weg für rothen Mann dies!“

„Und morgen, wo bleiben wir dann?“

„Im Moorschlamm wie heute — Oneidas werden warten auf Bleichgesichter am Ende des Flusses, wo er sein Wasser ergießt in großen See — dort wir haben müssen Augen offen überall!“

„Da hast du wohl recht, Pontiac, da unten liegt für uns die größte Gefahr; können wir uns da noch glücklich durchschleichen,

dann sind wir gerettet. Wie aber wollen wir das möglich machen?"

„Gehen bei Nacht, bleicher Freund! Wenn dort viel Dickicht, dann viel Schutz für uns — in viel Dunkelheit können nicht sehen Oneidas — großer Geist uns helfen, du sein Medizinmann!"

„Ja, Pontiac, Gott muß uns beistehen, und wer auf [illegible] vertraut, ist s e i n Medizinmann, das wollen auch wir thu[illegible]."

Nun ging Betty an die Bereitung des Frühstück[illegible] [illegible]ne hätte sie ein Feuer angezündet und ein Stück von [illegible]chen Fleisch gebraten, aber sie durfte es nicht wagen, weil sie dadurch die Gefahr, von den Feinden entdeckt zu werden, auf sich herabgezogen haben würde. So mußten sie sich denn den Appetit nach dem schönen, saftigen Braten einstweilen noch vergehen lassen und sich mit etwas gebratenem Fisch, kaltem Fleisch, was beides noch vorhanden war, mit gerösteten Maiskörnern von den Chippewas und einigen Beeren begnügen.

Nachdem das Frühstück verzehrt war, suchte man die Ruhe, um den während der Nacht verlorenen Schlaf nachzuholen, und bald schliefen alle drei den süßen Schlaf der Gerechten. Eine Wache hielt Pontiac nicht für nöthig; er schien unbesorgt um sich und seine bleichen Freunde.

Die Ermüdeten schliefen lange, die Sonne stand bereits tief, als sie erwachten, und es war Zeit an das Abendessen zu denken. Jetzt durfte Betty auch ein kleines Feuer anzünden, um ein Stück Fleisch zu braten und Pontiac sorgte dafür, daß der wenige Rauch, der sich von dem Feuer erhob — man hatte sehr trockenes, dünnes, fast reisigartiges Holz dazu verwandt — und den er durch starke schwenkende Bewegungen mit einer Wolldecke zu zerstreuen suchte, sie nicht verrathen konnte. Noch ehe die Sonne sank, waren sie schon wieder zum Aufbruch bereit.

Sobald die Schatten des Abends den Fluß einhüllten, setzten die Flüchtlinge ihre Reise fort. Die Nacht war dunkel, eine Entdeckung nicht zu fürchten und so ging die Fahrt schnell von statten. Noch einmal mußten sie im Moorgrunde nächtigen, so daß nun bereits fünf Nächte verflossen waren, ohne daß man sie entdeckt hatte.

Sie waren jetzt soweit stromabwärts gekommen, daß sie in wenigen Stunden die Mündung des Muskegon erreichen konnten. Hier aber galt es nun auch Vorsicht zu üben, weil Pontiac im Laufe der Nacht bereits an mehreren Stellen Indianerspuren bemerkt hatte.

Während der Nacht glitten sie schnell über einen Punkt hinweg, wo das Bett des Stromes sehr schmal war, und Pontiac die Rufe herumstreifender Indianer, die sich von Ufer zu Ufer zuriefen, deutlich gehört hatte. Und wirklich liefen die Canoes ungesehen vorbei, trotzdem die lauernden Wilden kaum fünfzig Schritte von ihnen entfernt sein konnten. Aus der Sorglosigkeit der Rothhäute schloß Pontiac, daß sie von der Annäherung der Canoes keine Ahnung haben konnten. Die Entfernung bis zur Mündung des Flusses war jetzt nur noch so gering, daß unsere Freunde bei Fortsetzung der Fahrt dieselbe mit dem anbrechenden Tage erreicht haben würden, und doch mußten sie gerade diese gefahrvolle Stelle unter dem Schutze der Nacht zu passiren suchen. War sie glücklich zurückgelegt, dann mußte auch die Richtung, die die Flüchtlinge einschlugen, den Spähern ein Geheimniß bleiben, da ihnen nicht auf dem Flusse allein Gefahr drohte.

Da unsere Freunde zunächst nach Fort Mackinac wollten, so mußten sie den Michigansee in nördlicher Richtung hinaufgehen. Hatten sie das Fort glücklich erreicht, die Freunde dort wiedergesehen, dann sollte die Barke Louis Langlade's sie den Huronsee hinab nach Detroit bringen, von wo aus sie, den Eriesee kreuzend, nach Buffalo zu gehen gedachten. Die Weiterreise von Buffalo nach Albany konnten sie auf der sogenannten „Militair-Route" zurücklegen und wären dann an den Hudson gelangt, wo sie ein Schiff besteigen und New York leicht erreichen konnten. Von hier aus, meinte Alexander, würden sie dann auch schnell eine Schiffsgelegenheit finden, um nach Edenton, in Nord-Carolina, zu gelangen. Die Reise von Edenton nach der Heimath zurück biete dann keine besonderen Schwierigkeiten mehr, da ihnen Land und Leute sowohl, als auch die Verbindungswege gut genug bekannt wären. Es war freilich eine lange, beschwerliche und gefahrvolle Reise, sie mußte aber zurückgelegt werden und konnte im Vergleich zu der Wanderung durch die Wildniß, wie er und Betty sie bis jetzt hatten durchzumachen gehabt, doch noch eine recht angenehme werden, vorausgesetzt, daß sie glücklich zurückgelegt wurde. Dazu bedurfte man aber nicht nur eines frischen Muthes, sondern auch eines fröhlichen und festen Gottvertrauens.

Sie machten jetzt wieder Halt, bezogen einen Lagerplatz und Pontiac suchte diesmal nicht die Ruhe, sondern begab sich nach dem schnell genossenen Frühstück auf die Spähe, um den Uferstrich auszukundschaften. Alexander fühlte sich von ernsten Besorgnissen bedrängt; Betty war minder ängstlich, da die beiden Männer ihr die Größe der Gefahr absichtlich verschwiegen hatten. Sie war,

wie wir wissen, eine muthige, junge Frau und verließ sogar den Lagerplatz auf einige Augenblicke, um selbst ein wenig umherzuspähen und zu sehen, wie die Sachen außerhalb des Lagers ständen. Freilich war sie eine in den Bräuchen der Hinterwäldler zu gut erfahrene Frau, als daß sie dabei nicht mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen wäre. So betrat sie also den Wald, während Alexander sich ebenfalls eine kurze Strecke vom Lagerplatz entfernt hatte, um einige Beeren aufzusuchen. Betty bog gerade in einen flachen Thalgrund ein, als sie plötzlich ihren Schritt anhielt und wie festgewurzelt stehen blieb. Ein unerwarteter, erschreckender Anblick fesselte ihr Auge. Ein Indianer saß kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt auf einem umgestürzten Baumstamm. Sie gedachte in demselben Augenblick an ihre Gefangennahme durch die Miamies in ganz ähnlicher Weise am Ufer des Ohio. Sollte sich dasselbe Unglück an ihr und ihrem Gatten hier wiederholen? Diese Gedanken flogen der erschrockenen jungen Frau durch den Sinn, als die geheimnißvolle Rothhaut den Kopf fast unmerklich wendete und Betty zu ihrem höchsten Erstaunen den ausdrucksvollen und edlen Umriß der wohlbekannten Gesichtszüge Turkey-leg's erkannte.

Da schwanden die Besorgnisse des muthigen jungen Weibes. Raschen Schrittes eilte sie auf Turkey-leg zu und berührte leicht die Schulter des rothen Mannes. Nicht überrascht, wie sonst wohl mancher andere, sondern langsam wendete er das Haupt und ein Lächeln glitt über sein sonst so ernstes Gesicht.

„Wie sehr ich mich freue, dich wiederzusehen, Turkey-leg, kannst du dir gar nicht denken," sagte Betty mit fröhlicher Stimme. „Du warst sehr lange fort von uns, aber, nicht wahr, jetzt bleibst du bei uns?"

„Ja, bleiben bei euch, nicht mehr fortgehen — bleiche Squaw schützen — wie Turkey-leg bis jetzt immer gethan!"

„Ich glaube, daß du es treu mit uns meinst, denn du hast viel für uns gethan und bist nun gekommen, uns zu sagen, was wir von den Feinden zu fürchten haben?"

„Ja, viele Oneidas hier herum — viele am Fluß unten — viele in den Wäldern — suchen eure Scalps."

„Aber was haben wir ihnen denn gethan, daß sie uns so unausgesetzt verfolgen und nach dem Leben trachten? Warum wollen sie uns denn tödten?"

„Haben gesetzt euren Fuß auf ihre Jagdgründe — rother Mann haßt die Blaßgesichter, weil Blaßgesichter ihn vertreiben aus seinem Wigwam. Oneidas Freunde von Franzmännern,

aber nicht Freunde von Rothröcken. Ihr Freunde von Rothröcken — ihr selbst Rothröcke! Das ist Alles."

„Aber woher wissen denn die Oneidas, daß wir Engländer und keine Franzosen sind?"

„Haben gesehen am Lagerfeuer Fährte von weißer Squaw, und lernen, daß du warst bei den Chippewas und nun gehen zu Rothröcken."

„Ach so! jetzt versteh' ich alles. Wollen wir aber jetzt nicht lieber nach dem Lager zurückgehen, dort die Nacht abwarten und dann unsere Reise fortsetzen?"

„Können nicht warten bis Nacht kommt. Oneidas kennen euern Lagerplatz, müssen fort von hier."

„Denkst du, daß sie kommen werden und uns überfallen?"

„Werden hier sein in kurzer Zeit, umzingeln uns und nehmen Scalps!"

Damit erhob er sich und schritt dem Lagerplatze zu. Die aufs Neue in Furcht und Schrecken versetzte Betty folgte ihm eilig. Die Flucht mußte sofort angetreten werden, selbst auf die Gefahr hin, daß man mit den Indianern um das Leben kämpfen mußte.

Alexander gefiel dieser Schritt nur halb. „Bedenke, Turkey-leg, es ist noch heller Tag und unten an der Mündung schwärmen, wie du sagst, die Indianer wie die Bienen umher, und dann ist auch Pontiac noch nicht zurück," sagte er zu dem Indianer.

„Ottowa wird hier sein in kurzer Zeit — Turkey-leg alles wissen — müssen fort!"

Ein Rückschritt war jetzt auch nicht mehr möglich. Wie der Indianer gesagt, so geschah es. Pontiac trat plötzlich aus dem Gebüsch hervor und meldete, daß die Indianer, durch die Erfolglosigkeit ihrer bisherigen Verfolgung veranlaßt, ihre Aufmerksamkeit nur umso nachdrücklicher auf die Flußmündung gerichtet und hier jeder Punkt von Spähern besetzt sei.

Man trat also die Weiterfahrt an. Als die Canoes weit genug vorangekommen waren, um von den, dem ursprünglichen Verstecke nachspähenden Indianern nicht gesehen zu werden, ließ Turkey-leg sie beide dicht zusammentreiben. Die träge Strömung sollte sie dann langsam stromabwärts führen, so daß sie die Mündung nicht eher erreichten, als bis die Schatten der Nacht alles um sie her verhüllten. Alles schien so ruhig, die Einsamkeit so tief, das Vorrücken der Canoes geschah so still und ununterbrochen, daß selbst Alexander, so schwer bisher seine Besorgnisse waren, sich doch neuerwachender Hoffnung hingab. So waren sie, ohne es zu ahnen, an den Anfang des Rohr- und Binsendickichts

und in eine gefährliche Nähe des bedenklichsten Punktes ihrer Fahrt gekommen. Noch war die Nacht nicht völlig hereingebrochen und Turkey-leg schlug deshalb vor, mit den Canoes in den Schirm der Pflanzen zu treten und sich da zu bergen, bis es minder gefahrvoll wäre, die Fahrt fortzusetzen. Dies geschah und nach wenigen Minuten waren die beiden Canoes in dem Versteck geborgen.

Doch weshalb war Alles rund umher so still? Wollten die Indianer, die um ihre Flucht doch wußten, sie nur in Sicherheit wiegen, um sie weiter unten wie in einer Sackgasse zu fangen? Turkey-leg und Pontiac verhehlten ihre Besorgnisse nicht; sie wußten, daß in der Nähe der Mündung von den Indianern kein Punkt unbewacht und unbesetzt geblieben war. Und doch war dem nicht so. Ein indianischer Späher hatte den Lagerplatz der Flüchtlinge aufgefunden, das Alarmzeichen gegeben und nun waren alle Indianer dorthin geeilt, um bei der Gefangennahme der Bleichgesichter zugegen zu sein, da man meinte, dieselben nun endlich erhascht zu haben. So hatte die Entdeckung des Lagers, aus dem sie noch rechtzeitig entflohen waren, ein Mittel zu ihrer Rettung werden müssen.

Nachdem sie eine halbe Stunde in dem Verstecke geweilt hatten, schlug der nun schon ungeduldig werdende Alexander vor, die Fahrt fortzusetzen. Turkey-leg, mit seiner indianischen Geduld, hielt den Augenblick für noch nicht gekommen. Aber Alexander lenkte gleich darauf sein Fahrzeug aus dem Dickicht hinaus und dieser entscheidende Schritt zwang auch die beiden Rothhäute, entweder zu folgen, oder sich von ihren Schützlingen zu trennen. Sie wählten das erstere.

Alexanders Ungeduld setzte ihn nun einer Gefahr aus, der er, wenn er geduldig ausgeharrt hätte, wahrscheinlich entgangen wäre.

Schon beim ersten Versuch, durch das Dickicht zu dringen, wurde die Aufmerksamkeit eines Spähers am Ufer erregt. Dieser gab das Alarmzeichen einem im Wachtboote (Canoe) haltenden Indianer und nun war alsbald die ganze Wachtlinie an der Mündung des Flusses in lebhafter Bewegung. Der wilde Jubel der Indianer, die so lange ausgeharrt und auf ihre Beute gelauert, war jetzt nicht mehr zu bändigen, und ein furchtbares Geheul von beiden Seiten des Flusses her, sowie vom Flusse selbst, erfüllte die Luft.

Jetzt entsank Alexander jede Hoffnung auf Rettung bei dem entsetzlichen Geheul. Nicht so Turkey-leg. Er bot seine ganze

Geistesgegenwart auf und lauschte, um sich zu vergewissern, wo das Geheul laut wurde. Vom Ufer her drohte keine Gefahr, aber von Seiten der wachhaltenden Indianer in den Canoes. Sein geübtes Ohr entdeckte bald, daß sechs Canoes auf dem Wasser waren und daß sie sich durch diese Bahn brechen oder sich gefangen geben mußten. Die Canoes der Indianer lagen im Rohrdickicht versteckt — dies Versteck würden sie nicht verlassen — so vermuthete Turkey-leg, sondern darauf warten, daß die Strömung ihnen ihre Beute in die Arme treiben werde.

Darnach beschloß er zu handeln. Es war jetzt so dunkel, daß die Indianer in den Canoes nicht im Stande waren, die Mitte des Flusses zu überschauen. Schnell suchte er nun die Mitte desselben zu gewinnen. Pontiac glitt auf seinen Wink in das Canoe Alexanders. Betty und Alexander mußten sich auf den Boden des Canoes so niederkauern, daß sie nicht gesehen werden konnten und Pontiac, aufrecht stehend, das Canoe leiten. In der Dunkelheit mußten die Späher ihn für einen Indianer halten, der unter Turkey-leg's Befehl stand und den Flüchtlingen nachspürte. Turkey-leg stand nun allein in seinem Canoe, ebenso Pontiac, das heißt, das junge Ehepaar konnte von außen her nicht gesehen werden. Die Nacht war sternhell und klar, aber der Mond schien nicht. Turkey-leg trieb sein Fahrzeug stromab; in gleichmäßiger Bewegung folgte Pontiac. Nach der Geschwindigkeit, mit der die Canoes stromab glitten, mußten sie in dreiviertel Stunden das breitere Wasser von dem See erreicht haben, aber fast die ganze Zeit mußten sie inmitten der Feinde hinbringen.

Es waren schwere, lange Minuten! Jetzt fuhren die Canoes Seite an Seite; nicht das geringste Geräusch wurde hörbar, denn das leise, unvorsichtige Anschlagen eines Ruders auf den Bord des Canoe oder Plätschern im Wasser würde sie in diesem Augenblicke unfehlbar verrathen haben. Ein leises Lispeln Turkey-leg's gab plötzlich ein Warnungszeichen. Am Saume des Röhrichts hielten zwei Canoes mit Indianern besetzt. Kaum hundert Schritte waren sie von den Flüchtlingen entfernt. Alexander und seinem Weibe stockte der Athem in der Brust vor banger Erwartung. Jetzt mußte Turkey-leg handeln; er fand es klug, hier nicht länger den Geheimnißvollen zu spielen, lenkte sein Canoe den andern beiden entgegen und erhob seine Stimme so laut, daß Jeder verstehen konnte, was von ihm gesprochen wurde.

„Die jungen Krieger der Oneidas kommen nicht früh genug," sagte Turkey-leg. „Die Blaßgesichter sind gefunden worden und

müssen schon dort drüben [illegible] Lande sein; gehen wir auch hinauf — der Häuptling wird sie in Empfang nehmen.

Turkey-leg's Stimme war den Indianern bekannt genug und der ruhige, zuversichtliche Ton konnte nicht verfehlen, die Krieger in den Canoes irre zu leiten. Und als er nun sogar zu ihnen stieß, folgten die Canoes dem seinigen, wie die Kinder der Mutter folgen.

Pontiac hörte die Unterhaltung und verstand sofort Turkey-legs Absicht; jetzt hielt er die Bahn von dieser Seite her für frei. Und dieser kühne Schritt Turkey-legs entschied auch über das Schicksal unserer Freunde. Schon hatte Pontiac im Angesichte der drohenden Gefahr mit seinen beiden bleichgesichtigen Freunden wieder umkehren und den Fluß aufwärts flüchten wollen. Jetzt aber tauchte er seine Ruder kräftiger in die Fluth und schoß nun mit seinem Boote wie ein Pfeil den Fluß hinab.

Die Fahrt über die Oeffnung der Wasserstraße erforderte nur kurze Zeit, und sie wurde glücklich vollbracht. Kein Canoe war dort zu sehen, obschon Alexander, in der Voraussetzung, hier auf neue Späher zu stoßen, die Waffen zum Kampfe bereit gemacht hatte. Aber ihm klopfte es in diesem Augenblicke, wo nicht nur sein Kopfhaar, sondern auch das Leben seines Weibes und seines Freundes in so großer Gefahr stand und der Tomahawk gewissermaßen schon über ihrem Haupte schwebte, hörbar in der Brust. Aber wunderbar! Gottes Hand und die Geistesgegenwart Turkey-legs hatte sie sicher durch die Gefahr geleitet

— — — — — — — — — — — — —

Der Michigansee steht durch die Straße von Mackinac mit dem Huronsee in Verbindung und erstreckt sich 300 Meilen lang von Mackinac in fast südlicher Richtung. Seine Breite beträgt etwa 85 Meilen mit Einschluß des Busens von Green Bay an der westlichen Seite des Sees, welcher etwa 90 Meilen lang und 35 Meilen breit ist.

Auf diesem großen ausgebehnten Wasserbecken ist ein Rindencanoe nur ein sehr schwaches Fahrzeug, besonders wenn der Wind stark bläst oder die Wellen hoch gehen.

In der Nacht des Entkommens unserer Freunde aus den Händen der Indianer fehlte es auf dem See weder an Wind noch an Wellenschlag und Betty erschrack nicht wenig, als sie mit ihrer Nußschale von Boot wie in einer Wiege hin und her und auf und nieder geworfen und geschaukelt wurde. Und doch ist ein solches Canoe das sicherste Fahrzeug wenn es geschickt gehandhabt wird.

Eine solche Nußschale schwimmt ja in der That auf so wenig Wasser, daß der Schaum einer starken, hochgehenden Welle kaum über den Bord schlägt. Die Geschicklichkeit des Lenkers eines Canoe besteht darin, daß er mit demselben die Wellen zu durchschneiden sucht und es hindert, sich auf die Seite zu legen. Alexander verstand sich auf die Handhabung eines Canoe auf großen Gewässern ganz vorzüglich und hatte seine Anstalten gegen die Gefahren des hochgehenden Sees schnell getroffen.

Pontiac hatte sich des zweiten Canoes, das Turkey-leg's, als er mit den von ihm irregeleiteten Indianern ans Land gestiegen, wieder bemächtigt. Er hatte sich, schnell schwimmend, ans Ufer begeben und war, als die Indianer sich weit genug entfernt hatten, mit dem Canoe des Pottawatamee wieder zu Alexander zurückgekehrt. Alexander befestigte jetzt die beiden Canoes Bord an Bord, wodurch, da sie nun so zusammengebunden waren, die Gefahr des Umschlagens vermindert, aber die Mühe, das Boot zu handhaben, gesteigert wurde. Aber auch hier wußte Alexander Rath; er setzte ein Segel bei und hielt die beiden — jetzt eigentlich nur ein Fahrzeug — steif gegen die Wellen. Das leichte Raasegel blähte sich und dahin flog nun das Fahrzeug vor dem Winde wie von Furien gejagt. Die breiten Wellen des Michigansees führten die leichten Nußschalen schnell weiter nach Norden. Man athmete erleichtert auf, besonders Betty, denn sie fühlte sich etwas sicherer, da die Fahrzeuge jetzt zusammen gebunden waren.

Schon nach kurzer Fahrt lag die Mündung des Muskegon weit hinter ihnen und damit schwanden alle Besorgnisse vor den verfolgenden Indianern. Pontiac sowohl als Alexander wußten recht gut, daß bei den hochgehenden Wellen die Rothhäute nicht wagen würden, in See zu stechen, und ihr eigener Cours führte sie immer weiter vom Lande ab und verbarg sie vor den Augen der Späher, die etwa noch auf der Lauer lagen. So fühlten sie sich denn bald ganz sicher und da der Wind nicht stärker, sondern eher schwächer zu werden schien, einigten sich die beiden Männer dahin, daß einer von ihnen der Ruhe pflegen sollte, während der Andere für die Sicherheit der Canoes zu sorgen hatte. Betty sollte nur der Ruhe pflegen und für einen Imbiß der Männer sorgen. Da kam ihr denn das kalte gebratene Rehfleisch sehr gut zu statten und sie war glücklich, als sie den beiden Männern davon anbieten konnte.

Man hatte die Mündung des Muskegon Abends gegen zehn Uhr verlassen und als der Tag wieder zu grauen begann, waren

sie etwa, so glaubte Alexander, fünfzehn Meilen von derselben entfernt. Der Wind wehte scharf aus Süden; auf der östlichen Seite sah man kein Land mehr. Das bestimmte Alexander, den Cours zu ändern und sich wieder mehr der Küste zu nähern, welche ihnen dann auch bald nach vorn entgegentrat. Sie fuhren den ganzen Tag und die folgende Nacht unaufhaltsam weiter und mußten am Morgen des zweiten Tages über sechzig Meilen von der Mündung des Muskegon entfernt sein, denn sie hatten den Ausfluß eines starken Stromes (Manistee) hinter sich zurückgelassen. An Verfolgung war nun nicht mehr zu denken und so beschlossen sie, einige Stunden zu ruhen. Sie sahen sich nach einer passenden Lagerstätte um und landeten hinter einer Landspitze, wo ihre Canoes hinreichend geschützt lagen. Feuer anzünden, einige Fische fangen, ein Wildpret erlegen, um für die nächsten Tage mit Nahrungsmitteln versorgt zu sein, war die nöthigste Arbeit. Dann wurde ein tüchtiges Mahl gehalten, welches Betty bereitet hatte und nach einer etwa dreistündigen vollständigen Ruhe und Unthätigkeit brachen sie wieder auf, um die Fahrt nach dem Fort fortzusetzen.

Auf der Weiterreise sahen sie sich noch öfters genöthigt, ans Land zu gehen, um sich mit Nahrungsmitteln zu versehen, Fische zu fangen, zu kochen und auszuruhen und auch gelegentlich eine Rundschau zu halten, ob sich etwa feindliche Fahrzeuge in ihrer Nähe zeigten, aber ihr Auge entdeckte nichts Gefahrdrohendes, so daß sie sich immer mehr dem Gefühle völliger Sicherheit hingeben durften.

Am Morgen des fünften Tages kam ihnen die berühmte Landenge Mackinaw an der Verbindungslinie des Michigan- und Huronsees zu Gesicht. Hier erhob sich das Fort, das die Franzosen damals noch besetzt hielten. In die Nähe der Enge gelangt, nahmen sie die Ruder zur Hand und zogen das Segel ein. Dann verließen sie noch einmal ihre Fahrzeuge, stiegen ans Land und hielten von einem Hügel aus eine Rundschau. Aber diesmal sollte ihre Mühe belohnt werden, denn ein Canoe kam eilig heran gesegelt. Es kam ebenfalls vom Süden herauf und folgte demselben Cours, auf dem sie das Wasser des Michigansees bis hierher hinter sich zurückgelassen. Pontiacs scharfes Auge erkannte sofort den Lenker des kleinen Fahrzeuges.

„Erkennt mein Bleichgesichtsbruder den rothen Mann?“ fragte er Alexander.

„Noch nicht, Pontiac,“ erwiderte dieser.

„Es ist unser Freund Turkey-leg — ich erkenne ihn ganz genau,“ sagte der Indianer.

Noch einmal unterwarf Alexander das Boot einer scharfen Prüfung.

„Du hast recht, Pontiac,“ sagte er dann, „es ist unser rother Freund. Wie schnell er uns gefolgt ist. Jedenfalls wollte er sich wieder mit uns vereinigen, ehe wir Mackinaw erreichten, um uns bei dem Kommandanten des Forts, mit dem er persönlich gut bekannt ist, einzuführen.“

Eine willkommenere Nachricht als diese, hätte es für unsere Freunde in diesem Augenblicke nicht geben können. Die Freude, sich gegenseitig wiederzusehen wurde diesmal durch keine drohende Gefahr getrübt und so kamen denn die drei kühnen Männer wieder glücklich zusammen. Schnell bestiegen nun unsere Freunde wieder ihre Fahrzeuge, um sich dem heransegelnden Freunde auf dem Wasser zu zeigen, und kaum waren fünfzehn Minuten vergangen, als auch die drei Canoes neben einander hielten.

Alexander sah auf den ersten Blick, daß die Reise Turkey-legs eine sehr rasche gewesen sein mußte, denn sein Fahrzeug entbehrte jede Bequemlichkeit, welche eine längere Fahrt nothwendig macht.

Betty war außerordentlich erfreut, reichte dem treuen Indianer die Hand zum Willkommen, und langte dann einen Imbiß hervor, an welchem er sich erquicken sollte, da sie mit Recht annahm, daß er sehr hungrig sein müsse.

Diese Aufmerksamkeit von Seiten Betty's that dem Indianer außerordentlich wohl; er langte denn auch wacker zu und erzählte, während er aß, in redseliger Weise, wie er erst die Oneidas irre geleitet, sie erst ein gutes Stück Wegs begleitet, dann zu ihrem Häuptling vor sich her gesandt, ihnen allmählich den Rücken gewandt und so endlich wieder zu ihren Canoes zurückgelangt sei. Das Fehlen *seines* Canoes habe ihm die Gewißheit gegeben, daß die Flucht seiner Freunde gelungen und Pontiac sich schnell wieder in dessen Besitz gesetzt habe. Um sich nun selbst auch in Sicherheit zu bringen, habe er schnell ein Canoe bestiegen, und sei dem großen Wasser zugerudert. Ein Segel habe er freilich nicht beisetzen können, da er nicht im Besitze eines solchen gewesen, wohl aber sei er ans Land gestiegen, habe einen ihm in den Wurf gekommenen Bären mit dem Tomahawk erschlagen und dessen Fell dann als Segel benutzt. Das Fett des Bären habe er gegessen, sein Fleisch am Feuer geröstet, wenn er ans Land gestiegen, und sich von diesem Fleische und einigen Beeren während der langen

Fahrt genährt. Und jetzt sei er hier und freue sich sehr, seine Freunde gesund und wohl wieder angetroffen zu haben.

Die Fahrt nach dem Fort wurde nun wieder aufgenommen; man gebrauchte aber nur die Ruder und ließ das Segel gänzlich beiseite. Dadurch kamen sie auch glücklich an einer Flotte Canoes vorüber, welche von dem Posten zu Mackinaw nach dem festen Lande übersetzten. Die Zahl dieser Canoes belief sich auf mehr [illegible] fünfzig, und Turkey-leg vermuthete, daß sie mit Indianern [illegible] seien, welche ihre Pelze nach dem Fort brachten, vielleicht [illegible] französischem Solde standen. Diesen Indianern in die Hände zu fallen, da sie die beiden aus den englischen Colonien kommenden Bleichgesichter für Spione halten konnten, wäre nicht ohne Gefahr gewesen. Da Turkey-leg die Canoes noch zu rechter Zeit gewahr wurde, so ließ er seine Fahrzeuge in eine Felsbucht einlaufen und barg sie da, bis die Gefahr vorüber war.

— — — — — — — — — — — — —

Die alte Stadt Michilimackinac erhob sich an der äußersten Spitze der Halbinsel Michigan, neun Meilen südlich von der Insel Mackinac. Acht Jahre vor La Salle's Expedition besuchte der Jesuiten-Missionar Marquette mit einer Anzahl Huronen diesen Platz und gründete, da die Franzosen das Land bereits in Besitz genommen, hier eine Mission. Er wählte den Ort, um sich hier selbst niederzulassen und überredete die Huronen, unter denen er Mission trieb, nun ein gleiches zu thun. Sie willigten ein; ein Fort ward schnell gebaut und nun wurde Mackinac auch bald ein wichtiger Handelsplatz, und ist seitdem auch der Sitz des lebhaft betriebenen Pelzhandels und ungestörten Sammelplatzes für die verschiedenen Indianerstämme, welche sich hier zusammenfanden und friedlich mit einander verkehrten, geblieben. So lange Frankreich die Oberherrschaft in Canada führte, wurde auch die Ruhe in Michilimackinac nicht weiter gestört.

Zur Zeit unserer Erzählung war die Niederlassung und das Fort blos durch Erdwerke, Gräben, Wälle und Verpalisadierung geschützt, auf einem engen Raum angelegt, in dessen Mitte die Wohnungen aus guten Blockhäusern bestanden; die Magazine für Lebensmittel und Handelsvorräthe zeigten dieselbe Bauart. Einige Kanonen, freilich von sehr niedrigem Kaliber, waren aufgestellt, und etwa 60 Mann französischer Besatzung bildeten den Schutz für Personen und Vorräthe, welche hier gelagert waren.

In der Regel war das Leben derer, welche sich hier aufzuhalten, ob von Amts wegen oder des eigenen Interesses halber, genöthigt waren, ein sehr einsames und trostloses.

Das hatte auch Marie, die Gattin Langlades während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Mackinac sattsam erfahren, um so mehr freute sie sich jetzt, als Turkey-leg eines Tages plötzlich bei ihr erschien und die Ankunft der Freunde Alexander und Betty meldete. Die junge Frau war aufs freudigste überrascht und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sie die verlorene und als todt betrauerte Betty wiedersehen sollte.

Der Indianer war seinen Freunden vorausgeeilt, um allen Schwierigkeiten, die sich den Besuchenden etwa von seiten der französischgesinnten Bevölkerung, oder der feindselig gesinnten Indianer erheben möchten, durch Vermittelung des Kommandanten vorzubeugen. Dies war ihm denn auch recht gut gelungen. Zum Glück fand er nur wenige Rothhäute beim Fort versammelt, und der freundliche Kommandant, der den indianischen Läufer schon seit lange als zuverlässig kannte, hatte gegen den Besuch der englischen Freunde Langlade's auch nicht das Geringste einzuwenden; er war selbst neugierig, das junge Ehepaar, das so Hartes erfahren und so Schweres erduldet, persönlich kennen zu lernen, und so konnte denn das Wiedersehen zwischen den alten Freunden und Verwandten in der herzlichsten und fröhlichsten Weise gefeiert werden.

Und wie wurde es gefeiert? Sollten wir die Scene der Freude des ersten Augenblickes, in welchem die beiden Jugendfreundinnen sich glücklich in den Armen lagen und sich zärtlich umschlungen hielten, wo sie sich in seliger Wonne aneinander schmiegten, und keine Worte, sondern nur Thränen der Freude, selige Thränen fanden; sollten wir ferner die Gefühle der Freude, die ihre Herzen erfüllten, die Wonne, die ihre Seele beseligte, dem Leser beschreiben — wir könnten es nicht, ebenso wenig, wie man das Gefühl der Seligkeit überhaupt beschreiben kann. Möge sich der Leser daran genügen lassen, wenn wir sagen, Marie und Betty wußten sich in ihrer Freude kaum zu mäßigen — freilich zum großen Erstaunen der Rothhäute, denen derartige stürmische Ausbrüche der Freude oder des Schmerzes nun einmal etwas Fremdes und Ungewohntes blieben — denn wieder und immer wieder lagen sie einander in den Armen und hielten sich so fest umschlungen, als wollten sie sich nie wieder trennen oder sich jemals wieder verlassen.

Doch auch dieser erste Ausbruch der Freude ging allmählig wieder vorüber, und als sie dann Worte gefunden — was hatten sie sich nicht Alles mitzutheilen und zu erzählen! Wie aufmerksam und gespannt lauschte Marie den Worten Betty's, und mancher

Seufzer entstieg ihrer Brust, als die gute Betty ihr von den Drangsalen und Schrecknissen erzählte, die sie auf ihrer einsamen Wanderung durch die Wildnisse, in der Gefangenschaft der Rothhäute, auf einsamem Lager im Urwalde erlebt und erfahren hatte. Betty wußte aber auch von der gnädigen Durchhilfe des treuen Gottes, seinem Schutz und Beistande in so mancher Gefahr zu rühmen und zu erzählen. Dabei vergaß sie auch nicht die Treue und Hingebung der beiden Indianer, welche diese ihr und ihrem Gatten in wirklich selbstloser Weise bewiesen; wie sie nie müde geworden, über sie zu wachen, sie zu schützen, mit Lebensmitteln zu versorgen und sich immer dienstbereit gezeigt, wußte sie rühmend hervorzuheben. Besonders habe sie an Pontiac ihre herzliche Freude gehabt, denn dieser sei ein wirklich edler Indianer, aufrichtig und treu, ohne Falsch und Hinterlist, und ihrem Gatten von ganzer Seele ergeben. —

Im weiteren Verlaufe ihres Gespräches eilten sie dann auch im Geiste nach Nord-Carolina, nach der alten, schönen, lieben Heimath zurück — Betty freute sich sehr, ihre lieben Eltern bald wiederzusehen, und Marie sehnte sich aus der Einsamkeit und Fremde nach dem lieben trauten Heimathlande.

„Ich wollte, daß ich dich begleiten könnte, Betty", sagte sie, „aber es könnte doch nicht sein; mein lieber, guter Mann hat so viele Geschäfte und steckt so tief in seinem Pelzhandel, daß er, wenn er nicht auf Reisen ist, fast Tag und Nacht zu arbeiten hat, um allen an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Wie oft muß ich ihm dabei helfen und in seiner Abwesenheit das Geschäft des Tauschhandels mit Indianern und Weißen allein besorgen; wie es dann dabei hergeht, mit wie viel Rohheit und Unverstand ich dabei zu kämpfen habe, davon hast du gar keine Vorstellung. Und wenn ich nicht die gute Squaw, das Weib Turkey-legs, die mir schon oft ganz unbezahlbare Dienste geleistet, dabei als Beistand und Dolmetscher gehabt hätte, ich hätte schier verzagen müssen. Zum Glück ist mein Gatte jetzt gerade daheim und kann sich num einmal wieder nach Herzenslust mit seinen Freunden unterhalten, aber schon in drei Tagen geht er wieder mit einer Pelzladung, in Begleitung seines Bruders, mit der Barke nach Fort Ponchartrain (Detroit), wohin er Euch dann wahrscheinlich mitnehmen wird, da Ihr ja so schnell wie möglich nach der Heimath zurückreisen möchtet, während ich hier dann allein unter den fremden, wilden Menschen in meiner Einsamkeit zurückbleiben muß. So lange ich meinen guten Mann um mich habe, fühle ich die Einsamkeit nicht so sehr, sobald er mich aber verlassen hat,

kommt das Heimweh — und so viel ich auch schon versucht habe, es wegzubannen, es will mir nimmer gelingen."

In dieser Weise klagte Marie ihrer Freundin auch ihr Leid und schüttete ihr Herz vor ihr aus — aber was half es ihr? Zwar wurde das Herz ein wenig leichter, aber geheilt wurde der Schmerz des Heimwehes dadurch nicht, — sie war dem Manne ihrer Liebe gefolgt und diese Liebe mußte auch den Schmerz des Heimwehes heilen!

Nach drei Tagen der Freude war Marie wieder allein mit ihrer rothen Freundin Equa und deren Gatten Turkey-leg, welcher im Fort Zurückgeblieben war, während ihr Gatte, ihr Schwager, Betty, Alexander und Pontiac schon wieder auf der Barke Louis Langlade's dem Süden zuschwammen. Croghan, den wir nicht vergessen dürfen, hatte sich schon längst vor der Rückkehr unserer Freunde wieder in die Wälder begeben und das Fort verlassen, um nach seiner Heimath zurückzukehren.

Es war ein schwerer Abschied zwischen den Scheidenden und der zurückbleibenden gewesen — Marie hatte sich kaum von den Freunden trennen können; Thränen, nichts als Thränen der Wehmuth hatte der Trennungsschmerz gefordert — und doch hatte es geschieden sein müssen. Der Worte waren nur wenige zuletzt noch gewechselt worden, desto reichlicher waren die Thränen zwischen den beiden Freundinnen geflossen. Auch die Männer waren ernst und bewegt und selbst die Indianer sehr schweigsam gewesen.

Der Abschied von Turkey-leg war herzlich und rührend. Der Indianer schied von seinen Freunden mit dem Ernst und der Würde, welche er während ihres ganzen Verkehrs bethätigt hatte, und doch war zwischen ihm und Pontiac eine Freundschaft geschlossen worden, die in späteren Jahren, als Pontiac eine so hervorragende Stellung unter seinem rothen Volke eingenommen, ihre Früchte trug. Alexander gab dem treuen Turkey-leg eine schöne Flinte, eine Menge Pulver und Blei, zwei wollene Decken und mehrere andere kleinere Gegenstände, welche für einen Indianer Werth hatten. Pontiac lehnte jedes Geschenk ab; er begehrte nur, seine bleichen Freunde in ihre Heimath zurückbegleiten zu dürfen. Wie sehr sich Alexander und Betty darüber freuten, brauchen wir wohl kaum zu sagen.

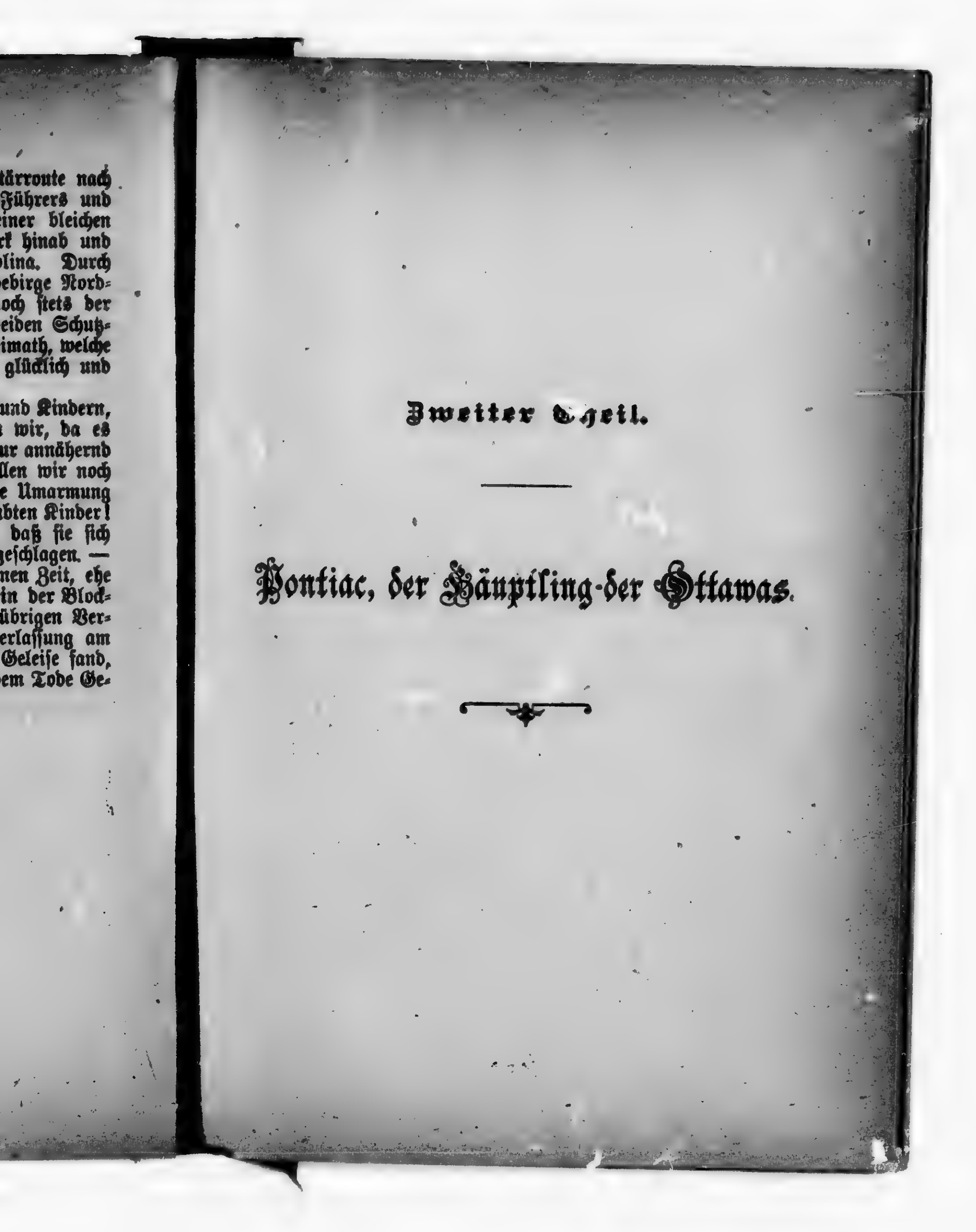
Diese große Anhänglichkeit und Treue einer Rothhaut dürfte wohl als eine seltene Ausnahme unter den Indianern von den Bleichgesichtern bezeichnet werden können.

Er ist denn auch mit ihnen gereist, hat sie auf der Seefahrt nach Fort Ponchartrain (Detroit) begleitet, ist mit ihnen über den

Eriesee nach Buffalo gegangen, hat auf der Militärroute nach Albany durch die Urwälder wieder das Amt des Führers und Hüters übernommen, blieb der Reisegefährte seiner bleichen Freunde auch zu Schiff den Hudson nach New York hinab und begleitete sie von dort nach Edenton in Nord-Carolina. Durch die Sümpfe, Savannen, Wälder und über die Gebirge Nord-Carolinas bis zum Mont Pisgah war er dann noch stets der sorgfältigste Hüter und treueste Begleiter seiner beiden Schutzbefohlenen, und langte endlich mit ihnen in ihrer Heimath, welche er mit Alexander achtzehn Monate zuvor verlassen, glücklich und wohlbehalten wieder an.

Die Scene des Wiedersehens zwischen Eltern und Kindern, Freunden und Verwandten zu schildern, unterlassen wir, da es uns doch nicht gelingen würde, dem Leser ein auch nur annähernd richtiges Bild davon wiederzugeben. Nur das wollen wir noch bemerken: Lange, lange dauerte die stumme, selige Umarmung der Mutter und der verloren gegebenen, todtgeglaubten Kinder! Lange, sehr lange währte es, bis die Gewißheit, daß sie sich lebend wieder besaßen, in ihren Herzen Wurzeln geschlagen. — Und in der That bedurfte es auch noch einer geraumen Zeit, ehe der Sturm der Freude und des Glückes, nicht nur in der Blockhütte des alten Dan Umbach, sondern auch der übrigen Verwandten des jungen Paares, ja der ganzen Niederlassung am Mont Pisgah, sich wieder in das stille, friedliche Geleise fand, das er bei der unerwarteten Rückkehr der bereits dem Tode Geweihten so gewaltig überschritten hatte. —

Ende des ersten Theiles.



Zweiter Theil.

Pontiac, der Häuptling der Ottawas.



Etwa um's Jahr 1600 hatten in dem Theile Nordamerikas, der jetzt die Staaten New York, Pennsylvanien und Ohio von Canada scheidet, die Eries ihre beweglichen Wohnsitze aufgeschlagen. Abgehärtet durch die Strapazen eines mühevollen Jägerlebens, dabei tapfer, kühn und energisch, hatten sie sich ihren Nachbarn furchtbar gemacht; wer sich den Eries nicht unterwarf, der fiel ohne Erbarmen ihrer wilden Kriegswuth zum Opfer. Die Indianerstämme um den Niagara herum, welche hier blühende Dörfer besaßen, waren von ihnen aufgerieben worden, und der Schrecken ihres Namens drang weit über die „blauen Berge" und Alleghanies den Ohio hinunter bis an den Mississippi. In allen Wigwams der zahlreichen Stämme der Kinder des Waldes erzählte man sich an den Berathungsfeuern von der Herrschsucht der Eries, von dem Blutdurste ihrer jungen Krieger und von der wilden Entschlossenheit ihrer Häuptlinge, und man wagte kaum noch das Kriegsbeil gegen die gefürchtete Nation aufzuheben.

Da erwuchs ihnen aber ein gewaltiger Gegner, der ihnen die Herrschaft über den Norden und Westen des Landes streitig machen sollte, in jenen „Fünf Indianerstämmen", in der Geschichte die „Fünf Nationen" genannt, die, wenn auch einzeln an Zahl, Macht und Einfluß den Eries weit nachstanden, doch durch jene Vereinigung — welche von den Franzosen „Irokesenbund" genannt wurde — zu einer Macht herangewachsen waren, vermittelst welcher sie jedem Feinde die Spitze bieten durften. Den „Irokesenbund" bildeten die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas. Ihr Bündniß erhöhte ihr Selbstbewußtsein, ihren Stolz und ihren kriegerischen Sinn in dem Grade, daß sie nun ihren Nachbarn gefährlich wurden. Und in der That versuchten sie über ihre Feinde die Herrschaft zu erringen, suchten jede Nation anzugreifen und zu vernichten und

hätten wohl auch schließlich den Sieg über die Bleichgesichter davon getragen, über Europäer und Amerikaner triumphirt, die Franzosen aufgerieben und die Eries unterworfen, wenn sie es nicht mit den Huronen, die die Ufer des gleichnamigen Sees bewohnten — einem kräftigen Widerstand leistenden Feind — zu thun gehabt hätten. Aber auch diese bekamen ihren grausamen Arm zu fühlen und konnten sich nur dadurch vor völliger Vernichtung retten, daß sie selbst dem Bunde der Irokesen sich anschlossen, so daß der Bund nun aus „Sechs" Nationen bestand.

Die Eries betrachteten selbstverständlich eine solche Macht an ihren Grenzen mit Besorgniß und Eifersucht. Ihre Nachbarn, die Huronen, waren von den Irokesen bereits unterworfen, und auch ihnen mußte die Stunde der Entscheidung schlagen, wo sie um ihre Herrschaft kämpfen und derselben beraubt oder völlig vernichtet untergehen mußten. Und diese Stunde schlug. Zwischen dem Canandaigua-See und dem Geneseeflusse am Ausfluß des kleinen Honyoye-See kam es zur Schlacht, in welcher die Eries vollständig besiegt, ihre Dörfer verwüstet und Alles, was nicht vorher geflohen war, ohne Unterschied des Geschlechtes niedergemacht wurde; denn die wilden Kinder des Waldes kannten gegen den überwundenen Feind nur eine Politik, und das war die gänzliche Vernichtung. Wochenlang dauerte die blutige Verfolgung, und als die Sieger endlich von derselben zurückkehrten, da waren die Wigwams der Eries von den Ufern des großen Sees gänzlich verschwunden. Ihre letzten Ueberreste hatten an dem Mississippi Zuflucht gesucht, und der Irokesenbund setzte sich in den Besitz der Jagdgründe der einst so mächtigen Feinde.

Noch einmal versuchten es dann später die Eries, welche jenseits des Mississippi ihre Jagdgründe aufgesucht und ihre Wigwams aufgeschlagen, einen Rachezug gegen die Irokesen zu unternehmen. Sie schwammen in ihren Canoes in großer Menge den Ohio hinauf, kreuzten das Land und griffen die Senecas an. Bei Buffalo kam es zur Entscheidungsschlacht, aber die Eries wurden zum zweiten Mal vollständig überwunden und gänzlich vernichtet. Ihre Leichname wurden verbrannt. Die Senecas blieben die Sieger über die mit beispiellosem Muthe und wilder Tapferkeit über sie hergefallenen Eries.

Diese Siege verliehen den Irokesen erst das Bewußtsein ihrer Macht. Der Bund wurde unüberwindlich und ließ dies seine Nachbarn oft genug recht nachdrücklich fühlen. Die Huronen wurden von ihnen trotz der Hülfe der Franzosen gänzlich geschlagen. Stamm auf Stamm wurde überwunden und tribut-

pflichtig gemacht, und bald hatten sie ihre Macht und Herrschaft weit über den Mississippi ausgedehnt. Je mehr der jungfräuliche Boden Amerikas von europäischen Kolonisten bebaut wurde, desto mehr kamen sie mit denselben in Berührung und bald wurden sie der Schrecken der Kolonisten. Blutige Metzeleien wiederholten sich immer öfter und als sie sich dann später auf die Seite der Engländer schlugen, wurden von seiten der Kolonisten strengere Maßregeln gegen sie nöthig, die dann auch nach dem Unabhängigkeitskriege ihre völlige Machtlosigkeit herbeiführten.

Zur Zeit unserer Erzählung befanden sie sich noch im Besitze ihrer vollen Macht und standen in dem Kriege zwischen den Engländern und Franzosen auf Seiten der ersteren, während die Ottawas und mit ihnen andere westliche Stämme es mit den Franzosen hielten. In Ohio besaßen damals folgende Indianerstämme noch ihre Reservationen: Die Wyandottes, Shawnees, Miamies, Senecas, Delawaren, Ottawas. —

* * *

Im Monat Juni 1752 fand der durch Christopher Gist im Auftrage der Ohio-Compagnie bestellte und von den westlichen Indianerstämmen bewilligte große Kriegsrath statt, und Gist wohnte demselben als Agent der Ohio-Compagnie bei. Man stellte hier zwar durch einen Vertrag freundliche Beziehungen mit den westlichen Indianern her, allein die wilden Häuptlinge verweigerten beharrlich die Anerkennung irgend welcher englischen Besitztitel auf Ländereien westlich von dem Alleghany-Gebirge. In diesem Stücke waren sie auch den Franzosen gegenüber gleich fest gewesen. Ein schlauer Häuptling der Delawaren sagte zu Gist: „Die Franzosen beanspruchen alles Land auf der einen Seite des Flusses und die Engländer verlangen alles Land auf der andern, wo ist dann alsdann der Indianer Land?“ Auf diese Frage war schwer zu antworten und Gist erwiderte daher statt allen Bescheides: „Indianer und Weiße sind Unterthanen des britischen Königs und haben beide ein gleiches Recht, sich Land zu nehmen und solches zu besitzen nach Maßgabe der von dem Souverän vorgeschriebenen Bedingungen.“

Eine derartige Antwort wollte aber den Indianern durchaus nicht einleuchten; sie, die freien Söhne der Wälder, sollten sich als Unterthanen eines Königs von England betrachten lassen, welcher viele hundert Meilen über das große Wasser hin von ihnen entfernt wohnte! — Trotzdem fanden sie ihren Vortheil in den freundlichen Beziehungen mit den englischen Händlern, welche

durch das Stromgebiet des Ohio bis zu dem Lande der Miamies und darüber hinaus vordrangen. Dies rief die Eifersucht der Franzosen hervor; denn sie betrachteten die Engländer als Eindringlinge in ihr Gebiet und beobachteten mit Unruhe den ihnen entschwindenden Einfluß unter den Stämmen des oberen Ohiothales. Sie sahen schon die Zeit herannahen, wo ihre befestigte Verbindungslinie zwischen Canada und dem Meerbusen von Mexiko durch die Engländer zerstört sein würde. Im Jahre 1753 nahmen sie einige englische Händler und Feldmesser sogar gefangen und verwendeten ungefähr 1200 französische Soldaten dazu, mehrere Forts in der Wildniß zwischen dem Oberlauf des Alleghanyflusses und dem Eriesee zu errichten.

Eine im Jahre 1755 zu London veröffentlichte Karte enthält folgende Liste der französischen Forts, welche sie im damaligen „Westen" errichtet hatten: Zwei an French Creek, in der Nähe von Erie, Penn.; Duquesne, nicht weit von Pittsburg; Miamies, am Maumeeriver, nahe bei Toledo; Sandusky, an der Sandusky-Bay; St. Joseph, am St. Josephriver, Mich.; Ponchartrain, nahe bei Detroit; Michilimackinac; Green Bay, am Foxriver; Crevecoeur, am Illinoisriver; Vincennes; Cahokia; Kaskaskia, und je eines an den Mündungen des Wabash, Ohio und Missouri.

Im Jahre 1753 sandte Dinwiddi, Gouverneur von Virginien, den damals 21 Jahre alten George Washington als Bevollmächtigten nach Fort Le Boeuf, nahe bei Erie Run, wo sich der französische Kommandant damals aufhielt, um gegen die Eingriffe der Franzosen Einsprache zu erheben. Die englische Ohio-Compagnie beanspruchte das Gebiet auf Grund und Kraft des ihr vom Könige von England ausgefertigten Freibriefes. Die Franzosen beriefen sich darauf, daß sie das Land entdeckt und bereits Besitz davon ergriffen hätten, darum also auch ein älteres und stärkeres Recht auf dasselbe besäßen, als die Engländer.

Das Resultat dieser Verhandlungen stellte die Engländer keineswegs zufrieden, und obgleich überall Friede herrschte, boten sie doch ihre Mannschaften auf, riefen sie unter Waffen und schickten sich an, die Franzosen von den Ufern des Ohio und seinen Nebenflüssen zu vertreiben.

Ein Truppentheil unter Kommando des Lieut. Ward errichtete nahe bei Pittsburg ein Fort; dasselbe wurde aber schon im April 1754 von den Franzosen und den mit ihnen verbündeten Indianern genommen und die englische Besatzung mußte sich nach Fort Cumberland zurückziehen. Der französische Befehlshaber (Duquesne) erbaute (bei Pittsburg) nun das starke Fort Du-

quesne, am Einfluß des Monongahela in den Ohio, dem heutigen Pittsburg (1754).

So war denn der längst gefürchtete Streit zwischen England und Frankreich wieder ausgebrochen, und beide Nationen ergriffen geeignete Maßregeln, um den bevorstehenden Kampf mit Erfolg betreiben zu können. —

* * *

Um dieselbe Zeit hatten die Ottawas ihre Niederlassungen weiter nach Osten vorgeschoben und zum Theil selbst die Wohnplätze der untergegangenen neutralen Nationen besetzt. An den Ufern des Chogayeflusses, der seine Wasser dem Eriesee zuführt, in dem heutigen County Ottawa, nicht weit von der Stelle, wo heute Oak Harbor steht, stand damals ein großes Indianerdorf, dessen Bewohner zu dem Volke der Ottawas gehörten. Da uns der Name der Indianerstadt nicht bekannt geworden ist, wollen wir den Ort mit dem Namen „O=da=nuh" bezeichnen (den gebräuchlichen indianischen Namen für irgend eine Stadt). — O=da=nuh war allerdings eine wundersame Stadt, wenn wir das Wort „Stadt" in seiner Bedeutung auf unsere Städte anwenden wollen. Die einfachen Hütten desselben unterschieden sich in keiner Weise von denjenigen, welche auch von andern Indianerstämmen des Nordwestens bewohnt wurden. Sie bestanden aus Rinde der Bäume, welche etwa vier Fuß lang und so breit war, als man sie eben haben konnte, und von den Bäumen abgeschält wurde. Da sich die Rinde, wenn vom Stamme abgelöst, sofort zusammenrollte, so wurde sie flach auf die Erde gelegt, mit Steinen oder Holzstücken beschwert, bis sie getrocknet war und nun flach blieb. Diese so bereitete Rinde diente sowohl zu den Wänden, als auch zum Dache des Wigwams. Gewöhnlich wurde die Rinde an zwei Reihen in den Boden gesteckte Stangen gebunden, die, etwa vier Fuß hoch, die Wände des Wigwams bildeten. Darauf wurde das Dach angebracht, welches sich von beiden Seitenwänden nach der Mitte hin neigte. Dieses Dach wurde, ebenso die Wände, mit Baumbast an Stangen gebunden, doch blieb oben in der Mitte eine etwa zwei Hände breite Oeffnung, durch welche der Rauch des Feuers, das in der Mitte des Wigwams unterhalten wurde, abziehen oder entweichen konnte. Die beiden Enden oder Giebelwände des Daches wurden ebenfalls aus dieser Baumrinde geformt. An dem einen Ende der Hütte befand sich eine schmale Oeffnung als Thür, welche mit einem Vorhange verhangen wurde. Den Vorhang bildete eine alte wollene

Decke. So waren die Wigwams oder Häuser der Indianerstadt O-da-nuh äußerlich beschaffen. Im Innern brachten die besseren Familien gern eine Pritsche an, die etwa 1½ Fuß über der Erde auf Stangen ruhte, welche mit Baumrinde belegt war und zu beiden Seiten die ganze Länge der Hütte einnahm. Auf diesen Pritschen saß, aß und schlief die rothe Familie. Des feuchten Boden wegen waren sie eine Wohlthat; hart waren sie freilich auch, noch etwas härter und unbequemer als der Boden selbst. Es waren in O-da-nuh verschiedene Gassen von Hütten gebildet, die aber alle nach dem großen runden Platze in der Mitte ausliefen, wo die große Berathungshütte stand, die zu den großen Rathsversammlungen des Stammes bestimmt war.

Die Indianer lebten in größtmöglichster Freiheit. Sie schlugen ihre Hütten oder Zelte auf, wo sie nur wollten, fällten so viele Bäume als ihnen beliebte, jagten jedes Wild, das vorhanden war, und erfreuten sich zur Abwechslung an reichlichem Fischfang. Das war eine große Freude für die Bewohner von O-da-nuh, wenn im Frühling drei bis vier Fuß lange Störe aus dem Eriesee den Fluß hinaufkamen zur Laiche. Sie wurden mit langen zweizackigen Speeren gespießt, und Alles freute sich, wenn der so gespießte Stör mit dem Speer dem daranhängenden Indianer und dem Canoe durchging. Der Fang war oft außerordentlich reich. Das Fleisch wurde getrocknet und geräuchert aufbewahrt. Der Kaviar lag dann haufenweise umher und niemand achtete sein. Zu solchen Zeiten lebte dann der rothe Mensch nur von Fischen, und das ohne Salz und Schmalz. Wie im Frühjahr der Fischfang, so war im Herbst die Jagd sehr ergiebig und brachte reichlich Hirsche und fette Bären. Da gab es dann frohe Feste; denn auch die Hausfrau öffnete nun ihre Schätze und brachte ihren Beitrag zur Haushaltung herbei. Das war der Mais, den sie gepflanzt und geerntet hatte. Die Arbeit dabei verrichtete sie allein. Der Mann mußte das ganze Jahr für Wildpret und Fische sorgen, so sorgte sie für Mais und Zucker.

Den Mais pflanzte sie in den Boden, so wie er eben war, ohne alle Zubereitung. Alle Schritt weit wurden vier Körner in den Boden gelegt und mit Erde bedeckt. Baumstämme und Stumpen, die umher lagen und standen, hielt das nicht auf. War die Pflanze emporgeschossen, so wurde sie, wo es nöthig erschien, noch mit etwas Erde umworfen, so war die Arbeit gethan bis zur Ernte. In dem fetten Boden schoß die Pflanze schnell empor, bis zu sechs und acht Fuß und noch höher. Lange Aehren (Kolben) mit zwölf bis sechzehn Reihen Körner, goldfarbig oder bunt,

wuchsen an den Stengeln. Eine herrliche Frucht, die sechzig, achtzig und hundertfältig trug. Die Ernte war eine rechte Freudenzeit und der Stolz der rothen Frauen, die dann so wohl fühlten, wie sonst im ganzen Jahre nicht, wo sie der harten Arbeit nachgingen, mit welcher das Leben des armen Indianerweibes belastet ist.

Aber auch beim Zuckermachen ging es fröhlich her. Nur war dann gewöhnlich der Mais längst aufgezehrt und die Jagd noch wenig ergiebig. So lebte man oft vom Zucker allein. Dieser wurde auch ohne viel Mühe gewonnen. Die Weiber zerstreuten sich mit den Töchtern in die Gegenden der Wälder, wo die Ahornbäume dicht standen. Diese wurden einfach mit einem Tomahawkhieb angezapft. Auf einem hinein gesteckten Spahne lief dann der Saft reichlich in das untergesetzte Gefäß. Dasselbe bestand aus einem Stück Birkenrinde, welches an allen vier Enden in eine Falte zusammengesteckt war. So war das Gefäß angefertigt, dazu reinlich, leicht und schön. Waren die Gefäße voll, so wurden sie in Kessel ausgeleert, die über dem Feuer hingen und den Saft einkochten. Wollte er überlaufen, so schlug die Squaw mit einem Tannenzweige eben in den Kessel hinein, worauf der Saft gleich wieder ruhig wurde. Zur rechten Zeit wurde der Kessel abgenommen und der dicke Saft so gerührt, daß er einen recht hübschen und sehr süßen braunen Mehlzucker abgab. Dieser wurde in 20—30 Pfunden in schön verzierten Kästen von Birkenrinde verpackt und an die weißen Händler verkauft. Dafür bekam die Squaw ihren Staat, nicht Geld. Der so gewonnene Zucker wurde aber auch, wenn nichts anderes vorhanden war, aus Noth gegessen. —

So führten die Bewohner von O-da-nuh ein recht glückliches Leben? In ihrer Art und Weise, ja! Denn sie arbeiteten nicht, gaben keine Hausrente, zahlten keine Landtaxe, keine Steuern noch Abgaben. Sie hatten auch keine Soldaten und keine Polizei zu erhalten. Lebten weder unter Kirchen- noch Schulgesetzen und waren so frei wie der Hirsch, den sie jagten. — Dabei genossen sie ein immerwährendes Jagdvergnügen und hatten den Spaß des Fischfanges umsonst. Kurz, sie hatten Alles das, was unsere heutigen civilisirten Freiheits- und Großmaulhelden, die sich Sozialisten, Anarchisten, Kommunisten und Nihilisten u. s. w. nennen, erst durch Umsturz, Mord, Blut und andere Greuel zu erlangen hoffen. — Die rothen Männer genossen das damals schon längst, und ganz frei und umsonst. Warum sollten wir denn nicht auch mit Hilfe unserer großmäuligen Umsturz-, Dyna-

mit- und Barrikadenhelden im neunzehnten Jahrhundert es zu einem derartigen schönen Indianerleben bringen können? Es liest sich ja so romantisch und müßte ein noch viel romantischeres Leben sein, den Indianern und rothen Männern und Weibern es nachzuthun!

In der Umgebung des Dorfes der Ottawas, am linken Flußufer, befanden sich die Maisfelder, auf welchen einige Weiber emsig beschäftigt waren. Die Männer des Dorfes schienen abwesend zu sein, denn außer den Weibern, erwachsenen Mädchen und Kindern, waren nur etliche junge Leute zu sehen. Diese letzteren aber vergnügten sich mit Spielen auf dem großen freien Platze mitten in der Indianerstadt, während die Weiber auf den Feldern ihre Arbeit verrichteten. Unter denselben fiel ein Weib auf, deren Sprache, Benehmen und Gesichtsausdruck anzudeuten schienen, daß sie eigentlich keine Angehörige des Stammes sei, während sie doch von den Andern als ihresgleichen behandelt wurde. Dieses Weib war Nokomis, die Mutter Pontiacs, deren bisherige Lebensgeschichte wir bereits aus dem ersten Theile unserer Erzählung kennen. Sie war hier unter den Ottawas allerdings auch minder eine Fremde unter Fremden. Ihr Sohn Pontiac war ihr einziger Trost, wie er es gewesen, als sie mit ihm noch unter den Catawbas wohnte. Dort war er unter ihrer treuen Fürsorge zum Jüngling herangewachsen. Seine schöne und edle Gestalt, der scharfe Blick seiner Augen, sein heller Verstand, der Muth und die Tapferkeit, die er bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag gelegt, hatten ihn schon bei den Catawbas unter seinen Altersgenossen zu einer hervorragenden Erscheinung gemacht. Gleich andern jungen Kriegern brannte er schon damals vor Verlangen, den Feinden seines Stammes auf dem Schlachtfelde zu begegnen und seinen Gürtel mit ihren Scalps zu zieren. Wenn er sich aber nach der gewöhnlichen indianischen Sitte, welche die allmälige Entfernung des jungen Kriegers vom weiblichen Einflusse erforderte, immer mehr von seiner Mutter in den Kreis seiner Altersgenossen zurückzog, so konnte er sich doch dem Einflusse, den sie von Kindheit an auf ihn ausgeübt hatte, nicht ganz entziehen und hörte damals schon gerne, wenn sie ihm zu Zeiten von dem tapferen Volke der Huronen erzählte, die weit im Norden ihre Wohnsitze hatten, von den kühnen Thaten ihrer Häuptlinge, deren Nachkomme er war, und auch von den Blaßgesichtern, die ohne Waffen zu ihnen gekommen und den Huronen das Bild eines gekreuzigten Gottes gezeigt hätten. Diese sonderbaren Erzählungen waren dem jungen Pontiac schon

damals merkwürdig vorgekommen, hatten sein Nachdenken erweckt und ihn mit einer gewissen Achtung vor den weißen Gegnern erfüllt, die den übrigen jungen Kriegern des Catawbastammes abging.

Dann war Alexander Henry als Gefangener und — großer Medizinmann—zu den Catawbas gekommen. Er hatte Pontiac geheilt, war dessen Freund geworden und als dann der Stamm der Catawbas von den Engländern vertrieben und nahezu ausgerottet worden war, hatte er das Bleichgesicht auf seinen Wanderungen durch die Wälder beim Suchen nach der verlorenen Betty begleitet, die verschiedensten Indianerstämme des Nordwestens besucht und viele von den Häuptlingen persönlich kennen gelernt: kurz, er war an Erfahrungen reicher, an Kenntnissen klüger und besonders im Umgange mit den Bleichgesichtern erfahrener, vorsichtiger und schlauer geworden. Und jetzt weilte er wieder bei seiner Mutter Nokomis unter den Ottawas, und befand sich in diesem Augenblick mit den Männern des Stammes auf einem Jagdzuge abwesend.

Es war am späten Nachmittag. Im Dorfe wurde es allmählig lebendiger, die Männer kehrten mit ihrer Beute ins Dorf zurück und die Weiber begannen ihre einfachen Mahlzeiten zu bereiten. Aus den Hütten quollen eine Anzahl Rauchsäulen kerzengerade in die Luft. — Nach kurzer Zeit der Ruhe saßen in der Hütte des Häuptlings A-gosh-a-way die Familie desselben, sowie er selbst, der junge Pontiac, Nokomis und Adahmin, die Tochter des Häuptlings, bei dem einfachen Mahle, Hirschfleisch mit Mais zusammengekocht. Der Kessel war vom Feuer genommen und in die Mitte der Hütte gestellt worden. Ein großer hölzerner Löffel hing an demselben. Jedes Glied der Familie setzte sich nun, den Kessel im Kreise, herum. Der Häuptling ergriff den hölzernen Löffel, füllte damit drei- bis viermal schnell hintereinander seinen breiten Mund und schob den Löffel Pontiac zu, der dasselbe that. So ging er die Runde bis der Kessel leer war, was auch nicht lange dauerte. Denn wo der Hunger sein Recht fordert, ist das Essen bitterer Ernst. Daß in dem Kessel kein Körnchen Salz war, machte den Genießenden nichts aus, da sie ohne Salz leben. Sie essen es zwar, wenn sie es haben, aber das ist selten der Fall und sie entbehren es nicht.

Während des Essens wurden wenig Worte gewechselt, aber nachdem dieser ernste Prozeß vorüber war, lagerten sich die beiden Männer mit den Füßen nach dem Feuer und begannen nun ihre Unterhaltung. Zunächst drehte sich dieselbe um die stattgefundene

Jagd des verflossenen Tages, bei welcher sich Pontiac sehr rühmlich ausgezeichnet hatte, was der alte Häuptling auch den Frauen gegenüber nicht unerwähnt lassen konnte; dann gingen sie allmählig auf andere Gegenstände über und Pontiac mußte dem Häuptling von den Sitten und Gebräuchen der Bleichgesichter, von ihren religiösen Anschauungen und andere Dinge erzählen, wie er dies schon öfters gethan und wobei er so ein glänzendes Rednertalent entwickelte, daß der alte Häuptling und dessen Tochter, wie auch seine Mutter, Nokomis, ihm gerne zuhörten. Und die Art und Weise seines Vortrages war dabei so lebendig, spannend und bilderreich, daß seine aufmerksamen Zuhörer, seinen Worten lauschend, stundenlang an seinem Munde hingen. Pontiac hatte sich nach seiner Rückkehr von seinen bleichen Freunden am Mont Pisgah bald in die neuen Verhältnisse hineingelebt. Von imposantem Aussehen, außerordentlicher Körperstärke, großer Gewandtheit und unbeugsamem, fast bis zur Hal[illegible]tarrigkeit gesteigertem Muthe und großer Entschiedenheit, war er bald unter den Mitgliedern des Ottawastammes eine hervorragende Erscheinung und leistete schon jetzt in ihren Berathungen, auf ihren Kriegszügen gegen die Miamies und andere Nationen sehr werthvolle Dienste. Er wurde bald ein hervorragender Unterhäuptling in seinem Stamme und erwies sich als ein geschickter Führer der ihm anvertrauten Krieger. Der alte Häuptling erkannte in ihm einen außergewöhnlich begabten jungen Krieger, dem nach seiner Meinung noch eine glänzende Zukunft bevorstehen müsse und war ganz Ohr, wenn er ihm seine Ansicht über irgend eine kritische Angelegenheit, die der Häuptling zu entscheiden hatte und in welcher er ihn um seine Meinung befragt, vortrug. Heute sollte indeß die Unterhaltung zwischen den beiden Männern nicht lange dauern, denn draußen vor der Hütte erhob sich ein wüthendes Hundegebell, ebenso auch im ganzen Dorfe, ein Zeichen, daß sich ein Fremder der Indianerstadt nähere.

Die beiden Männer erhoben sich und traten vor die Hütte. Eine große Anzahl von Hunden stürzte jetzt zwei Reitern entgegen. Gleichzeitig wurde es in der Indianerstadt lebendig. Zwischen und aus den Hütten kamen allerlei menschliche Gestalten hervor und schauten, die Hand gegen die blendende Sonne über die Augen gelegt, nach der Richtung aus, woher die beiden Reiter rasch näher kamen.

Die Indianer waren in Decken gehüllt, welche ein breiter Gurt zusammenhielt. An ihm hing in einem hirschledernen Futteral ein großes Messer. Das Haar hing über der breiten

Stirn nach beiden Seiten des Kopfes bis weit über die Schultern herab, war hier in einzelnen Strähnen vertheilt und mit Schnur, Bast oder Band umwickelt. Einige Indianer hatten dasselbe auch auf dem Hinterkopf zu einem Knoten vereinigt, in dem eine lange Feder befestigt war. Das breite Gesicht, in welchem die Augenbrauen fast fehlten, hatten die Indianer blau oder roth gefärbt.

Es waren lauter kräftige Gestalten, welche den Reitern, die ihre Pferde vor der Hütte des Häuptlings anhielten, jetzt entgegentraten — aber nicht, wie es schien, in böswilliger Absicht — während ein [illegible]schreiender Kinder so lange auf die Hunde schlugen, bis diese nur noch knurrend die Fremden in einem weiten Kreise umschlichen.

„Good evening, meine rothen Freunde!“ grüßte der eine der Reiter mit lauter fröhlicher Stimme.

„Push-huh! Push huh! Showain nemeshin!“ (Guten Tag, Guten Tag, du Mitleidsvoller) klang es von allen Seiten dem bleichgesichtigen Reiter entgegen, der kein anderer als Langlade, der Pelzhändler, war, und sein Begleiter der Kommandant des französischen Forts am Ohio, Monsieur de St. Pierre vom Fort Sandusky.

Der alte Häuptling A-gosh-a-way schüttelte den Ankommenden kräftig die Hand und bat seine bleichen Freunde in gebrochenem Englisch, abzusteigen, welcher Aufforderung man sofort nachkam. Einige Indianer führten die Pferde hinweg, nachdem man ihnen Sattel und Zaumzeug abgenommen. Das Wiedersehen zwischen Pontiac, dem alten Häuptling und Langlade war ein wirklich herzliches, obgleich die Freude, die man dabei empfand, sich nicht allzu stürmisch äußern durfte, wodurch man sich der Gefahr ausgesetzt haben würde, sich vor den übrigen Rothhäuten lächerlich zu machen.

Langlade theilte nun dem Häuptling, seinem alten Freunde, mit, was ihn und seinen Begleiter hergeführt, nämlich Pelze von ihnen zu kaufen und sonst noch eine Berathung mit ihm, wie der Kommandant, der große, französische Krieger es wünsche, zu halten. Kaum wurde seine Absicht unter den Indianern bekannt, so liefen diese davon, um nach kurzer Zeit mit Fellen, Ahornzucker und andern Artikeln beladen, zurückzukehren. Der Pelzhändler begann zuerst seinen Tauschhandel, um das rothe Volk vor allen Dingen zu befriedigen. Dabei entstand ein wüstes Schreien und Drängen. Jeder wollte der erste sein, und wenn Langlade die Blechtasse, in der er von dem mitgebrachten Thee, Reis, Bohnen

oder Erbsen vertheilte, nicht übermäßig füllte, so schrie alles noch toller durcheinander, und auch die Kinder bemüheten sich durch Pfeifen und Kreischen den Lärm zu vergrößern.

Bald war der Waarenvorrath, bei dem auch etwas Tabak und eine Anzahl Thonpfeifen zur Vertheilung kam, erschöpft; dafür lag aber ein Häuflein Felle zu seinen Füßen, und aus seiner lächelnden Miene konnte man schließen, daß Langlade mit dem Geschäft zufrieden war.

Die Indianer wollten nun auch noch die Flinten, Revolver, Messer, Pulver und Kugeln, genug Alles, was die beiden Bleichgesichter bei sich trugen, gegen weitere Felle eintauschen, von denen sie noch einen Vorrath besaßen. Der alte Häuptling aber trieb sie entschlossen auseinander, und ließ dann durch seinen Adjutanten (Läufer) die Krieger des Stammes auf heute Abend zu einer Berathung in der Rathshütte einladen.

Langlade packte die eingehandelten Felle in ein Bündel zusammen und trug dieses, wie Sattel und Zaumzeug in die große Berathungshütte, welche A-gosh-a-way seinen Gästen während ihres Aufenthaltes im Dorfe angewiesen hatte. Der Häuptling forderte dann seine Gäste auf, ihm zu folgen. Mit ihnen und Pontiac trat er in seinen Wigwam, in welchem ein helles Feuer brannte; vor diesem war nun Nokomis eifrig mit der Zubereitung des Mahles für die Gäste beschäftigt. Dann ließen sich die Männer im Kreise um das Feuer nieder. Der Häuptling holte die bekannte Friedenspfeife hervor, deren Rohr schön geschmückt war mit Federn, Muscheln und Perlen, preßte mittelst eines runden Stabes geschnittenen Tabak in den rothen, steinernen Kopf, zündete sie bedächtig an, that ein paar lange Züge daraus und reichte sie dem Kommandanten, welcher seinem Beispiele folgte, und die Pfeife dann dem Pelzhändler und dieser sie an Pontiac übergab. In dieser Weise machte sie wiederholt die Runde, bis sie leergebrannt war. Noch einmal schüttelte A-gosh-a-way seinen Gästen die Hand, Pontiac that desgleichen. Damit war das Zeichen der Freundschaft und des Friedens zwischen ihnen ausgetauscht.

Jetzt stellte Nokomis den Kessel, in welchem große Stücke frischen Hirschfleisches — das Beste, was die indianische Küche aufzuweisen hatte — in einer fetten Brühe schwammen, vom Feuer. Ein jeder nahm sein Messer zur Hand und fischte damit nach einem Stück, so groß er es begehrte, herum, bis er es erfaßt hatte.

Die beiden Bleichgesichter aßen nicht ohne inneres Widerstreben und nur aus Höflichkeit gegen den wohlmeinenden Gast-



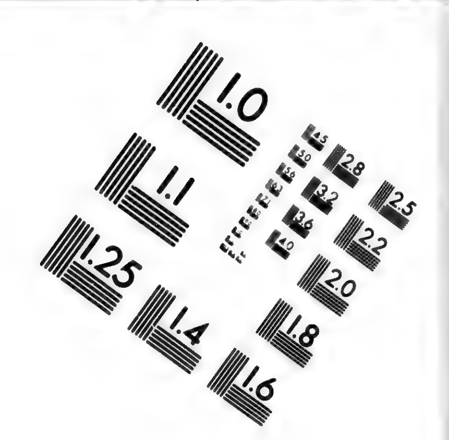
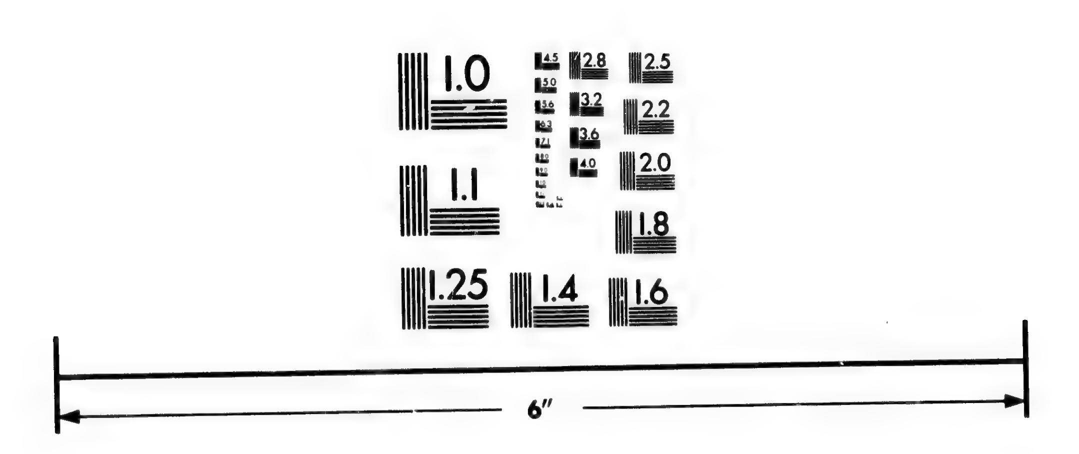


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



g
A
g
d
v
d
v
b
ti
d
K
re
le
re
pf
a

J
fe
de
he
da
M
dr
ne

de
ge
Je

an,
de

me
me
fie
auc
Pf
und
fon
und
Th

geber ein wenig von dem Fleisch, desto besser schmeckte es den beiden Rothhäuten, die, wie es schien, zu jeder Zeit mit gutem Appetit gesegnet waren. Als Alle gesättigt waren, begab man sich nach der Berathungshütte, wo sie die Krieger des Stammes bereits versammelt fanden. Inzwischen hatte der französische Kommandant den Häuptling des weiteren damit bekannt gemacht, was er von ihm begehrte, nämlich den Abschluß eines Kriegs- und Waffenbündnisses mit der französischen Regierung, als deren Bevollmächtigter er in dem Dorfe der Ottawa's erschienen war; der Stamm der Ottawaindianer sollte sich verpflichten, in dem bevorstehenden Kriege zwischen England und Frankreich sich auf Seiten Frankreichs zu stellen und ihm gegen England kräftigen Beistand zu leisten. — Wir wollen uns nicht mit der Schilderung der Vorbereitungen zu dieser Berathung, mit dem Rauchen der Friedenspfeife 2c. aufhalten. Diese allbekannten Vorbereitungen fanden auch hier statt.

Die eigentliche Berathung hatte ihren Anfang genommen. In einem Kreise um das in der Mitte der Hütte brennende Rathsfeuer, saßen die Aeltesten des Stammes, die die Unternehmungen desselben mit weisem Rathe zu leiten gewohnt waren; um sie herum standen in größerem Kreise die Krieger in vollem Schmucke, das Kriegsbeil im Gürtel, etwas weiter entfernt wartete die junge Mannschaft ehrfurchtsvoll der Dinge, die da kommen sollten, und draußen standen die Weiber und Kinder und blickten oder horchten neugierig auf das, was drinnen geredet wurde oder vorging.

Eben hatte A-gosh-a-way das Wort ergriffen, um den Zweck der Versammlung zu erklären. Man hatte ihm aufmerksam zugehört und als er geschwiegen, war kein Wort erwidert worden. Jetzt wandte sich der Häuptling an den Kommandanten und sagte:

„Mein bleicher Bruder ist ein großer Krieger. Er höre mich an, ich will zu ihm reden, als ob ich zu meinem großen Vater, dem Könige von Frankreich selber spräche:

Mein Vater! Du hast vor einiger Zeit dies Tomahawk in meine Hand gegeben und gesagt: Versuche diese Axt an den Köpfen meiner Feinde, den Rothröcken, und laß mich nachher hören, ob sie scharf und gut war. Mein Vater, ich hatte keinen Grund und auch keine Lust mit einem Volke Krieg zu führen, das meinen Pfad nicht gekreuzt hatte. Doch du sagtest, du seist mein Vater und ich dein Kind, so nahm ich das Tomahawk an, weil du mir sonst nicht gegeben haben würdest, was ich zum Leben brauchte, und nirgends bekommen konnte. Vielleicht hieltst du mich für einen Thoren, daß ich mein Leben in einer Sache für nichts achtete, die

mich nichts anging und bei der ich nichts gewinnen konnte. Denn mit den Rothröcken zu kämpfen ist *deine* Sache. Ihr habt diesen Streit unter euch selbst angefangen und ihr solltet ihn auch selbst ausfechten. Ihr solltet nicht die rothen Männer, eure Kinder, zwingen wollen, sich um euretwillen der Gefahr auszusetzen.

Mein Vater! Es hat schon viele Leben gekostet, ganze Stämme sind dünne geworden, Kinder haben ihre Eltern, Weiber ihre Männer, Brüder ihre Brüder verloren. Und wie viele werden noch sterben müssen, ehe euer Zweck zu Ende ist.

Mein Vater, Ich habe gesagt, du hältst mich vielleicht für einen einfältigen Thoren, daß ich über deine Feinde so unverständig herfalle. Denke aber nicht, daß ich nicht auch wie du es einsehe, wie bald du mit den Rothröcken Frieden machen kannst, obwohl es jetzt aussieht, als wolltest du mit ihnen in ewiger Feindschaft leben. Nun höre gut zu, mein Vater! Dieweil du uns, deine rothen Kinder auf deine weißen Feinde hetzest und während wir eben im Laufe sind, uns auf deine Feinde zu stürzen, die tödtliche Waffe in der Hand, die du uns selbst gabst — was möchte ich sehen, wenn ich mich plötzlich umblickte? Vielleicht sehe ich, daß mein Vater den Rothröcken, ja eben denen, die er jetzt seine Feinde nennt, die Hand drückt. Da könnte ich denn auch sehen, daß er über meine Thorheit lacht, und doch riskire ich jetzt mein Leben auf sein Gebot. Denn wer von uns kann denn glauben, daß du ein Volk verschiedener Farbe mehr liebst, als eins von eben so weißer Farbe, als die deinige? Du aber willst, daß wir gegen deine Feinde kämpfen sollen, und wir wollen nicht kämpfen, weder gegen die Rothröcke noch gegen die Franzmänner; wir wollen Frieden haben und im Frieden leben." — So sprach A-gosh-a-way.

Darauf erhob sich von seinem Sitz und trat vor die Versammlung ein Stammältester Namens Itschonka (Großmaul genannt). Er redete die Zuhörer folgendermaßen an:

„Wollen meine rothen Brüder, die tapferen Krieger der Ottawa's, horchen auf die Rede des bleichen Häuptlings jenseits des großen Salzsees, der sich König von Frankreich nennt? Will der rothe Mann wieder hören auf die glatten Worte der Bleichgesichter, die die festen Häuser gegen uns aufgerichtet und sie mit dicken Rohren vollgestopft, die gegen uns donnern und blitzen, Feuer spucken und Kugeln schleudern, um uns zu vernichten? Wollen meine Brüder hören auf die süßen Reden des bleichen Mannes, der uns unser Land geraubt, unsere Jagdgründe genommen, unsere Wigwams verbrannt, und uns hinweggetrieben

hat von den Gräbern unserer Väter? Wollen unsere Krieger sich tödten und skalpiren lassen für die räuberischen Bleichgesichter — ob sie Rothröcke oder Franzmänner heißen — da sie Beide dem rothen Manne nahmen, was ihm gehört? die unsere Brüder mit Feuerwasser vergiftet und uns die bösen Blattern ins Land gebracht? Wollen die tapferen Ottawa's, die im Frieden bleiben wollen, das Kriegsbeil ausgraben, wenn sie keine Heimath, kein Land haben, für das sie fechten können? Wollen wir in einen Krieg ziehen, den die Bleichgesichter miteinander führen, weil sie sich um das Eigenthum des rothen Mannes streiten, und keiner es dem andern gönnt, aber doch darin einig sind, zu stehlen, was unser ist?" So fragte Jtschonka seine rothen Brüder und schloß seine Rede mit lauter fast drohend klingender Stimme. — Jetzt erhob sich auch der Kommandant, da er schnell erkannte, daß wenn die Berathung in dieser Weise weitergeführt wurde, er für den Abschluß eines Trutz- und Schutzbündnisses mit diesem Stamme wenig Aussicht habe — und traten die Ottawa's nicht in das Bündnis ein, dann hielten sich auch die andern Stämme des Nordwestens, wenigstens eine Anzahl derselben, von den Franzosen fern.

„Freunde der Franzmänner!" hob er an, „euer erhabener Vater in Frankreich hat gehört, daß die Rothröcke den Frieden gebrochen und Unfrieden und Krieg wieder angezündet haben. Das Blutvergießen ist schon im Gange. Sein Herz trauert. Viele von euren rothen Brüdern haben die Streitaxt ausgegraben, um den Rothröcken gegen uns kämpfen zu helfen. Müssen wir uns da nicht wehren und unsere Wigwams, Weiber und Kinder zu schützen suchen? Er hat mich zu euch gesandt, um euch zu sehen und zu hören, um euren starken, tapferen Arm zu unserer Hülfe herbeizurufen. Warum weigert ihr euch, uns zu helfen? Sprecht frei und wahr. Ist euch von uns Unrecht geschehen, soll es vergütet werden. Krieg ist böse, Frieden ist besser. Wenn wir aber unser Leben vertheidigen müssen gegen den Feind, der es uns nehmen will, müssen wir da nicht den Tomahawk ausgraben und die Friedenspfeife beiseite legen? Brüder, überlegt die Sache wohl, sie ist sehr ernst und kann euch, wenn ihr verschmäht, den richtigen Pfad zu gehen, — Alles, Alles kosten!"

Jetzt kam Matalosa (der schnelle Bär) zum Vorschein. Eine grobknochige, derbe Gestalt. Auf dem langen, blaugrün ausgemalten Gesichte markirte sich besonders das breite Maul und das tückische kleine Auge über der starken Nase. Nie verzogen sich die hölzernen Züge dieses Mannes zu einem Schimmer von

Lächeln. Der Mann lachte wohl nur, wenn er einen blutenden Feind zu seinen Füßen sah und hatte das Erbarmen von Hai und Hyänen gelernt. Finster brütend hatte er bisher in einer Ecke des Kreises gesessen. In seine Decke gehüllt, kauerte sich der Koloß jetzt vor die beiden Weißen nieder und zischte heiser: „Ist's wahr, daß euch der große Vater gesandt hat? Bist du ein Häuptling", wandte er sich an den Kommandanten, „so sage dem großen Vater, daß er Frieden halten und den Streit nicht beginnen soll. Ich will dir die Hand schütteln und auch nehmen, was du und Showain nemishin an guten Sachen uns bringt. Aber gebt uns Gewehre, Pulver und Kugeln, daß unsere Herzen froh werden und wir jagen können, und laßt eure Händler kommen, mit denen wollen wir Handel treiben und ihnen Pelze genug geben, aber — mit Krieg und Blutvergießen bleibt unsern Wigwams fern — wir wollen keinen Krieg, wir wollen den Frieden! Nindikit! (Ich habe gesprochen!)"

Der Häuptling trat wieder vor und ergriff zum zweitenmal das Wort: „Mein Vater!" sagte er, „ich verstehe die Dinge nicht recht. Eben bin ich in Frieden gesetzt, soll ich wieder in den Krieg ziehen? Meine Gesinnung zu ändern ist mir unmöglich. Du weist vielleicht nicht, wovon ich rede; aber es ist die Wahrheit, für die ich Himmel und Erde zu Zeugen anrufe, daß ich auf jede nur mögliche Weise von den Rothröcken genöthigt worden bin, die Streitaxt gegen dich zu erheben. Doch ich that es nicht, um meines Freundes willen, der mir einst das Leben gerettet und dem ich das Versprechen gegeben, nicht gegen dich kämpfen zu wollen; auch konnte ich den Rothröcken nicht glauben, daß du mein Feind bist. War ich da nicht dein Freund? Aber weiter versprach ich nichts. Ich will nicht gegen dich die Streitaxt ausgraben, ich will aber auch gegen die Rothröcke nicht kämpfen. Ich rief meine Krieger zusammen, wir rauchten zusammen die Friedenspfeife und beschlossen, Freunde der Franzmänner zu sein. Ich sandte dir durch meinen Freund die Friedenspfeife, sie war ähnlich wie diese hier; du hast sie empfangen. Ich sagte dir, daß deine Freunde meine Freunde, und deine Feinde meine Feinde sein sollten, daß ich mit ihnen ein Bündniß gegen dich nicht abschließen würde; habe ich mein Wort nicht gehalten? War ich nicht dein Freund? Wenn du aber mit deinen Feinden einen Streit beginnst um das, was nicht euer ist, sondern dem rothen Manne gehört, dann müßt ihr auch den Streit allein ausmachen; wir werden keinem von euch helfen!"

„Der große Vater der Franzmänner und seiner rothen Kinder

will gegen die Feinde der Ottawa's, gegen Miamies und Irokesen kämpfen und euch die Palme des Friedens erringen helfen; die Ottawa's sollen den Ruhm der großen Krieger ernten und alle ihre Feinde bezwungen zu ihren Füßen sehen!" sagte der Kommandant.

Ein Lächeln der Verachtung umspielte bei diesen Worten des Kommandanten den Mund Matalusas (des schnellen Bären); er entgegnete: „Haben meine rothen Brüder nicht genug gehört auf die Unwahrheiten der bleichen Männer? Haben wir nicht schon oft genug das Bündniß mit ihnen geschlossen, und hofften, in Frieden zu bleiben? Wir nannten sie Brüder und gaben ihnen Raum, ihre Wigwams darauf zu setzen; sie waren ihrer nur wenige, wir hätten sie leicht vertilgen können, wir thaten es nicht, ließen sie neben uns in Frieden wohnen, bis sie so zahlreich wurden, daß sie stärker waren als wir. Wie haben sie es uns gedankt? Sie raubten unser Land, sie vertrieben uns aus unseren Jagdgründen und wir zogen weiter, der untergehenden Sonne zu. Matalusa räth vom Kriege gegen die Rothröcke ab; Matalusa will nicht theilnehmen an dem Kampfe gegen sie; Matalusa sieht nur Unglück in einem Bündniß mit den Franzmännern für die tapferen Krieger der Ottawas! Nindikit!"

„Meine rothen Freunde werden hören auf die Stimme ihres Freundes, auf die Worte des Abgesandten des großen Vaters der Franzmänner," ergriff der Kommandant abermals das Wort. „Sie werden das Bündniß mit ihren guten bleichen Freunden schließen und dem Beispiele anderer Stämme im Westen folgen. Wir wissen, daß die Ottawas große Krieger sind, auch kluge Häuptlinge und Rathgeber haben, die nicht erst die Bücher der Blaßgesichter zu lesen brauchen; wir wissen, daß unter ihnen ein geborener Häuptling lebt, der ein trauriges Lied von der Blut- und Habgier der Rothröcke zu singen weiß. Wer kennt ihn nicht, den tapferen Huronen — den geborenen Häuptling Pontiac? Er hat noch nicht gesprochen; mögen meine rothen Freunde auch seine Worte vernehmen; denn er kennt sie alle, die rothen Brüder und die Bleichgesichter, die Feinde und die Freunde — lasset ihn reden und er wird erzählen, was die Rothröcke den Catawbas gethan — und ihr werdet mit uns gehen die Wege, die zu Frieden und Glückseligkeit führen!"

„Zu Frieden und Glückseligkeit?" wiederholte jetzt Itoschonka (Großmaul) hohnlächelnd, während seine dunklen Augen vor Entrüstung blitzten. „Siehe den Segen, welcher den Tritten der weißen Eindringlinge folgt. Wohin er seine Schritte lenkt,

schwinden die Rothhäute der Wälder dahin, wie der Morgennebel vor den Strahlen der Sonne. Es gab eine Zeit, wo unser Volk frei durch die Wälder streifte und ungestört den Bären, den Biber und das Rennthier jagte. Von der andern Seite des großen Wassers kamen die weißen Männer mit Donner und Blitz bewaffnet. Im Kriege hetzten sie uns gleich wilden Thieren, im Frieden zerstörten sie uns mit giftigen, tödtlichen Getränken! Das ist der Weg der Blaßgesichter, der uns zu Frieden und Glückseligkeit führen soll, auf dem du zu leiten uns versuchen willst. Hebe dich weg von uns, gefährlicher Mann! Möge der große Geist Manitou deine Heimreise begünstigen, aber je eher du dich entfernst, desto besser wird es für uns sein. Nindikit!"

Jetzt stand auf Shada (der Pelikan), der uns schon als Läufer des Stammes bekannt geworden und Pontiac bei seinem ersten Besuche im Dorfe der Ottawas benachrichtigte, daß seine Mutter in O-da-nuh sei. Seit Pontiac aber nun selbst in der Indianerstadt weilte, hatte sich Shada ihm gegenüber ganz anders gestellt. Früher war er sein Freund gewesen, jetzt hatte sich der Freund in einen heimlichen Feind verwandelt. Shada hatte nämlich seine Augen auf O-dah-min, die Tochter des Häuptlings geworfen; da aber die junge Indianerin Pontiac mehr Aufmerksamkeit schenkte und diesen ihm vorzuziehen und mehr zu begünstigen schien, so betrachtete er ihn als seinen Nebenbuhler und stellte sich ihm immer feindseliger gegenüber. Pontiac nahm aber keine Notiz davon und that, als sähe und hörte er nichts.

„Ehe unsere Häuptlinge von unserm großen weißen Vater gehört haben," hob Shada an, „kannten wir die Franzmänner nicht, die sich ‚die große Nation' nennt. Wir zogen einst unsere kurzen Messer gegen ihre langen Dolche, griffen nach dem Tomahawk und wollten ihnen die Haut vom Kopfe ziehen. Aber es waren zu viele für uns. Und als unsere Häuptlinge zurückkamen und uns erzählten, sagten wir: Wir werden es nicht mehr wagen, unsere kleinen Messer gegen die langen Dolche zu ziehen, denn wir konnten die weißen Leute und Krieger nicht mehr zählen; da schlossen wir Frieden mit den Franzmännern. Die Rothröcke aber sind nun noch viel mehr; Shada weiß es, denn Shada ist der Läufer des Stammes. Die Rothröcke haben große Haufen fester Häuser; sie haben große und dicke Flinten und tapfere Häuptlinge, welche die Art und Weise des rothen Mannes, Krieg zu führen, lernen. Der Feinde sind zu viele, sie haben auch viele rothe Krieger gewonnen und auf ihre Seite gezogen. Die tapferen Ottawas werden getödtet werden, sie können der großen

Menge und der Gewalt ihrer Feuerröhre, dem Donner und Blitze ihrer dicken Flinten nicht widerstehen; — sie werden in einem Kriege mit den Rothröcken untergehen, wie auch die Catawbas ihnen nicht widerstehen konnten und untergegangen sind. Der geborene Huronenhäuptling möge reden, Pontiac möge uns erzählen, wo die Catawbas geblieben sind; er möge sagen, wo der Stamm weilt, dessen geborener Häuptling der junge tapfere Krieger selber ist!"

Das war zu viel für Pontiac — die letzten Worte seines Nebenbuhlers klangen ihm wie ein Hohn auf seinen tapferen Stamm, auf die Asche seiner entschlafenen Väter. — Er erhob sich schnell, aller Augen richteten sich in gespannter Erwartung auf ihn. Was würde er auf diese Worte Shadas zu erwidern haben! Wie er so dastand, war er unter den kräftigen Gestalten der Indianer eine außerordentliche Krafterscheinung. Sein Körper war von beinahe riesenhafter Größe, die straffen, kräftigen Muskeln deuteten eine außerordentliche Stärke an, aus den scharfen Augen und dem kühnen Antlitze mit der gebogenen Adlernase blickte ein Feuergeist und seine stolze Haltung zeugte, daß er zum Herrschen geboren sei.

„Meine Brüder vom Ottawastamme," hob er mit lauter, kräftiger Stimme an, „hört, was ich, der ich fast der jüngste unter den Häuptlingen dieses Stammes bin, zu sagen habe. Zuerst Dank dem großen Geiste Manitoo, der in Gesundheit und Frieden uns zusammen gebracht hat. Wir ehren den großen weißen Vater, der uns seine Kinder nennt. Wir freuen uns, diese beiden weißen Männer, seine Abgesandten, die ja unsere Freunde sind, bei der Hand zu fassen. Möge die Kette unserer Freundschaft dauern, so lange die Sonne über den großen Seeen aufsteigt und in unsern Wäldern untergeht. Brüder, ihr wißt, die Krieger des Ottawastammes sind immer Freunde des großen Vaters der Franzmänner gewesen, der auch versprach, eure Feinde abzuhalten, wenn ihr gegen die seinigen ihm helfen wolltet. Hat er euch sein Wort nicht gehalten? Ihr wißt es selbst, ob ihr darauf mit „Ja" oder „Nein" antworten könnt.

Rothe Männer der Wälder, tapfere Krieger der Ottawas! Es gab eine Zeit, wo unsere Vorfahren dies Land inne hatten. Ihre Jagdgründe reichten vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne. Der große Geist erschuf es für unseren Gebrauch. Er erschuf das Reh und den Büffel zu ihrer Nahrung, auch den Biber und Bär schuf er und ihre Felle dienten ihnen zur Kleidung. Alle diese Gaben bestimmte er für seine rothen Kinder,

weil er sie liebte. Doch ein schlimmer Tag kam über das rothe Volk. Die Bleichgesichter kamen über das Wasser und landeten an unsern Gestaden. Ihre Zahl war nur gering; sie fanden Freunde und nicht Feinde. Sie erzählten unsern Vätern, daß sie ihre Jagdgründe und ihre Heimath verlassen, um den Verfolgungen böser Menschen zu entgehen und hierher gekommen, um ihre Religion befolgen zu können. Unsere Väter fühlten Mitleid mit ihrer Lage und räumten ihnen Wohnsitze ein.

Ihre Anzahl vermehrte sich rasch; sie verlangten mehr Land; sie begehrten bald unser ganzes Land. Ja, noch mehr, sie wollten uns ihre Religion aufzwingen und uns zu ihren Sklaven machen. Schwarze Väter kamen zu den Huronen, den Mohawks und anderen Stämmen. — Ich erinnere euch an die Macht und den Einfluß, den einst die mächtigen Eries von dieser Stätte aus, wo jetzt unsere Wigwams stehen, bis in die entlegensten Theile des Landes übten; ich erinnere auch an ihre Siege und Kriege und wie in Folge derselben ihre Stimme in jeder Rathsversammlung des rothen Volkes gehört wurde und Niemand mehr übrig geblieben war, ihre Macht und Herrschaft zu bestreiten. Dann kam auch über sie eine dunkle Wolke. Andere Stämme, klein an Zahl und gering an Macht, die sie leicht mit ihrem Fuß zertreten konnten, hatten sich verbündet und standen drohend in ihrer Nachbarschaft. Es war der ‚Irokeesenbund'! Was sollte ihr Bund?" fragte er zornig, „gegen wen war er gerichtet? Gegen wen wollten die bisherigen Feiglinge das Kriegsbeil erheben? Wollten sie nicht die Macht und Herrschaft *meines* Volkes, des Volkes der tapferen Huronen zertrümmern? Wollten sie nicht in die Jagdgründe *meines* Volkes eindringen? Und sind sie nicht eingedrungen? Sollte sich nicht der stolze Nacken der Huronen vor den feigen Bundesgliedern beugen lernen? Wollten sie nicht die Meister über alle ihre Nachbarn, ihre Feinde, über alle Bleichgesichter werden? Und siehe da, sie sind es geworden, weil sie unter sich einig waren, weil sie an dem Bündniß festhielten, das sie geschlossen. Denn Einigkeit macht stark und unüberwindlich, und stark und unüberwindlich sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie haben alle ihre Feinde überwunden. Auch *mein* Huronenvolk mußte ihren grausamen Arm fühlen und konnte sich zuletzt, nachdem auch die Krieger meiner Familie, der Häuptlingsstamm meines Hauses, das Geschlecht, welchem ich entsprossen bin, im blutigen Ringen gegen sie gefallen war, nur dadurch noch vor völliger Vernichtung retten, daß sie selbst dem Bunde beitraten. So ist es gekommen, daß ich, ein geborener Häuptling der Huro-

nen, ein stammloser Häuptling und der Gast meiner rothen Brüder vom Stamme der Catawbas und der Ottawas geworden bin, daß ich mit Vater und Mutter in die Gefangenschaft der Cherokees geschleppt wurde und der Vater Pontiacs, von den Feinden zu Tode gemartert, den Heldentod für die Sache seines Volkes starb. Meine Mutter Nokomis entfloh mit mir zu den Catawbas, den Feinden der Cherokesen und dort wuchs ich auf, vergessen und verlassen von meinem Volke, ein Häuptling ohne Stamm, ein Baum ohne Wurzel, ein Fremdling unter Fremdlingen — und so bin ich geworden was ich bin: ein einfacher Krieger, aber ein Krieger des rothen Volkes.

Unsere Väter sind in ihre Grabstätten hinabgestiegen, sie hatten Verstand. Wir sind jung, thöricht, wünschen aber nichts zu thun, was sie nicht billigen möchten, wenn sie noch lebten. Wir fürchten uns, ihre Geister zu beleidigen, wir wollen sie versöhnen. Wie aber soll dies geschehen? Durch Feigheit? Durch Verzagtheit? Durch Entmuthigung? Durch Knechtschaft, indem wir uns das Joch der Fremdlinge auf den Nacken legen lassen, wie der Stier, wenn er die Pflugschar zieht? Durch Furcht vor denen, welche unsere Väter betrogen, überlistet, verrathen, bestohlen, ermordet und skalpirt haben? Sind das die Tugenden, die den rothen Krieger zieren? Sind das die hervorragendsten Eigenschaften der Ottawas? Ihr denkt vielleicht, ich werde leidenschaftlich, aber mein Herz ist ohne Falsch, ohne Hintergedanken, gut und treu gegen euch gesinnt. Ich rede nicht mit gespaltener Zunge; ich rede als ein Kind eures Volkes, als ein Krieger eures Stammes. Ich lebe von dem Wild auf euren Jagdgründen, mein Land ist klein, denn ich habe keins. Ich bin ein Krieger ohne Stamm, ein heimathloser Fremdling im Lande meiner Väter. Einst gehörte ich den Catawbas an, aber ihr Stamm ist untergegangen, das schmerzt mich tief. Mit dem Volke jenes Stammes hoffte ich, die Bleichgesichter, die Rothröcke und die mit ihnen verbündeten Cherokesen, wenn auch nicht völlig zu besiegen, so doch noch lange ihnen Noth zu machen und endlich den Geist meines Vaters zu versöhnen. Es ist mir nicht gelungen. Wir versuchten sie in einen Hinterhalt zu locken, aber ihr großer Anführer verstand den Indianerkrieg. Wir beschlossen, auf sie einzudringen und Stirn gegen Stirn mit ihnen zu kämpfen, aber ihre Flinten zielten scharf und ihre Kugeln trafen gut. Sie flogen wie die Vögel durch die Luft und pfiffen um unsere Ohren, wie der Wind im Winter durch die Bäume pfeift. Unser Häuptling fiel gleich zu Anfang der Schlacht, unsere Krieger fielen um

mich her, daß es schrecklich war. Ich sah den Unglückstag der Catawbas vor Augen. Am Morgen ging mir die Sonne trübe auf — mein Stamm war vernichtet, seine Krieger ermordet, seine Wigwams verbrannt, der geringe Ueberrest in die Gefangenschaft geschleppt — meine Mutter befand sich unter den Gefangenen; — nur durch Schnelligkeit und Schlauheit konnte ich mein Leben noch retten, obwohl ich der Letzte war, der den Kampfplatz verließ. Am Abend sank die Sonne dieses Tages wie eine Feuerkugel hinter eine schwarze Wolke. Das war die letzte Sonne, die auf Pontiac unter dem Catawbavolke geschienen hatte. — Mein Herz ist todt für die Rothröcke, für die Cherokees und für den Irokesenbund; aber mein Herz lebt für die Rache! Pontiac ist ein Häuptling ohne Stamm, ein Kind ohne Vater, ein Sohn der Wälder ohne Heimath — — aber Pontiac ist kein Feigling, Pontiac ist ein rother Krieger — Pontiac trägt Tomahawk und Messer in seinem Gürtel — Pontiac ist bereit, für sein rothes Volk zu leben und zu sterben — Pontiac ist von der Fußsohle bis zur Skalplocke ein — — Indianer" — rief er mit blitzenden Augen und dröhnender Stimme in die Versammlung hinein.

Dann folgte eine Pause lautloser Stille; man konnte die Athemzüge der Lauschenden vernehmen. Sie waren seiner Rede mit fast ängstlicher Spannung gefolgt. Dann setzte Pontiac leise, fast flüsternd, wieder ein:

„Rothe Männer der Wälder, Brüder meines Volkes! Habt ihr nicht zuweilen jene melancholisch dumpfen Klänge vernommen, die am Abend und mitunter in der Stille der Nacht durch die tiefen Thäler und im Waldesschatten dahinschweben? Es sind die Klagen der Geister unserer Väter, deren Gebeine durch die Pflugschar der Weißen aus ihrer Ruhestätte geworfen und dem Spiele des Windes und des Wetters überlassen worden. Sie mahnen euch, ihre Kinder und Enkel, sie an den Blaßgesichtern zu rächen, damit sie endlich Ruhe finden in den paradiesischen Jagdgründen — weit, weit an den großen Wassern des Salzsees, im Lande der Geister! — Höre meine Worte, Volk der Ottawas! Höret meine Rede, ihr rothen Männer und Krieger — nehmet sie zu Ohren, ihr Kinder der Wälder; bewege sie in deinem Gemüthe, du getäuschtes und verführtes Volk des rothen Mannes: Diese weiten Regionen, diese unermeßlichen Wälder, diese Prärien, Flüsse und Seen waren einst euer Erbtheil; doch ist jetzt weder euer Freudengesang, noch euer Schlacht- und Kriegsruf an den weiten Ufern des Wahbeshkegoo-Keckegame (Weißwassersee — Eriesee), noch an den Ufern des Huronensees, weder in den dichten

Wäldern noch an den Ufern der silbernen Flüsse zu hören. Die Stämme im Lande des Sonnenaufgangs sind schon längst verschwunden, sogar die Wälder, welche ihnen einst zum Aufenthalte dienten, sind der Axt der Bleichgesichter erlegen, und kaum noch blieb eine Spur von unseren Nationen, den Huronen, Ottawas, Eries, Narraganſetts, Pequods und anderen übrig, hie und da noch der indianische Name eines Stromes oder Dorfes, den die Bleichgesichter ihnen beigelegt. Pontiac's Augen haben alles dies gesehen, als er die Wasser des großen Salzsees besuchte und darüber hinfuhr; Pontiac's Herz war sehr traurig; Pontiac's Augen hätten Wasser gießen mögen, wie die Weiber, wenn sie ihre Todten beklagen, als er sah, wie die Blaßgesichter sich auf den Jagdgründen des rothen Mannes in großer Anzahl niedergelassen, feste Häuser, große Städte gebaut und — unsere Väter vertrieben haben. Und dasselbe Schicksal werden früher oder später auch wir und andere Stämme mit uns theilen; in kurzer Zeit werden wir alle denselben Weg gehen, den unsere Väter und Brüder vor uns gegangen sind. Wir werden wie Rauch von der Erde verschwinden; unsere Geschichte, unsere Namen werden in Vergessenheit gerathen, und die Plätze, welche uns jetzt kennen, werden sich unserer nicht mehr erinnern. Wir werden immer weiter zurückgetrieben, bis wir zuletzt nicht mehr weiter können. Sagt, Brüder, sind unsere Beile zerbrochen, unsere Bogen erschlafft, unsere Arme erlahmt, unsere Füße steif, unsere Augen blind geworden, sind unsere Feuer erloschen? Nun wohl, wenn dem so ist — dann wartet nur noch kurze Zeit in süßem Nichtsthun, scheut den Kampf, und der Weiße wird uns nicht mehr verfolgen können, weil wir aufgehört haben zu bestehen!" —

Pontiac schloß seine Rede, die er mit aller wilden Beredsamkeit wahrer Begeisterung vorgetragen, und nun schien mit einem Male die ganze Menge der Zuhörer von einem Gefühle wildester Kriegsbegeisterung ergriffen zu sein. Es lag offen am Tage, daß die mächtige und packende Rede des jungen Häuptlings gezündet und auf die versammelten alten und jungen Krieger nicht nur den tiefsten Eindruck gemacht, sondern dieselben auch völlig umgestimmt hatte. Wuth nnd Zorn sprühten aus den wilden Augen und eine wilde Entschlossenheit lag auf den Gesichtern. Wüthend sprangen sie auf, schwangen drohend ihre Tomahawks und ihr wildes Kriegsgeheul tönte schauerlich durch die stille Nacht.

Jetzt hatte der französische Kommandant, Monsieur de St. Pierre, leichte Arbeit und gewonnenes Spiel, denn schon nach

kurzer Berathung, in welcher Alle den Krieg gegen die Rothröcke forderten, erhob sich der alte Häuptling von seinem Sitz und verkündete feierlich das Resultat der Berathung: „Ein abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündniß mit den Franzosen, und Krieg gegen die Engländer und ihre Verbündeten."

Kaum hatten die Lippen des Häuptlings, der den Kriegszug öffentlich verkündet, sich geschlossen, so begann auch der Kriegstanz außerhalb der Berathungshütte um den rothen Pfahl beim hellen Schein des Lagerfeuers. Um diesen Pfahl rasete der Kriegstanz zur wilden Trommel. Die schnellen Füße stampften den Boden, daß die Erde bebte; scharfe blitzende Waffen in den Händen der Rasenden zeigten an, daß sie nach dem Blute ihrer Opfer dürsteten. Der schmetternde Kriegsschrei gellte von unzähligen Lippen. Ein entsetzliches „Whoop!" nach dem andern zerriß die Luft und wilder schwangen sie die Waffen, drohender dröhnten ihre Schläge gegen den rothen Pfahl — dann schlichen sie leise heran, den auf den Tod getroffenen Feind zu skalpiren, und jetzt: Sieg! Sieg! der bluttriefende Skalp hängt am Gürtel des Kriegers. So feierten sie schon im voraus Siege, die erst noch zu erringen waren, in wilder Lust! —

* * *

Eine ungewöhnlich dunkle Nacht lag über der Indianerstadt O-da-nuh und der schweigenden Urwaldlandschaft. Der Horizont war mit dunklen, schweren Wolken bedeckt und bleiches Wetterleuchten erhellte nur von Zeit zu Zeit die düstere, schweigende Wildniß, die Rinderhütten des Indianerdorfes, und mit dem einförmigen Rauschen des Chogageflußes mischte sich das Heulen einzelner Windstöße. Weder in der großen Berathungshütte, noch in den übrigen Hütten der Indianer schimmerte ein einziger Lichtstrahl; es schien, als befänden sich die Krieger oder das ganze Dorf überhaupt noch unter dem Eindrucke des vor kurzer Zeit aufgeführten und beendigten Kriegstanzes und suchten nun in tiefer Ruhe Kraft zum bevorstehenden Kriegszuge und zum Kampfe gegen die Feinde, die Bleichgesichter.

So still es auch nach dem vorhin stattgefundenen Höllenlärm im Dorfe geworden war, so hatte sich doch in der Hütte des Häuptlings, hinter dicht verhangener Thüröffnung die kleine Familie desselben noch verweilt. Der Häuptling A-gosh-a-way saß oder kauerte vielmehr auf der Pritsche und rauchte von dem Tabak, welchen sein Freund Langlade ihm heute zum Präsent ge-

macht. Pontiac saß neben ihm und that dasselbe, während Nikomis und Adahmin auf der entgegengesetzten Seite des schwach aufflackernden Hüttenfeuers auf einer Matte Platz genommen und mit dem Ausbessern der Moccassins und Kleidungsstücke beschäftigt waren.

„Als unsere Väter lebten," hob der alte Häuptling an, nachdem er ein paar kräftige Züge aus seiner Thonpfeife gethan, „da wußten sie kaum, was weiße Menschen sind; Feuerwaffen, Feuerwasser und die schlimmen small pox (Blattern) waren ihnen unbekannt. Es gab an den Grenzen des Landes keine Forts, keine starken Häuser an den Ufern der Flüsse und Seeen; nur selten grub der rothe Mann das Tomahawk aus dem Boden, um einen andern Stamm zu bekämpfen; — das ist nicht mehr so. Von einem Sommer zum andern müssen die Indianer dem Büffel in die unwirthlichen Gegenden nach Sonnenuntergang folgen; von einem Jahr zum andern erhalten sie weniger Fleisch und sehen die Forts der Bleichgesichter wie Pilze aus dem Boden des Waldes hervorschießen. Dadurch sind die Kämpfe zwischen Stamm und Stamm so häufig geworden! Es will Jeder essen, Jeder seiner Squaw und seinen Pappusen Lebensmittel in den Wigwam bringen, daher entreißt er, wo es ihm möglich ist, dem Nachbar den Jagdgrund — das ist traurig! Whoop! Die rothen Männer tödten sich, von den Bleichgesichtern auf einander gehetzt, unter einander, und die Bleichgesichter lachen dazu; die jungen Krieger schmelzen dahin, wie Schnee vor der Sonne! Wir helfen den Blaßgesichtern zuerst zur Macht und dann vernichten sie uns! Whoop!"

Eine längere Pause des Schweigens folgte diesen Worten; es mochte wohl jeder der drei Zuhörer den schweren Ernst derselben zu tief fühlen, als daß er gleich darauf zu antworten sich hätte entschließen können. Endlich hob Pontiac langsam und fast jedes Wort betonend an: „Die Ottawas sind von den Miamies durch die vielen Kriege, die sie gegeneinander geführt, sehr geschwächt. In früheren Zeiten war es auch so. Die Huronen wurden von dem Irokesenbund so hart bedrängt, daß sie sich, um nicht ganz durch ihre mächtigen Nachbarn vom Erdboden vertilgt zu werden, mit ihnen verbünden mußten. Die einzelnen Stämme des Bundes sind an und für sich machtlos; aber als Bundesglieder sind sie stark. Die mächtigen sechs Nationen sind in diesem Augenblick schon Verbündete der Rothröcke — und diese letzteren wollen unsere Freunde, die Franzosen, gänzlich aus dem Lande treiben und uns, weil wir dann noch wehrloser geworden sind, besiegen

und vernichten — wie sie die Catawbas vernichteten, und unsere Jagdgründe einnehmen. Können wir das zugeben, großer Häuptling, ohne uns zu wehren und weder Hand noch Fuß zu regen?"

„Nimmermehr!" antwortete der alte Ottawa. „Aber kann ich dem bleichen Kriegshäuptling der Franzmänner mehr als zwei Hundert Krieger zuführen, wenn sich die Krieger im Fort Sandusky versammeln werden? Muß ich nicht die übrigen zum Schutze und zur Bewachung unserer Wigwams, Squaws und Pappuse hier zurücklassen?"

Pontiac nickte. „Ich habe ihm das schon mitgetheilt, weil du es mir auftrugst; er dankt dem Häuptling und ist zufrieden mit dem, was wir ihm als Unterstützung bieten können."

„Mein rother junger Bruder wird aber den Kriegszug gegen die Rothröcke nicht mitmachen können, da ich dich, mein Pontiac, dazu bestimmte, die Wigwams, Squaws und Pappusen von O=da=nuh zu hüten," sagte der Häuptling.

„Möge mein großer Häuptling und Oheim mir erlauben, ihm entgegen zu reden und diesen Ehrenposten abzulehnen. Wie mein Oheim weiß, habe ich mit den Cherokees, denen unser Kriegszug gilt, da sie Bundesgenossen der Rothröcke sind, noch eine alte Rechnung auszugleichen. Nach den Gesetzen unseres Volkes übernimmt der Sohn die Rache des Vaters, der Bruder die Rache des Bruders, und da auch mir diese Pflicht obliegt, so will ich mich auf diesem Kriegszuge ihrer zu entledigen suchen.. Ich weiß, daß du nicht die Absicht haben kannst, den Arm Pontiacs aufzuhalten und ihm auf dem Wege der Pflicht entgegen zu treten."

„Dann möge mein tapferer Sohn mit uns gehen und die übernommene Pflicht erfüllen; doch wen soll ich als Wächter von O=da=nuh hier zurücklassen?" fragte er den jungen Häuptling.

„Würde nicht Shada, der Pelikan, ein treuer Wächter der Squaws und ihrer Pappuse sein?" fragte Pontiac nicht ohne einen blitzenden Seitenblick auf Odahmin zu werfen, welche den Kopf leicht erhob, den jungen Krieger mit ihren großen, schwarzen Augen wie fragend anblickte, es aber nicht wagte, die Berathung der Männer durch irgend ein Wort zu stören.

„Shada befindet sich mit dem Kriegsgürtel schon auf dem Wege zu unsern rothen Brüdern, den Chippewas und Pottawattamies, die zugleich die Freunde der Franzmänner sind. Andere rothe Stämme werden das Kriegsbeil im Bunde mit den Rothröcken gegen uns erheben!" erwiderte der alte Häuptling.

„Wir werden aber doch den Versuch machen, die rothen Krieger von den Rothröcken zu trennen?" entgegnete Pontiac.

„Freilich werden wir das, es wird aber eine schwere Aufgabe sein, da der rothe Krieger ein einmal gegebenes Wort nie zurücknimmt.“

„Die Tapferkeit und das Kriegsglück der Ottawas und ihrer verbündeten weißen und rothen Freunde werden sie dazu zwingen,“ entgegnete Pontiac entschlossen. „Die Franzmänner,“ fuhr er dann fort, „haben bei Fort Necessity schon einen bleichen Häuptling, der sich Washington nennt, besiegt. Von sechshundert Franzmännern und dreihundert rothen Kriegern angegriffen, hat er das neuerichtete Fort wieder räumen und sich über die Berge zurückziehen müssen, nachdem er in Gegenwart der rothen Häuptlinge und der bleichen Krieger eine Schrift unterschrieben, daß er das von ihm und den Rothröcken besetzte Fort verlassen wollte. Jetzt aber beginnen die Rothröcke den Krieg aufs Neue und wollen zurückerobern, was sie im letztverflossenen Jahre verloren. Unser Freund Langlade hat mir dies Alles mitgetheilt und noch vieles andere gesagt, was ich dem tapferen Häuptlinge der Ottawas — wie er mir befohlen — sagen soll. Der Freund des rothen Mannes weiß, daß mein großer Oheim die Sprache der Bleichgesichter nicht gut versteht und aus diesem Grunde hat er *mir* gesagt, was nur die Ohren des Häuptlings hören sollten.“

„So möge mein Sohn reden, meine Ohren werden für die Worte meines bleichen Freundes offen sein.“

„Der Freund des rothen Mannes läßt dem großen Häuptling sagen, daß die Franzmänner einen Versuch gemacht haben, die „sechs Nationen“ (den Irokesenbund) von den Rothröcken zu trennen, leider ist ihnen der Versuch aber nicht gelungen. Rothröcke und Rothhäute haben in Albany eine große Rathsversammlung abgehalten, wo viele von den Häuptlingen unseres Volkes zugegen waren. Auch King Hendrick, der Sachem der Mohawks, hatte sich dazu eingefunden. Da haben es die Rothröcke denn verstanden unsern rothen Brüdern viele schöne und glatte Worte zu sagen und ihnen auch Geschenke zu überreichen, wie sie es immer gethan, wenn sie ihren Vortheil gesucht und den rothen Mann mit ihrer gespaltenen Zunge betrogen haben. Selbst der vorsichtige King Hendrick hat sich überlisten lassen und als Pfand der Freundschaft und einer neuen Verbindung mit den Rothröcken den Wampumgürtel von ihnen wieder angenommen. Freilich hat er sich mit der Handlungsweise der Rothröcke auch sehr unzufrieden erklärt. Er hat den Rothröcken in der Rathsversammlung vorgeworfen, daß sie keinen Muth hätten, daß sie sich großer Ungerechtigkeiten gegen den rothen Mann zu schulden kommen ließen,

und sie der Feigheit beschuldigt. „Wir danken euch", soll King Hendrick gesagt haben, „daß ihr die Kette des Bundes erneuert und wieder blank gemacht habt. Wir wollen diesen Gürtel mit uns zu den Onondagas nehmen, wo unsere Berathungsfeuer immer brennen, und ihn so sicher verwahren, daß weder Donner noch Blitz ihn zerbrechen kann; aber verstärkt euch selbst und bringt so viele, als ihr nur könnt, in diese Bundeskette. Seht euch die Franzmänner an; sie sind Männer, sie befestigen sich überall; ihr aber, wir müssen es euch beschämt sagen, ihr seid wie Weiber, nackt und wehrlos, ohne irgend welche Forts. Es ist nur ein Schritt von Canada bis hierher und die Franzosen können sehr leicht kommen, und euch aus der Thür werfen." Das sind die Worte die King Hendrick gesagt haben soll.

„Der Sachem der Mohawks ist ein Verräther seines rothen Volkes, wenn sein Mund solche Worte zu den Rothröcken geredet hat", sagte der alte Häuptling zornig.

„Das mag die Wahrheit sein, für die Rothröcke kam aber seine Warnung zur rechten Zeit, da schon viele von den Onondagas sich mit ihren Wigwams in Oswegatchi (Ogdensburg) unter dem Schutze der Franzmänner niedergelassen, und viele Mohawks sich bitter beklagten, daß die Rothjacken den Indianern ihre Jagdgründe am großen Salzwasser weggenommen hatten. Denn das Bündniß kam nun doch zu Stande."

Der alte Häuptling schwieg und sah gedankenvoll vor sich nieder, während er starke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies. — Diese Pause benutzte Odahmin, um nun endlich ein Wort der Bitte vor ihrem Vater laut werden zu lassen.

„Darf Odahmin ein Wort vor den Ohren ihres Vaters reden?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Hat meine Tochter die Ohren ihres Vaters jemals für ihre Worte verschlossen gefunden?"

„Nein, mein Vater, niemals."

„Dann möge meine Tochter sprechen."

„Ich bitte dich, mein Vater", sagte sie mit leiser, vibrirender Stimme, „daß du Shada mit auf den Kriegspfad nehmen wollest und ihn nicht hier zurücklässest."

„Warum wünscht meine Tochter die Entfernung des Pelikans von ihrem Wigwam?"

„Weil ich mich vor ihm fürchte!"

„Und aus welchem Grunde fürchtet Odahmin den Pelikan?"

„Weil er mich stets mit seiner Gegenwart belästigt."

„Er wird das nicht wagen, nicht gegen die Tochter des Häuptlings."

„O mein Vater — er hat es schon gewagt und er wird es noch öfter wagen — und wenn ich mich seinen Annäherungen, die mir eine Last sind, zu entziehen suche, wird er anfangen, mich zu hassen, und uns alle verrathen."

„Verrathen? Odahmin?"

„Ja, mein Vater, verrathen an die Rothröcke, die dann gewiß kommen, über uns herfallen und uns tödten werden."

„Die Engländer sind Feiglinge — doch der Pelikan ist kein Verräther — er ist ein tapferer Krieger und wird die Kinder seines Stammes, die ich seiner Obhut anvertraue, zu schützen wissen. Fürchtet sich meine Tochter?"

„Nur dann, wenn Odahmin weiß, daß ein treuloser Krieger die Wache hält."

„Meine Tochter spricht harte Worte gegen einen Krieger ihres Stammes aus — sie sollte nicht also reden, wenn sie keinen Grund für ihre Worte hat, und ihre Worte erst abwägen, ehe sie dieselben über ihre Lippen fließen läßt."

„O mein Vater, warum willst du denn überhaupt in den Krieg ziehen? Warum kannst du mit Pontiac nicht bei uns bleiben und die Feinde hier erwarten? Und wenn sie dann kommen und ihrer zu viele sind und unsere tapferen Krieger sich ihrer nicht erwehren könnten, dann könnten wir uns unter eurem Schutz doch in die Wälder flüchten."

„Die Ottawas werden nicht fliehen, weil sie auf den Jagdgründen wohnen, die nur ihnen und niemand anders gehören; sie werden diese Jagdgründe so lange vertheidigen, bis auch der letzte Krieger ihres Stammes gefallen ist. Sie sind tapfer und wissen zu sterben."

„Warum aber sterben, mein Vater?" fragte Odahmin mit zitternder Stimme. „Warum deine Tochter verlassen wollen, wie die Mutter mich verließ? Warum sollen Nokomis und Odahmin sich betrüben, weil ihr von uns ginget, um vielleicht nie wiederzukehren? Werden wir uns um euch nicht die Augen blind weinen, da wir euch lieb haben, Nokomis ihren Sohn und Odahmin ihren Vater? Sollten wir nicht lieber beieinander bleiben und wenn wir sterben müssen, auch zusammen sterben?"

„Das Herz Odahmins spricht Worte der Liebe und der Klugheit, die des Häuptlings Herz erfreuen müssen", nahm nun auch Nokomis das Wort, als sie sah, wie das Antlitz des alten Häupt-

lings einen fast schmerzlichen Ausdruck annahm, was selten bei ihm geschah, dann aber ein Zeichen tief innerlicher Bewegung war.

„Die Ottawa's haben stets bewiesen, daß sie tapfere Krieger sind", fuhr Nokomis fort, „Nokomis weiß das wohl; sie werden auch den Rothröcken jetzt mit ihren Verbündeten muthig entgegentreten; aber der Rothjacken sind viele, sehr viele, Nokomis weiß es, denn Nokomis hat sie gesehen. Der Indianer zählt die Bäume des Waldes, aber er kann die Rothröcke nicht zählen. Dagegen hat A-gosh-a-way mit seinen Verbündeten nur eine kleine Schaar, die gegen sie kämpfen kann. Und warum will mein großer Oheim sein eigenes Leben, das Leben meines Sohnes und so vieler tapferer Krieger nutzlos dahin geben? Warum soll die Tochter ihren Vater und die Mutter ihren Sohn beweinen?"

„Frage deinen tapferen Sohn selbst, Nokomis; deine Worte sind weise, aber nicht wohl geredet, da du weißt, daß die tapferen Krieger meines Stammes schon eine Berathung gehalten und den Kriegstanz getanzt haben. Ich habe ihnen gerathen, diesen Kampf zu vermeiden, die Krieger aber haben beschlossen, den Kriegspfad zu betreten und dem Feinde, der immer frecher und unverschämter die Hand nach unserem Eigenthum ausstreckt, unsere Krieger und Jäger überfällt, unsere Weiber und Kinder ermordet, unsere Wigwams niederbrennt und die freien Söhne der Wälder in die Gefangenschaft schleppt, zu begegnen. Sie meinen, die Rothjacken fürchten sich vor den Franzmännern und den Indianern — es mag auch sein, daß sie recht haben — aber wir sind unserer zu wenige, und die Rothjacken sind sehr zahlreich mit ihren Verbündeten — wir werden ihnen zuletzt doch erliegen und dann werden wir vertrieben und müssen weiter wandern, dem Untergang der Sonne zu."

„Aber mein Vater", entgegnete Odahmin mit bebender Stimme, „die Ottawa's sind auch sehr tapfere Krieger."

„Sie sind es, aber der Feinde sind zu viele", fuhr der alte Häuptling mit ernster Stimme fort, „der Kampf wird hart und schwer werden, und sollte dein Vater nicht wiederkehren, in dem Kampfe fallen und in die ewigen Jagdgründe zu seinen Vätern versammelt werden, Pontiac aber am Leben bleiben und glücklich zu euch zurückkehren, dann wird er euer Versorger und Beschützer sein. Möge der große Geist uns den Sieg und nur Gutes schenken und verleihen."

„Mein Vater" — wollte Odahmin den Häuptling unterbrechen —

„Meine Tochter höre weiter", fuhr der alte Indianer fort, „sollte auch Pontiac nicht aus dem Kampfe wiederkehren, dann wird der bleiche Freund deines Vaters, der ihm einst das Leben rettete, die einsame Tochter der Ottawa's und die verlassene Mutter des jungen Huronenhäuptlings trösten und schützen, aber die Geister eurer Abgeschiedenen werden um euch sein und euch begegnen, und wir werden dann gar liebliche Unterredungen mit einander halten können!"

„Könnten wir euch denn nicht begleiten, mein Vater?" fragte Odahmin mit bebender Stimme.

„Nein, meine Tochter weiß sehr wohl, daß die Squaw nicht auf den Kriegspfad gehört; sie bleibt im Wigwam zurück, und wartet der Rückkehr des Kriegers."

„Wir werden horchen auf die Stimme unseres Häuptlings, meine Tochter", sagte Nokomis, und sich dann an den Häuptling wendend, sagte sie, „ich werde deine Tochter nicht verlassen, werde mit ihr zu deinem Freunde gehen, sie schützen oder mit ihr sterben!"

„Meine Muhme spricht, wie das Weib eines tapferen Kriegers sprechen muß — ich danke dir, Nokomis", erwiderte der Häuptling, durch die letzten Worte der alten Indianerin sichtlich zufrieden gestellt.

Pontiac hatte der Unterredung schweigend zugehört — kein Wort war über seine Lippen gekommen, keine Miene in seinen eisernen Gesichtszügen hatte sich verändert und durch kein Zucken der Gesichtsmuskeln hatte er verrathen, was in seinem Innern vorging. Nur das Eine, daß Odahmin gegen das Zurückbleiben des Pelikan protestirt hatte, schien ihn mit Befriedigung erfüllt zu haben. Jetzt erhob er sich.

„Der große Geist wird die rothen Krieger auf der Kriegsfährte gegen die Bleichgesichter leiten; wir werden die Feinde schlagen, zerstreuen und mit ihren Skalps reichlich beladen in unsere Wigwams zu euch zurückkehren; denn Einigkeit macht stark und die Franzmänner sind einig mit ihren rothen Brüdern. Alle unsere rothen Männer sind tapfere Krieger und die Franzmänner besitzen viele Waffen und starke Forts; die Rothröcke werden vor uns fliehen, wie die Spreu vor dem Winde flieht — der Ruhm der Ottawa's wird die Ufer der großen Seeen erfüllen, und wir werden Ruhe haben vor unsern Verfolgern — die ruhelosen Geister unserer abgeschiedenen Väter werden nicht mehr um Ruhm schreien, denn sie sind dann versöhnt und ihre Gebeine werden in Frieden in ihren Gräbern ruhen!"

Damit wandte Pontiac sich seinem Lager zu, um die nächtliche Ruhe zu suchen. Seinem Beispiele folgten auch bald die andern und schon nach kurzer Zeit war das Feuer der Hütte erloschen, denn die Bewohner der Häuptlingshütte lagen nun im tiefen Schlaf; die Aufregungen des Tages hatten sie ermüdet, allerdings eines Tages, der für die Bewohner der Indianerstadt eine wichtige und ernste Entscheidung herbeigeführt hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen beschien die Sonne hell und freundlich die Indianerstadt. Das Wetter der Nacht — ein heftiges Gewitter — hatte die Luft gereinigt und erfrischend wirkte die kühle Temperatur auf Natur und Menschen. Im Dorfe selbst war es lebendig. Nach dem eingenommenen Frühstück begaben sich Monsieur Pierre und Langlade vor die Hütte, der Häuptling und Pontiac folgten ihnen und als der Kommandant den Wunsch aussprach, einen Gang durch die Indianerstadt zu machen, wanderten die vier Männer zwischen den Wigwams hindurch bis an den Fluß hinunter.

Mehrere Frauen waren hier mit der Bearbeitung von Fellen beschäftigt, welche man mit den Haaren nach unten durch Pflöcke auf der Erde ausgespannt hatte. Tief darüber gebeugt, kratzten und schabten die Weiber mit einem scharfen Instrument die Haut, um dieselbe so nach und nach geschmeidig zu machen.

„Die haben sich auch eine lange Zeit nicht gewaschen", meinte von St. Pierre lächelnd zu Langlade in deutscher Sprache, in welcher sich beide Herren leidlich verständigen konnten, die aber den beiden Rothhäuten gänzlich fremd war — nachdem er den Frauen eine Weile neugierig zugeschaut hatte. Herr de St. Pierre war bereits ein ältlicher, französischer Herr, ein Höfling, welcher in seiner Jugend im Heere Ludwigs XIV gedient und sich der Verderbniß am üppigen Hofe von dessen Nachfolgern entzogen hatte. — Schon im Jahre 1753 hatte er Major Georg Washington und dessen Begleiter John Davidson, Jakob van Buren und Christopher Gist im Fort Le Boeuf am French Creek mit großer Artigkeit empfangen und ein Schreiben des Gouverneur Dinnwiddi mit Dank entgegengenommen, in welchem dieser in energischem Tone die Frage gestellt, kraft welcher Befugniß französische Truppen sich vermessen, in das Gebiet der britischen Monarchie einzufallen, und was de St. Pierre daraufhin für Maßnahmen zu treffen beabsichtige? de Pierre bewirthete den Ueberbringer und seine Begleiter vier Tage lang, und behändigte dann dem

Major Washington eine versiegelte Antwort auf Dinnwiddis Schreiben. Mit diesem Briefe, in welchem de Pierre schrieb, daß er nur auf Befehl seiner Vorgesetzten gehandelt, und für nichts verantwortlich sei — und vieler werthvoller Kunde über die Forts und die Streitkräfte der Franzosen, welche er und seine Gefährten ermittelt hatten, kehrte Washington nach Williamsburg zurück.

„Die rothen Weiber sich waschen?“ fragte Langlade lächelnd den Kommandanten, „diesen Luxus kennt der Indianer überhaupt nicht. Wasser ist ihm ein Greuel, nur im Regen oder beim Durchschwimmen eines Flusses berührt das Wasser seine Haut.“

„Wie garstig!“ rief der vornehme Franzose entrüstet.

Die rothen Männer schienen nach eingenommenem Frühstück sämmtlich in ihren Hütten wieder der Ruhe zu pflegen, oder sich mit den Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kriegszuge zu beschäftigen. Außer den arbeitenden Frauen am Wasser oder auf den Feldern ließ sich nur bisweilen ein Weib blicken, welches ihr Kind in dem Moossack auf dem Rücken trug. Auch die zahlreichen Hunde waren verschwunden und nur die spielenden Kinder belustigten sich außerhalb des Dorfes und der Wigwams.

„Wo stecken denn jetzt die rothen Männer, man sieht sie ja nicht?“ fragte de Pierre.

„Drinnen in der Hütte,“ antwortete Langlade, „sie lieben ein süßes Nichtsthun mit der Pfeife im Munde über Alles. Der Mann vermeidet Alles, was nur im geringsten Zusammenhange mit der Arbeit steht. Er ißt, trinkt, raucht, schläft und jagt; alles Andere überläßt er den Weibern. Letztere erbauen und bessern die Hütten, richten die Felle zu, kochen, verfertigen die Kleider, flechten Decken und Matten, spalten Holz, versorgen die Kinder und müssen außerdem noch die Zeit finden, ihre Stickereien herzustellen, mit denen sie ihre Lederarbeiten ausschmücken; diese vertauschen die Männer dann gegen ihre Liebhabereien.“

„Im Kriege sind sie aber muthig und tapfer,“ bemerkte der Kommandant.

„Es gibt allerdings tapfere und kühne Männer unter ihnen; im Allgemeinen sind sie aber hinterlistig und sehr vorsichtig, wagen meist immer nur einen Angriff, wenn sie wissen, daß sie die Uebermacht besitzen.“

„Das ist im Kriege oft von großem Vortheil, wenn man seine Streitkräfte zu schonen versteht. Doch wir wollen uns nun, damit unsere rothen Freunde keinen Verdacht schöpfen, in englischer Sprache unterhalten,“ sagte der Kommandant. „Haben Sie

unseren rothen Freunden mitgetheilt, was ich Ihnen gesagt, Mr. Langlade?"

„Gewiß!"

„Well", wandte der Kommandant sich nun an die beiden Rothhäute, die sich der Unterhaltung ihrer beiden bleichen Freunde gegenüber völlig theilnahmlos verhielten, „die Rothröcke in England haben beschlossen, einen großen bleichen Krieger Namens Braddock in die Jagdgründe meiner rothen Freunde mit einer großen Kriegsmacht zu senden. Haben meine rothen Brüder die Kunde davon schon vernommen?"

Der alte Häuptling schüttelte verneinend den Kopf.

„Nun wohl, so mögen meine rothen Freunde ihre Ohren offen halten für die Worte, die ich ihnen noch zu sagen habe. Der große bleiche Oberhäuptling Braddock hat das große Salzwasser schon gekreuzt und viele Krieger — zwei Regimenter der Rothröcke — in großen Canoes mitgebracht; auch viele Gewehre, Kanonen und Pulver. In Alexandria hat er eine große Rathsversammlung gehalten und von den auf den Jagdgründen der Indianer wohnenden Kolonisten viel Geld und viele Krieger verlangt, wie ihm sein König in England befohlen. Mein König der Franzmänner hat gefragt, warum der König von England den großen Krieger mit seinen Soldaten hierher schicke und da hat man ihm geantwortet: Damit der Frieden erhalten bleibe Das ist aber eine Unwahrheit; wer Frieden erhalten will, braucht keine Krieger, kein Pulver, keine Gewehre und keine Kugeln. Der König der Rothröcke hat mit meinem König ein falsches Spiel gespielt und zu ihm mit zwei Zungen geredet — er hat zu uns mit freundlicher Zunge gesprochen und hatte doch gegen nns ein falsches Herz. Was sagen meine rothen Freunde zu solcher Falschheit? Werden sie zu uns auch also reden?"

„Die Blaßgesichter," antwortete der Häuptling, „haben zwei Zungen, eine spricht so, die andere spricht so, welche die Wahrheit spricht, kann eine Rothhaut niemals wissen, vielleicht sagt keine von beiden die Wahrheit. Die Rothhäute haben nicht zwei Zungen; die Rothhäute sprechen wie sie denken; ihr „Ja" heißt Ja, ihr „Nein" heißt Nein! Die Blaßgesichter haben zwei Zungen; noch immer, wenn wir mit ihnen verhandelten, sind wir getäuscht worden; so mit denen, die im Süden leben, deren Haupthaar schwarz ist, wie das Gefieder des Raben, wie mit denen, die im Norden wohnen, und deren Haar golden ist, wie die Strahlen der aufgehenden Sonne, und deren Frauen schön sind und weiß, wie der Mond wenn er der Sonne gegenübersteht. Wenn die

Blaßgesichter so falsch gegen die Rothäute sind, warum sollten sie sich unter einander nicht auch belügen und betrügen? Häuptling der weißen Krieger, wir haben die Friedenspfeife mit einander geraucht, wir haben das Tomahawk gegen deine Feinde, die Rothröcke, ausgegraben, wir haben den Kriegstanz getanzt, wir haben uns die Hände gegeben zu einem Vertrage, wir haben unsern Gesichtern die Kriegsfarbe aufgedrückt — wir werden unser Versprechen gegen dich halten und werden mit dir in den Kampf gegen deine Feinde ziehen!"

„Das freut mich, Häuptling, ich danke dir!" sagte der Kommandant.

„Du hast nichts zu danken; was wir versprechen, werden wir halten, weil sich das bei uns Rothhäuten ganz von selbst versteht. Aber ist's nicht sonderbar, daß die bleichen Männer sonst nur die Rothhäute bekriegen, und daß ihr bei uns Hilfe sucht gegen die Bleichgesichter, euere Brüder?"

„Die Rothhäute führen oft untereinander Krieg; die Blaßgesichter auch; die Rothhäute suchen Beute zu machen, die Blaßgesichter auch und der Schwächere sucht in solchem Falle Hilfe und Unterstützung bei dem Starken. Der Franzmänner sind nicht so viele als der Rothröcke, und darum suchen wir bei euch Hilfe und Unterstützung," erwiderte der Kommandant.

Beifällig nickte der Häuptling mit dem Kopfe und sprach: „Mein bleicher Bruder hat recht. Wenige Krieger sind nicht genug gegen viele — vier nicht genug gegen zehn — besonders, wenn die zehn gut bewaffnet und tapfer sind. Doch wir werden dir beistehen; das sei dir genug."

„Gut!" sagte der Kommandant, „dann höre mein rother Bruder nun auch weiter, welcher Art die Kriegspläne sind, die die Rothröcke gegen uns entworfen haben und die schon im Laufe dieses Jahres (1755) ausgeführt werden sollen."

„Aber wie kann mein bleicher Bruder die Kriegspläne seiner Feinde wissen? Hat er etwa mit an ihrem Berathungsfeuer gesessen?" fragte der Häuptling dazwischen.

„Das nicht," erwiderte der Kommandant lächelnd, „sie sind uns aber von ihren eigenen Leuten, die bei ihrer Rathsversammlung zugegen waren, verrathen worden!"

„Sonderbar!" sagte der alte Häuptling verwundert, „die Blaßgesichter müssen erbärmliche Leute sein, daß sie nicht nur Lügner, sondern auch Verräther in ihrer Mitte dulden; bei den Rothhäuten wird jeder entdeckte Verräther mit dem Tode bestraft,

und auch bei der Gegenpartei hat er die Ehre und Achtung für immer verloren."

„Das machen wir genau auch so, aber Verräther finden sich immer wieder — doch laß dir weiter berichten, Häuptling! Der große Kriegsrath in Alexandria verläßt sich bei der Ausführung seiner Pläne auf die Engländer und auf die Kolonien, die das Geld und die Krieger dazu hergeben werden. Drei große Heerhaufen von Kriegern werden gebildet. Der erste Haufen soll unter Führung des Oberhäuptlings, Braddock, gegen Fort du Quesne in Pennsylvanien rücken; der zweite soll Fort Niagara, an der Mündung des Niagaraflusses, und Fort Frontenac am Fuße des Ontariosees angreifen; ein dritter Haufen soll den Versuch machen — wobei ihm die „Sechs Nationen" helfen werden — sich Crown Points am Champlainsee zu bemächtigen, und endlich soll ein vierter Haufen die Franzmänner aus Neu Schottland vertreiben und Louisbourg zurückerobern. Du siehst, die Gefahr droht uns von allen Seiten, und wenn sie uns überwinden sollten, so werden sie auch euch aus euern Jagdgründen vertreiben, euere Wigwams verbrennen, euere Krieger skalpiren, euere Weiber und Kinder morden. Das werden sie gewiß thun, und indem ihr uns nun helft, helft ihr euch selbst; der Kampf gegen unsere Feinde ist ein Kampf gegen euere Feinde! Und das zu wissen, sei meinem rothen Bruder genug! Sage deinen Kriegern, um was es sich in diesem bevorstehenden Kampfe handelt und sie werden dir willig folgen und uns streiten und siegen helfen."

„Und wenn wir euch die Feinde besiegen halfen, was werdet ihr dann mit euern rothen Freunden thun?" fragte der Häuptling.

„Wir werden euere Freunde bleiben, euch viele Geschenke machen, euch nicht nur auf eueren Jagdgründen lassen, sondern die euerer Feinde unter euch vertheilen, einen ewigen Bund mit euch machen, in Frieden und Freundschaft mit einander leben, unsern Tauschhandel treiben und das Tomahawk zwischen uns und unsern Kindern für immer begraben sein lassen."

„Das sind gute Worte, die mein bleicher Bruder redet und wir wollen hoffen, daß sie auch Wahrheit werden. Ehe das aber geschehen kann, wird noch mancher tapfere Krieger in die ewigen Jagdgründe gehen müssen. Aber ich sehe, es bleibt uns keine andere Wahl, wir müssen entweder kämpfen und siegen, oder kämpfend und sterbend untergehen."

„Das ist's, was uns bevorsteht, Häuptling; wir müssen um unsere Existenz kämpfen, oder im Kampfe um dieselbe untergehen. —Doch die Sonne steht schon hoch, die Zeit drängt, ich muß eilen, daß ich nach Fort Sandusky zurückkomme. Vergiß nicht, Häuptling, dich mit deinen Kriegern jeden Augenblick kriegsbereit zu halten und daß das Fort Sandusky der erste Sammelplatz der Kriegsmacht sein wird, zu welcher du mit deinen Kriegern stoßen wirst, sobald ein Läufer, den ich dir senden werde, bei dir erscheint. Im Fort wirst du dann das Nähere über unsern Kriegsplan erfahren."

Der Häuptling nickte mit dem Kopfe und sagte dann: „Wir werden bereit sein und halten, was wir dir versprochen."

Inzwischen hatten sie das Dorf wieder erreicht. Der Kommandant sagte, daß sie sofort aufbrechen und ihre rothen Freunde nun wieder verlassen müßten. Der Zweck ihrer Reise sei erreicht und jetzt warteten seiner noch andere wichtige Aufgaben, die der Erledigung dringend bedürften. „Und nun lebe wohl, gute Rothhaut, lebe wohl, Freund Pontiac! Mein junger Bruder ist ein tapferer Krieger und wird noch ein großer und berühmter Häuptling werden, wenn er auf der Bahn fortschreitet, die er betreten," sagte er, beiden Rothhäuten die Hand reichend.

„Pontiac ist schon ein geborener Häuptling!" antwortete der junge Unterhäuptling, seine hohe Gestalt stolz und in ihrer vollen Größe aufrichtend. „Was Pontiac thut und spricht, das thut und spricht er für seine rothen Brüder, für sein rothes Volk, das er lieb hat und vor dem durch die Bleichgesichter ihm drohenden gänzlichen Untergange retten möchte."

Die Nachricht, daß die beiden Bleichgesichter wieder abzureiten gedächten, hatte alle Indianer, Kinder und Hunde von neuem versammelt, und als die beiden Weißen dann auch bald im Sattel saßen, Langlode hinter sich das hohe Bündel eingetauschter Felle, trat der Häuptling mit Pontiac und etlichen Unterhäuptlingen heran und schüttelten den Reitern freundlich die Hand zum Abschiede.

„Push-huh! Push-huh!" klang es von allen Seiten. Die beiden Reiter wiederholten das Wort einige Male, dann wandten sie ihre Pferde und ritten in leichtem Trabe davon, mehrere hundert Schritte begleitet von den wüthend bellenden Hunden, wo sie dann bald den ihnen nachschauenden Augen der Wilden im Dunkel des Urwaldes verschwunden waren.

* * *

Mittlerweile hatte in den Kolonien eine bürgerliche Bewegung von großer Wichtigkeit stattgefunden — eine Bewegung, welche auf eine nationale Einigung hinzielte. Auf der Versammlung in dem alten Stadthause zu Albany, wo der Bund mit den Häuptlingen der „Sechs Nationen“ erneuert worden war, (1754) war auch der denkwürdigste der Abgeordneten, Benjamin Franklin von Philadelphia, damals beinahe fünfzig Jahre alt, zugegen gewesen. — Diese Vereinigung der Kolonien zu wechselseitigem Schutz war ebenso wichtig, als der Vertrag mit den Indianern. Die Abgeordneten hatten den Auftrag, jedem Uebereinkommen zur Vereinigung oder Konföderation beizutreten. Benjamin Franklins fruchtbares Gehirn hatte sich schon einen Plan ausgedacht, ehe er sich zu der Zusammenkunft begab. Er legte diesen Plan der Versammlung vor und nach dreitägiger Berathung wurde er von der ganzen Versammlung, mit Ausnahme Connecticuts, angenommen. Diese Vereinigung galt der allgemeinen Vertheidigung der nordamerikanischen Unterthanen, sowie der Interessen seiner Majestät des Königs von England, sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten. Der Regierungsentwurf glich in seinen wesentlichen Zügen der heutigen National-Verfassung der Vereinigten Staaten, an deren Abfassung bekanntlich Benjamin Franklin mehr als dreißig Jahre nach der Zusammenkunft in Albany einen hervorragenden Antheil nahm. Das Loosungswort lautete damals: „Vereinigung oder Tod.“

Aber der ganze Unions-Entwurf wurde von der englischen Regierung verworfen, weil man in England meinte, er enthalte zu viel „Demokratisches“. — Sobald die Nachricht von der Vertreibung der Engländer aus dem Ohiothale durch die Franzosen (Mai 1754) in das königliche Kabinet gelangte, wurden Maßregeln für die Wiedererwerbung des Verlorenen, sowie für Anlegung einer neuen Kolonie westlich von den Alleghanies getroffen, um jenes Gebiet für die Zukunft zu sichern. — Der Graf Albemarle war damals General-Gouverneur von Virginien und Dinwiddi sein Stellvertreter. Der Letztere erhielt von jenem die Weisung, Ländereien bis zum Betrag von 1000 Morgen an Jedermann zu verleihen, der sich in der Ohioregion ansiedeln wollte. Gleichzeitig war das Ministerium emsig bemüht, das Verlorene durch Waffengewalt wieder zu gewinnen, denn es konnte den langsamen Prozeß der Kolonisation nicht abwarten. Der Herzog von Cumberland war General-Kapitän der britischen Armeen und auf seinen Befehl bereitete sich Dinwiddi zu einem Winterfeldzuge gegen die Franzosen vor. Dieser Letztere gab

Major Washington Ordre, zu seinem Regimente zu Alexandria zu stoßen, die Kompagnie durch Anwerbung vollzählig zu machen und nach Wills Creek zu eilen, wo Oberst Innis damit beschäftigt war, Fort Cumberland zu errichten, von hier aus mit seinen eigenen Truppen und dem Ueberreste der Kompagnien von anderen Kolonien über das Alleghanie-Gebirge zu marschiren und die Franzosen von Du Quesne zu vertreiben. Es war schon spät im Jahre 1754, so daß das Gebirge wegen der Schneewehen für eine Armee, welche nicht zur Genüge mit Lebens- und Transportmitteln, Kleidern u. s. w. versehen war, nicht passirbar gewesen wäre. Washington wußte dies und legte in seinem Briefe an einen der Räthe des Gouverneurs eine entschiedene Verwahrung ein, worauf seine Gründe beachtet und der tolle Plan aufgegeben wurde. —

Inzwischen waren französische Emissäre unter den wilden Stämmen westlich vom Gebirge emsig beschäftigt gewesen, diese zu einem Vertilgungskampfe gegen die Engländer aufzuhetzen. Derselbe Einfluß hatte einen mörderischen Raubzug der Indianer nach den Grenzen von New England hervorgerufen. Dies veranlaßte die Gouverneure der Kolonien zu energischen Maßregeln zur Abwendung des Uebels. New York zeichnete 25,000 Dollars; Maryland 60,000 für militärische Zwecke; die britische Regierung sandte 50,000 Dollars zur Unterstützung der Kolonien und Virginien bewilligte dieselbe Summe.

Major Washington wollte sich als Offizier der kolonialen Streitkräfte einer Zurücksetzung in der Rangordnung, nach welcher er als solcher u n t e r den Offizieren der Krone Englands stehen sollte, nicht fügen, sondern nahm seine Entlassung und zog sich vom Militärdienste zurück. Dem Befehlshaber der kolonialen Streitkräfte, Gouverneur Sharpe, schrieb er: „Diese Idee hat mich förmlich überrascht, denn wenn Sie mich für fähig erachten, eine Stelle zu bekleiden, mit welcher weder Rang noch Gehalt verbunden ist, so müssen Sie eine sehr geringschätzige Meinung von mir haben und mich noch für weit leerer halten, als das Patent selbst.... Ich werde den Trost des Bewußtseins haben, daß ich die Bahn eröffnete, als unsere geringe Zahl uns noch den Angriffen eines überlegenen Feindes aussetzte, und daß ich den Dank meines Vaterlandes für die von mir geleisteten Dienste erhalten habe!"

Die Kolonisten verbrachten den Anfang des folgenden Winters in ängstlicher Besorgniß. Frankreich und England hatten unter gegenseitigen Freundschaftsbetheuerungen mit einander

kokettirt, während jede Bewegung der Franzosen in Amerika auf feindselige Absichten hindeutete. Nie war die Nothwendigkeit einer kolonialen Vereinigung augenfälliger zu Tage getreten als damals.

Die britische Regierung hatte mittlerweile die Gefahr erkannt, welche der englischen Herrschaft in Amerika drohte und den Kolonisten militärische Unterstützung zuzusenden beschlossen. Oberst Edward Braddock, ein damals in Irland lebender, verdienter irischer Offizier, ward, unter Beförderung zum General, zum Oberbefehlshaber aller britischen Streitkräfte in Amerika ernannt, und erhielt den Befehl, sich sogleich mit zwei Regimentern regulärer Truppen nach Virginien einzuschiffen. Braddock war zwar ein tapferer Mann, dabei aber eingebildet, von hochfahrendem Sinn und barschen Manieren, und zu diesem Allen kam noch hinzu, daß ihn, durch unglückliche Schicksale herbeigeführt, eine tiefe Bitterkeit erfüllte.

Wie er unter Segel ging, in Amerika glücklich landete, in Fort Alexandria eine Versammlung des Kriegsrathes hielt und dann selbst das Kommando der ersten Expedition übernahm, die gegen Fort Du Quesne anrückte, um die Franzosen von hier zu vertreiben, haben wir aus dem Munde des Kommandanten de St. Pierre selbst schon gehört und dem Leser bereits erzählt.

Diese Beweise, daß die britische Regierung sie in ihrem ungleichen Kampfe mit den Franzosen und Indianern unterstützen wollte, versetzten die Kolonisten in eine gehobene Stimmung; sie legten ihre eigenen Zänkereien beiseite und verbanden sich in patriotischem Eifer mit der Regierung zu den Vorbereitungen für den Krieg. Alle gesetzgebenden Versammlungen der Kolonien, mit Ausnahme von Pennsylvanien und Georgia, bewilligten Mannschaften und Geldbeiträge für den bevorstehenden Kampf.

* * *

Der neuangesiedelte Theil des Yadkinthales zwischen dem großen und kleinen Yadkin, wo Bethanien (ein Ort der böhmischen Brüdermission) sich erhob, war bereits gut angebaut, und trug alle Merkmale einer im glücklichen Gedeihen schnell vorschreitenden Ansiedlung. Zwischen Ufern, die mit Sumachbäumen und Lorbeergebüschen bewachsen waren, schlängelte sich der kleine Yadkinfluß durch Wiesengründe; ungefähr in der Mitte des Thales wurde sein Wasser durch einen Damm geschwellt, und auf einer kleinen Anhöhe sah man eine Mühle. Nicht weit davon lag die Missionsstation mit den Häusern der Bewohner.

Die Anzahl der Blockgebäude mochte sich auf 18—20 belaufen. Sie waren von starkem Gebälk gezimmert, die Seiten mit Brettern überkleidet und hatten alle ein fast auffallend gleiches Aussehen. Größtentheils bestanden sie aus einem Stockwerk und nur zwei oder drei konnten mehr als ein Fenster auf jeder Seite des Einganges aufweisen. Vor jeder Wohnung befand sich ein reinlicher, theilweise mit Gras bewachsener Platz, den eine Einzäunung von der Straße abschloß. Die letztere war breit und mit Doppelreihen von jungen Bäumen eingefaßt. Den in der Mitte der Niederlassung befindlichen Platz nahm ein ungeheurer Nußbaum ein, der schon zur Zeit, als die Weißen in das Thal kamen, dagestanden hatte. Unter seinem Schatten pflegten die Ansiedler sich öfter zu versammeln, um über das Befinden einer jeden Familie sich zu unterrichten oder Neuigkeiten aus den Städten des Ostens zu vernehmen. Ein Fahrweg zog sich mitten durch die breite, grasreiche Straße, und lief außerhalb der Gebäude weiter, bis sie sich da, wo der Wald anfing, dem Auge entzog. Hin und wieder schauten Rosen, die wohl eingeführt worden waren, durch die Oeffnung der eingezäunten Gärten, die mit Gebüschen und wohlriechenden Zierpflanzen geschmückt waren.

Die Wohnungen lagen getrennt von einander und die dazu gehörigen Nebengebäude und Schuppen befanden sich ziemlich entfernt davon, was bei etwaigem Feuer der größeren Sicherheit wegen rathsam war.

Mitten in der Fahrstraße und fast am Ende der Village stand die Missionskirche mit der Wohnung der die kleine Gemeinde geistlich pflegenden Brüder. Das Gebäude war gleich den übrigen aus Holz, aber etwas höher gebaut, ohne Thurm, jedoch mit etwas größeren Fenstern versehen als die übrigen Gebäude, und man konnte es ihm unschwer ansehen, daß es dem geheiligten Zwecke des Gottesdienstes geweihet war. Da Bethanien von Bethabara aus gegründet worden war, und aus Familien bestand, die sich vor den Indianern nach letzterem Orte geflüchtet, das Evangelium hier gehört, und die Brüder gebeten hatten, bei ihnen bleiben zu dürfen, so hatten sie sich an diesem neuen Orte angebaut. Ebenso waren auch einige Familien aus Bethabara, um hier ihre eigene Wirthschaft zu betreiben, mit hinüber nach Bethanien gezogen, und so hatte man ihnen zu eigenen Wohnungen geholfen, eine Mühle errichtet, und ihnen mit dem Nöthigen gedient. Auch mit geistlichen Pflegern, die sich ihrer und ihrer Kinder annahmen, waren sie von Bethabara aus versehen worden. — Alles dies war von dem in der Brüdermission so bekannt gewordenen Spangen-

berg eingerichtet, der denn auch die nöthigen kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen getroffen hatte.

Unweit von der Kirche bildete ein kleiner eingezäunter Raum den Begräbnißplatz, der aber nur zwei Gräber aufzuweisen hatte.

Auch an einem Hotel fehlte es nicht, dessen aus der Reihe der Häuser vorspringende Stellung den Traveler (Reisenden) gleichsam zum Eintreten aufforderte. Vor der Thür hing an einem Pfosten mit einem Querbalken ein Schild, an dem geschrieben stand: „Bethania-Hotel.“

In unmittelbarer Umgebung der Niederlassung waren von der Urwaldung nur wenige Ueberbleibsel zu bemerken. Je weiter der Blick sich von der Häusergruppe entfernte, desto deutlicher sah man noch die Zeichen der jüngsten Eingriffe in das Waldgebiet und die Aussicht endigte mit angefangenen Einschnitten, wo Holzhaufen und Reihen gefallener Bäume zeigten, daß die Ansiedler die Axt fleißig geschwungen hatten. —

Aus Furcht vor den Angriffen der Indianer wohnten die Ansiedler in der Village beisammen, und dennoch lagen, abweichend von dieser allgemeinen Vorsicht, etliche bescheidene Blockhütten auf den sanft sich erhebenden Uferabhängen des kleinen Yadkin zerstreut, auf gelichteten Stellen, wo erst kürzlich der Wald verschwunden und zu weit von der Village entfernt, um gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein.

Zum Schutze aller Thalbewohner gegen etwaige feindliche Angriffe, war ein Gebäude errichtet, ähnlich demjenigen in der Morrisonschen Ansiedlung in der Nähe des Mont Pisgah, welches wir schon früher zu beschreiben Gelegenheit hatten, nur mit dem Unterschiede, daß dies Haus in Bethanien noch mit Palissaden umgeben war. Die daran angebrachten Vertheidigungsvorrichtungen waren stärker als gewöhnlich, und die Flanken der Palissaden mit kleinen Blockhäusern versehen, so daß das Ganze wohl ein kleines Fort genannt werden durfte, das jedem von den Wilden gedrohten Angriff gewachsen war. Es diente dazu, in Krankheitsfällen den Kranken aufzunehmen, damit er für den Fall plötzlicher Gefahr in Sicherheit gebracht war. Die Felder waren theilweise eingezäunt und hier und da graseten einige Kühe und Schafe. Je weiter die Felder von der Ansiedlung entfernt waren, desto weniger waren sie geklärt, so daß die an den Wald grenzenden Stellen nur halb gelichtet waren, und etliche eine Menge verkohlter Baumstumpfen, sowie gefällter Stämme aufzuweisen hatten.

Von dem oben beschriebenen Fort, etwa eine gute Viertelstunde entfernt, stand ein Blockhaus, das sich vor allen übrigen

auszeichnete. Ebenso einfach wie diese, war es doch bedeutend größer, und unterschied sich von demselben vortheilhaft durch die vorzügliche Aufführung, besseren Materialien und noch manches andere. Die umliegenden Felder waren stumpfenfrei, besser eingezäunt, und der Garten, wie der Platz am Hause waren mit schönen Obstbäumen bepflanzt. Eine Anhöhe hinter dem Wohnhause trug regelrecht gepflanzte Obstbäume, die aber noch nicht zu ihrer vollen Schönheit entwickelt waren, da die Pflanzung vielleicht erst zehn bis zwölf Jahre alt sein mochte. Auch ein kleines Blockhaus machte sich in der Nähe des Wohnhauses bemerkbar, man sah es ihm aber an, daß es einst in großer Eile aufgeführt worden, und nur während einer vorübergehenden Gefahr Dienste geleistet hatte. Das Ganze bot einen Anblick dar, der von einem ausgebildeten Ackerbau zeugte, denn man sah auch ziemliche Strecken mit Tabak bepflanzt, etliche Maisfelder und Baumwollanpflanzungen: alles in üppigster Fülle wachsend und einen reichlichen Ernteertrag versprechend.

Es war im Anfang des Monats Mai; der purpurvergoldete östliche Himmel kündigte die nahe, obgleich noch nicht sichtbare Sonne an. In der frühen Stunde fand auch in einer Kolonistenfamilie eine Morgenzusammenkunft statt. Kaum war das Dämmerlicht am Himmel erschienen, so sah man schon, wie in dem hervorragenden Gebäude auf der andern Seite des Thales alle Fensterläden und Thüren geöffnet wurden. Die Sonne hatte das östliche Gewölk noch nicht mit Purpur gesäumt, als alle Village- und Hügelbewohner jenem Beispiele folgten, und als der Feuerball über den Bäumen sichtbar ward, befand sich in der ganzen Niederlassung kein gesunder Mensch, der nicht schon in voller Thätigkeit begriffen gewesen wäre.

Das mehrmals erwähnte größere Gebäude war die Wohnung des Colonel James Smith, des Schwiegersohnes Morrisons, des Gatten Barbaras, mit dem wir den Leser schon im ersten Theile unserer Erzählung, wenn auch nur flüchtig, bekannt gemacht haben. Zu der schon erwähnten Stunde saß er in der Vorhalle, die sich längs der ganzen Front des Hauses hinzog. Er hatte soeben das Morgengebet mit den Seinigen, seinem Weibe, zwei noch jungen Kindern, einem Knechte und einer Magd gehalten, die er jeden Morgen um sich zu sammeln pflegte, um in gemeinsamer Andacht dem lieben Gott und Vater in Christo Jesu für die genossene Sicherheit der verflossenen Nacht zu danken. Als geborener Holländer und lange unter Deutschen lebend, hatte er sich auch die deutsche Sprache angeeignet; ebenso verstand auch

seine Gattin Barbara dieselbe ziemlich gut. Die deutschen und böhmischen Brüder und Schwestern der Gemeinde waren ihr täglicher Umgang, ihre Gottesdienste hatten ihren Beifall gefunden und so dürfen wir uns denn nicht wundern, daß James Smith sich der deutschen Sprache zu bedienen pflegte, wo er ihrer zu bedürfen meinte und dieselbe zu verwerthen vermochte. Die „täglichen Loosungen" der Brüdergemeinde hatten auch an diesem Morgen bei der Andacht ihren Platz gefunden, wobei er dann freilich auch ein Andachtsbuch in englischer Sprache — welche der Hausfrau immerhin noch geläufiger war — gebraucht hatte.

James Smith hatte sich kaum von der Morgenandacht erhoben und hinaus ins Freie geschaut, als er zu seiner Gattin, welche an seine Seite getreten war, sagte:

„Dort kommt Jemand aus dem Walde auf das Haus zugeritten, der etwas Besonderes für mich zu haben scheint."

„Warum denn gerade etwas Besonderes für dich, James?" fragte seine Gattin fast ängstlich.

„Warum, liebes Kind? Nun, die Zeiten sind ja darnach angethan, daß man jeden Augenblick einen Kriegsalarm erwarten kann," antwortete der Colonel.

„Das wäre schlimm, besonders in der jetzigen Zeit, wo wir alle Hände voll zu thun haben und — —"

„Haus und Heerd, Weib und Kind vor einem blut- und raubgierigen Feinde zu schützen, muß jede Zeit uns recht sein," unterbrach sie der Gatte.

Die frühe Stunde, sowie die Eile, mit welcher der sich nahende Fremde sein Pferd anspornte, und der Umstand, daß er bei der zum Eintreten einladenden Thüre des Hotels vorüberritt, kündigten ihn als einen offiziellen Boten an.

„Jedenfalls kommt er vom Gouverneur Dobbs," sagte der Colonel. „Ist das der Fall, dann hat er wahrscheinlich einen besonderen Auftrag für mich," setzte er hinzu. — Und es war in der That so. Gouverneur Dobbs von Nord-Carolina hatte an den Colonel James Smith, welcher in dieser entfernten Niederlassung die höchste Person war, eine wichtige Mittheilung zu übermitteln.

Unmittelbar, nachdem der Bote vom Pferde gestiegen, trat er, ganz vom Staube bedeckt und mit allen Merkmalen einer nächtlichen Reise behaftet, in die Halle.

„Ich habe Befehle für Colonel Smith", sagte er.

„Er ist hier, um sie entgegen zu nehmen", gab Smith zur Antwort und lud den Fremden durch eine Handbewegung ein,

ihm in ein anderes Gemach zu folgen, um mit ihm ungestört verhandeln zu können.

Der Abgesandte des Gouverneur Dobbs brachte Aufträge, die zu den bereits oben berichteten Kriegsangelegenheiten in enger Beziehung standen und in der That dringender Natur waren.

„Euch stehen hochwichtige Geschäfte bevor, Colonel Smith“, sagte der eilige Bote, als er sich mit Smith allein sah. „Der Gouverneur befiehlt Euch, jeden Augenblick zu benutzen, bis alle Angesehenen unter den Kolonisten und Grenzbewohnern von der gefährlichen Lage in dem bevorstehenden Kriege zwischen uns und den Franzosen und ihrer rothen Verbündeten in Kenntniß gesetzt sind.“

„Ist denn Außerordentliches vorgefallen, daß der Gouverneur eine derartige Wachsamkeit an unsern Grenzen für nöthig erachtet? Wir gaben der Hoffnung Raum, daß eine friedliche Zeit folgen würde auf jenen Kriegszug, den wir unter Major Washington gegen die Franzosen unternehmen mußten, an welchem ich persönlich mit betheiligt war, der aber allerdings nicht zu unsern Gunsten ausfiel. Oder handelt es sich vielleicht um Wiederholung solcher Greuelscenen gegen die an unsern Grenzen wohnenden Indianer, die einen ehrlichen und friedlich gesinnten Ansiedler mit Abscheu und Gram erfüllen müssen?“

„Euere Friedensliebe verdient alles Lob, Colonel“, erwiderte der Abgesandte, „sollte es Euch aber denn nicht bekannt geworden sein, daß es sich bei den Franzosen und den wilden Stämmen, die sie gegen uns aufhetzen, um einen Vertilgungskrieg gegen uns handelt? Was sind denn die unzähligen mörderischen Raubzüge der Indianer gegen die Kolonisten anders, als ein völliger Vernichtungskampf aller weißen Ansiedler?“

„Allerdings haben unsere Ansiedler unter den grausamen Ueberfällen der Rothhäute schwer zu leiden“, räumte Smith ein, „trotzdem war es seither jedes christlich denkenden Ansiedlers beständiges Streben, das Geschehene als eine Heimsuchung, welche die göttliche Hand durch die Heiden über ihn zuließ, zu betrachten, und nicht als ein Signal zu Aufregungen und Leidenschaften der Rache, welche die christliche Liebe uns zu bekämpfen gebietet!“

„Das ist recht christlich gedacht und geredet, Colonel Smith, hat aber mit unsern jetzigen Pflichten nichts zu schaffen. Wenn es sich um Leben und Tod handelt, um Existenz oder Untergang, und um Beherrschung und Besitzthum dieser schönen Gebiete, so Gott uns gegeben, dann gilt es fest zusammenzuhalten und ein Auge voll Mißtrauen auf rothe und weiße Feinde zu werfen.

In Alexandria am Potomac haben die Gouverneure: von Massachusetts ein Shirtey; von New York ein de Lancey; von Maryland ein Sharpe; von Pennsylvanien ein Monis; von Nord-Carolina unser Dobbs; und von Virginien ein Dinwiddi mit dem General der Krone Englands, Braddock, einen Kriegsrath gehalten. Man sollte eine allgemeine Kriegskasse einrichten, so verlangte der General von den versammelten Gouverneuren; allein man gab ihm zu verstehen, daß die Landesversammlungen darauf nicht eingehen würden. Darauf hat der General eine von den Gouverneuren unterzeichnete dahinlautende Mittheilung an das Ministerium nach England gesandt. Aber weder die Franzosen noch die Indianer warten auf eine geneigte Antwort. Die Ereignisse nehmen ihren Gang. Der Kriegsrath zu Alexandria ist gezwungen worden, zu unverweilbarer That zu schreiten, wenn nicht Alles verloren gehen soll. Die warme Witterung kommt und mit ihr nahen die Franzosen und Indianer, und so mußte der Kriegsplan entworfen werden." Und nun theilte er dem Colonel jenen von uns bereits erwähnten Kriegsplan, der in drei militärischen Expeditionen zur Ausführung gelangen sollte, mit und fügte dann für ihn den besonderen Auftrag hinzu, daß er sich schleunigst mit seinen für den Kriegsdienst bereits bestimmten Milizen nach Fort Cumberland zu begeben habe, wo er sich mit der Braddock'schen Armee und Major Washington zu vereinigen habe.

„Euer Auftrag mag dringend genannt werden — ich werde ihm auch gewissenhaft nachkommen", bemerkte Smith, „es bleibt aber trotzdem erlaubt, die Nothwendigkeit des Streites und des Kampfes zu bedauern. Habt Ihr noch weitere Aufträge?"

„Aufträge weiter nicht, aber Mittheilungen, die Euch interessiren und nützlich werden können. Die rastlosen Franzosen treiben offenbar ein falsches Spiel mit uns; sie machen Zugeständnisse, die sie gar nicht zu halten gedenken. In den Wäldern sind die Streitkräfte der mit ihnen verbündeten Rothhäute bereits aufgestellt und uns ist es unmöglich, die Stellungen des schlauen Feindes in seinen Schlupfwinkeln zu ermitteln. Unseren Leuten fehlt die dazu erforderliche Erfahrung und Geschicklichkeit. In allerneuester Zeit haben wir zwei Späher, den bekannten und erfahrenen Christopher Gist und einen George Croghan, über die Berge geschickt, damit sie die Stellung und Stärke unserer rothen Feinde zu erforschen suchen; was sie ausrichten werden, wenn sie ihre Skalps überhaupt wieder heimbringen, müssen wir abwarten. Die Wilden überfallen in großen Massen die Ansiedler, morden,

brennen, rauben, skalpiren und machen Gefangene. Ein wackerer Kriegsmann von großer Erfahrung in der indianischen Kriegslist ist mit seiner ganzen Kompagnie von ihnen zusammengehauen worden, und Männer von verdientem Rufe haben ihre Gebeine in den Wäldern gelassen und schlafen mit ihren unglücklichen Gefährten auf gemeinsamer Stätte."

„Eine derartige unversöhnliche Verirrung der menschlichen Natur ist allerdings beklagenswerth", sagte Smith, dessen friedlich gesinntes Gemüth eine solche Nachricht immer mit aufrichtiger Trauer erfüllte. „Und doch scheint auch wiederum diesen unbehaglichen Zuständen nur durch einen Kampf ein Ende gemacht werden zu können. Der Friede muß eben erkämpft werden."

„Dieser Meinung ist auch der Kriegsrath."

„Und wann soll ich mit meinen Leuten nach Fort Cumberland aufbrechen?"

„Sobald Ihr sie gesammelt habt, die Ordre bei Euch eingeht, und dann so schleunig wie nur immer möglich. General Braddock ist bereits mit seiner Armee nach Cumberland unterwegs. Er wollte schon vor Ende April jenseits der Alleghanies sein; scheint ein tüchtiger General, nur ein wenig hoffärtig und prahlerisch, hat weittragende Entwürfe für Amerika in seinem Kopfe und hat zu Franklin in Maryland sich dahin geäußert, daß die Vertreibung der Franzosen und die Einnahme der Forts am Ohio für ihn und seine Soldaten eine Kleinigkeit sei. Ernste Schwierigkeiten könne es auf diesem Wege für ihn und seine Soldaten gar nicht geben. Als Franklin des Generals geringe Bekanntschaft mit den vor ihm liegenden Hindernissen bemerkte, hat er die Aeußerung gewagt: ‚Das Gebirge sei mit Truppen und deren Lebensbedürfnissen schwer zu übersteigen, und die Indianer seien geschickt im Legen von Hinterhalten und Ausführen von Ueberrumpelungen.' Und was hat der General geantwortet? ‚Die Wilden mögen für Euere rohe amerikanische Miliz furchtbar sein; allein auf die regulären und wohl disciplinirten königlichen Truppen können sie unmöglich irgend welchen Eindruck machen.'"

„Ist's möglich?" rief Smith erstaunt. „Das ist ein böses Vorzeichen; Gott widerstehet dem Hoffärtigen und Hochmuth geht dem Falle voran." Der Colonel war durch die Mittheilung des Gesandten über den Hochmuth und die geringen Kenntnisse der vor ihm liegenden Schwierigkeiten des Generals auf's Höchste überrascht. „Ich fürchte, daß eine derartige prahlerische Aufschneiderei für uns alle der Grund eines großen Unglückes wer-

den kann. Welche Offiziere stehen unter dem Kommando des Generals?" fragte er dann.

„Oberst Dunbar, Peter Halket und auch Oberstlieutenant Washington ist von ihm eingeladen worden, sich unter Beibehaltung seines Ranges dem Stabe des Generals anzuschließen; er hat eine Unterredung mit ihm gehabt, und der junge Virginier wird der Aufforderung Folge leisten und als einfacher Freiwilliger in Wills Creek (Cumberland) zur Armee stoßen."

„Das ist der rechte Mann für unsere sogenannte ‚rohe Miliz'", bemerkte der Colonel, durch diese Mittheilung des Abgesandten hoch erfreut.

„Das glauben wir auch — doch Ihr kennt ihn als Soldat ja noch besser als wir, da Ihr den Oberstlieutenant auf seiner ersten Expedition nach Wells Creek begleitet und unter ihm Euere ersten Lorbeeren gepflückt habt. Uebrigens setzt Washington auch in Euch ein gutes Vertrauen."

„Ich werde meine Pflichten zu erfüllen suchen. Doch wie stark wird die Streitmacht sein, über welche Braddock zu verfügen hat?"

„Reguläre und Provinzial-Milizen, jede ungefähr in gleicher Anzahl, werden sich auf etwa 2000 Mann belaufen. Doch sieht, wie gesagt, der General auf die Milizen mit Geringschätzung herab, er soll sogar geäußert haben, daß sie ‚wenig Muth, aber guten Willen' hätten."

„Das ist allerdings eine wegwerfende Aeußerung über unsere tapfere und zum Kampfe entschlossene Miliz — vielleicht gelingt es uns aber, ihm im Verlaufe des bevorstehenden Krieges eine bessere Meinung von uns beizubringen", erwiderte der Colonel.

„Das wird jedenfalls geschehen, Colonel, doch gestattet mir nun, daß ich Euch noch einige Notizen gebe über die Aufgabe, die vor Euch liegt und über das, was man von Euch erwartet."

Da sich das Resultat der weiteren Unterredung zwischen den beiden Männern aus dem Verlaufe unserer Erzählung ergeben wird, so lassen wir Smith mit seinem Besuche des weiteren verhandeln und brechen hier ab. Nur so viel wollen wir noch im Allgemeinen über Braddock bemerken, daß sein Vormarsch über das Gebirge nicht so schnell von statten ging, als er sich eingebildet, da es oft an Transportpferden und Wagen fehlte, die erst aus Pennsylvanien herbeigeschafft werden mußten. In seinem Aerger über die häufigen Unpünktlichkeiten und unerfüllten Versprechungen der Lieferanten beschuldigte er das ganze amerikanische Volk eines Mangels an Fähigkeit, Ehre und Recht-

schaffenheit, und tobte zuweilen wie ein Besessener. Washington traf erst im Mai bei der Armee ein und fand in Braddock einen Mann, der gar nicht im Stande war, etwas leidenschaftslos zu besprechen oder von irgend einem Punkt, den er aufstellte, Abstand zu nehmen, wenn derselbe auch mit Vernunft oder gesundem Menschenverstand noch so unverträglich war.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Anwerbung der wehrhaften Männer der Niederlassung und ihrer nächsten Umgebung war von J. Smith schnell beendet worden. Eine vorgenommene Musterung ergab, daß sich etwa 80 Männer eingefunden, welche im Stande und bereit waren, mit der Waffe in der Hand für Heerd und Heimath und ihre eigene Sicherheit einzutreten. — Auf einer Wiese im Flußthale stellten sich die Männer in Reihe und Glied, jeder mit einem Gewehre bewaffnet, und Smith befehligte die kleine aber entschlossene und tapfere Schaar. Die Kompagnie erwartete stündlich den Befehl, nach Fort Cumberland aufzubrechen. Da traf plötzlich die Ordre ein, daß Smith mit seiner kleinen muthigen Schaar die blauen Berge übersteigen, dem Laufe des großen Kanawhaflusses stromabwärts bis zu seiner Mündung in den Ohioriver folgen, dann den Marsch dem Laufe des Ohio stromaufwärts fortsetzen, bis Wheeling vordringen sollte, um sich dann an der Gabelung des Monongahela mit der Armee Braddock's zu vereinigen. Da die vorgeschriebene Marschroute durch das Gebiet solcher Indianerstämme führte, die den Engländern befreundet waren, so war das Uebersteigen der Gebirge zwar beschwerlich, der Weg aber bedeutend kürzer und nicht sonderlich gefährlich. Die Cherokees hatten Hülfstruppen zugesagt und diese sollten sich auf dem Marsche mit den Milizen vereinigen. Ebenso schienen auch die Delawaren und Shawnees den Engländern freundlich gesinnt zu sein, obgleich sie sich geweigert, ein Bündniß mit ihnen abzuschließen. So war also eine wirkliche Gefahr für die Truppen auf diesem Wege nach Fort Cumberland nicht vorhanden.

Sobald die Ordre zum Abmarsch der Truppen eingegangen, herrschte in Bethanien das regste Leben. Auf allen Gesichtern spiegelte sich die Aufregung wieder, welche die Botschaft wachgerufen hatte; denn wenn der Befehl zum Aufbruch auch nicht unerwartet kam, so wurde doch der Ernst der Situation erst dann den braven Einwohnern von Bethanien, Bethabara und den benachbarten Ansiedelungen klar, als es an's Abschiednehmen ging. Ein Trompetensignal hatte schon vor Aufgang der Sonne am nächsten Morgen die Krieger nach dem Sammelplatz gerufen, und

mit ihnen alle Bewohner der Niederlassung und der Nachbarschaft. Ein Abschiedsmahl vereinte noch einmal die wetterharten Männer mit den Ihrigen — freilich nicht alle — dann wurden die letzten Grüße gewechselt, der letzte Händedruck mit einem „Gott behüt'!" gegeben und bald war die Truppe fertig zum Aufbruch. — Ehe sich Colonel James Smith an die Spitze seiner Kompagnie stellte und den Befehl zum Abmarsch gab, eilte er noch einmal zurück in sein Haus, um seiner Barbara noch ein Wort des Trostes zu hinterlassen, die nun weinend an seinem Halse hing.

„Barbara", sagte er, „wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen; ich weiß, daß du mein braves, treues und tapferes Weib bist, mich würdig hier vertreten, unsere Kinder hüten und zum zweiten Mal das Opfer mit freudigem, muthigem Herzen bringen wirst, das wir dem Vaterlande schuldig sind. Wir werden uns wiedersehen! Gott wird mit uns sein, darum keine maßlose Trauer, Kind! Bis dahin gedenke des Fernen, des sehnsüchtig nach dir und unsern Kindern Verlangenden, und sei stets eingedenk deiner Pflicht als Patriotin, Mutter und Weib; vergiß auch nicht, daß dein Gatte für die Erkämpfung eines dauernden Friedens hinauszog in den Kampf. Und nun behüt' euch Gott! Good bye, meine Kinder, Gott behüte und segne euch, ihr Lieben allesammt!"

Fast gewaltsam entwand er sich den ihn umschlingenden Armen seines weinenden Weibes — auch ihm kamen die Thränen — dann aber war er schnell aus dem Hause verschwunden.

An der Spitze seiner Kompagnie stehend, war er wieder der entschlossene Mann, der muthige Krieger und Held — wie er noch einen Augenblick zuvor in den Armen seines Weibes der weiche, milde, tieffühlende Gatte und zärtliche Vater gewesen.

So verließ Colonel Smith in der ersten Hälfte des Monats Mai 1755 mit seiner kleinen muthigen Schaar, einigen Pferden, Zelten, Bagage die Grenzen der Civilisation und bahnte sich einen Weg über die blauen Berge. Sie hatten alle Drangsale zu erdulden, welche mit einer öden Wildniß und dem wechselvollen Frühlingswetter in den Gebirgen zusammenhängen: die Flüsse in den Thälern waren noch bis zum Ueberströmen voll, und sie mußten über dieselben auf schwachen und roh zusammengebauten Flößen setzen, die kleineren aber durchwaten oder durchschwimmen. Gegen Mitte Juni erreichten sie eine größere Ansiedelung am Ohioriver, wo Smith mit seinen Leuten ein paar Tage ausruhte, um dann den Marsch nach dem Monongahela fortzusetzen. Von den Indianern, weder von den freundlich noch

den feindlich gesinnten, hatten sie auf ihren bisherigen Märschen auch nicht eine Spur entdeckt. Keine Rothhaut hatte sich ihnen angeschlossen; aber der letzte Theil ihres Marsches sollte, da er durch das Gebiet der den Engländern feindlich gesinnten Delawaren führte, doch nicht so ganz glatt zurückgelegt werden und besonders für Colonel Smith verhängnißvoll werden.

* * *

Etwa 35 Meilen nördlich vom Fort Du Quesne, in dem heutigen County Armstrong, Pennsylvanien, lag an den Ufern des Alleghanyrivers eines der größten indianischen Dörfer, welches dem Stamme der Delawaren angehörte und den Namen „Kittening" trug. Diese Indianer hatten sich zwar den Engländern in Beziehung auf die mit ihnen angeknüpften Handelsverbindungen freundlich und geneigt gezeigt, und die Engländer glaubten auch, daß sie ihnen nicht gerade feindlich gegenüberständen — hatten sich aber darin gründlich getäuscht. Französische Läufer waren kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten bei den Delawaren erschienen und hatten sie dahin vermocht, mit den Franzosen ein Bündniß abzuschließen. Dies war aber so geheim gehalten worden, daß die Rothröcke nichts davon erfahren hatten.

Es war zu Anfang des Monats Juni 1755. Die anmuthige heitere Landschaft, welche das Indianerdorf Kittening umgab, bot unter den Einwirkungen des jungen Tages und seiner strahlenden Lichtfülle in der That einen so friedlichen Anblick dar, daß man hätte glauben können, selbst die Indianer müßten sich scheuen, dies liebliche Bild durch die Schrecken des Krieges und der Mordlust zu entstellen oder zu entheiligen. Ein leichter blauer durchsichtiger Nebel schwebte über dem dunkeln Waldsaum und den durch ihn geschmückten Höhen und Thälern, der sich in einer weiten Linie halbkreisförmig um das Dorf an den Flußufern hinzog. Die Höhenzüge, welche nach Osten und Westen die Fernsicht schlossen, zeigten die junge grüne Farbenpracht in reinster Schönheit, und weiß- und rothblühende Bäume wechselten wunderbar schön in diesem grünen Kranze von Laub und Blüthen ab.

Doch weder die feierliche Stille, die auf der ganzen Gegend ruhte, noch die Anmuth des großen Landschaftsbildes waren es, was die Blicke des Beschauers an jenem herrlichen Junimorgen hätte fesseln können. An dem Saume des mächtigen Urwaldes, wo sich dessen dichte Massen in einzelnen Baumgruppen lichten und sich allmählig von der Anhöhe nach der Ebene in niedriges Buschwerk und dichtes Unterholz verloren, bewegten sich braune,

glänzende Gestalten, nahe genug, um vom Flußufer aus deutlich erkannt, wenn auch nicht mit der Schußwaffe erreicht werden zu können. Den Bogen und die kurze Wurflanze in der Hand, schlichen sie spähend durch die Büsche, hier einzeln, dort in Gruppen, aber augenscheinlich durch einen gleichen Zweck zusammengehalten, was auch oft wiederholte Signale und Zeichen deutlich bewiesen.

Zwei weiße Männer, in der Tracht der Jäger gekleidet, beobachteten vom rechten Flußufer aus, in einem sicheren Versteck liegend, die Vorgänge, welche sich drüben vor ihren Augen abspielten. In einem leichten Rindencanoe hatten sie das Dunkel der Nacht benutzt, waren dem Strom aufwärts gefahren und hatten sich mit Tagesanbruch in das sichere Versteck begeben, um von hier aus die Rothhäute zu beobachten und auszukundschaften, was sie eigentlich im Sinne hatten.

„Die braunen Burschen sind auf irgend einer Spur," flüsterte der eine der Späher dem andern ins Ohr.

„Geben Sie mir Ihr Glas, Herr Croghan," sagte der andere.

„Hier ist es, Herr Gist," erwiderte der Erste und reichte seinem Gefährten das verlangte Fernrohr.

„Es sollte mich nicht wundern," versetzte Gist — denn dieser war es in der That und sein Gefährte der uns bekannte G. Croghan — „wenn die rothen Kerle untereinander Händel anfingen, alle Anzeichen deuten darauf hin.—Nun, da haben wir's!" flüsterte er plötzlich. „Da bricht einer aus dem Walde hervor. Seht, dort rechts vom Dorfe!" Ein weithin schallendes Geheul drang plötzlich aus dem Walde nach dem jenseitigen Flußufer hinüber und die Augen Croghans wandten sich nach dem von Gist angedeuteten Punkte. An der Stelle, wo ein schmaler Wildpfad nach dem Indianerdorfe führte und aus dem Busche in die Ebene trat, erschien ein einzelner Indianer, augenscheinlich ein um die Wette laufender rother Jüngling. Nur einen Augenblick schaute er sich um und da er keinen Mitläufer oder Gegner in unmittelbarer Nähe sah, stürmte er in gewaltigen Sprüngen dem Flußufer zu und schon hatte er einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, ehe er auf der völlig kahlen Fläche den Blicken seiner Landsleute sichtbar wurde. Diese hatten in der Voraussetzung, daß es dem von ihnen Gesuchten, Verfolgten oder Wettläufer einfallen werde, den Fluß aufzusuchen, sich soweit nach rechts und links zerstreut, daß dem Verfolgten — denn ein solcher mußte es in der That sein, wie sich auch die beiden Späher nur schnell genug überzeugt hatten — selbst, wenn er gewollt hätte, kein anderer Aus-

weg, keine andere Richtung, als nach dem Flusse übrig blieb. Als das Geschrei der Wilden den Flüchtling überzeugte, daß er entdeckt und nur noch in der Schnelligkeit seiner Füße Rettung zu suchen sei, verdoppelte er die Geschwindigkeit seines Laufes und flog wie ein gehetzter Hirsch, den Pfeilhagel der Nachsetzenden nicht achtend, dem Flußufer zu. Jetzt ward auch der Wald lebendig und zum großen Erstaunen der beiden Späher ergab sich aus dem Gewimmel zahlloser brauner Gestalten in flatternden Jagdhemden und bunten Moccassins, welche ohne Ordnung und in blinder Verfolgungswuth dahinstürmten, daß nicht eine kleine Abtheilung, sondern eine Armee, wenigstens 500—600 Köpfe stark, in der Nähe des Indianerdorfes versammelt war.

„Da haben wir die Herren Rothhäute, die Verbündeten der Franzosen in großer Anzahl vor uns!“ sagte Gist kopfschüttelnd. „Was meint Ihr, Herr Croghan, zu einem solchen Wettrennen in unserer unmittelbaren Nähe?“

„Wehe uns, wenn sie uns entdecken!“ erwiderte der Jäger.

„Das meine ich auch,“ entgegnete Gist, „da soll man noch glauben, daß die Delawaren unsere Freunde sind, wenn sie sich mit ihren Nachbarstämmen in solcher Menge vereinigen und jedes Bündniß mit uns ablehnen. Wie gut, daß wir dem falschen Frieden nicht trauten und uns bis jetzt verborgen hielten. Vorsicht bleibt eben doch die Mutter der Weisheit. Uns entdecken? Davor müssen wir uns zu hüten suchen, denn die Delawaren sind den Engländern keineswegs freundlich gesinnt, das ist mir jetzt klar geworden und das ist Alles, was wir zu erforschen nöthig hatten. Sobald der Weg wieder frei ist, treten wir die Rückfahrt an. Uebrigens scheint dieser Flüchtling einem uns befreundeten Stamm anzugehören und bringt vielleicht dem Oberstlieutenant Washington oder dem General Braddock wichtige Nachrichten, die verloren gehen, wenn jener lange Bursche mit der Adlerfeder dem Läufer in die Flanke fallen kann.“

Und in der That begann der Fliehende sichtlich zu ermatten und die erstaunliche Behendigkeit und Kraft, mit welcher er bisher dem Flußufer zugestürmt war, schien in demselben Grade nachzulassen, als der Eifer seiner Nachfolger wuchs. Einer derselben, ein hochgewachsener Krieger im Häuptlingsschmuck, war, allen Uebrigen voran, nicht in der geraden Richtung des Wild- oder Flußpfades, sondern eine Seitenlinie beschreibend, bereits auf einen Punkt gelangt, von wo er, in gerader Linie fortlaufend, darauf rechnen durfte, den Verfolgten vom Flusse abzuschneiden. Das keuchende Opfer erkannte nur zu gut das Verzweifelte seiner

Lage, blickte fast angstvoll nach dem jenseitigen Ufer hinüber, als erwarte er von dort die Hilfe und raffte, da er das Ufer nahezu erreicht hatte, seine letzten Kräfte zusammen, um nun doch den Fluß völlig zu erreichen. Die Indianer stießen ein gellendes Spott- und Hohngeschrei aus, da ihnen das Opfer nun sicher schien.

In diesem verhängnißvollen Augenblick, wo der dem Flüchtling bis auf höchstens fünfzehn Schritte nahe gekommene Häuptling mit einem Ausrufe des Triumphes seine Lanze zum tödtlichen Wurfe erhob, krachte eine Salve vom jenseitigen Ufer herüber und veränderte im Augenblicke die ganze Scene zum Vortheile des Bedrängten. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte und noch das Echo der Schüsse durch die Berge und am Saume des Waldes hinrollte, sahen die beiden Späher zu ihrer Befriedigung und zu ihrem nicht geringen Ergötzen und Erstaunen, daß die Indianer mit größerer Schnelligkeit das Flußufer verließen, als sie es zu erreichen versucht hatten und ihrer getäuschten Wuth durch drohendes Geschrei und ingrimmiges Schütteln der langen Arme Luft machten, ohne dabei eher still zu stehen, als bis sie sich außer Schußweite und im Schutze des Waldes am jenseitigen Ufer befanden.

Nur der lange Häuptling, welcher sich seines Opfers schon sicher gefühlt und bereits den Vorgeschmack des Sieges gekostet hatte, zögerte eine Weile, ehe er sich dem Rückzuge seiner Gefährten anschloß; er wandte seine blitzenden Augen bald auf den Flüchtling, bald mit Verachtung auf seine davonlaufenden Gefährten. Der Verfolgte hatte indeß diesen Augenblick des Zögerns gut benutzt und ehe der grollende Krieger einen Entschluß gefaßt, hatte sein entronnenes Opfer den rettenden Strom erreicht und verschwand im Wasser, um einige Minuten später am jenseitigen Ufer zu erscheinen und gleich darauf im Gebüsche zu verschwinden. Gerettet und geborgen stieß er ein jauchzendes Siegesgeheul aus, welches den getäuschten Verfolger in große Wuth zu versetzen schien.

Unsere beiden Späher hatten den ganzen Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt, konnten sich aber beim besten Willen denselben keineswegs erklären. Trotz der zahlreichen Schüsse und der nachdrücklichen, wie auf Kommando erfolgten Gewehrsalven, war doch keiner der Verfolger verwundet worden oder überhaupt gefallen. Dem erfahrenen Hinterwäldler Gist schien der Flüchtling auch einem andern Stamme als dem der ihn verfolgenden Wilden anzugehören; vielleicht den Senecas, und diese waren, da sie zu den „Sechs Nationen“ gehörten, Verbün-

dete der Engländer, also eigentlich doch auch F e i n d e der Delawaren, da diese auf Seiten der Franzosen zu stehen schienen. Der ganze Vorgang blieb ihnen ein ungelöstes Räthsel, aber die beiden Männer beschlossen nun, in ihrem Verstecke noch einige Zeit sich verborgen zu halten und die Dinge, die da kommen sollten, abzuwarten. Da sie sich mit Lebensmitteln reichlich versehen hatten, auch von ihrem Verstecke aus eine große Strecke des Thales zu übersehen vermochten, namentlich auch das Indianerdorf und Alles, was um dasselbe vorging, so hatten sie durchaus keine Eile, schon in der nächsten Nacht, wie Gist erst beabsichtigt, den Ort wieder zu verlassen. Sie waren ja dazu ausgesandt, die Bewegungen der Indianer zu beobachten und zu berichten, wessen sich die Engländer von diesem Stamme und ihren sonstigen Widersachern zu versehen hatten. So blieben sie denn ruhig auf ihrem Posten und sahen, wie noch an demselben Tage und den darauffolgenden sich vor ihren Augen die Zahl der versammelten Krieger vermehrte und gewahrten täglich die Wettläufer zu Pferde und zu Fuße, das Ringen und Springen und Werfen des Tomahawks und sonstiger Uebungen ihrer dunkelhäutigen, jugendlichen Feinde, denen die älteren Krieger, Rathsmänner und Weise anscheinend theilnahmlos zusahen, während die verheiratheten Weiber ihren üblichen sklavischen Haushaltungsgeschäften oblagen und die Kinder sich auf gewöhnliche Art durch Nachäffung der älteren Leute belustigten. — Die Ankunft jeder neuen Kriegerschaar wurde mit lauten Freudenbezeugungen gefeiert und das dabei ausgestoßene abscheuliche Kriegsgeheul prallte gegen die Höhen und den Waldessaum, die es dann in vielfältigem Echo in jeden Zickzackwinkel des Thales zurückwarfen, bis es wiederklang, als ob Legionen von Teufeln ihre Orgien in diesem lieblichen Thale feierten. Das Kriegsgeheul der Indianer ist freilich auch wohl geeignet, die Brust dessen, der es zum ersten Male hört, mit Schauder und Entsetzen zu erfüllen, allein unsern beiden erfahrenen Waldläufern und Grenzjägern kam es vor wie eine Kriegsmusik und es übte weiter keinen besonderen Einfluß auf sie, außer, daß sie es anspornte, ihre Beobachtungen zu verdoppeln. Seit früher Jugend waren Beide an das Grenzerleben gewöhnt und kannten daher alle List und Schlauheit der Indianer, besonders Christopher Gist. Ihm war der blutdürstige, hinterlistige und ausdauernde Charakter der Wilden sehr wohl bekannt. Die Späher zu fangen oder in einen Hinterhalt zu locken, würde den Indianern, falls sie dieselben entdeckten, auch schwer genug fallen. So wähnten sie sich also vollständig sicher — und doch täuschten

sie sich — denn ihr Aufenthalt war bereits entdeckt, wie der weitere Verlauf der Ereignisse bald lehren wird. Manchmal waren kleine Streifzüge der Indianer bis in ihre unmittelbare Nähe gelangt und bis zu der Stelle gekommen, wo unsere Späher verborgen lagen, allein diese hatten es verstanden, ihr Versteck so dicht und dabei so natürlich herzurichten, daß es fast undurchdringlich erschien und ohne eine, selbst für den Indianer erkennbare Spur zurückzulassen.

Endlich, nachdem mehrere Tage und Nächte verflossen, schien der Zuzug von neuen Kriegern aufgehört zu haben und die beiden Männer schätzten die versammelte Menge der Indianer, welche augenscheinlich zur Unterstützung der Franzosen gegen die Engländer hier ihren Sammelplatz gefunden, auf 10—1100 Krieger. Sie beschlossen nun, das Dunkel der nächsten Nacht zu ihrer Rückfahrt auf dem Strom zu benutzen und nach Fort Cumberland zurückzukehren.

In den Nachmittagstunden desselben Tages, welcher der Nacht voranging, die sie für die Rückfahrt festgesetzt hatten, saßen beide Späher in ihrem Verstecke beisammen, doch so, daß sie nach außen hin alles übersehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Beide waren im eifrigen Gedankenaustausch begriffen, besprachen den bevorstehenden Aufbruch, die Fahrt selbst und waren zufrieden mit dem Resultat der von ihnen unternommenen Forschungsreise. Sie hatten die feindliche G e s i n n u n g der Rothhäute gegen ihre sogenannten Freunde (die Rothröcke), ihre Stärke und ihre Stellung erkundet. Das war ihnen vor der Hand genug.

Mitten im Gespräch unterbrach aber Gist plötzlich seine Rede, langte nach dem ihm zur Seite liegenden Glas, setzte es rasch an's Auge, und bemerkte mit einem leichten Schrecken, daß ein Indianer durch das Unterholz daher kam und gerade auf ihr Versteck zuschritt.

„Wir bekommen Besuch“, flüsterte er seinem Gefährten zu. „Ein Indianer kommt daher. Der rothe Hallunke schreitet so ruhig auf unser Versteck los, als ob er meinte, wir besäßen weder Pulver noch Blei für seine rothe Haut.“ Dabei setzte er aber sein Glas nicht ab, sondern unterwarf den Herannahenden einer scharfen und sorgfältigen Prüfung.

„Es scheint derselbe lange Häuptling zu sein, der vor ein paar Tagen den Flüchtling bis an den Fluß verfolgte“, bemerkte er dann weiter. „Nehmt die Waffen zur Hand, Croghan — man kann nicht wissen — sollte der rothe Sch— —“, doch plötzlich unterbrach er sich wieder. „Beim rothen Manitoo, Croghan“, sagte er

dann mehr belustigt, als besorgt, „wenn Euer Glas mir keinen Hokuspokus vorgaukelt, dann ist der Heranschreitende kein anderer, als unser Freund Pontiac. Sollte er unser Versteck bereits entdeckt haben? Schlau genug wäre er dazu. Well, well, von ihm haben wir wenigstens nichts Nachtheiliges zu fürchten. Doch seht selbst zu und überzeugt euch, ob ich recht gesehen habe.“ Damit überreichte er seinem Gefährten das Fernrohr. Dieser nahm es, setzte es ans Auge, blickte einige Minuten lang auf den Indianer, dessen hohe Gestalt dann und wann hinter einem Gebüsche verschwand und dann wieder zum Vorschein kam, und sagte endlich:

„Mein Glas hat euch nichts vorgezaubert; es ist Pontiac, unser alter Freund. Jedenfalls kannte er bereits unser Versteck und hatte es entdeckt, noch ehe wir eine Ahnung davon hatten.“

„So scheint es in der That“, erwiderte Gist; doch laßt ihn nur herankommen, wir werden uns freuen, ihn wieder zu sehen.“

Und in der That hatten sie auch nicht lange auf das Erscheinen Pontiacs zu warten; denn nach Verlauf von etwa zehn Minuten tauchte er dicht bei ihrem Lager auf, warf noch einen vorsichtig forschenden Blick um sich und stand dann plötzlich vor den beiden Männern mitten im dichtesten Gebüsch, das er fast geräuschlos durchbrochen. Mit Erstaunen sahen nun unsere beiden Freunde, daß ihr Versteck von diesem schlauen Häuptling entdeckt worden war.

Von Ueberraschung war aber auf beiden Seiten fast nichts zu entdecken, denn beide Parteien hatten, bevor sie sich unter die Augen traten, von einander gewußt; Pontiac wohl schon seit längerer Zeit, denn daß dies der Fall, bezeugte sein plötzliches Erscheinen bei seinen alten Freunden, und die beiden Späher hatten ihn erkannt, bevor er ihr Versteck noch betreten. So geschah denn auch die Begrüßung in der denkbar einfachsten Weise.

Mit einem leichten Lächeln reichte der Häuptling den alten Freunden von ehemals seine Rechte und schüttelte sie in herzlichster Weise. Dann hob er an:

„Was führt meine bleichgesichtigen Freunde in die entfernten Jagdgründe der Delawaren, und bis an die Ufer der großen Süßwasserseen?“

„Wir folgten der Kriegsfährte des rothen Mannes, um zu erfahren, wie stark ihre Kriegsmacht, die Anzahl ihrer Krieger und wie ihr Herz gegen uns gesinnt ist!“

„Und dabei liegt ihr Tage und Nächte hindurch in eurer Höhle wie die kranken Squaws? Seid ihr von der langen Reise so ermüdet, daß ihr nicht einmal an das Sonnenlicht kommen

könnt, sondern beständig im Dunkel eurer Höhle liegen müßt?" fragte er mit leisem Spott. „Ihr würdet besser thun, wenn ihr aufstehen, mit mir gehen und die andern Häuptlinge besuchen würdet."

„Wissen deine rothen Brüder, daß wir in euerer Nähe sind?"

„Es weiß Niemand davon, als nur Pontiac und Turkey-leg."

„Ist Turkey-leg auch im Lager der Krieger?" fragte Croghan.

„Er ist der Läufer der Chippewa's und brachte mir die erste Nachricht, daß meine bleichgesichtigen Freunde in der Nähe seien und in diesem Verstecke lägen, wie der Bär in seiner Höhle."

„Und wann brachte er dir diese Nachricht?"

„In derselben Nacht, als ihr euer Lager hier bezoget; denn er hatte euch sogleich erkannt."

„Und ihr habt uns an euere Landsleute nicht verrathen?"

„Bei dem rothen Manne ist es nicht Sitte, seine Freunde dem Feinde zu verrathen, wie bei euch Bleichgesichtern. Der rothe Mann ist zwar auf dem Kriegspfade, aber das hindert ihn nicht seine Freunde zu schützen."

„Und bedürfen wir denn deines Schutzes, Pontiac?" fragte Gift.

„Die hier versammelten rothen Krieger sind Freunde der Franzosen, und darum Feinde der Rothröcke und folgerichtig auch eure Feinde."

„Wir wollten in der nächsten Nacht dies Lager verlassen und in unsere Heimath zurückkehren, dürfen wir das wagen?" fragte Gift weiter.

„Es ist nicht gerathen, daß ihr diesen Platz in den nächsten zwei bis drei Tagen verlasset. Ein zu früher Aufbruch müßte unvermeidlich euere Entdeckung herbeiführen, da in den nächsten Tagen und Nächten die Indianer noch von allen Seiten nach dem Sammelplatze der Krieger herbei eilen werden. Ihr müßt den rothen Kriegern Zeit geben, daß sie sich erst sammeln; sie werden dann die Gegend verlassen, bei ihrer großen Anzahl ist sonst an ein Entkommen nicht zu denken."

„Können wir denn den Fluß nicht wieder benutzen und auf demselben im Dunkel der Nacht entweichen?" fragte Gift den Häuptling.

„Viele Indianer lagern diesseits, viele jenseits des Flusses, sodaß er etliche Meilen abwärts zu beiden Seiten von den rothen Kriegern besetzt ist. Am diesseitigen Ufer lagern weiter hinab die Miamis — die eigentlichen Feinde der Ottawas — sie gehören

aber jetzt zu den Verbündeten der Franzmänner, und ihr habt gesehen, wie ich ihren Flüchtling bis an das Ufer des Flusses verfolgte. Er gehörte jenem Stamme an, versah etwas im Kriegsdienst, wofür er zur Strafe einen Dauerlauf antreten mußte, der gerade an dem Punkte des Flusses, euerem Verstecke gegenüber, sein Ende erreichte. Sobald er den bezeichneten Punkt am Flußufer erreicht hatte, ohne eingeholt oder gefangen zu werden, war er frei, und da ich ihn entfliehen lassen *wollte*, — obgleich ich ihn leicht hätte einholen können — so schenkte ich ihm die Freiheit. Die Gewehrsalve, die ihr gehört, wurde von den Kriegern seines Stammes und etlichen bleichgesichtigen Soldaten abgegeben, um dadurch anzuzeigen, daß der Delinquent entkommen und frei sei."

„Ah so, so! nun erst verstehe ich den ganzen Hergang der Sache, der mir ohne deine Erklärung ein Räthsel geblieben wäre. Es war also kein eigentlich flüchtiger Feind, sondern nur ein Wettläufer, der eine ihm zudiktirte Strafe abzubüßen hatte?"

Der Häuptling nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Wir sollen also noch in unserm Versteck bleiben und uns nicht hinauswagen, ist das nicht dein Rath, Pontiac?"

„Es würde euer sicherer Tod sein und euch euern Skalp kosten, wenn ihr meinem Rathe zuwider handeltet. Wartet den Zeitpunkt ab, wo die Krieger sich entfernt haben werden — oder wartet wenigstens noch einige Tage. Ich kehre zurück und gebe euch Nachricht, wann der passendste Zeitpunkt gekommen ist, eure Flucht anzutreten. Es kann leicht geschehen, daß zwischen den Indianern selbst ein Streit ausbricht. Ein Wettballspiel wurde zwischen den Miamis und den Ottawas aufgeführt, aus welchem die Ottawas als Sieger hervorgingen; das hat die Miamis tief gekränkt, und sie werden nun einen Wettlauf verlangen, der ihnen auch bewilligt werden wird. Sie werden wieder besiegt werden und dann einen Ringkampf begehren und dabei wird es dann zu einem ernstlichen Kampfe kommen, es wird viel Blut fließen und viele Skalps werden dabei erbeutet werden. Meine bleichen Freunde mögen warten, bis Pontiac oder Turkey-leg ihnen eine Nachricht bringt, wo sie dann in ihre Heimath zurückkehren können."

„Wird das Heer der rothen Krieger nach Fort Du Quesne gehen und den Kriegspfad gegen General Braddock betreten?" fragte Gift den Häuptling.

„Nicht gegen den weißen Häuptling der Rothröcke wird Pontiac von seinem erhobenen Tomahawk den ausgiebigsten Gebrauch machen, wohl aber gegen die mit den Rothröcken verbündeten Cherokees," erwiderte der Häuptling drohend.

„Ich verstehe dich, Pontiac, du willst in diesem Kriege mehr als Bluträcher deines Namens auftreten, als daß du ein Feind der Rothröcke sein willst, obgleich auch sie deinen Haß herausgefordert haben.“

„Mein bleicher Bruder spricht die Wahrheit, der Indianer hört sie aus dem Munde der Bleichgesichter selten, obgleich er die Wahrheit liebt und die Lügen haßt. Wollt ihr Pontiac jetzt folgen, damit ihr euch selbst überzeugen könnt, daß die Gefahr, entdeckt zu werden, für euch keine geringe ist.“

Die beiden Männer erhoben sich aus ihrer sitzenden Stellung und nahmen ihre Waffen zur Hand.

„Schreite voran, Freund Pontiac, wir werden nicht zurückbleiben,“ sagte Gist.

Leise durchbrach der Häuptling das Gebüsch; die beiden Späher folgten ihm und glitten leicht auf dem weichen Grasboden dahin. Pontiac schlug den Weg nach dem Thalgrunde ein, wo sich ein großer freier Platz hinter den Hütten des Dorfes befand. Die weißen Männer sahen, wie sie gewohnheitsmäßig zu thun pflegten, sorgfältig nach der Pfanne ihrer Gewehre, warfen dann einen prüfenden Blick auf die Umgebung und schritten hinter dem Indianer her.

„In einer Umgebung wie diese sollten wir uns soviel wie möglich zu decken suchen,“ sagte Croghan.

„Augenblicklich habt ihr nichts zu fürchten,“ beruhigte der Häuptling, wir wollen uns aber doch so viel wie möglich im Schatten der Gebüsche halten,“ setzte er hinzu.

„Wir stehen unter dem Schutze Pontiacs,“ beruhigte Gist ebenfalls seinen Gefährten, „Pontiac hat sich ja schon früher als unser Freund, Führer und kundiger Leiter erwiesen, seiner Führung vertraue ich mich ohne Weiteres und ohne Rückhalt an.“

„Da wir einmal auf dem Wege sind, müssen wir die Sache auch zu Ende bringen, obgleich wir in unserem Versteck sicherer gewesen wären, als auf dieser Lichtung,“ bemerkte Croghan.

„Wen Pontiac unter seine schützenden Flügel nimmt, der ist so sicher wie das unflügge Junge im Neste der Mutter, wenn ihre Flügel es decken; keine Rothhaut würde es wagen, uns anzurühren, wenn Pontiac es nicht wünschte. Das sei meinem bleichen Bruder genug, wenn sein Herz sich vor einer unsichtbaren Gefahr fürchten sollte.“

Da kreuzte plötzlich ein Indianer ihren Pfad. Es war Turkey-leg, mit der von Alexander Henry ihm einst geschenkten Büchse über der Schulter, augenscheinlich auf einem Jagdausfluge

begriffen, wohl aber nur in der Absicht, um sich dem Verstecke seiner alten Freunde zu nähern und eine flüchtige Begrüßung mit ihnen auszutauschen. Als er die drei durch das Gebüsch schleichen sah, blieb er stehen, bis sie ihm nahe genug waren, hieß sie dann freundlich willkommen und versicherte, daß für den Augenblick für sie zwar nichts zu fürchten sei, daß sie aber auch nicht viel weiter vordringen sollten, da der Späher und Augen zu viele seien, die sie leicht entdecken könnten. Nachdem er dann noch ein paar Worte mit seinen alten Freunden gewechselt, blieb er, hinter ein Gebüsch tretend, stehen, um mit der Büchse in der Hand ihren Weg zu decken, während die drei noch etwas weiter voranschritten.

Als sie dann den Thalgrund betraten, von wo aus ihnen eine freie Aussicht auf den großen Platz hinter dem Dorfe gestattet war, stand Pontiac still, trat mit ihnen in den Schatten eines Gebüsches, doch so, daß sie den ganzen Platz zu übersehen vermochten. Und was sie hier erblickten, überstieg in der That alle ihre Erwartungen. Die große Ebene wimmelte von Indianern, die hier nach Hunderten zählten. Viele standen plaudernd in Gruppen umher; andere hatten sich der Länge nach auf dem Rasen ausgestreckt und pflegten der Ruhe. Noch andere belustigten sich am Ballspiele und wieder andere, von einer großen Zuschauermenge umgeben, liefen um die Wette, während noch andere an andern Plätzen Ringkämpfe aufführten, um ihre gegenseitigen Kräfte an einander zu erproben. Es war ein buntes, lebhaftes und einem großen Ameisenhaufen nicht unähnliches Bild, das sich hier den Blicken der beiden weißen Männer darbot. Dabei tauchten hie und da aus den Gebüschen und am Waldessaum noch andere Krieger auf, so daß Hunderte von Rothhäuten auf einmal in den Gesichtskreis der beiden Späher traten.

„Haben sich meine bleichen Freunde überzeugt, daß der rothen Männer noch viele sind, und daß es nur der Kette der Freundschaft und des Bundes zwischen ihnen bedarf, um sie stark und mächtig zu machen, so mächtig, daß die Bleichgesichter ihnen kaum widerstehen könnten, wenn sie so klug und weise wären wie diese und ihre Feuerwaffen besäßen?" fragte der Häuptling.

„Gewiß," erwiderte Gist, „Einigkeit macht stark — aber die rothen Krieger werden nie einig werden."

„Doch!" sagte der Häuptling mit Nachdruck, „ich werde es versuchen, sie alle zu vereinigen — doch meine Freunde mögen sich nun wieder in ihr Versteck zurückziehen. — Turkey-leg wird euch dahin zurückbegleiten. Wartet, bis ich wieder zu euch komme und dann wird es Zeit sein, daß ihr euere Rückreise antretet."

Er winkte Turkey=leg herbei und dieser, ihnen voranschreitend, geleitete sie in ihr Versteck zurück, während Pontiac dem Dorfe zuschritt. Als Pontiac das Lager erreichte, hatte sich das Aussehen der Dinge verändert. Er fand den Führer der Jünglinge vom Miamistamme vor, welcher eben mit einem neuen Anschlage hervortrat, indem er die jungen Krieger des um ihn versammelten Ottawastammes also anredete:

„Meine Brüder, die Krieger vom Ottawastamme sind im friedlichen Spiele voller Gewandtheit und Ausdauer, sie haben die jungen Krieger der Miamis im ehrlichen Wettspiele besiegt, aber diese sind sehr traurig, daß sie keine Gelegenheit mehr haben sollen, in einem Wettspiele, das mehr Kraft und Ausdauer erfordert, auch ihre Stärke zu zeigen. Wollt ihr die jungen Krieger der Miamis als euere ebenbürtigen Waffengefährten in dem bevorstehenden Kriege ehren, so wählt zwölf der besten Läufer unter euch aus und laßt sie mit ebensoviel Läufern aus unsern Reihen um die Wette laufen."

Die jungen Krieger des Ottawastammes unter Führung des Unterhäuptlings Pontiac, welchem der alte Häuptling A=gosh=away diese Angelegenheit übertragen, traten zusammen. Nach kurzer Berathung unter einander nahmen die Ottawas diese Aufforderung an und wählten die besten und gewandtesten Läufer unter sich aus. Ohne Säumen wurden alle Vorbereitungen zum Wettlauf getroffen; die jungen Krieger entledigten sich aller Kleidungsstücke bis auf das Tuch um die Hüften. Gleich darauf erschienen auch die Läufer der Miamis und stellten sich in Reih und Glied auf. — Der erste Theil des Wettlaufes bestand darin, am schnellsten ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Der zweite, daß beide Theile der Wettläufer einen Kreis beschrieben. Hier entschied die kürzeste Zeit, die gebraucht wurde, die größte Strecke zurückzulegen, und wer dann von den Läufern im Stande sein würde, den Lauf am längsten auszuhalten. — Auf ein gegebenes Zeichen schossen die Wettläufer wie Pfeile nach dem bestimmten Ziele dahin. Schon bei diesem ersten Wettlauf war Pontiac der Erste am Ziele, ihm folgte ein Miami, dann wieder ein Ottawa. Der Sieg wurde mithin den Ottawas zuerkannt. In dem zweiten Theile des Wettlaufes, an welchem sich Pontiac nicht betheiligte, trug ebenfalls die größere Ausdauer der Ottawas den Sieg davon. —

Gleich nach Beendigung des ganzen Wettspieles erschien bei To=ta=bosh=ka, dem „König" der Delawaren, ein vom Fort Du Quesne gesandter expresser Läufer (Bote), der ihm den Auftrag

brachte, schleunigst mit etwa 150—200 Kriegern nach dem Fort aufzubrechen, wo er sich mit einer Abtheilung französischer Truppen vereinigen solle. Die so vereinigte Expedition sei bestimmt, einer feindlichen, von Ohio heranziehenden Kolonne Milizen den Weg zu verlegen, damit ihre beabsichtigte Vereinigung mit der Braddock'schen Armee noch schleunigst verhindert würde.

Der Häuptling To-ta-bosh-ka, der „König“ der Delawaren, sandte die begehrten Krieger, 200 Mann stark, unter dem Häuptling Buck-on-ge-he-las sofort ab. Mit einem entsetzlichen Kriegsgeheul verließ die Truppe, die sich im Nu gesammelt hatte, das Lager und war alsbald im Dunkel des Waldes verschwunden. Wir werden später von ihnen hören und erfahren, wohin der Häuptling mit seinen Kriegern, der sich mit den französischen Truppen vereinigen sollte, seinen Marsch richtete und welche Aufgabe dieser Expedition von Weißen und Indianern vom Fort aus zugetheilt worden war. Einstweilen halten wir die Aufmerksamkeit des Lesers noch bei den versammelten Rothhäuten um Kittening fest.

Der gewaltige und mächtige Häuptling der Miamis, Le Gris, war über das Resultat der Wettspiele sehr verdrießlich. Dreimal im Ballspiel, im Wett- und Dauerlauf waren seine jungen Krieger von den ihm verhaßten Ottawas besiegt worden. Das wurmte ihn und er machte durchaus kein Hehl daraus. Er sann über einen andern Vorschlag nach und rückte auch alsbald damit heraus. Zwölf Paare sollten Paar für Paar im Ringen ihre Kräfte messen; zwölf Miamis mit zwölf Ottawas einzeln, Mann mit Mann, und um sie dabei zu veranlassen, ihre höchste Anspannung und zugleich ihren Muth auf die Probe zu stellen, sollte der Sieger sofort dem Besiegten das Haupt mit dem Tomahawk spalten und dann seinen Skalp als Siegeszeichen in Besitz nehmen. — Dieser gewaltthätige und blutdürstige Vorschlag versetzte die Ottawas in Erstaunen und Entrüstung. Die friedlichen Wettspiele im vereinigten Kriegerlager hatten sie sich gefallen lassen — aber tödtliche Zweikämpfe? Welchen Ausgang konnten dieselben bei der jetzigen kriegerischen Stimmung der Rothhäute nehmen, und besonders zwischen den Miamis und Ottawas, die sich einander bis auf den Tod haßten, so friedlich sie auch augenblicklich beisammen wohnten? Konnte es, durch die Eifersucht der Miamis herbeigeführt, dabei nicht zu einem allgemeinen Kampfe kommen, der mit gänzlicher Vernichtung des einen oder anderen Theiles endigen mußte? Aber durften die Ottawas durch Abweisung des Vorschlages ihren Neidern dazu Veranlassung geben, ihren Muth

in Zweifel zu ziehen? Die jungen Krieger der Ottawas verlangten von ihrem alten Häuptling A-gosh-a-way die Annahme des Ringkampfes. Der alte Krieger schüttelte bedenklich das Haupt.

„Was sollen aber diese heuchlerischen Miamis von uns denken, wenn wir die Aufforderung zum Ringkampfe mit ihnen zurückweisen?“ fragten die jungen Krieger ihren Häuptling. „Werden sie dann nicht sagen, daß wir nur Muth zu kindischen Spielen, aber nicht zu ernstem Kampf Mann gegen Mann besitzen? Werden sie uns darob nicht verhöhnen?“

Nach längerem Zögern gab der Häuptling der stürmischen Forderung seiner jungen Krieger endlich nach, doch so, daß man sich im Geheimen dahin einigte, von dem blutigen Theile des Uebereinkommens, im Falle sie siegreich waren, ihrerseits keinen Gebrauch zu machen; auch versprachen alle Krieger ihrem Häuptling unbedingten Gehorsam.

Bald waren denn auch die Ringer auf beiden Seiten ausgewählt. Pontiac betheiligte sich auf den Wunsch des alten Häuptlings nicht an dem Ringkampfe. Da Beide dem schlauen und verschlagenen Häuptling der Miamis nicht trauten, wollten sie sich für alle Eventualitäten bereit halten und für den Fall eines blutigen Ausganges inzwischen ihre Maßregeln treffen. — Die Krieger sammt dem Volke des Indianerdorfes sammelten sich und umstanden in einem großen Kreise den Kampfplatz. Die Weiber der Delawaren hatten sich zu der Feierlichkeit mit ihren besten Kleidern behängt; die Krieger, die von allen Seiten herbeigeeilt waren, erschienen in voller Kriegsrüstung; der ganze Miamistamm von jenseits des Ufers hatte sich eingefunden, und Alles wartete in athemloser Spannung auf den Beginn des Kampfes. Ein kräftiger, hochgewachsener, muskulöser Miamikrieger war der Erste, der auf das gegebene Zeichen auf dem Platze erschien; ihm stellte sich ein starkknochiger, sehnig und ungewöhnlich gigantisch gebauter Ottawakrieger gegenüber. Ein Packen und Ringen, ein verzweifelter Kampf, ein Verschlingen der riesigen Glieder ineinander, ein Stemmen der Beine wie Säulen gegen den Boden, ein Spannen der Muskeln an den Gliedern zum Zerreißen, ein Hierhin- und Dorthinreißen der wüthend mit einander Ringenden, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Keuchen und Athmen, dann ertönte plötzlich ein jubelnder Freudenschrei aus dem Munde des Ottawakriegers — und im nächsten Augenblick lag der Miami überwunden auf seinem Rücken im Grase am Boden. Er sah sich zu den Füßen seines Ueberwinders und erwartete den Todes-

streich. Aber dieser erfolgte nicht; hoch erhobenen Hauptes und in stolzer Haltung trat der Ottawa zurück und wieß mit einem abweisenden Handzeichen das ihm dargereichte Tomahawk zurück. Im Nu erhob sich der wüthende Häuptling Le Gris, ergriff schnell wie der Blitz das Tomahawk selbst und zerschmetterte mit einem einzigen wuchtigen Hiebe seinem unglücklichen Krieger den Schädel, so daß die weiche Masse des Gehirns und des Blutes in weitem Kreise umherspritzte.

Athemlose Stille herrschte ringsum — auf einen Wink des meuchelmörderischen Häuptlings wurde der noch zuckende Leichnam vom Kampfplatze geschleift und gleich darauf traten zwei andere Ringer in die Schranken. Dasselbe Spiel wiederholte sich: der Ottawa blieb Sieger und der Miami wurde von seinem Häuptling ermordet. Ein dritter Miamikrieger hatte dasselbe Schicksal und der Häuptling schien willens, alle zwölf, falls sie unterlägen, umzubringen. Da bemächtigte sich der Zuschauer eine ungeheure Aufregung. Die besten, tapfersten jungen Männer wurden hingemordet, erbarmungslos hingeschlachtet von einem wüthenden, ehrgeizigen und blutgierigen Häuptling.

Jetzt erhob sich der alte Häuptling der Ottawas, A-gosh-a-way, von seinem Sitz, trat in die Mitte des Kampfplatzes, wandte sich mit lauter, weithintönender Stimme an seine jungen Krieger, indem er ihnen zurief:

„Die jungen Krieger der Ottawas, die noch am Ringkampfe Theil nehmen sollen, werden auf den Befehl ihres Häuptlings den Kampf jetzt abbrechen. Du hast gesehen, Häuptling Le Gris“, wandte er sich nun an den Chief der Miamis, „daß meine jungen Krieger nicht nur zu spielen verstehen wie die Kinder, sondern auch tapfere Krieger, flinke Läufer und muthige Zweikämpfer sind. Wir dürsten nicht nach dem Blute deiner Krieger, das du selbst mit meuchelmörderischer Ha — — —“

Er vollendete seine Rede nicht, denn in demselben Augenblick traf das von der sichern Hand des vor Wuth rasend gewordenen Miamihäuptlings geschleuderte Tomahawk seine Stirn so wuchtig und gewaltig, daß er zu Boden stürzte und auf der Stelle todt liegen blieb. — Eine unheimliche Stille folgte dieser Scene — schauerliche Todesstille! Das Entsetzen hatte sich aller Gemüther bemächtigt — sekundenlang lagerte der Bann des Erstarrtseins auf dem Zuschauerkreise. Im nächsten Augenblicke brach aber dann der Sturm los — ein verheerender, wüthender, rasender Sturm! Das furchtbare weh- und wuthdurchzitterte Kriegsgeheul der Ottawas unterbrach zuerst die schauerliche Stille

— die Miamis beantworteten dasselbe in wilder Mordlust — und nun fielen sie über einander her, so grimmig und wuthentbrannt, als ob eine Heerde rother Teufel auf einander losgelassen wäre, die an nichts anderes dächten, als sich einander zähneknirschend vom Erdboden zu vertilgen. Kriegsbeil und Skalpirmesser verrichteten ihre grausame Arbeit. Mann gegen Mann wogte der furchtbare bis zur Hyänenwuth entfesselte Kampf hin und her. Die Weiber flohen kreischend davon, die Kinder stürzten ihnen heulend und schreiend nach, die jungen Mädchen drängten sich ängstlich und händeringend durch das Gewühl, während die jungen halbwüchsigen Knaben schon versuchten, hie und da mit funkelnden Augen Stand zu halten und sich zwischen die Kämpfenden zu drängen. Das ganze, vor wenigen Augenblicken noch so friedliche Lager bot nun den Anblick einer Scene der wildesten Aufregung und Bewegung dar. Die Krieger der Ottawas hatten sich schnell um ihren jungen Häuptling Pontiac geschaart und diese bildeten nun, mit ihrem riesenhaften Anführer an der Spitze, eine so furchtbare lebendige Angriffsmaschine gegen die Miamis, daß letztere unmöglich Stand zu halten vermochten, obgleich auch ihr Häuptling Le Gris mit den um ihn versammelten Kriegern eine Mauer bildeten, die fast nicht zu durchbrechen war. So wogte denn der Kampf auf und ab, ein Ring- und Faustkampf, bei dem Lanze, Bogen und Feuergewehr wenig, aber Tomahawk und Skalpirmesser desto mehr Arbeit fanden. Beide Theile verschmäheten, Gefangene zu machen; was unterlag, wurde ohne Erbarmen hingemordet. Zwei Stunden währte das grausige Gemetzel, als endlich die Miamis zu spät erkannten, daß sie sich nicht nur den Ottawas, sondern auch den Pottawattamees, den Mingos und Chippewas gegenüber befanden. Der meuchelmörderische Angriff auf den alten friedliebenden Häuptling der Ottawas hatte auch die übrigen Stämme gegen die Miamis erbittert. Als sich die Schlacht auf dem Höhepunkt befand, ordnete Pontiac (denn wunderbarer Weise hatten sich auch die meisten Krieger der andern Stämme um den jungen, umsichtigen, kaltblütigen und mit den Seinen siegreich vordringenden Häuptling, der stillschweigend in die Stelle des ermordeten alten Häuptlings eingerückt war, geschaart) eine Bewegung an, welche den Rückzug der Miamis, die absolut nicht weichen wollten, endlich erzwang und sie schließlich in die Flucht jagte. Hunderte der Miamis wandten sich, um in wilder Flucht ihr Leben zu retten. Eine Verfolgung ließ Pontiac nicht zu, sondern begnügte sich mit seinen Kriegern an dem über die Miamis erfochtenen Siege und Be-

hauptung des Schlachtfeldes. Die Miamis, welche sich schnell und in wilder Flucht über den Fluß nach dem jenseitigen Ufer gerettet hatten, traten nun auch sofort den Rückzug nach ihren heimathlichen Dörfern an, verließen den Sammelplatz, und betrachteten von dem Augenblicke an das mit den Franzosen abgeschlossene Bündniß als aufgehoben. Sie betheiligten sich nicht mehr an dem Kriege gegen die Engländer zu Gunsten der Franzosen, sondern blieben rachebrütend gegen die Ottawas auf ihren Jagdgründen im nordwestlichen Theile des heutigen Staates Ohio, wo sie ihre Wigwams aufgeschlagen hatten.

— — — — — — — — — — — — —

Die aufgehende Sonne des folgenden Tages fand die nach ihrem heimathlichen Dorfe zurückkehrenden Ottawas in tiefer Trauer. Die Töne des Kampfes waren verklungen; ihr alter Haß gegen die Miamis war gesättigt. Dennoch ward kein Jubellaut, kein Triumphgesang laut, den Sieg zu feiern. — Der Sammelplatz war fast völlig verlassen. Die meisten Krieger der Delawaren waren mit ihrem Unterhäuptling abwesend und der Oberhäuptling hatte nun über keine Armee mehr zu verfügen; denn auch die Mingos und Chippewas waren nach ihren Wigwams im fernen Norden zurückgekehrt. Alles Leben schien aus dem Indianerdorfe Kittening verschwunden und der kleine Rest des Delawarenstammes war in tiefem, feierlichem Stillschweigen in der Berathungshütte versammelt, wo jedes Auge der Anwesenden sich auf To-ta-bosh-ka, den Häuptling, richtete.

„Meine Brüder", hob der Häuptling endlich an, „seit vielen Jahren stehe ich an der Spitze meines Volkes. Als ich vor ihnen aus dem Lande des Sonnenaufganges hierher zog, sagte ich ihnen, sie sollten hier ihre Wigwams aufschlagen, hier würden wir Ruhe und Frieden haben. Ich hoffte auch, hier in Frieden zu meinen Vätern zu fahren. Nun aber sehe ich, es ist kein Friede. Alle Bündnisse, welche die rothen Männer untereinander oder mit den mächtigen Bleichgesichtern schließen, erweisen sich als werthlos. Alle Verhandlungen der Stämme, die sie gepflegt, um sich miteinander zu verständigen, bekunden, daß sie vergeblich geführt wurden; alle Verträge wurden umsonst geschlossen, es giebt zwischen den rothen Männern und ihren weißen Freunden, den Franzosen, kein Bündniß mehr, denn ich sehe, es ist kein Friede zwischen den rothen Männern; es giebt keinen Frieden für mein rothes Volk; ich muß trostlos hinabsteigen in mein Grab!" Er winkte mit der Hand, ein Zeichen, daß er nichts weiter zu sagen habe und daß die Versammlung geschlossen sei. Die rothen

Männer verließen still und nachdenklich die Berathungshütte und machten sich dann an die Arbeit, die gefallenen und zurückgelassenen Todten zu begraben. Eine traurige Beschäftigung für die, welche von Siegen und reicher Skalpbeute an der Seite ihrer Brüder geträumt und nun ihre Hoffnungen mit den Todten zu Grabe tragen mußten. —

So waren denn die Franzosen nun auch um ihre rothen Bundesgenossen gekommen und die Engländer hatten eine große Anzahl Feinde weniger zu fürchten

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen, welcher dem furchtbaren Kampfe zwischen den Rothhäuten gefolgt war, saßen die beiden Späher in ihrem dichten Versteck auf ihren wollenen Decken und warteten mit fast ängstlicher Spannung auf irgend ein Zeichen von ihren beiden rothen Freunden. Sie hatten das Kriegsgeschrei der Rothhäute und das Getümmel des Kampfes gehört und waren überzeugt, daß die Vermuthung Pontiac's, die Bundesgenossen würden noch untereinander uneinig werden, sich auf's Furchtbarste erfüllt haben mußte. Nicht wagend, ihr Versteck auch nur auf Augenblicke zu verlassen, hatten sie auch nicht erkunden oder erspähen können, was draußen eigentlich vorgegangen war. Daß ein harter Kampf stattgefunden haben mußte, davon waren sie überzeugt, das war aber auch alles, was sie mit Sicherheit annehmen konnten. Wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen und ob ihre beiden Freunde nicht in demselben gefallen, sie also auf ihre Rückkehr nicht mehr hoffen durften, wer konnte ihnen darüber Gewißheit geben?

So war der Mittag herangekommen und die unheimliche Stille um sie her und im Indianerdorfe selbst, erfüllte sie mit einem um so unbehaglicheren Gefühl, zumal sie wußten, daß, wenn nur einer ihrer Freunde noch am Leben sei, er ihnen irgend welche Nachricht gebracht hätte.

„Ich versichere euch, Herr Croghan", sagte Gift endlich zu seinem Gefährten, „daß wir, so lange es Tag ist, von den Indianern kaum etwas zu fürchten haben, und halte es für durchaus nothwendig, Erkundigungen darüber einzuziehen, wie die Sachen draußen eigentlich stehen."

„Das mag wohl nothwendig sein, was wird aber damit gewonnen, daß Einer von uns sich am hellen lichten Tage hinauswagt und seinen Skalp den Rothhäuten selbst ausliefert? Ich hoffe noch immer, daß einer der beiden Rothhäute uns irgend welche Nachricht bringen wird, — warten wir also noch ein wenig,

— um unsere Kopfhaut kommen wir dann noch immer früh genug“, erwiderte Croghan seinem Gefährten.

„Ihr seid allzu ängstlich, Herr Croghan — ich will mich schon hinauswagen und auch meinen Skalp wieder sicher mit hereinbringen — nur diese peinliche Ungewißheit ist mir unerträglich, die halte ich nicht länger aus — ich muß wissen, wie es draußen aussieht, laßt mich also ruhig hinausschlüpfen.“

„Wartet nur noch eine kurze Zeit, vielleicht ein Stündchen noch, und wenn sich in der Zeit Niemand zeigt, mögt ihr euere Neugierde befriedigen. Ich meine, wir sollten bei Anbruch der Nacht unser Canoe besteigen und uns so heimlich wie möglich davonmachen“, meinte Croghan.

„Well, well, wenn ich hinausgewesen bin, mich umgeschaut habe und bis Abend keine Botschaft von unsern rothen Freunden eingeht, stimme ich auch dafür, daß wir mit Einbruch der Nacht einen Ausfall aus unserer Festung wagen, wir möchten sonst doch noch von irgend einem rothen Späherauge entdeckt werden, und müßten dann selbstverständlich ohne unsere Kopfhaut heimreisen!“ erwiderte Gist lächelnd.

„Ich möchte nur wissen, wo die beiden Rothhäute stecken?“ brummte Croghan.

„Ist mir auch unbegreiflich; sie sind entweder verhindert zu uns zu kommen, oder beide sind nicht mehr am Leben — sonst würde sich einer von ihnen gezeigt haben — eine Rothhaut pflegt das gegebene Wort zu halten. Der Kampf drüben war zwar nicht lange, aber allem Anschein nach sehr mörderisch, da die Miamis sich in wilder Flucht nach dem Flusse retteten. Es bleibt aber dabei, diese Nacht brechen wir heraus.“

„Ich glaube, daß wir unter den obwaltenden Umständen auch nichts besseres thun können. Ist der Fluß frei, wie zu erwarten steht, und die nächste Nacht so finster, als die verflossene, dann ist die Fahrt im Canoe, das wir ja nur ins Wasser setzen dürfen, durchaus nicht gefährlich“, meinte Croghan.

„Es sei so“, bestätigte Gist.

Eine Stunde war wieder vergangen, ohne daß Pontiac oder Turkey-leg etwas von sich sehen oder hören ließen. Freilich fühlten die beiden Späher sich insofern sicher, als ihnen nirgends eine unmittelbare Gefahr drohte. Da sie sich mit allem, was zum Lebensunterhalte gehörte, gut versehen hatten, so durften sie ihr Versteck nur verlassen, wenn sie sich einen frischen Trunk aus einem in unmittelbarer Nähe des Lagers sprudelnden Quell herbeizuholen hatten, was täglich zweimal von ihnen geschah. Aber doch

wurde ihnen die Ungewißheit, in der sie schwebten, immer peinlicher. — Eben wollte sich Gist anschicken, das Lager zu verlassen, als Croghans spähendes Auge einen Indianer entdeckte. Er kam zwischen den Gebüschen am Flußufer hinab. Ein Blick auf den Herannahenden durch das Glas überzeugte Gist, daß es der Pottawattamee sei. Mit der ihm eigenen Vorsicht kam er näher und stand bald im Lager der Späher, die ihn freudig begrüßten.

„Ihr seid uns ein willkommener Bote, Turkey-leg", sagte Croghan, indem er dem rothen Freunde herzlich die Hand schüttelte. „Wir fürchteten schon, daß ihr in dem stattgefundenen Kampfe auch umgekommen wäret und wir euch nicht wiedersehen würden. Was bringst du für Nachrichten, gute oder schlimme?"

„Für weiße Männer gute, für rothe Krieger schlimme." Und nun erzählte er den beiden Männern, was draußen vorgegangen; aus welchen Ursachen der Kampf entstanden, wie er geführt worden und verlaufen sei, wie die Miamis in die Flucht geschlagen und fast alle Indianer bis auf die Pottawattamees, die sich aber auch zum Aufbruch nach der Heimath rüsteten, und bald ihren Rückmarsch antreten würden, den Sammelplatz verlassen hätten.

„Und Pontiac?" fragte Gist.

„Pontiac ist ein großer, tapferer Häuptling, und nur seiner umsichtigen, kaltblütigen Leitung des Kampfes verdanken wir den Sieg über die Miamis. Pontiac ist ein gewaltiger Krieger; er läßt euch sagen, daß ihr in euere Heimath zurückkehren und den Rothröcken sagen sollt, sie möchten mit den Franzosen Frieden machen und die Streitaxt begraben. Das Land, um das sich die beiden weißen Nationen streiten, gehöre dem rothen Manne, und der rothe Mann sei nicht willens, sein Eigenthum an die Bleichgesichter abzutreten, oder ihnen im Kampfe um dasselbe gegen einander beizustehen. Er habe erkannt, daß der weiße Mann den rothen nur aus dem Grunde in den Kampf der Bleichgesichter zu verwickeln suche, damit die rothen Männer sich untereinander vertilgen, und der Weiße dann um so leichter und sicherer das Eigenthum des rothen Mannes in Besitz nehmen könne. Pontiac wird den Weißen nie mehr kämpfen helfen."

„Will Pontiac denn nicht mehr unser Freund sein? Warum kommt er nicht selbst auch zu uns?" fragte Gist den Pottawattamee.

„Der Häuptling hat jetzt heiligere Pflichten zu erfüllen — er hat, nachdem der alte Häuptling der Ottawas in so schmachvoller Weise durch die Hand des Miami ums Leben gekommen, die Leitung des Stammes übernommen, und ist nun mit der Leiche des

Häuptlings und den Leichen seiner gefallenen Krieger auf dem Wege nach O-da-nuh — denn dort sollen sie begraben werden." —

„Dann hat er also das von seinem Vorgänger mit dem Franzosen abgeschlossene Bündniß gelöst?" fragte Gist.

„Ich glaube, daß alle die Rothhäute, die hier versammelt waren, den Franzmännern den Rücken gekehrt haben, sie werden, wie es scheint, ihnen nicht mehr gegen die Rothröcke kämpfen helfen. Auch die Miamis sind fort, und nur die Delawaren, die schon vor dem Ausbruch des Kampfes zu den Franzmännern nach Fort du Quesne gerufen wurden, werden noch bei ihnen bleiben. Die rothen Männer werden die Streitaxt für die weißen Männer nicht mehr ausgraben — sie werden sich neutral verhalten und weder dem einen noch dem andern helfen."

„Was sie aber keineswegs hindern wird, sich selbst untereinander zu bekämpfen und zu erwürgen, nicht wahr, Turkey-leg?" fragte Gist spottend, der sich nicht enthalten konnte, diese Bemerkung hinzuwerfen. Turkey-leg merkte jedoch den Spott und erwiderte nur kurz: „Turkey-leg weiß nichts mehr zu sagen, Turkey-leg hat schon zu viel gesagt. Wollen die beiden Bleichgesichter den Ort hier verlassen, dann mögen sie es in der nächsten Nacht versuchen. Die Pottawattamees lagern diesseits des Flusses, eine halbe Meile unterhalb des Dorfes; die Delawaren sind dem Fort schon näher gekommen, als sie ihrem Dorfe sind, und die hier Zurückgebliebenen ihres Stammes begraben morgen noch die Todten, die im Kampfe gefallen und von ihren rothen Brüdern vergessen wurden. Euer Weg ist also nun frei. Wenn meine bleichen Freunde ihr Rückfahrt mit einiger Vorsicht antreten und ausführen, laufen sie keine Gefahr, von meinen rothen Brüdern entdeckt zu werden." —

Als Turkey-leg so seine bleichen Freunde benachrichtigt, wie die Sachen draußen standen, und wie sie am besten ihre Abreise bewerkstelligen und sich vor seinen Landsleuten hüten könnten, damit sie von ihnen nicht entdeckt würden, drückte er ihnen zum Abschiede freundlich die Hand, und schlüpfte aus dem Verstecke so leise und geräuschlos wieder hinaus, als er dasselbe betreten hatte. Er nahm seinen Weg nicht stromaufwärts, sondern schritt an dem Flußufer hinab, wo er dann nach wenigen Minuten den ihm nachschauenden Augen der Späher entschwunden war. —

Nun waren sie wieder allein. Die Nachrichten, welche ihnen Turkey-leg gebracht, befriedigten die Männer vollkommen. Daß die Indianer sich wieder in ihre Dörfer zurückbegaben — die Franzosen also auf ihre fernere Unterstützung gegen die Engländer

kaum noch — wenigstens in diesem Kriege — rechnen durften, war ihnen eine sehr willkommene Botschaft. Und hätte Gist sich der spottenden Bemerkung gegen Turkey-leg enthalten, dann würden sie vielleicht noch etwas mehr über die Pläne Pontiacs, mit denen er später hervortrat, und die er schon damals mit sich herumtrug, erfahren haben. Immerhin hatte ihnen der Ausflug, den sie als Späher ins feindliche Lager unternommen, ein schätzenswerthes Resultat geliefert. Sie brachten, wenn sie glücklich wieder zur Braddockschen Armee zurückgelangten, Nachrichten mit, welche für die Engländer von hohem Werthe sein mußten, und so beschlossen sie denn, in der folgenden Nacht ihr Versteck zu verlassen, und die Rückkehr stromabwärts anzutreten.

„Wann wollen wir aufbrechen?“ fragte Croghan seinen Gefährten.

„Spätestens in zwei Stunden, das heißt, wenn euer rother Freund sich nicht als ein untreuer Freund erweist und uns, noch ehe wir abreisen, seinen rothen Landsleuten in die Hände liefert.“

„Daran ist nicht zu denken — ich kenne Turkey-leg — er hält das gegebene Wort; hätte er uns verrathen wollen, er wäre gewiß nicht noch einmal erschienen, und was sollte ihm der Verrath noch nützen, da die Indianer ihr Bündniß, wie es doch den Anschein hat, mit den Franzosen gelöst haben.“

„Könnten ihn nicht unsere Skalps reizen? Mit dieser Trophäe seinen Gürtel zu schmücken, dünkt dem Indianer das höchste Ziel, das er auf einem unternommenen Kriegspfade zu erreichen vermag.“

„Von Turkey-leg glaube ich es in unserm Falle nicht, wir hätten sonst wohl unser schönes Kopfhaar längst eingebüßt,“ antwortete Croghan seinem Gefährten.

„Nun wohl,“ sagte Gist, „also in längstens zwei Stunden brechen wir auf, dann ist es ganz finster und wir können bis Tagesanbruch eine gute Strecke stromabwärts zurückgelegt haben. In der Nähe des Forts verlassen wir das Flußbett des Alleghany, umgehen das Fort und nehmen unsere Fahrt erst dann wieder auf dem Ohioriver auf, wenn wir die Festung weit genug im Rücken haben. Immerhin ist es eine Fahrt, die große Gefahren in sich schließt, da wir den Feind nicht kennen, der sich inzwischen in der Nähe des Forts angesammelt haben kann.“

„Das ist freilich wahr, wir müssen sie aber im Vertrauen auf Gottes Hilfe wagen, er kann uns ja ungefährdet mitten durch unsere Feinde hindurchbringen. Wir dienen dem Vaterlande und einer guten Sache in einem Kampfe, der uns endlich den

Frieden bringen soll und zuletzt auch die Freiheit von einem Joche, das uns immer unerträglicher wird. Und doch muß erst der eine Feind überwunden und aus dem Lande gejagt sein, ehe wir uns an den zweiten, den mächtigsten wagen dürfen und an dem Joche zu rütteln versuchen, das Tyrannei und Herrschsucht uns auf den Nacken gelegt."

„Bis dahin ist aber noch ein weiter Weg, Croghan, und wer weiß, ob wir beide diesen herrlichen Tag der Freiheit noch anbrechen sehen. Doch Ihr habt recht, Gott wird uns helfen."

Die zwei Stunden waren vergangen. Die ganze Natur lag in tiefer Stille begraben, aus trübem, zackigem Gewölk, welches mit langen weißgrauen Streifen vermischt, den sternenlosen Horizont bedeckte, begann ein feiner Regen herabzurieseln, während gleichzeitig aus dem Thale und von dem Walde graue Nebelmassen emporstiegen und sich langsam nach oben zogen. Der Augenblick zur Abfahrt war erschienen. Die beiden Späher schlüpften aus ihrem Versteck, zogen das Canoe hervor, ließen es geräuschlos ins Wasser, beluden es mit den wenigen Gegenständen, die sie mitzunehmen hatten, ergriffen die Ruder und bestiegen das Fahrzeug. Im nächsten Augenblick verschwand es auf dem Flusse in der Finsterniß der Nacht. Eine Viertelstunde waren sie leise und geräuschlos den Fluß abwärts geglitten, als sie an das Lager der Pottawattomees kamen, welches die Indianer am linken Flußufer aufgeschlagen hatten. Turkey leg hatte ihnen also die Wahrheit berichtet. Im Lager selbst waren die meisten Feuer erloschen, nur hier und da glimmte noch ein heller Punkt, an dem sich die dunklen Gestalten der schlafenden Krieger scharf abzeichneten. Leise und unhörbar glitt das Canoe in der Mitte des Stromes abwärts. Da — — ein leises Plätschern dicht an der linken Seite des Canoe, dem scharf horchenden Ohre Gists kaum vernehmbar — und nun ein runder, schwarzer Punkt an der Oberfläche des Wassers — plötzlich war er neben dem Canoe aufgetaucht und jetzt drangen die wenigen Worte an das Ohr der Lauschenden:

„Meine bleichen Freunde sind an diesem Orte sicher — sie mögen sich aber hüten vor den Delawaren, die weit unterhalb des Forts am Ohioriver die Ufer des Flusses bewachen!"

Dann war der schwarze Punkt plötzlich wieder verschwunden und wurde auch von den Flüchtlingen nicht mehr gesehen.

„Turkey-leg!" flüsterte Croghan. Gist nickte nur zustimmend mit dem Kopfe, während das Canoe leise weiter glitt.

* * *

Im Anfang des Monats Juli 1755 war die von Colonel James Smith befehligte Kolonne Miliztruppen, denen sich auf dem Marsche zuletzt doch noch einige Indianer anschlossen, schon eine beträchtliche Strecke von den Ufern des Ohio entfernt. Es war noch früh am Morgen und der belebende Eindruck der frischen kühlen Morgenluft schien ganz geeignet, die eingelaufenen Nachrichten über die bedenklichen Bewegungen verschiedener feindlich gesinnter Indianerschaaren in der Nähe, wenn auch nicht völlig zu verscheuchen, so doch mehr in den Hintergrund zu drängen. In der That, je mehr die Expedition sich dem Fort Du Quesne näherte, desto größer wurde auch die Gefahr, so lange es den Miliztruppen nicht gelungen war, sich mit der Braddock'schen Armee zu vereinigen, von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden. Zudem war es kein geringes Unternehmen, ein von Feinden bewohntes Land, wo jeder Busch, jeder Fels, jeder Engpaß den sichern Tod aus dunklem Versteck in die Reihen der Kämpfer senden konnte, zu durchziehen.

Der Weg brachte die Kompagnie bis dicht an das Ufer eines schmalen Nebenflusses des Ohiostromes. Hier schlängelte der Pfad sich bald unter dem Schatten riesiger Bäume, bald über kleine lachende Prairiewiesen, welche von einem dunklen Waldsaum bekränzt waren. Der junge Tag hatte die ganze Natur zu neuem Leben erweckt; auf den Wellen des kleinen Flusses, der hie und da weite Einschnitte in das Land machte, durchfurchten hunderte von Wasservögeln die kühle Fluth und in ihr Geschrei mischte sich aus der Tiefe des Gebüsches der eigenthümliche Ruf des Whippoorwill. Oft war der Weg von blüthenreichen Guirlanden aus den Schlingpflanzen und wilden Weinreben überwölbt. Dennoch schien die so herrlich prangende Natur keinen Eindruck auf die Miliztruppen zu machen, außer etwa den, daß aller Meinungen sich in der Prophezeiung eines drückend heißen Tages vereinigten. In der That ging auch die Befürchtung bald genug in Erfüllung und die Freude der Schaar war keine geringe, als der unermeßliche Urwald sie wieder in seinen kühlen Schatten aufnahm. Mit Ausnahme einer kurzen Rast, waren alle bisher immer in Bewegung gewesen und umso lieber folgten sie dem Befehle ihrers Führers, welcher auf dem abgerundeten Gipfel eines Hügels Halt machen ließ. Sofort begannen die Vorbereitungen zum Nachtlager, das nach dem heißen Tage und anstrengendem Tagesmarsche hier aufgeschlagen werden sollte. Der Platz, den der Colonel gewählt, war äußerst lieblich und wohl geeignet, allen Ansprüchen zu genügen, welche die Expedition an ein Nachtquar-

tier unter freiem Himmel machen konnte. Colonel Smith ließ sich ermüdet auf seine Wolldecke nieder, während die dazu bestimmten Leute dürres Holz zusammen trugen und ein Feuer anzündeten. Andere nahmen ihre Flinten und durchstreiften den Wald, um das Nachtessen durch ein schönes Stück Wild zu bereichern. Bald krachten denn auch Schüsse in verschiedenen Richtungen. Nach Verlauf kurzer Zeit erschienen die glücklichen Jäger mit ihrer Beute beladen auf dem Lagerplatze, und als die Sonne sich dem westlichen Horizont zuneigte, war die Mahlzeit im vollsten Gange.

Nachdem man das Nachtessen beendet, machten Patrouillen, die Flinte im Arme, die Runde um den Lagerplatz und dessen nächste Umgebung und da man nichts Verdächtiges erspäht, denn man war noch nicht in das eigentlich feindliche Indianergebiet gelangt, legten sich Alle, die Wachen ausgenommen, zur Ruhe nieder.

Beim ersten Grauen des nächsten Tages setzte man nach eingenommenem Frühmahl den Weitermarsch fort. In derselben einförmigen Weise, wie nun schon seit Wochen fast unausgesetzt, ging es weiter, bis man am dritten Tage, nachdem man den Ohio verlassen, an einen kleinen Fluß, einen Nebenfluß des Monongahela, kam und sich nun im Gebiete der mit den Franzosen verbündeten Rothhäute befand. Die Hand am Flintenlaufe, das Auge gespannt und forschend auf jeden Baumstamm richtend, schritten die tapferen Männer dem Laufe des Flusses abwärts, bald auf schmalen, gewundenen Wildpfaden, bald dem Stande der Sonne, oder als es Abend geworden, dem Sternenlichte folgend, vorsichtig weiter. Durch dichtes Gebüsch und öfter durch ein Chaos von Unterholz und Bäumen setzten sie ihren Weg unerschrocken nach Nordosten fort, bis sie die Mündung des Flusses erreichten, welcher sich in einen andern Nebenfluß des Monongahela ergoß. Hier brachten sie die Nacht am linken Ufer des Flusses, in der Nähe des heutigen Fairmouth zu und fragten sich am Morgen, ob sie das tiefe Bett desselben durchschreiten oder demselben bis zu seiner Vereinigung mit dem Chatriver folgen sollten, wo sie dann endlich das Ziel ihres Marsches erreicht hatten. Denn dort, an der Gabelung des Monongahela, etliche Meilen oberhalb des heutigen Morgantown (am Chatriver) sollte die Compagnie mit der Braddockschen Armee zusammentreffen.

Noch ehe Colonel Smith einen Entschluß gefaßt hatte, ob er den Fluß überschreiten solle oder nicht, erschien ein indianischer Läufer plötzlich im Lager.

„Ich weiß nicht," sagte der Colonel zu seinem Kameraden, Korporal Howe, als er den Indianer erblickte, was der rothe Schweif" — so hieß der Läufer — „hat, daß er so eilig daherkommt."

„Es ist irgend etwas im Anzuge, daran ist nicht zu zweifeln," erwiderte der Andere. „Es sollte mich gar nicht wundern," setzte er hinzu, „wenn wir in der nächsten Stunde einen wüthenden Angriff zurückzuschlagen hätten. Seht nur, Colonel, wie lebhaft der rothe Bursche nach den Waldungen dort drüben deutet."

„Ich möchte fast vermuthen, daß wir den Franzosen oder den Delawaren, oder auch beiden vereinigt, näher gekommen sind, als wir wünschen."

Der Läufer war jetzt ganz nahe gekommen. Als er vor den Colonel trat, sagte er: „Die Delawaren sind der Fährte der bleichgesichtigen Krieger gefolgt, es sind ihrer viele — sehr viele, wohl an zwei- bis dreihundert, ich habe die Spuren ihrer Moccassins gezählt."

„Und wenn es de Pierres ganze rothe und weiße Armee ist, wir müssen unsern Weg nach dem Monongahela fortsetzen," sagte Colonel Smith.

So wurde denn der Uebergang über den Fluß, dessen Strömung sehr gering war, sofort ins Werk gesetzt und schon nach kurzer Zeit hatten die Mannschaften das jenseitige Ufer erreicht und setzten den Marsch fort, allerdings mit der größten Vorsicht und Wachsamkeit. Eine Stunde lang waren sie unaufhaltsam vorgedrungen, als plötzlich die stille Waldschlucht, welche sich am Ufer hinzog, lebendig wurde und eine Menge Indianer mit wildem Kriegsgeschrei aus dem Unterholz stürzte und die Truppen von allen Seiten umzingelten.

„Achtung!" gebot Colonel Smith, gebt den rothen Burschen eine tüchtige Ladung, Jungens, und begleitet die Salve mit euerem wilden Geschrei!"

Der Anweisung und dem kurz darauf ertönten Kommando des Colonel folgend, gaben die Truppen eine erste Salve ab und stürzten dann mit wildem Geschrei die Schlucht entlang, wieder und immer wieder ihre aufs neue geladenen Waffen hinter den flüchtigen Rothhäuten abfeuernd. Die fliehenden Rothhäute stürzten sich theilweise ins Wasser, etliche wurden getödtet und andere nur verwundet. Aber auch die Truppen hatten einen tüchtigen und dichten Pfeilhagel und eine Anzahl Flintenkugeln auszuhalten gehabt, das Schlachtfeld aber behauptet, den wüthenden Angriff abgeschlagen und die Indianer in die Flucht gejagt.

Nur zwei rothe Krieger, von denen der eine den Rang eines Häuptlings einnahm, blieben auf ihrem Posten und entflohen nicht; sie schickten sich an, Gegenwehr zu leisten, aber ein kräftiger Schlag mit dem Gewehrkolben, von Korporal Howes Hand geführt, schleuderte den einen der rothen Krieger zu Boden, während der andere sich auf den Boden warf und, gleich einer Schlange davonkriechend, im Dickicht verschwand.

Nun machte auch der Korporal Kehrt, der in der Hitze der Verfolgung sich ziemlich weit von den Seinen entfernt hatte, um wieder zu ihnen zu stoßen, da seine Augen nirgends mehr einen Feind zu erblicken vermochten.

Fast eine Viertelstunde lang hatte er rastlos seinen mühsamen Rückweg verfolgt, bald zurückgehalten von Schlingpflanzen und mächtigen Rankengewächsen, bald über knorrige Wurzeln strauchelnd; endlich erreichte er den Gipfel des Hügels — von seinen Kameraden sah er jedoch nichts. Er marschirte nun weiter, denn die Truppen hatten sich jedenfalls wieder gesammelt und waren in entgegengesetzter Richtung, in welcher er die Indianer verfolgt, weiter gezogen. Nachdem er ungefähr eine halbe Meile zurückgelegt, erreichte er den Saum des Waldes und trat hinaus in die kleine Prärie, die vor seinen Augen in ihrer ganzen Pracht dalag. Kaum hatte der Korporal den grünen weichen Teppich mit seinen Füßen betreten, als er seinen Namen von bekannten Stimmen rufen hörte. Es waren seine Kameraden, die nach dem stattgefundenen Kampfe sich wieder gesammelt und hier nun vorläufig einen Lagerplatz bezogen, um ihre drei Todten zu begraben. Bald hatte er die Freunde erreicht, welche ihn mit Jubel empfingen. Zu seinem nicht geringen Schrecken und mit großer Ueberraschung erfuhr Korporal Howe aber auch nun sogleich, daß sein Freund, Colonel James Smith, in die Hände der Indianer gefallen sei und man nicht wisse, was aus ihm geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Entfernung zwischen Fort Cumberland und Fort Du-Quesne betrug ungefähr 130 Meilen. Schon gegen Ende Mai 1755 wurden von General Braddock 500 Mann als Vortrab vorangeschickt, um den Weg zu ebnen und Vorräthe in Fort Necessity anzusammeln. Das Gros der Heeresabtheilung wurde aber erst am 10. Juni marschfertig. Dieser Verzug gab den Franzosen Zeit, ihre indianischen Verstärkungen und Verbündeten zu sammeln und sich auf den Empfang der Engländer tüchtig vorzubereiten. Washington war ungeduldig und wagte Mitte Juni

Braddock den Rath zu geben, er solle einen Theil der Streitkräfte mit der Artillerie in leichter Marschordnung voraussenden, den Rest aber langsamer vorrücken lassen. Der General willigte ein und rückte am 19. Juni mit 1200 Mann unter Peter Halket vor. Mit dem Befehl über die Provinzial-Milizen, welche die Vorhut bildeten, war Washington betraut. Diese waren erpicht darauf, an den Feind zu rücken, wurden aber durch die regulären Truppen aufgehalten, und so kam der 8. Juli heran, ehe die Vorhut des Korps die Gabelung der Flüsse Monongahela und Alleghany erreichte, wo sie noch ungefähr 12 Meilen von Fort Duquesne entfernt war und sich nun mit den von Korporal Howe an Stelle des Kapitän Smith geführten und andern Abtheilungen Miliztruppen und Indianern vereinigte. Ueber den gefangen genommenen Colonel hatte man nichts weiter in Erfahrung zu bringen vermocht. — — —

Es war bereits Nacht geworden; trübes Regengewölk überzog den größten Theil des Himmels und nur hie und da ließ sich ein vereinzelter Stern blicken. Die hellen Flammen des Lagerfeuers, um welches sich die Delawaren unter ihrem Häuptling Buck-on-ge-he-las mit ihrem einzigen Gefangenen, Colonel Smith, nach der Flucht vor den Milizen gesammelt und gelagert, flackerten lustig in die Höhe und warfen ein grelles Licht auf die im Kreise herumgelagerten Gruppen der rothen Krieger. Der Colonel saß finster schweigend auf einem Platze am Lagerfeuer des Häuptlings. Mit Frohlocken hatten die Wilden den Trupp begrüßt, welcher den Gefangenen, der in einen gelegten Hinterhalt gerathen und so in die Hände der Rothhäute gefallen war, einbrachten. Wußten sie doch, daß sie den Führer der Expedition eingefangen hatten. Nachdem sie sich wieder gesammelt, ihre Todten aufgelesen — um sie nach ihrem heimathlichen Dorfe zu senden — ging es nun in raschem Zuge durch die Wälder in nördlicher Richtung weiter, bis sie an dem Abend desselben Tages den Lagerplatz erreichten und die Nacht hier zuzubringen beabsichtigen.

Colonel Smith brauchte nicht viel nachzusinnen, um zu errathen, was mit ihm geschehen würde. In den Mienen seiner Wächter las er nur zu deutlich, daß ihm ein grausamer Tod bevorstand. Er nahm sich vor, lieber bei einem Fluchtversuch sich niederschießen zu lassen, als den Feuertod zu erleiden. Doch wie sollte er seine Flucht bewerkstelligen? Während der Nacht band man ihm einen Streifen rohgegerbter Hirschhaut um den Leib, die beiden Enden des Streifens wurden je eines am Gürtel eines Indianers festgeknüpft, so daß der Colonel sich im Schlafe nicht

umwenden konnte, ohne einen seiner Wächter zu zerren. Sobald er sich regte, erwachten diese, gaben ihm einen Rippenstoß und verwiesen ihn zur Ruhe. Als er an jenem Abend — dem ersten, den er in der Gefangenschaft der Indianer zubrachte — sein ihm hingeworfenes Abendessen, ein wenig gerösteten Mais mit kaltem Hirschfleisch, zu sich genommen, hüllte er sich in seine wollene Decke, die man ihm glücklicherweise noch gelassen, lehnte sich an einen Baumstumpfen und war bald in einen tiefen Schlaf gesunken.

Seit die Indianer sich wieder mehr nordwärts gewandt, waren sie im Gefühle größerer Sicherheit, als welches das rastlose Umherspähen und die unermüdliche Wachsamkeit gewährte, auch wegen einer nahenden Gefahr weniger besorgt und glaubten sich ohne Bedenken der nöthigen Ruhe hingeben zu dürfen. Kaum daß sie die nöthigen Wachtposten ausgestellt, welche nun eben auch in sorgloser Sicherheit sich mehr der Ruhe hingaben, als sie hätten thun sollen. Die Aufregung des Kampfes, ihre schnelle Flucht, der anstrengende Marsch und die große Hitze des Tages hatten selbst die so ausdauernde Indianernatur in einen Zustand der Erschlaffung versetzt, und so befanden sich selbst die Wächter in einem fast schlafsüchtigen Zustand, als etwas nach Mitternacht das ganze Lager auf's Aeußerste überrascht wurde und in eine nicht geringe Aufregung gerieth.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht erweckte plötzlich ein donnerndes „Whoop und Halloh!" die Schläfer. Rasch sprangen sie empor, sahen sich indeß bereits von einem Kreise bewaffneter Männer umzingelt, deren Bajonette ihnen entgegenstarrten. Zwar griffen die Rothhäute schnell nach ihren Waffen, erhoben dieselben auch zum Kampfe, ließen sie aber sofort wieder sinken, als sie bei dem Scheine des noch schwach glimmenden Lagerfeuers die wettergebräunten Gesichter und die Uniformen regulärer französischer Soldaten erblickten. Der Führer der Expedition, ein tüchtiger, derber französischer Offizier, schien sich an dem Schrecken der Erwachenden höchlich zu erfreuen.

„Who there? Who there?" („Wer da? Wer da?") rief er in bester Laune, als er den allgemeinen Schrecken sah und in die etwas überraschten und langen Gesichter der Rothhäute blickte.

„Bei euch scheinen die Skalps billig zu sein — wenn wir Cherokesen wären, könnten wir mit Tagesanbruch eine ganze Ladung rother Kopfhäute an den General Braddock abliefern; — nein, eine solche Sorglosigkeit geht mir doch selbst fast über die französische Gemüthlichkeit. Meint ihr, es sei zwischen hier und den Felsengebirgen keine Rothhaut oder kein Rothrock mehr am

Leben, daß ihr so sicher und ruhig schlafen könnt und nicht einmal eine ordentliche Wache ausgestellt habt?"

Es bedurfte natürlich nur des Austausches weniger Worte zwischen dem Führer der Expedition und dem Häuptling, um sich gegenseitig schnell zu verständigen.

Der Offizier kam von Fort Du Quesne und brachte die Ordre, daß die Delawaren sich in südöstlicher Richtung wenden und mit dem Befehlshaber eines Streifcorps, De Beaujeu, welcher mit etwa 300 Franzosen und Canadiern und 400 Indianern von Contrecuoer aus dem Fort ausgesandt worden war, um die Engländer anzugreifen, sich vereinigen sollten. Den Rothhäuten schien dieser Befehl keineswegs sehr zu behagen und etliche unter ihnen konnten ihr schlecht verhehltes Mißvergnügen, ja selbst eine Art stillen Ingrimm, fast kaum verbergen. Nur Colonel J. Smith schien diesen Aerger nicht zu theilen. Er wußte, daß die Braddock'sche Armee den Rothhäuten einen warmen Empfang bereiten würde. Dann fühlte er sein Herz auch um vieles erleichtert, als er bald darauf erfuhr, daß die kleine militärische Abtheilung im Begriff stand, nach Fort Du Quesne zurückzukehren und ihn dorthin als Gefangenen mitzunehmen. Kam er doch dadurch aus den Händen der Rothhäute und entging ihren Martern und Todesqualen. Im Fort durfte er wenigstens eine seinem militärischen Range angemessene Behandlung als Gefangener erwarten, und so war ihm denn die Nachricht, daß er sich zum sofortigen Aufbruch zu rüsten und den französischen Offizier zu begleiten habe, unter so bewandten Umständen eine recht erfreuliche.

Schon nach einer halben Stunde befand er sich denn auch als Gefangener der Franzosen auf dem Marsche nach dem Fort, während die Rothhäute sich anschickten, mit Tagesanbruch nach dem nördlichen Ufer des Monongahela ihren Marsch anzutreten.

— — — — — — — — — — — — —

Die Engländer passirten am Morgen des 9. Juli den Monongahela mittelst einer Furth und marschirten an seinem südlichen Ufer vor und zwar in geschlossenen Reihen. Washington erkannte mit raschem Blick das Gefährliche dieser Lage und erlaubte sich, Braddock darauf aufmerksam zu machen und ihm zu rathen, er möge die Marschkolonnen auflösen und Plänklerketten bilden und in den Wäldern die indianische Kampfweise anwenden, ward aber vom General mit der barschen Antwort abgefertigt: „Wie? ein Miliz-Oberst will einen britischen General lehren, wie er sich schlagen soll?" Das Korps marschirte weiter, setzte

wieder auf das nördliche Ufer des Monongahela über und zog in vermeintlicher Sicherheit bis etwa gegen Mittag dieses heißen Julitages hin, als es plötzlich von vorn und in der Flanke angegriffen und mit einem Hagel von Kugeln und Pfeilen überschüttet wurde. Die Engländer waren in einen Hinterhalt gerathen, vor welchem Washington den General vergebens gewarnt hatte.

Das französische Streifkorps schlug sich tapfer und De Beaujeu blieb in dem ersten mörderischen Zusammenstoß der feindlichen Parteien. Die Plötzlichkeit des Angriffs und das furchtbare Kriegsgeschrei der mit den Franzosen verbündeten Indianer, welches die englischen Soldaten nie zuvor gehört hatten, erschreckten diese so, daß sie den Kopf verloren und in Verwirrung geriethen. Nur die geschickten Manöver der Provinzial-Milizen unter Washington, welche nach indianischer Art fochten, rettete das ganze Korps vor förmlicher Vernichtung oder Gefangenschaft. Die britischen Offiziere benahmen sich wacker und thaten ihr Möglichstes, um ihre Leute zu ermuthigen, so lange es noch anging, allein die Regulären wurden bald unlenksam. Als Braddock die Gefahr erkannte, eilte er in die vordersten Reihen des Gefechts, um seine weichenden Truppen zu sammeln und ihnen durch sein eigenes Beispiel Muth einzuflößen. — Das Gefecht währte über zwei Stunden, während deren von den 86 englischen Offizieren 63 (worunter auch Peter Halket) und die Hälfte der Mannschaft getödtet oder verwundet und alle Adjutanten Braddock's dienstuntüchtig gemacht wurden. Washington allein blieb unversehrt. Braddock selbst wurden fünf Pferde unter dem Leibe erschossen oder schwer verwundet, und endlich traf ihn selber eine Kugel und warf ihn tödtlich verwundet nieder. Die Provinzial-Milizen behaupteten ihre Stellung so mannhaft, daß sie beinahe alle getödtet wurden und von drei Kompagnien Virginier nur noch 30 Mann am Leben blieben.

„Das feige Benehmen dieser sogenannten Regulären", schrieb Washington von Cumberland aus an seine Mutter, „setzte alle Diejenigen, welche ihre Schuldigkeit zu thun geneigt waren, einem gewissen Tode aus, und endlich liefen sie — allen gegentheiligen Bemühungen der Offiziere zum Trotz — wie Schafe vor den Hunden davon und ließen sich durchaus nicht mehr sammeln und zum Stehen bringen."

Als Washington sah, daß der Tag verloren war, Braddock sterbend vom Schlachtfelde hinweggetragen wurde und die britischen Regulären um ihr Leben liefen, sammelte er die Provinzial-

Milizen und deckte tapfer den Rückzug. Auf diesem stieß dann zu den Flüchtigen auch noch die kleine Schaar, welche Korporal Howe führte und die auf Befehl Braddock's am Morgen des Schlachttages einen Streifzug gegen etliche heranziehende feindliche Indianerhorden unternommen, siegreich zurückkehrte und nur noch an der schmachvollen Flucht nach Cumberland Theil nehmen konnte; an der Schlacht selbst waren die tapferen Männer nicht betheiligt gewesen.

Die Franzosen und Indianer folgten den Fliehenden nicht. Oberst Dunbar, in der Nachhut, nahm am 12. Juli das zersprengte Corps auf und marschirte zuerst nach Fort Cumberland, welches verlassen wurde, und von da nach Philadelphia. Die Briten hatten ihre Geschütze und ihre Todten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, und Braddock, welcher drei Tage nach dem Gefecht gestorben war, wurde im Walde, mehr als 50 englische Meilen von Cumberland entfernt, am Abend des 15. Juli bei Fackelschein beerdigt. Daß Washington unversehrt aus diesem Gefecht entkam, war wirklich wunderbar. Er kehrte mit seinen südlichen Milizen nach Virginien zurück und die meisten Nord-Carolinier der Smith'schen Expedition erreichten ihre Heimath erst Ende August in dem Bewußtsein, daß sie zwar wenig ausgerichtet, ihre Pflicht gegen ihr Vaterland aber doch erfüllt hatten. Barbara, die Gattin des Colonel Smith, war fast trostlos, als sie ihren Gatten nicht unter den glücklich in ihre Heimath Zurückgekehrten vorfand und von seinen Kameraden seine Gefangennahme durch die Indianer erfuhr. —

So endete die zweite Expedition des Feldzuges von 1755.

* * *

Fort Du Quesne, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, war eine ziemlich starke Feste, unterschied sich aber durch nichts von den übrigen Plätzen dieser Art in damaliger Zeit, als durch seine von der Natur durch den Zusammenfluß oben genannter Ströme geschaffene Lage. Es waren vier lange Baracken, welche Fort Du Quesne bildeten; drei derselben unterschieden sich durch nichts von den gewöhnlichen Blockhäusern der Ansiedler des Westens und auch die vierte, deren Giebelspitzen ein mächtiger hoher Flaggenstock überragte, hätte trotz ihrer in hellgrünen Rahmen glänzenden Glasfenster und einer schmalen Veranda, welche auf einem halben Dutzend mit der Axt gezimmerten Säulen ruhte, nicht den Eindruck gemacht, daß sie der Wohnsitz des Kommandanten sei. Das Ganze umschloß eine

Palissadenreihe, mit etlichen Kanonen auf aufgeworfenen Wällen im Innern derselben aufgepflanzt, welche Tod und Verderben vom Hügel herabzuschleudern bereitstanden. Ein tiefer Graben lief rund um die Festung, und hatte man die zweite Umwallung durch eine Pforte überschritten, so befand man sich auf dem Gipfel des Berges inmitten der Gebäude, welche Fort Du Quesne bildeten. —

In diesem Fort hatte Colonel Smith als Gefangener der Franzosen sein Unterkommen gefunden. Er durfte sich innerhalb der Umwallungen der Festung frei bewegen und hatte nichts weiter zu thun, als sich zu langweilen und die Zeit todtzuschlagen und hinzubringen, so gut oder so schlecht er es eben vermochte. Die Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, war eine seinem militärischen Range angemessene und anständige — und doch dauerte ihm die Zeit fast zu lang, ehe Braddock heranrückte und ihm durch Eroberung des Forts die Freiheit brachte.

Schon ein paar Tage nachdem er in das Fort gebracht worden war, besuchte ihn einer der Delawaren, welche ihn gefangen genommen und welcher sich im Fort als Verwundeter aufhielt. Da der Indianer etwas englisch sprach, fragte ihn Smith, ob er nichts Neues über die Braddock'sche Armee wüßte. Der Indianer antwortete, daß die rothen Krieger den General jeden Tag ärgerten, und versuchte mit einem Stock durch Zeichen, die er auf dem Erdboden machte, dem Colonel begreiflich zu machen, daß des Generals Armee in geschlossenen Kolonnen heranmarschire und daß die Indianer ihn umzingeln, sich hinter Bäumen und Sträuchern verstecken und seine Krieger niederschießen würden, wie man eine Heerde Tauben oder Gänse, die in großer Menge daherflögen, niederschießen könne.

Bald nach der gehabten Unterredung mit dem Delawaren, am Morgen des 9. Juli 1755, bemerkte der Colonel eine ungewöhnliche Unruhe und Aufregung im Fort. Er verließ das ihm in einer der Baracken angewiesene Quartier und begab sich durch die Pforte, welche sich dicht bei dem Walle des Forts befand, bestieg den Wall und stand nun auf demselben, von wo aus er sehen konnte, daß die Indianer in einem fast wilden Durcheinander vor der Pforte sich Pulverfässer, Kugeln, Gewehre u. s. w. aneigneten und jeder von ihnen nahm, was ihm für seinen Zweck am passendsten erschien. Dann sah er weiter, wie sich die Rothhäute, nachdem sie sich mit diesen Dingen versehen, in Reihe und Glied aufstellten. Dasselbe thaten auch die französischen Soldaten mit den Canadiern. Nachdem dann jeder Haufen seine besondere

Position eingenommen und alle zusammengerechnet etwa 400 Mann ausmachten, rückten sie aus dem Fort, und Colonel Smith verwunderte sich nicht wenig, daß dieser kleine, fast wilde Haufen den Versuch machen wollte, Braddock entgegenzutreten, ihn zu umzingeln und seine kriegsgeübte Armee zu schlagen oder gar zu vernichten. Er mußte unwillkürlich still vor sich hin lächeln über diesen kühnen Gedanken und gab sich nun, da er die Gegner Braddock's kannte, um so mehr der Hoffnung hin, diese undisciplinirten Truppen schnell genug als Flüchtlinge wiederkehren zu sehen, verfolgt von den Soldaten der Braddock'schen Armee, die dann das Fort einnehmen und ihm die gewünschte Freiheit bringen würden. Er wartete nun mit fast ängstlicher Spannung auf die Ereignisse, die dieser Tag bringen sollte, und am Nachmittag vernahm er wieder einen großen Lärm und Aufregung im Fort, und obgleich er zu der Zeit kein Wort französisch verstand, hörte er doch alsbald heraus, daß es ein Triumph- und Freudengeschrei war und ihn nun fürchten ließ, bald eine Nachricht zu vernehmen, die man eine böse Neuigkeit nannte.

Er hatte wahrgenommen, daß einige Soldaten aus dem alten Vaterlande holländisch sprachen, und da er diese Sprache verstand, ging er zu einem von diesen alten Kriegern und fragte ihn, was es denn Neues gebe? Dieser theilte ihm mit, daß vor einigen Augenblicken ein Läufer im Fort erschienen sei, der die Nachricht gebracht, daß Braddock mit seiner Armee unzweifelhaft verloren sei und der völligen Vernichtung nun nicht mehr entrinnen könne. Die Indianer und Franzosen hätten ihn umzingelt, säßen versteckt hinter Bäumen, in Gräben und Vertiefungen und unterhielten ein so unausgesetzt mörderisches Feuer auf die Englischen, daß man dieselben in Haufen fallen sähe, und wenn sie nicht eilig nach dem Flusse entflöhen, welcher ihnen noch die einzige Rettung böte, dann würde von ihnen nicht ein Mann — noch ehe die Sonne untergegangen sei — mit dem Leben davonkommen.

Eine längere Zeit nach dieser eingegangenen Nachricht hörte der Colonel eine Anzahl „Scalp hallows!" und sah dann eine Kompagnie Indianer und Franzosen in das Fort marschiren. Sie trugen eine große Menge noch bluttriefender Skalps, Grenadiermützen, englische Flaschenfutterale, Bajonette und andere Dinge bei sich. Sie brachten die Nachricht, daß Braddock mit seiner Armee gänzlich vernichtet sei. Nach ihnen zog eine andere Kompagnie in das Fort, welche ungefähr 100 Mann stark war und hauptsächlich aus Indianern bestand, und es schien dem

Colonel, als ob jeder einzelne Mann der ganzen Kompagnie einen oder mehrere Skalps mit sich führte. Gleich darauf erschien eine dritte Kompagnie mit einer Anzahl Wagenpferde und auch einer großen Menge Skalps. Alle diese Truppen und die, welche schon im Fort waren oder noch heranmarschirten, unterhielten ein fortwährendes Schießen aus ihren Gewehren; dazu donnerten die Kanonen auf den Wällen und das Siegesgeschrei der Indianer und Weißen erscholl in so anhaltender und ohrenbetäubender Weise aus allen Ecken des Forts, daß Colonel Smith meinte, die höllischen Geister wären zu Tausenden aus ihrem unterirdischen Reiche losgebunden worden.

Ungefähr um Sonnenuntergang kam noch eine kleine Partie Indianer in das Fort, welche etwa ein Dutzend Gefangene einbrachten. Den armen, nackend ausgezogenen Schlachtopfern waren die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und ihre Gesichter, wie auch ein Theil ihres Körpers schwarz bemalt. Diese armen Menschen wurden nun von den Rothhäuten auf dem jenseitigen Ufer des Alleghanie so lange am Feuer geröstet und gebraten, bis sie zu Tode gemartert waren. Der Colonel stand auf dem Wall des Forts und sah der grausamen Procedur von Anfang bis zu Ende zu. Die Indianer hatten ihre Opfer dicht an einen Pfahl gebunden und verbrannten ihre nackten Leiber mit Feuerbränden, rothglühenden Eisen u. s. w., während die Gemarterten in so kläglicher und jammervoller Weise schrieen, daß ihr herzzerreißendes Geschrei einen Stein hätte erweichen können, die Indianer aber dazu jauchzten und ein Jubelgeschrei erhoben, als ob sie eine Heerde höllischer Teufel wären.

Diese Scene mitanzusehen war für den Colonel so schmerzlich, daß er aufs tiefste bekümmert, sich abwandte und traurigen Herzens sein Quartier aufsuchte. In seinem Logie angekommen nahm er ein Gebetbuch zur Hand, das ihm ein Franzose, der es auf dem Schlachtfelde aufgelesen, zum Geschenk gemacht hatte. Er dankte Gott recht von Herzen, daß er ihn gnädiglich vor einem so furchtbaren und qualvollen Feuertode bewahrt. —

Nach den eingehendsten und sichersten Erkundigungen, welche er über die Ereignisse des Tages hatte einziehen können, erfuhr er, daß nur sieben Indianer und vier Franzosen in dieser Schlacht gefallen, und fünfhundert Briten todt auf dem Schlachtfelde lagen, ohne die, welche noch auf ihrer Flucht durch den Fluß umgekommen und ihren Tod im Wasser gefunden hatten. Am Morgen nach der Schlacht sah er denn auch, wie die Geschütze der Braddockschen Armee in das Fort gebracht wurden und im Laufe des Tages

kamen eine Menge Indianer in den Kleidern der britischen Offiziere, mit Schärpen, Halbmonds, Treßhüten u. s. w. angethan, welche die Briten auf ihrer eiligen Flucht verloren, und die Indianer den Todten und Gefallenen abgenommen hatten. — —

Die Folgen dieser verlornen Schlacht waren, daß nun die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Indianer einen überwiegenden Einfluß am Ohio erlangten und den Operationen der Engländer ernstlich von den Alleghanies für die nächsten zwei bis drei Jahre einen Zaum anlegten und denselben Halt geboten.

* * *

An dem Morgen, der jener Nacht folgte, in welcher wir die beiden Späher, Christopher Gist und Croghan verließen, hatte sich ein frischer Wind aus Nordosten erhoben und trieb das feuchte, regenschwere Gewölk vor sich her. Der herrliche Urwald, welcher die Ufer des Alleghany umsäumte, erschien in seiner ganzen Pracht vor den Augen des Beschauers. Jedes Blatt schien besäet mit blitzenden Diamanten, und goldene Thautropfen schimmerten auf den Bäumen und auf dem Moose, das die Uferränder und Klippen wie ein Sammetteppich bedeckte. Leise floß der herrliche Fluß unter dem Blättergewölbe dahin, sanft die bis auf seine Fläche herabhängenden Pflanzengewände schaukelnd, und belebt von Schaaren wilden Geflügels, das sich auf dem Wasser herumtummelte.

Das Canoe mit seinen beiden Insassen glitt noch immer den Strom leise abwärts. Da die Männer unausgesetzt vorwärts strebten, hatten sie es verschmäht, ein Versteck aufzusuchen, und sich während des Tages darin zu verbergen.

Während der Fahrt veränderte sich aber allmählich die Landschaft. Der Wald wurde weniger dicht, unregelmäßige, zerklüftete Wände, nur wenig mit Gesträuch und Baumwuchs bedeckt, traten zu beiden Seiten der Flußufer hervor. Die höher steigende Sonne wurde heißer, brennender, der Wind stiller, und gegen Mittag begann der Feuerball heißen Brand niederzusenden. Die beiden Späher wurden genöthigt, die Ruder zu gebrauchen — freilich eine etwas unbequeme Arbeit bei der sengenden Sonnenhitze — aber sie ruderten tapfer, und um die Mitte des Tages waren sie Fort du Quesne schon bedeutend näher gerückt.

Sie standen im Begriff, den Fluß zu verlassen, um das Fort zu umgehen und dann ihre Fahrt jenseits desselben, nachdem sie den Ohio überschritten, auf dem Monongahela wieder aufzunehmen. Zu diesem Behufe mußten sie das allerdings leichte Canoe

mit sich nehmen, und es die ganze Strecke, die sie zurückzulegen hatten, auf ihren Schultern tragen. Sie bogen eben um eine Landspitze, wo sie anlegen und die beabsichtigte Fußwanderung, am rechten Ufer des Flusses hinab antreten wollten, als sie einen Schuß fallen hörten und bald darauf der Knall eines Feuergewehrs noch einmal und zum dritten Male an ihr Ohr drang.

„Das sind Schüsse aus Flinten, die im Besitze von Rothhäuten sind", sagte Gist, „die rothe Kunst ist noch zu ungeschickt, die Waffe ordentlich abzudrücken, laßt uns schnell an das linke Ufer anlegen."

Rasch und leicht glitt nun das Canoe über den Fluß. Ein dichtes Gebüsch am Ufer nahm es schnell in seinem Schatten und Verstecke auf, und hier ruhete es nun noch auf dem Wasser still und unbeweglich. Das Gebüsch befand sich vor einer steilen Felswand und verbarg die Männer den Blicken jedes stromaufwärts kommenden Feindes. Hier waren sie nun vorläufig wieder geborgen und beschlossen den Verlauf der Dinge dort drüben am jenseitigen Ufer abzuwarten. Kaum war das Canoe in das Versteck gelangt, als wiederum ein Schuß ganz nahe vom gegenüberliegenden Ufer her die beiden Männer zum schleunigen Aussteigen bewog. Das Fahrzeug lag nun in den überhängenden Sträuchern so gut versteckt, daß es eines scharfen Auges bedurft hätte, um es in seiner Verborgenheit zu entdecken. Die Flinte im Arm ging Gist nun vorsichtig am Ufer einige Schritte entlang, um zu erforschen, ob Freund oder Feind in der Nähe sei; aber schon nach etlichen Minuten kehrte er leise und behutsam in das Versteck zurück.

„Bald wären wir dem Wolf in den Rachen gelaufen", flüsterte er seinem Gefährten zu.

„Wie so? Ist der Feind so nahe?"

„Etwa fünfzig Schritte von hier steht dort drüben am jenseitigen Ufer ein bewaffneter Haufen von Indianern; weiter hinaus, den Fluß abwärts, noch einer, und diesseits auf dem Bergrücken, von welchem unsere Felswand den Vordergrund bildet, noch einmal zwei Haufen. Es mögen im Ganzen auf beiden Ufern wohl an die 120 Rothhäute sein. Wir sind also mitten in ihr Nest hineingerathen; wenn meine Augen mich nicht täuschen, sind es Shawnees. Möchte wohl wissen, was sie hier eigentlich treiben und was sie vorhaben?"

In demselben Augenblick knallten wieder einige Schüsse, denen gleich darauf ein wildes Geschrei folgte, das sich echoartig längs dem Flußufer hin nach dem Fort fortzupflanzen schien.

„Offenbar ist der ganze Theil des Flusses von hier bis zum Fort hin mit Rothhäuten besetzt, und es wundert mich nur, daß die rothen Schelme uns nicht schon auf unserer Fahrt entdeckten, noch ehe wir uns hier verbergen konnten“, sagte Gist zu seinem Gefährten.

„Wäre es nicht gerathener, den Tag über in unserem Verstecke zu bleiben, als unsern Marsch mitten durch die Feinde hindurch anzutreten?“ fragte Croghan.

„Selbstverständlich müssen wir jetzt wieder einmal so lange Gefangene bleiben, bis sich die rothen Schlingel verlaufen haben. Das kann immerhin etliche Tage dauern. Mir scheint, sie wittern schon die Nähe der Braddockschen Armee, und bewachen die Mündung des Flusses, um jede Annäherung eines etwaigen Feindes an das Fort zu verhindern. Kommt es zum Kampf, dann werden sie sich wohl weiter flußabwärts nach der andern Seite des Forts ziehen, und früher dürfen wir keinenfalls unser Versteck verlassen. Würden die beiden Haufen auf dem diesseitigen Ufer sich nach drüben begeben, dann würde auch unser Weg, vorausgesetzt, daß nicht noch andere Haufen weiter unten stehen, wenigstens bis an den Ohio frei“, erwiderte Gist.

„Vor der Hand bleibt uns also keine andere Wahl, als zu bleiben, wo wir sind. Hätte Turkey-leg uns nicht noch ganz zuletzt, ehe wir unser Versteck verließen, einen Rehbock in's Lager gebracht, wir müßten wahrhaftig bei diesem ewigen Versteckspielen Hunger leiden; jetzt wird uns aber das Fleisch, mit Salz und Pfeffer gegessen, noch einige Tage munden müssen; mit Brot und geräuchertem Fleisch sind wir noch nothdürftig versehen. Freilich wäre mir ein frischer Rehbraten schon lieber, aber wir dürfen unter so bewandten Umständen es nicht wagen, Feuer anzuzünden oder gar ein Wild zu erlegen“, sagte Croghan.

„Wir essen was wir haben und schicken uns in's Unvermeidliche, das ist das Gescheiteste, was wir thun können. Sollte die Schlacht bald geschlagen werden, und Braddock das Fort genommen haben, dann sind wir ja so wie so geborgen, kommen zu unseren Freunden und essen unsern Rehbraten; — vielleicht hat Commandant Contrecouer auch noch einige Fässer französischen Wein im Fort — da giebts dann ein Glas auf seine Gesundheit zu leeren, — also nur Geduld, lange kann unsere Gefangenschaft hier nicht dauern.“

Der Tag verging und eine herrliche Sommernacht hatte ihre kühlen Schatten über das Flußthal gebreitet. Unsere Flüchtlinge ruheten abwechselnd und hielten abwechselnd die Wache. Am

nächsten Morgen suchte Gist die Umgegend zu durchforschen. Was er entdeckte, beruhigte ihn einigermaßen. Die Indianer hatten sich weiter flußabwärts gezogen. Die Männer beschlossen nun, zunächst dem Laufe des Flusses eine Strecke aufwärts zu folgen, um wo möglich aus dem Bereiche der Indianer gänzlich zu entweichen, dann die Richtung nach Westen einzuschlagen, das Fort in einem großen Bogen zu umgehen, und dann etwa 5—6 Meilen unterhalb desselben an den Monongahela zu gelangen.

Es war der Abend des 8ten Juli 1755, als sie mit eintretender Dunkelheit ihr Versteck verließen. Den Tag über hatten sie keine Rothhaut mehr gesehen und so hofften sie, ihren gefahrvollen Weg glücklich zurückzulegen und sicher an den Monongahela zu gelangen. Es war eine beschwerliche Reise und der Urwald mit seiner Dunkelheit, welcher mit kleinen Prärien, Moorgründen, dichtem und undurchdringlichem Gebüsch abwechselte, ließ ein schnelles Vordringen nicht zu. Sie kamen nur langsam vorwärts, da sie auch das Canoe und Alles, was sie sonst mit sich führten, selbst zu tragen hatten. Dennoch drangen sie muthig vorwärts und als der junge Tag anbrach, fanden sie sich schon eine bedeutende Strecke vom Flußufer entfernt und nach Nordwesten vorangekommen. Jetzt beschlossen sie, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen, zumal die Gegend, wohin sie gelangt waren, völlig einsam und menschenleer zu sein schien, sie also eine Gefahr, von einem Feinde entdeckt zu werden, nicht zu fürchten hatten. Gegen den Mittag hin hörten sie in östlicher Richtung von ihrem Lagerplatz, aber in ziemlich weiter Entfernung, plötzlich Schüsse fallen, denen dann das schnelle Knattern der Gewehre und hin und wieder Kanonendonner folgte. Sie horchten mit gespanntester Aufmerksamkeit und überzeugten sich bald, daß das, was sie hörten, das Getümmel einer stattfindenden Schlacht sei, welche um das Fort herum oder südlich von demselben wüthete. Schnell nahmen sie nun, nachdem sie sich durch Speise und Trank gestärkt, ihren Marsch wieder auf, gelangten glücklich an den Ohioriver, der hier in einem großen Bogen in nördlicher Richtung fließt, und setzten über den Strom an das jenseitige Ufer. Jetzt drangen sie in südlicher Richtung vorwärts, wandten sich dann direkt nach Westen und gelangten am Abend des 11. Juli todtmüde an den Monongahela, wo sie für die anbrechende Nacht ein Lager bezogen und am nächsten Morgen zu erforschen suchen wollten, wie die Schlacht geendet und ob die Engländer im Besitze des Forts seien oder nicht. Die fast unheimliche Stille, welche während der Nacht und je mehr sie sich dem Flusse genähert, geherrscht, er-

füllte sie mit banger Besorgniß. Sie mußten sich Gewißheit zu verschaffen suchen, denn wenn ihre Landsleute am 9. Juli, also vor zwei bis drei Tagen, das Fort eingenommen hatten, dann mußte zwischen den beiden Forts Du Quesne und Cumberland ein reger Verkehr stattfinden und die Truppen wenigstens noch auf dem Wege anzutreffen und durch einzelne Kolonnen derselben belebt sein. Das war aber keineswegs der Fall. Es herrschte im Gegentheil eine Todesstille um sie her, die sie mit bangen Ahnungen erfüllen mußte.

Unter fest verschlungenen Zweigen am Flußufer entdeckte der erfahrene Gist eine Vertiefung. Croghan eilte an seine Seite und nachdem sie das Gebüsch auseinander gezwängt, sahen sie zu ihrer großen Freude, daß die Vertiefung sich in die Felsenwand hinein erstreckte, sie also eine kleine Felsenhöhle entdeckt hatten.

Schnell wurde sie untersucht, indem sie einen dürren Zweig anzündeten und sie nach allen Seiten hin prüften, ob etwa Schlangen oder sonstiges Gewürm sich darin aufhielt. Aber nichts von alledem. Der Boden war hart und trocken und so beschlossen sie denn, hier zu übernachten. Zunächst beförderten sie das Canoe in die Höhle, bestreuten den Boden mit dürrem Gras und Laub, zündeten dann ein Feuer an, unterhielten dasselbe aber so, daß es nur den hintersten Theil der Höhle erleuchtete, während sie einen Felsblock vor die Oeffnung wälzten, der ihnen gerade zur Hand lag und welcher den Eingang beinahe verdeckte.

„Das ist ein prächtiges Versteck," bemerkte Croghan, „und sollten unsere Truppen von den Franzosen und Rothhäuten zurückgeschlagen worden sein, was mir immer wahrscheinlicher wird, dann sind wir hier vor ihren und unsern Feinden wenigstens geborgen."

„Ich halte es noch immer nicht für möglich, daß Braddock den Rückzug angetreten haben sollte, ohne das Fort einzunehmen und die Franzosen daraus zu vertreiben," entgegnete Gist seinem Kameraden, der eifrig bemüht war, ein frisches Stück Fleisch von einem Rehkalb am Feuer zu braten, „ich kann an eine Niederlage eines Braddock nicht glauben — und dennoch — diese unheimliche Stille gefällt mir nicht; es ist die Stille der Todten."

„Die nächsten Stunden werden uns darüber Aufklärung bringen," entgegnete Croghan, „warten wir den morgenden Tag ab und halten wir uns vorsichtig in unserm Versteck verborgen; denn so lange wir nicht wissen, was aus unserer Armee geworden ist, dürfen wir uns auch nicht aus der Höhle herauswagen."

„Und dann müssen wir auch sicher sein, daß keine feindlichen Rothhäute sich in der Nähe aufhalten, sonst büßen wir unser schönes Kopfhaar doch noch ein. Ich meine, wir bleiben morgen den Tag über und bis gegen Mitternacht hier in unserm Versteck und brechen erst um Mitternacht wieder auf. Doch vor Allem sorgt nun, Herr Croghan, daß wir unser Abendessen bekommen! Ich will euch dabei helfen," sagte Gist.

„Das wird gleich angerichtet sein. Der Braten ist gleich fertig; langt mir noch ein wenig Salz herüber," antwortete Croghan.

Mit allem Eifer ward jetzt zur Fertigstellung des Mahles geschritten, das dann, wenn auch sehr einfach, den beiden hungrigen Spähern doch trefflich mundete.

Wieder war eine herrliche Sommernacht hereingebrochen. Die Gestirne strahlten wie leuchtende Funken von dem tiefblauen, wolkenreinen Himmelsgewölbe. Die erhabene Stille, welche auf der schlummernden Erde ruhte, wurde durch nichts unterbrochen, als hin und wieder durch den langgezogenen traurigen Schrei einer Eule und den melancholischen Ruf des Whippoorwill. Ein leiser Wind strich über die schlafende Natur und bewegte unmerklich die Wipfel der Bäume und das Schilf an den Uferrändern. Die Luft war rein und klar und, um die Reize der Nachtlandschaft noch zu erhöhen, tauchte die Halbmondscheibe aus dem schwarzen Laubmeere des Urwaldes auf.

Vor der Höhle saß Croghan auf einem angeschwemmten Baumstamm; die geladene Flinte lag zu seinen Füßen. Er hielt die Wache, während sein Gefährte sich der Ruhe hingab. Plötzlich fuhr Croghan empor und horchte; er meinte ein Geräusch in der Nähe vernommen zu haben. Er hatte sich nicht getäuscht; herannahende Schritte mahnten ihn deshalb an eine wahrscheinliche Gefahr und eben wollte er sich in die Höhle schleichen, um seinen schlafenden Gefährten zu wecken, als er die Töne verschiedener Stimmen unterschied und zu seiner Freude vernahm, wie zwei Männer sich in englischer Sprache unterhielten und jetzt sogar den Namen Langlade aus ihrer Unterhaltung heraus gehört zu haben meinte. Gleich darauf traten die Herannahenden aus dem Bereiche des Schattens, kamen an das Flußufer und schritten direkt auf die Höhle zu. Sie kamen näher — Feinde konnten es unmöglich sein. Croghan musterte den Vordersten mit scharfen Blicken und wie groß war seine Ueberraschung und Freude, als er die vom hellen Mondlicht beleuchteten Gesichtszüge Langlade's, des Pelzhändlers, erkannte. Sein nächster Begleiter war ein

Indianer. Jetzt faßte Croghan auch diesen scharf ins Auge. „Ei, ei," flüsterte er, „Turkey-leg? Wie wäre es möglich? Und doch — er ist es — es ist der Pottawattamee!" Der rothe Freund war also auch wieder in der Nähe; ein Beweis, daß auch die Franzosen noch nicht von dannen gezogen waren; und der Dritte trug die Uniform eines Kapitäns der Milizen — doch wer war der dritte Krieger? Er erkannte ihn nicht, war aber dann mit einem Sprunge in der Höhle und weckte Gist, der sich fast erschrocken und aufs äußerste überrascht von seinem Lager erhob. Der gute Croghan beruhigte ihn jedoch alsbald durch die Mittheilung, daß sich zwei alte Freunde der Höhle näherten und freudig erregt eilte nun auch Gist aus seinem Versteck, wo er sich alsbald überzeugte, daß Croghan recht gesehen hatte. Turkey-leg, gefolgt von Pierre Langlade und Kapitän J. Smith (dem Gefangenen von Fort Du Quesne) welcher unserm Gist bereits persönlich bekannt war, schritten nun in gerader Richtung der Höhle zu. Unsere beiden Freunde waren selbstverständlich aufs angenehmste überrascht. Gist ging den Ankommenden ein paar Schritte entgegen und Croghan folgte ihm auf dem Fuße.

„Wie, Turkey-leg, du hier? Und auch Ihr, Herr Smith?" tönte der freudige Ruf Gists durch die stille Nacht.

„Und Ihr auch, Freund Langlade?" fragte Croghan, sich an diesen wendend. „Ihr kommt aus dem Urwalde Michigans, um Euere englischen Freunde aufzusuchen? Aber wie wußtet Ihr — —"

„Durch unsern unermüdlichen Späher Turkey-leg erfuhren wir, daß Ihr Euch hier verborgen hieltet," erwiderte dieser. „Er hatte Euer Lager entdeckt, noch ehe Ihr ahntet, daß ein menschliches Auge Euch gesehen. Und so sind wir denn gekommen, die alten Freunde wiederzusehen und Euch unsern Kapitän Smith zuzuführen, der mit Euch die Reise nach seiner Heimath antreten will."

„Turkey-leg, alter Freund!" sagte Gist, indem er die Rechte der Rothhaut ergriff und sie kräftig schüttelte, „du hast uns beiden einen Dienst erwiesen, den wir dir im Leben nie wiedervergelten können."

„Turkey-leg hat weiter nichts gethan, als seinen bleichen Freunden sein Wort gehalten—das thut aber jeder rothe Mann," erwiderte der Indianer einfach.

„Und Ihr, Kapitän Smith," wandte sich Gist jetzt an diesen, „wie in aller Welt kommt Ihr in die Gesellschaft dieser beiden Männer? Seht, Herr Croghan," wandte sich Gist jetzt wieder an

diesen, „hier habt Ihr einen alten lieben Freund von mir vor Euch, Kapitän Smith, den ich jenseits der Grenzen Virginiens wähnte und von dem ich mir nicht träumen ließ, ihn hier zu finden.“ Die Männer reichten einander die Hände und schüttelten sie kräftig und herzlich, während Kapitän Smith nun dem alten Hinterwäldler erzählte, wie er Nord-Carolina mit seinen Milizen verlassen, um sich mit der Braddock'schen Armee zu vereinigen, den Indianern aber in einem von ihnen gelegten Hinterhalt in die Hände gefallen sei, nach Fort Du Quesne als Gefangener transportirt, sich dort aufgehalten und auf seine Befreiung durch die Engländer gehofft habe, daß ihm aber statt seiner Freilassung die Nachricht von der völligen Niederlage der Braddock'schen Armee zugegangen und er die Hoffnung auf seine Entlassung aus der Gefangenschaft habe aufgeben müssen. Da sei Langlade in Begleitung Turkey-legs nach dem Fort gekommen, habe dem Kommandanten Contrecouer von St. Pierre Depeschen gebracht und ihn als Gefangenen im Fort getroffen. Langlade besitze aber ein dankbares Herz und habe es nicht vergessen, daß er auch ihn einst in Bethanien gastlich in sein Haus aufgenommen; er habe sich daher sogleich mit der Bitte an den Kommandanten gewandt, den Gefangenen, der sein Freund sei, frei zu geben. Der Kommandant habe, da Langlade der Sache der Franzosen schon viele wichtige Dienste geleistet, denn auch die Bitte des Bittstellers erfüllt und ihn frei gegeben. Zugleich habe Langlade durch Turkey-leg erfahren, daß seine beiden bleichen Freunde, nämlich „Ihr, Herr Gist, und Euer Gefährte, etwa fünf Meilen vom Fort in einer Höhle ein Lager bezogen hätten und da man nun annahm, Ihr wüßtet noch nicht, wie die Sachen mit Braddock ständen, so beschlossen wir, Euch hier aufzusuchen, und jetzt sind wir hier. Auch ich stehe im Begriff, nach meiner Heimath zurückzukehren und wenn Ihr gegen meine Begleitung nichts einzuwenden habt, so werde ich eine Zeit lang Euer Reisegefährte sein.“

„Unsere Armee ist nicht nur von den Franzosen und Indianern geschlagen, sondern auch beinahe, besonders die sogenannten Regulären, von ihnen aufgerieben worden. Braddock selbst soll tödtlich verwundet und die meisten seiner Offiziere gefallen sein. Nur die Milizen unter Oberst Washington haben in diesem verhängnißvollen Kampfe den Rückzug des Restes in ehrenvoller Weise zu decken gewußt, sonst wären wohl kaum ein paar Dutzend von den Kriegern entkommen. Der General hat in der unverantwortlichsten, leichtsinnigsten und hoffärtigsten Weise seine Armee in den Tod getrieben. England ist zurückgeworfen und

Frankreich hat mit seinen rothen Verbündeten das Feld behauptet. — Soviel über den heillos leichsinnig geführten Feldzug im Monat Juli 1755. Doch nun laßt uns in Euere Höhle treten; Herr Langlade ist willens, noch einige Augenblicke in unserer Mitte am Lagerfeuer zu verweilen, da können wir dann noch ein wenig miteinander plaudern." Man begab sich nun in das Innere der Höhle zurück.

Wir können uns leicht denken, mit welcher Freude die Freunde einander begrüßt hatten, sich nun beim hellen Lagerfeuer unterhielten und keineswegs den Eindruck machten, als säßen sie einander ebenso feindlich gegenüber, wie ihre Nationen, die sich untereinander bekämpften und erwürgten. Langlade war Franzose — Turkey leg gehörte dem rothen Volke an und die andern drei waren Engländer — oder nein, sie waren freie Kolonisten — Amerikaner!

Turkey-leg theilte seinen Freunden mit, daß der Weg den Monongahela hinab frei sei und sie ungefährdet die Fahrt fortsetzen könnten. Nach einer Stunde freundschaftlichen Beisammenseins verabschiedete sich Langlade und Turkey-leg von ihren Freunden und kehrten nach dem Fort zurück, während die Zurückbleibenden beschlossen, mit dem Grauen des nächsten Morgens die Fahrt flußabwärts fortzusetzen.

Ohne uns nun weiter auf eine Beschreibung der Reise unserer drei Freunde einzulassen, berichten wir nur kurz, daß sie Fort Cumberland glücklich erreichten. Von hier wandten sie sich nach Virginien, wo Gist und Croghan sich von Kapitän Smith trennten und dieser seine Reise nach der Heimath fortsetzte. — Im Monat September, etwa zwei Wochen später, als seine Kameraden, traf Kapitän Smith in seiner Heimath glücklich wieder ein, wo er, wie wir uns leicht vorstellen können, von Allen aufs freudigste begrüßt und willkommen geheißen wurde. Am fröhlichsten wurde aber das Wiedersehen zwischen ihm und seinem glücklichen Weibe Barbara gefeiert. Sie war nun wieder die Glücklichste unter den Glücklichen und pries und lobte den Herrn, der doch noch Alles zum guten Ende geführt. Hatte sie ja nun ihn wieder, den sie bereits als einen Todten betrauert und um dessen Verlust sie sich die Augen fast blind geweint. Um so seliger ruhte sie nun wieder in seinen Armen und an seinem Herzen.

„Mein James, mein James!" jubelte sie, Gott sei Dank, daß ich dich noch einmal gesund wieder habe! Nun darfst du mich nie, nie wieder verlassen!"

„Nie, meine Barbe — so Gott will, geschieht es nicht wieder — denn dieser ganze heillose Krieg ist nichts, als ein nutzloses Blutvergießen — ein Mord zum Schutze der elendesten Habsucht und ein Kampf, der den freien Mann, den Kolonisten, nur tiefer und fester in die Bande der Knechtschaft und Tyrannei seiner Bedrücker führt! —

* * *

Im Dorfe der Ottawas, O-da-nuh, herrschte tiefe Trauer. Die Krieger waren heimgekehrt, ohne eine Schlacht gegen die Rothröcke geschlagen zu haben, und hatten doch viele Todte und dazu die Leiche ihres alten, von Allen geachteten und geliebten Häuptlings mit heimgebracht. Die aufgehende Sonne hatte an jenem Morgen, als die Krieger des Stammes in das heimathliche Dorf eingezogen waren, nur Jammer und Wehklagen, Weinen und Heulen über die Bewohner von O-da-nuh gebracht. In vielen Hütten befand sich ein Todter, welcher nach Verlauf von zwölf Stunden von den Seinigen und unter Theilnahme des ganzen Dorfes begraben wurde. Am meisten aber war die Hütte des alten Häuptlings mit Trauer angefüllt. Odahmin, die liebliche und treue Tochter desselben, trauerte in unsäglichem Schmerz um den Verlust des geliebten Vaters, und selbst die Mutter Pontiacs war so tief erschüttert und von Gram um den Verlust des alten treuen Freundes erfüllt, daß fast kein Trost von Seiten ihres Sohnes sie aufzurichten vermochte! Inzwischen mußten aber doch die Vorbereitungen zur Leichenfeier des alten tapfern Häuptlings, der in so schnöder Weise von einem Todfeinde der Ottawas ermordet worden, von Pontiac in Gemeinschaft mit den Freunden und Stammesältesten in stiller Weise getroffen werden. Das Begräbniß des Häuptlings sollte erst — und zwar ausnahmsweise und in Rücksicht auf die andern Todten, die begraben werden mußten — nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden stattfinden. Zwölf Stunden später als die andern Krieger sollte das bisherige Haupt des Stammes zur letzten Ruhe gebettet werden. Da man keine Särge bei den Rothhäuten kannte, so wurde die Leiche in ihre besten Kleider gehüllt, dann in schöne wollene Decken gewickelt, um welche eine Hirschhaut lief, und hinaus nach dem Begräbnißplatz gefördert, wo ein ungefähr drei Fuß tiefes Grab für den Häuptling bereits gegraben war.

Zur Stunde des Begräbnisses des alten Sachem waren alle Wohnungen verlassen. Alles, was Leben hatte, war nach dem Begräbnißplatze in der Nähe des Dorfes gezogen, wo jetzt der

ganze Stamm in tiefem feierlichem Stillschweigen versammelt war und jedes Auge sich auf die Mitte des Kreises richtete. Sechs Unterhäuptlinge hatten die Leiche hierher getragen und die jungen Ottawamädchen streuten von Zeit zu Zeit süß duftende Kräuter und Waldblumen auf eine Tragbahre von wohlriechenden Zweigen bereitet. Auf der Bahre lagen unter einem Leichentuch von indianischen Gewändern die irdischen Ueberreste der geliebten Leiche des theuren Häuptlings des Stammes. Zu den Häupten derselben saß auf der Erde Odahmin mit der Mutter Pontiacs. Ihre Häupter beugten sich beinahe zur Erde nieder in schmerzlicher Unterwerfung in die Schickung Manitoos, des großen Geistes. Zu beiden Seiten der Leiche lagen die von dem Häuptling gebrauchten Waffen und Werkzeuge, als: Bogen und Pfeile, Tomahawk und Flinte, Pfeife und Tabak, Messer und Moccasinpfriem, Feuerstein und Stahl, Medizinbeutel, Kessel und Trinkgeschirr und andere Artikel, welche er mitzunehmen pflegte, wenn er eine lange Reise antrat. Außerdem war die Leiche mit den glänzendsten Zierrathen angethan und sah aus, als wenn sie noch lebte; aber sein erloschenes Auge widersprach der stolzen Absicht eines so eitlen Schmuckes. Gerade vor dem Todten saß Pontiac und schaute unverwandt und kummervoll auf das kalte, leblose Antlitz seines theuren Verwandten. Langlade, der sich auch zu dem Begräbniß seines alten rothen Freundes von Fort Sandusky (wo er sich gerade aufhielt, als ihn die Kunde vom Tode des alten Häuptlings erreichte) eingefunden, stand dicht daneben, während der älteste Unterhäuptling des Stammes, von den übrigen Aeltesten und Unterhäuptlingen umgeben, einen etwas erhöhten Sitz einnahm, von wo er die stumme von Gram bewegte Versammlung übersehen konnte. In dem innern Rande des Kreises sah man einen französischen Offizier. Außerhalb stand sein Pferd angebunden. Wie es schien, war seine Absicht, den Frieden zwischen den Ottawas und Miamis wieder herzustellen und sie vielleicht doch noch geneigt zu machen, an dem Kampfe gegen die Engländer Theil zu nehmen, wenn auch nach einer andern Seite hin. Aber diese Absicht war durch das wilde Ungestüm der Miamis, die sich zu nichts mehr verstehen wollten, vereitelt worden, und er mußte sich nun begnügen, ein schweigsamer Zeuge der traurigen Früchte eines alten Streites zu sein, den Niemand mehr verhindern konnte.

Der Tag nahte sich dem Ende und noch immer verharrte die Menge in dem athemlosen Schweigen, welches seit dem Nachmittage unter ihnen geherrscht. Endlich erhob sich der Sprecher

des Stammes, ein alter indianischer Greis, welcher zu Häupten der Leiche saß, streckte seinen Arm aus und begann seine Rede. Zunächst richtete er ein Gebet an Manitoo, den großen Geist, für die abgeschiedene Seele des Todten, zählte dann die guten Eigenschaften des Häuptlings der Reihe nach auf, flehte um den Segen für dessen Geist, daß er denselben gut empfangen und ihm in den ewigen Jagdgründen viel Wildpret, Jagdlust, Spiel und Scherz bescheren möge, und ermahnte dann den Geist, nun auch gänzlich von ihm fern zu bleiben.

Nach einer alten indianischen Lehre hatte der Mensch d r e i Seelen: eine g u t e, die nach dem Tode in ein warmes, eine b ö s e, die in ein kaltes Land geht und eine d r i t t e, die beim Körper bleibt. Von der letzten glauben sie, daß sie einen Theil des bei der Leichenfeier gebrachten Opfers annimmt, besonders den Theil desselben, der durch Feuer verbrannt wird. Sie hungert und dürstet also.

Zum Schluß der Rede wandte sich der Sprecher an die Versammlung. Er sprach nun in hohlen Tönen, und hatte offenbar seine Stimme verändert, folgendes:

„Männer und Krieger der Ottawas, Manitoo's Gesicht ist hinter einer Wolke! Sein Auge ist von euch gewendet; seine Ohren sind taub; seine Zunge giebt keine Antwort. Ihr seht ihn nicht, und doch sind seine Strafgerichte vor euern Augen. Mögen eure Herzen offen sein und eure Geister ohne Falschheit und Lüge!"

Als der alte greise Redner geendet, begann ein leiser Gesang. Es waren die Stimmen von zwölf Ottawamädchen, welche in der bilderreichen Sprache ihres Volkes abwechselnd die Verdienste des alten ermordeten Häuptlings und dessen Tugenden besangen und dann in ähnlicher Weise der vereinsamten Tochter Odahmin (Erdbeere) gedachten, die nun den Verlust des Vaters in der öden Häuptlingswohnung beweinen müsse. — Endlich trat der Senior des Stammes, ein tapferer und durch seine Waffenthaten berühmter Krieger, hervor, erhob sich von seinem etwas erhöhten Sitz und hielt dann dem todten Ottawahäuptling eine eigentliche Todtenklagerede; ihm folgten der Reihe nach noch andere Stammesälteste oder Unterhäuptlinge, die ebenfalls dem Dahingeschiedenen ihre Lobpreisungen darbrachten. Dann trat wieder lautlose Stille ein.

Jetzt vernahm man einen leisen zitternden Ton, kaum laut genug, ihn zu vernehmen, und man wußte nicht, woher er kam. Es war der Trauergesang des Kindes um den ihm entrissenen

Vater. Odahmin, die Tochter des Häuptlings, beklagte den Tod des geliebten Geschiedenen. Das Klagelied wurde ein wenig lauter, dann allmählig wieder abnehmend und schwächer, zitternder und verhallte zuletzt wie ein Sterbeseufzer, den ein leiser Windhauch von dannen geführt.

Auf einen Wink des Greises am Kopfende des Verstorbenen hoben nun die Stammesältesten die Tragbahre mit der Leiche empor und trugen sie langsam nach der für dieselbe bereiteten Gruft. Jetzt stimmten die Träger den Klagegesang zum Lobe und Preise des Gestorbenen an, und der alte Sprecher flüsterte leise der schwergeprüften Tochter zu:

„Tochter des geliebten Vaters, sie tragen das Letzte des Geschiedenen nach der Gruft — komm, folge ihnen!"

Odahmin und Nokomis folgten dem Zuge — wohl äußerlich gefaßt, aber mit dem tiefsten Ausdruck des innigsten Schmerzes auf dem Antlitz. An dem Platze angekommen, wo der dunkle Schatten hoher Fichtenbäume nur ein trübes Dämmerlicht zuließ, setzten die Träger die Tragbahre nieder, betteten die Leiche mit der Bahre zwischen aufrecht in die Gruft gestellten, aneinander gereihten Stücken Baumrinde, mit den Füßen nach Sonnenaufgang, bedeckten auch das Grab mit Birkenrinde und setzten nun Speise und Trank — das Todtenopfer — auf's Grab (freilich ein willkommenes Gericht für die kleinen Raubthiere). Da die Seele, die beim Körper bleibt, auch f r i e r t, so brachte man Felle herbei, und da sie im Dunkeln ist, stellte man auch dem Todten ein Licht zu Häupten. — Odahmin und Nokomis trauerten alles Schmuckes bar, rauften sich das Haar, um den Geist des Abgeschiedenen zu versöhnen, damit er keine Tücke übe.

Pontiac erhob, seinen Schmerz, wohl mehr noch seinen Groll gegen den Mörder seines väterlichen Freundes bezwingend, das ernste Antlitz, das er bisher in sein Gewand verhüllt hatte, schaute mit festem Auge um sich und sprach zum ersten Male laut:

„Warum trauern die Krieger der Ottawas? Warum weint die Tochter des Häuptlings so maßlos und rauft sich das Haar? Weil ein Großer, ja, der Größte unter uns gefallen durch die Tücke eines Meuchelmörders? Oder weil der tapfere Häuptling der tapfern Ottawas nach den glücklichen Jagdgründen gegangen ist? Ist e r nicht mit E h r e n hinübergegangen in die herrlichen Jagdgefilde des großen Geistes? War er nicht ein Vater seines Volkes — treu — gut — tapfer und stets besorgt für seine Brüder bis an seinen Tod? War er nicht ein zärtlicher Vater gegen seine Tochter, ein treuer Gatte seines ihm in die Jagd-

gründe Manitoo's vorangegangenen Weibes? Wird sie ihn dort nicht freundlich willkommen heißen? — Was weinst du, Odahmin, Tochter des Tapfersten unter den Tapfern, und raufst dir das Haar? Weißt du nicht, daß Manitoo ihn abgerufen und ihn und seine Squaw, deine Mutter, die dich herzte und liebte, in seinen ewigen Jagdgründen wieder vereinigt hat? Er bedurfte eines Kriegers, eines Jägers, eines Häuptlings, und nun hat er ihn gerufen, nun weilt er in den lieblichen Jagdgründen Manitoo's — ist das ein Grund zu maßloser Trauer? — Nein, nicht um ihn trauern wir also, wohl aber zürnen wir dem, der ihm gewaltsam das Leben nahm — und darum: mein ist das Erbe — mein die Vergeltung — mein die Rache für den Getödteten — mein auch die Vergeltung für das Geschlecht, dem ich entsprossen, das aber nun dahingegangen und vernichtet ist, wie die Bäume der Wälder auf den Lichtungen der Blaßgesichter vernichtet und verschwunden sind. Mein Geschlecht ist nun mit ihm gänzlich verschwunden — meine Familie ist dahin. Ich allein bin der einzige Krieger, der noch übrig geblieben — aber ich werde die Todten rächen an den Lebendigen!" —

So sprach Pontiac, während rings um ihn her ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte.

Da erhob sich noch einmal der Senior des Stammes: „Laßt es genug sein, meine Brüder", sagte er, „das Angesicht Manitoo's weilt noch hinter einer dunklen Wolke; sein Zorn gegen unser Volk ist noch nicht verraucht. Die Blaßgesichter reißen Alles an sich, was dem rothen Manne gehört — aber die Zeit des rothen Volkes ist noch nicht wieder da — seid stille, fastet und ehrt das Andenken des Todten. Es ist Nacht geworden im Lager der Ottawa's — goldig brach mir einst der junge Tag an, aber meine Lebenssonne scheint schon zu lange! O daß ich den Tag noch erleben mußte, wo mein Häuptling, mein Freund und Bruder durch die meuchlerische Hand eines Frevlers fallen mußte! Komm, Manitoo, auch ich bin bereit!" — — —

Der Schmerz um den Dahingeschiedenen knüpfte das Freundschaftsband zwischen den drei Familiengliedern des Häuptlings nur noch fester und wir werden hören, welche Bahn sie fortan mit einander gingen.

— — — — — — — — — — — — —

Odahmin, die einzige Tochter des getödteten Häuptlings, war des Alten Stolz und Freude gewesen, und war und blieb der Liebling und die Zierde des Stammes auch nach seinem Tode.

Um ihre Liebe hatten schon vor des Vaters Tode die edelsten, tapfersten und schönsten Jünglinge geworben, und doch schien ihr Herz dem Gefühle verschlossen, das sie den Herzen einflößte. Sie war ein wirklich schönes Mädchen von etwa 17 Jahren. Auch das Auge eines Europäers mußte diese Gestalt in ihrem herrlichen Bau und Ebenmaß schön finden. Ja, diese schönen Formen, diese Zartheit der Haut und diese reizende Fülle in ihrer ganzen Erscheinung. Dazu das herrliche Feuerauge und der zartgeformte, kleine Mund mit den lieblichen kleinen Zähnen: dies Alles war an dem rothen Naturkinde bewundernswürdig. Mit allem Zauber der Unschuld und der Natur trat sie dem Vater immer, wenn er heimkehrte, freundlich entgegen — aber oft ruhete ihr Blick dann auch mit schwermüthigem Ausdruck auf ihm und sie blickte dann wohl mit rührendem, sanftem Mitleid forschend in seine Augen. Ihre Liebe hatte nur einen Mittelpunkt — den alten Vater — da frühe schon die Mutter gestorben war. Oft hatte ihr der Vater schon zu verstehen gegeben, daß Shada, sein Günstling, sie gerne habe, und er einer Verbindung mit ihm nicht entgegen sein werde — aber umsonst. Sie mied Shada, wie sie die Jünglinge des Stammes überhaupt mied. Das süße Gefühl der Liebe war ihr fremd geblieben bis zu dem Augenblicke, wo Pontiac zum ersten Male in ihre Hütte trat. Da erst fühlte sie es erwachen in der Brust, als in dem jungen kräftigen Indianer das vollendete Bild männlicher Schönheit, Tapferkeit und bewunderswürdigen Anstandes vor ihr stand. Diesem Gefühle gab sie sich fortan mit natürlicher Unbefangenheit hin. Sie behandelte ihn mit wohlwollender Aufmerksamkeit, emsiger Thätigkeit und immerwährender Freundlichkeit. Ihr Auge ruhete mit Innigkeit auf dem jungen Manne, zu dem sich ihr Herz so schnell hinneigte. Aber sie wußte ihre Neigung auch sehr wohl zu verbergen.

Da trat das schreckliche Ereigniß ein, daß man den Vater als Leiche von dem unternommenen Kriegszuge ins heimathliche Dorf zurückbrachte. In Trauer um ihn verzehrte sich das liebliche Mädchen nun fast selbst. Sie kannte fortan nur einen Schmerz und ein Gefühl, den Schmerz um den unersetzlichen Verlust des Vaters, und das Gefühl, seinen Tod an dem Mörder zu rächen.

So war ein Jahr seit jenem Begräbnißtage hingegangen. Der Mond hatte sich zum dreizehnten Male erneuert, als Shada, der inzwischen zum Range eines Unterhäuptlings emporgestiegen war, in Abwesenheit Pontiacs vor Odahmin in ihre Hütte trat.

„Odahmin, die liebliche Erdbeere, trauert einsam!“ sprach er

ernst. „Sie bedarf des schützenden Stammes, um den sie ihre Arme schlingt. Shada's Wigwam ist leer. Siehe, Odahmin, Shada hat gesucht unter den Töchtern des Stammes, aber nur die Feueraugen der lieblichen Erdbeere sind ihm in's Herz gedrungen. Will die Tochter meines verstorbenen Freundes und Häuptlings den Wigwam des Unterhäuptlings theilen?"

Odahmin hatte die Augen gesenkt. Doch nicht die Röthe jungfräulicher Scham war es, die ihr bei der Werbung Shada's die Wangen röthete, sondern ein anderer Gedanke war ihr blitzschnell durch den Sinn gefahren, der Gedanke, den Tod des Vaters durch den Werber um ihre Hand rächen zu lassen. Als sie jetzt ihr Antlitz wieder hob, schoß aus ihren Blicken eine düstere Gluth dem vor ihr Stehenden entgegen.

„Odahmin will sich die Werbung Shada's überlegen", sprach sie mit tiefer, leiser, vibrirender Stimme, „doch nur um einen Preis darfst du dieselbe noch einmal wiederholen, und hast dich dann in meine Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, willig zu fügen."

„Möge Odahmin diesen Preis nennen", entgegnete Shada kurz. In seinen Augen hatte es bei den Worten des Mädchens blitzschnell aufgeleuchtet, doch nicht das leiseste Zittern seiner Stimme, kein Zucken seiner Mienen verrieth die freudige hoffnungsvolle Erregung, die ihn erfüllte und erfreute. Es wäre eines so tapferen Kriegers unwürdig gewesen, seine Gefühle zu verrathen.

„Du willst den Preis wissen, Shada, ist das dein Ernst?" fragte Odahmin und ihre Blicke ruheten fest auf denen des Indianers. „Du kennst ihn. Es ist der Skalp des Häuptlings der Miamis, Le Gris, der meinen Vater meuchlings erschlug."

Hier zuckte Shada doch zusammen, trotz der Herrschaft, die er über sich besaß.

Odahmin begehrte den Skalp dessen, der als der blutdürstigste, schlaueste, tapferste, ja, unerschrockenste Häuptling unter den Stämmen des ganzen Nordwestens bekannt war. Es war daher erklärlich, daß Shada bei dieser Forderung zusammenzuckte. Doch nur einen Augenblick, dann hatte er seine Ruhe wiedergewonnen und seinen Entschluß gefaßt.

„Shada wird thun, was Odahmin verlangt", sprach er ruhig. „Ehe die Sonne der Nacht sich erneuert, wird der Skalp des Häuptlings der Miamis zu den Füßen Odahmins liegen."

„Shada hat es gesagt, Shada wird sein Wort halten!" rief die Indianerin rasch mit leuchtenden Blicken. Sie war jetzt sicher, daß der junge Krieger sein Versprechen zu erfüllen suchen würde,

Shada neigte ernst sein Haupt.

„Shada wird seinen Füßen Eile gebieten, damit sein Antlitz bald wieder den Wigwams seines Volkes zugekehrt sei", sprach er mit Nachdruck. „Sei Odahmin dann bereit, die Werbung Shada's zum zweiten Male anzuhören, und — —"

„Nur der Sieger wird der Häuptlingstochter als Werber willkommen sein", unterbrach ihn die Indianerin, indem sie die Worte „Sieger" und „Werber" besonders betonte.

Schon halb zum Gehen gewendet, zauderte Shada noch; es schien, als ob er noch etwas sagen wollte, aber zögerte, es auszusprechen.

„Shada wird dich jetzt verlassen", sprach er dann. „Möge Odahmin auch bedenken, daß sie sich als meine künftige Squaw von ihrer Würde gegen andere junge Krieger nichts vergebe."

Ueberrascht und mit zürnendem Auge blickte Odahmin auf den Sprechenden.

„Hörte Shada je unwürdige Worte über Odahmins Lippen fließen, oder sah er ihre Hände Dinge thun, deren sie sich zu schämen hätte?"

Nicht deine Lippen und deine Hände — aber deine Augen blickten oft zu freundlich auf einen jungen Krieger, der doch nur als Fremdling in unserem Stamme weilt."

„Du meinst Pontiac, meinen Verwandten, den geborenen Häuptling der Huronen, wie, Shada?" fiel ihm die Indianerin in's Wort, und eine kleine Falte hatte sich über ihre Stirn gelegt. „Wie magst du Eifersucht hegen gegen ihn, der doch zu meiner Familie gehört, und jetzt die Stütze meines Hauses ist, und von dem Odahmin nicht einmal weiß, ob er sie zum Weibe begehrt. Weißt du denn nicht, daß die Krieger des Ottawastammes auf ihn große Hoffnungen für die Zukunft setzen, und ihn wahrscheinlich zum Häuptling des Stammes wählen werden?"

„Eben deshalb", nickte Shada düster, und verließ dann eilig die Hütte. — —

An demselben Tage schon brach Shada mit zehn Kriegern, welche er heimlich für seinen Plan gewonnen, unter dem Vorwande, mit ihnen einen Jagdzug zu unternehmen, zu dem gefährlichen Abenteuer auf. Auf dem Porgageriver, indem er dem Laufe des Flusses stromaufwärts folgte, dann durch den dichten Urwald drang, schlug der kleine Trupp seine Richtung nach dem großen Miamiriver ein, an dessen Ufern das Miamidorf des Häuptlings Le Gris lag.

Shada hatte seinen Plan schon fertig. Mit Gewalt — das wußte er zur Genüge — vermochte er gegen den schlauen und gewaltigen Häuptling nichts auszurichten. Nur List konnte daher zum Ziele führen. Aus diesem Grunde hatte er zehn tapfere Krieger für das gewagte Unternehmen zu gewinnen gewußt. Er beabsichtigte einen heimlichen Ueberfall. Nachts wollte er in das Wigwam des Häuptlings dringen und ihm den Skalp nehmen.

Es war ein hinterlistiger, tückischer Ueberfall, den er im Begriff war, auszuführen, doch nach der Anschauung des rothen Kriegers, bei dessen Kampfesart die List eine ebenso große Rolle spielt, wie die Tapferkeit, hatte ein solcher nächtlicher Ueberfall nichts Ehrenrühriges. Zudem übte er nur das Recht der Wiedervergeltung. Uebrigens war sich Shada vollkommen bewußt, daß seine That, gleichviel ob sie gelang oder nicht, einen neuen blutigen Krieg zwischen den Ottawas und den Miamis herbeiführen mußte. Dies zu vermeiden, war er auf den Gedanken gekommen, verkleidet, d. h. unter Ablegung aller äußeren Merkmale, die ihn als Stammesmitglied der Ottawas verrathen konnten, zur Ausführung seines Planes zu schreiten. Er hoffte, daß man ihn in der Dunkelheit nicht erkennen würde, und was die Verfolgung betraf, so würde er schon eine List finden, um die Gegner über seine Fährten zu täuschen. Nach einer sechstägigen Wanderung näherten sich die Ottawas dem Miamidorfe. Hier ließ Shada zwei seiner Krieger zurück, um Wache zu halten, und setzte mit den übrigen den Weg nach dem Indianerdorfe fort.

Er wählte mit Vorsicht seinen Weg den Fluß hinab watend, wo er nicht zu fürchten brauchte, Spuren zurückzulassen, die sonst unmöglich zu verbergen gewesen wären. So gelang es ihm, unbemerkt das sehr ausgedehnte Dorf zu erreichen. Es war schon Abend, als dies geschah. Es glückte Shada, einen Miamikrieger, der als Wächter ausgestellt war, hinterlistig zu überfallen und niederzuschlagen.

Mit dem Kopfschmuck und den Kleidern desselben wagte er sich dann im Schutze der Dunkelheit in das friedliche Dorf, um Kundschaft zu holen. In der Mitte desselben stand die Hütte des Häuptlings auf einem kleinen freien Platz zwischen den übrigen Wigwams des Dorfes. Der Häuptling mußte sich in derselben aufhalten, da er bis jetzt Niemand gesehen, und die Krieger sich der Mehrzahl nach in ihre Wigwams bereits zurückgezogen hatten. Neben der Hütte des Häuptlings, aber auf dem freien Platz, sah

er plötzlich eine Anzahl von 10—12 Miamis, welche um ein nur noch schwach glimmendes Feuer saßen.

Etwas bestürzt wollte er sich schnell zurückziehen, als er gewahrte, daß einer der Krieger sich umwandte und ihn bemerkte. Nun war an ein Zurückziehen und Verbergen nicht mehr zu denken. Rasch entschlossen ging er vorwärts, doch so, daß er außerhalb des Feuerscheins im Dunklen blieb. Etliche Krieger blickten sich zwar nach ihm um, entdeckten aber die Täuschung nicht und ließen ihn ohne das geringste Mißtrauen, da sie ihn für einen der Ihrigen hielten, hinter die Hütte gelangen, wo er sich, tief Athem schöpfend, sofort in deren Schatten und im hohen Grase niederließ.

Dicht auf den Erdboden gedrückt, lag er nun hier, ohne von Jemanden gesehen zu werden, und konnte doch Alles genau beobachten, was auf dem Platze geschah. Mit großer Geduld harrte er auf die Entfernung der Krieger, denn bevor diese nicht erfolgt war, konnte er die Rückkehr zu den Seinen nicht antreten und die Ausführung seines tollkühnen Anschlages nicht wohl geschehen.

Zwei Stunden vergingen, ohne daß die Miamis Miene machten, ihre Plätze am Feuer zu verlassen. Shada regte sich nicht; wie ein lebloser Körper lag er da, nur seine Blicke glitten rastlos von einem Gegenstand zum andern und doch glitt dann und wann ein merkliches Zucken von Ungeduld über seine scharfen Züge. Plötzlich that sich der Vorhang vor der Hütte des Häuptlings auseinander, im nächsten Augenblick wurde er zurückgeschlagen und ein Indianer trat heraus. Es war der Häuptling der Miamis, Le Gris.

Nur zu gut kannte Shada diesen ebensowohl wegen seiner Tapferkeit wie wegen seines Blutdurstes, seiner List und Verwegenheit gefürchteten Gegner. Er sah ihn zu den um das Feuer sitzenden Kriegern sprechen, verstand aber seine Worte nicht. Gleich darauf zog sich der Häuptling wieder in seine Hütte zurück. Langsam begannen sich nun die Wächter am Feuer einer nach dem andern zu entfernen und nur zwei blieben an demselben zurück, welche auch, wie es schien, nicht willens waren, ihren nächtlichen Wachtposten überhaupt zu verlassen. Dies war aber Shada keineswegs nach dem Sinne, da er wieder an ihnen vorüber mußte, wenn er zu den Seinen zurück gelangen wollte. Und dennoch gelang ihm der Rückzug. Dicht an die Erde gepreßt, kam er zwar nur langsam, aber von den Wächtern unbemerkt, da er einer Schlange gleich vorwärts kroch, an den Kriegern glücklich vorüber. Als er den gefährlichsten Punkt seiner Passage hinter

sich hatte, erhob er sich schnell und hatte nun bald die Seinen, die am Rande des Dorfes bereits mit Besorgniß auf die Rückkehr Shadas gewartet hatten, wieder erreicht.

Ohne Säumen führte er nun seine acht Krieger auf dem von ihm als sicher erkundeten Pfade nach dem Platze, wo Le Gris's Wigwam stand. Die beiden Wächter befanden sich noch immer vor demselben und schienen auch nicht daran zu denken, ihren Posten verlassen zu wollen. Man mußte also versuchen, sie unschädlich zu machen. Aber in welcher Weise?

Shaba beschl[illegible] diese kühne und überaus schwierige Aufgabe allein aus[illegible] Seine Krieger sollten ihm nur im Nothfalle beispringen [illegible] ihm unterstützen. Er mußte sich hierbei ganz allein auf seine Gewandtheit und List verlassen.

Mit unermüdlicher Geduld wartete er auf den günstigen Moment, wo er sein Vorhaben auszuführen im Stande sein werde. Endlich war dieser Augenblick gekommen. Die beiden Wächter trennten sich und stellten sich zu beiden Seiten der Häuptlingshütte auf, doch so, daß sie einander sehen konnten, sobald sie ihre Plätze durch ein paar Schritte nach einer Seite hin wechselten. Jetzt schlich sich Shaba mit dem Kopfputz des vorhin erschlagenen Miami zu dem Feuer hinüber.

Er hatte es zunächst auf den zur rechten Seite des Wigwams Stehenden abgesehen, weil dieser ihm der nächste war. Mit angehaltenem Athem schlich er näher und näher. Er hoffte, daß er von hinten unbemerkt herankommen und ihn dann niederstoßen könnte, ohne daß derselbe imstande wäre, durch einen Laut seinen Gefährten zu warnen.

Bald genug sah er sich aber darin getäuscht, denn noch befand er sich über sechs bis sieben Schritte von dem Miami, als dieser sich plötzlich halb nach ihm umwandte und mit unwilligem Ausdruck fragte:

„Was treibt Kenabeck, (Schlange) daß er seine Pflicht als Wächter vergißt und wie ein Feind in heimlicher Weise das Dorf durchschleicht? Weißt du nicht, Schlange, daß der Stamm das Verlassen des Wachtpostens schwer bestraft?“

Shaba begriff schnell, daß die Entdeckung nun einmal geschehen sei und daß jeder Versuch, sich hinweg zu schleichen, seine Lage nur verschlimmern würde. Ebenso schnell hatte er aber auch durchschaut, daß der Miami, durch seinen Kopfputz getäuscht, ihn für den getödteten Wächter hielt. Und dieses Mißverständniß mußte er sofort auszunützen suchen.

„Kenabeck kennt seine Pflicht und erfüllt sie," antwortete er halblaut in gereiztem Tone, doch mit verstellter Stimme. „Kenabeck's Augen sind nicht blind, wie die seiner Brüder, welche nicht sehen können, obgleich ihre Augen offen sind. Haben meine rothen Brüder die frischen Fährten der fremden Krieger, die bis in die Nähe unserer Wigwams führen, schon entdeckt?" fragte er kühn.

„Whoop!" fuhr der Miami betroffen auf und schritt schnell heran und damit hatte er auch seinen Kameraden aufmerksam gemacht, so daß auch dieser raschen Schrittes herbeieilte.

Shada klopfte nun doch das Herz ein wenig, als er sich jetzt zwei Feinden so unmittelbar gegenüber sah; denn die folgende Sekunde schon mußte unvermeidlich die Entdeckung bringen. — Und sie brachte sie. Noch ehe die beiden Wächter das Feuer verließen, hatten sie demselben neue Nahrung zugeführt und einen Haufen Reisigholz auf die glimmenden Kohlen geworfen. In demselben Augenblick, als die drei sich gegenüber standen, blies ein frischer Windstoß in die Kohlen, diese entzündeten das Reisig, daß das Feuer in hellen Flammen aufwärts loderte, und da Shada unglücklicher- oder unbedachtsamerweise sein Antlitz dem Feuer zugekehrt stand, ein Umstand, der ihm bei aller Schlauheit doch entgangen war, so fiel das volle Licht auf seine Gesichtszüge und enthüllte den beabsichtigten Betrug. Zwar erblickten die Miamis dicht vor sich hin auch die von dem Ottawa im Sande zurückgelassenen Spuren seiner Moccassins, aber zugleich war auch von ihnen der Betrug entdeckt und ein „Whoop!" entfuhr Beider Lippen fast gleichzeitig. In demselben Augenblick hatte auch der zuletzt hinzugekommene Miami mit der Rechten blitzschnell sein Skalpiermesser ergriffen und mit der Linken Shada an der Kehle gepackt. Der Angriff war so plötzlich erfolgt, daß Shada in dem für ihn so verhängnißvollen Augenblick an keinen Widerstand hatte denken, ja nicht einmal einen Laut hatte ausstoßen können, überhaupt seine verzweifelte Situation erst begriff, als der Angreifer ihn mit starken Armen rücklings zu Boden geworfen und nun mit dem ganzen Gewichte seines Körpers auf seiner Brust kniete, während seine Finger mit eiserner Kraft seine Kehle fest zusammen gepreßt hielten, so daß er auch nicht durch das leiseste Stöhnen seine Helfer, die etwa nur fünfzig Schritte entfernt waren, hätte zur Hilfe herbeirufen können. Statt dessen stieß der zweite Wächter einen gellenden Schrei aus, das Signal, welches den schlafenden Miamis die Gefahr verkündete und die ruhenden Krieger des Dorfes augenblicklich alarmirte. In der

antwortete er
mme. „Kena-
, welche nicht
Haben meine
ieger, die bis
ft?" fragte er

schritt schnell
ufmerksam ge-
te.
als er sich jetzt
die folgende
g bringen. —
as Feuer ver-
hrt und einen
eworfen. In
standen, blies
en das Reisig,
erte, und da
n Antlitz dem
er Schlauheit
eine Gesichts-
war erblickten
twa im Sande
zugleich war
oop!" entfuhr
genblick hatte
Rechten blitz-
Linken Shada
erfolgt, daß
lick an keinen
ut hatte aus-
n erst begriff,
zu Boden ge-
s Körpers auf
er Kraft seine
ch nicht durch
nfzig Schritte
Statt dessen
, das Signal,
ndete und die
irte. In der



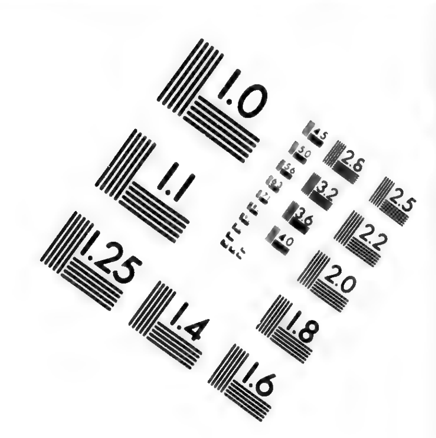
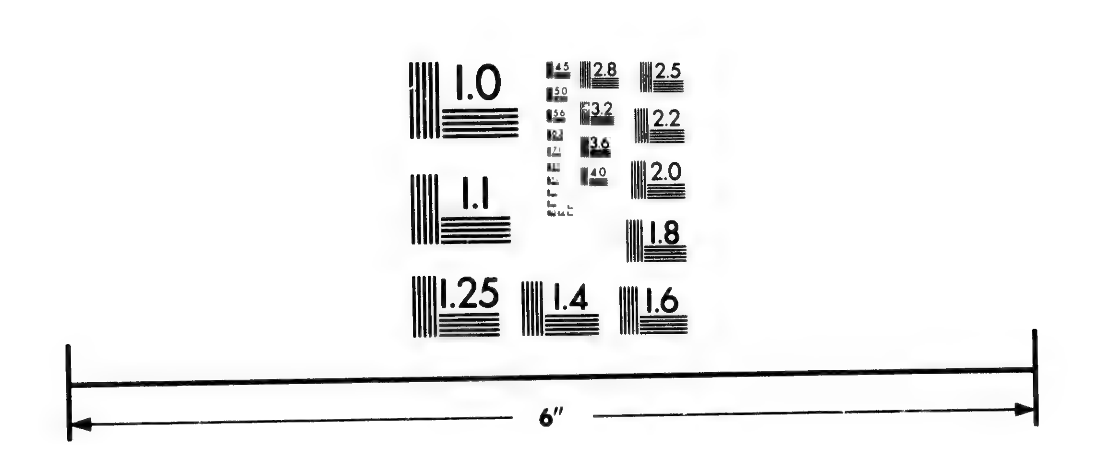


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





näch
führ
und
ans
führ
blick

wild
künd
wuß
und
Vor
was
ein
den
den
Und
sich
an
Die
nich
ver
Ta
Tr
kau
der
Mi
fan
To
abe
wa
Da
ihr
ihr
Si
zu
fol

sa
O
flo
Ih

nächsten Sekunde machte denn auch ein rascher und schnell ausgeführter Messerstich den Ottawakrieger, Shada, gänzlich stumm und die mit wuchtigem Stoß geführte Mordwaffe saß ihm bis ans Heft in der Brust. Der mit grausamer Geschicklichkeit geführte Stahl hatte das Herz Shadas durchbohrt und seinen augenblicklichen Tod herbeigeführt.

In demselben Moment erhob sich rund herum im Dorfe wilder Lärm und das drohende Kriegsgeschrei der Miamis verkündete den Kriegern Shadas die Wirklichkeit der Gefahr. Sie wußten, daß ihr Führer in die Hände der Miamis gefallen war und wandten sich zu eiliger Flucht. Aber schon war es zu spät. Von allen Seiten stürzten die Miamis heran, schlossen die Ottawas ein und schlossen den Kreis um sie her immer enger. An ein Entrinnen war jetzt nicht mehr zu denken und so mußten sie den Versuch machen, sich durchzuschlagen. Sie stürzten den Feinden entgegen und fanden sich von allen Seiten eingeschlossen. — Und nun entstand ein Handgemenge der fürchterlichsten Art, da sich die Ottawas zu einem Knäuel vereinigt hatten und fest Rücken an Rücken standen. Aber die Miamis waren in der Uebermacht. Die Ottawas suchten sich immer weiter zurückzuziehen, da sie aber nicht entweichen, den Kreis der Feinde auch nicht zu durchbrechen vermochten, erkannten sie schnell genug, daß keiner von ihnen den Tatzen des Löwen, welcher tödtete, was er traf, entrinnen könne. Trotzdem versuchten sie ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen und fochten so lange und mit solcher Erbitterung, bis auch der letzte von ihnen niedergestreckt und todt am Boden lag. Die Miamis durften sich keineswegs rühmen, auch nur einen Gefangenen gemacht zu haben, und zehn der Ihrigen deckten als Todte das Schlachtfeld. Das war freilich ein theuerer Sieg, aber der schlau angelegte Plan des Ueberfalles auf den Häuptling war mißglückt und nur die zwei in größerer Entfernung vom Dorfe zurückgelassenen Krieger der Ottawas erreichten glücklich ihr heimathliches Dorf und brachten die Kunde von dem Tode ihrer neun Brüder in die Wigwams ihrer Stammesangehörigen. Sie waren schnell entflohen und hatten schon eine gute Strecke zurückgelegt, ehe die Miamis ihre Fährte entdeckt und die Verfolgung hatten aufnehmen können.

Der Tod dieser neun Ottawas wurde dann später die Ursache zu einem blutigen Kriege zwischen den Miamis und den Ottawas. Lange tobte der Kampf und das Blut der Tapfersten floß auf beiden Seiten, aber die Miamis waren die mächtigeren. Ihre Uebermacht entschied den Kampf und zwang die Ottawas

zu einem demüthigen Frieden. Der Kampf brachte aber auch die Frucht, daß endlich das Kriegsbeil zwischen den beiden Stämmen auf Jahre hinaus begraben und ein Bündniß abgeschlossen wurde. Der von Odahmin begehrte Skalp des Häuptlings Le Gris wurde ihr zwar nicht von Shada, der seinen Tod dabei gefunden, aber doch in viel späterer Zeit von Pontiac gebracht, als er bereits zum Oberhäuptling der unter seiner Leitung stehenden verbündeten Stämme des Nordwestens emporgestiegen und ihr Gatte geworden war.

* * *

Die vereinigten Indianerstämme des Nordwestens, welche sich mit den Franzosen gegen die Engländer verbunden hatten, versagten durch den bei Kittening eingetretenen Kriegsfall zwischen den Ottawas und Miamis ihren Beistand gerade zu einer Zeit, wo er den Franzosen am willkommensten gewesen wäre. Wie gerne hätte der französische Oberbefehlshaber die Stämme zur Mitwirkung gegen die militärische Expedition der Engländer, welche sich den Grenzen Canadas zuwandte, herangezogen, aber die Eingeborenen hatten sich begnügt, den Franzosen mit indianischer Kürze zu verkünden, daß ihre Streitäxte stumpf geworden seien. Die französischen Machthaber hielten es daher auch für gerathener, nachzugeben und sich lieber einen unthätigen Freund zu erhalten, als ihn durch strenge Maßregeln zum offenen Feinde zu machen. —

Seit dem Tode des alten Häuptlings der Ottawas hatte der junge Pontiac im Auftrage der Stammesältesten die Angelegenheiten derselben provisorisch geleitet. Seine förmliche Wahl zum Oberhäuptling sollte erst nach Ablauf des Trauerjahres um den alten Häuptling, dem man eine solche Rücksicht schuldig zu sein glaubte, stattfinden.

An dem Morgen jenes Tages, noch ehe die beiden von den Miamis entkommenen Ottawas von dem durch Shada unternommenen abenteuerlichen Ausfluge in das Dorf der Miamis nach O-da-nuh zurückgekehrt waren, beschien die über dem Ottawadorfe aufgehende Sonne ein geschäftiges Volk, eifrig in Anspruch genommen von den Vorbereitungen für den Nachmittag, wo die feierliche und förmliche Wahl des Oberhäuptlings stattfinden und öffentlich proklamirt werden sollte. Gelegentlich hefteten sich die Augen einer ganzen Gruppe auf die große, stille Häuptlingshütte mitten im Dorfe, als ob sie den Gegenstand ihrer gemeinsamen Gedanken in sich schlösse.

Eine förmliche und feierliche Versammlung des ganzen Stammes, die nur in Fällen von der äußersten Wichtigkeit zusammenberufen wurde, ließ erkennen, daß etwas Ernstes entschieden werden sollte. —

Als die Sonne über den Gipfeln der Bäume hinweg sich bereits dem Westen zuneigte, fielen ihre Strahlen auf eine von der tiefsten Theilnahme ergriffenen Menge, so ernst und aufmerksam, als sie nur je eine Versammlung der rothen Kinder der Wälder beleuchtet hatte. Ihre Zahl betrug mehr denn tausend Seelen.

Den ältesten und erfahrensten Männern des Volkes war es vorbehalten, den Gegenstand, die Wahl eines Oberhäuptlings des Stammes in der Berathungshütte vorzunehmen. Aber bei der Wichtigkeit dieser Sache blieb selbst der Senior, der das Vorrecht hatte, zu spechen, noch immer stumm, wie überwältigt von dem Ernste und der Tragweite dieses Gegenstandes.

Da in damaliger Zeit das Land der Indianer in Distrikte eingetheilt und je ein Distrikt einem besonderen Stamm als Eigenthum zuerkannt war, so gab es ebensoviele unabhängige Indianerstaaten als es Distrikte gab, dessen Verwaltung einem Häuptling in jedem Staate übertragen war und der gewöhnlich „head chief" genannt wurde. Das Amt eines solchen sogenannten bürgerlichen Oberhäuptlings war zwar erblich, aber nicht immer an den ältesten Sohn der Häuptlingsfamilie gebunden. Wenn eine Vakanz eintrat, d. h. wenn der Häuptling starb, dann versammelten sich die übrigen Häuptlinge oder Aeltesten und angesehensten Männer des Stammes zu einer Rathsversammlung und erwählten aus der Häuptlingsfamilie die geeignetste Person zum Oberhäuptling. Der älteste Sohn hatte dann das erste Vorrecht; wenn diesem aber bei gewissenhafter Prüfung und nach eingehendster Berathung die nöthigen Eigenschaften zu der Häuptlingswürde fehlten, dann erwählte die Rathsversammlung den ersten besten, der sich am vorzüglichsten dazu eignete. Nicht selten rief dieser Gebrauch dann unter den Gliedern der Familie Eifersucht und Zänkerei hervor und endete öfter auch mit Mord und Todtschlag. Das Amt eines Oberhäuptlings wurde also entweder geerbt oder von dem Rathe des betreffenden Stammes durch Erwählung an die gewählte Person übertragen.

Das Amt eines Kriegshäuptlings wurde nicht vererbt, sondern war gebunden an die Weisheit und Tapferkeit desjenigen Kriegers, welcher von dem Rathe des Stammes dazu erwählt wurde. Der Kriegshäuptling leitete die Angelegenheiten des Krieges, während der Oberhäuptling die Oberaufsicht über alle

Angelegenheiten des Stammes führte. Jeder Häuptling hatte seinen Adjutanten, in der Indianersprache „mezhenuhway" genannt, dessen Pflicht es war, die Botschaften des Häuptlings auszuführen, die Rathsversammlungen zusammenzurufen und alle dazu nöthigen Vorbereitungen auszuführen. Der Lohn für den Häuptlingsdienst war sehr gering. In späterer Zeit beschenkten die Engländer dieselben mit silbernen Medaillen, als Abzeichen ihrer Würde. Dieselbe wurde dann um den Hals getragen, so oft sich der Inhaber derselben bei öffentlichen Aufzügen oder Veranlassungen zeigen mußte. —

Noch immer herrschte die tiefste Stille in der Versammlung des Volkes der Ottawas. Von Zeit zu Zeit streiften die Blicke der Versammelten die Berathungshütte, die sich von den andern um sie her durch nichts unterschied, als daß sie einen größeren Raum einnahm.

Endlich ließ sich eine Bewegung und ein Gemurmel vernehmen. Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen. Die Berathungshütte öffnete sich und drei Männer traten zuerst heraus. Zwei von ihnen waren betagt — der Senior des Stammes hatte eine Reihe von Jahren erlebt, wie sie wohl dem Menschen selten vergönnt wird, — der andere war nicht viel jünger, und der in der Mitte war eine hohe, imponirende, junge Gestalt, stark und kräftig gebaut. Stolz und aufrecht, gleich einer Ceder, schritt er hoch erhobenen Hauptes einher. Sein dunkles, volles Gesicht bildete ein herrliches Ganze mit dem langen, schwarzen Haar, das über seine jugendlichen starken Schultern fiel. Der Anzug dieses jungen, zum Oberhäuptling der Ottawas Erwählten war reich; er bestand aus den schönsten Fellen, goldgestickten Mocasins, feinen, hirschledernen Beinkleidern und den besten Waffen. Sein Haupt umschloß eine Art Diadem, aus welchem drei herrliche Federn niederwallten.

So schritt der Erwählte, der Held unserer Erzählung, Pontiac, zwischen den beiden Greisen einher, hinter ihnen folgten die Unterhäuptlinge, Aelteste und Rathsleute des Stammes.

Sobald sich die erste freudige Aufregung über das Erscheinen des allgemein geliebten, jungen Häuptlings ein wenig gelegt hatte, hörte man den Namen: „Pontiac!" und die Worte: „unser Häuptling", einer dem andern zuflüstern. Dieser schritt stolz und hoch aufgerichtet der erhöhten Stelle zu, wo er sich in der Mitte der beiden Senioren mit der Würde eines Königs und der Miene eines Helden niederließ. Nach einer Pause der feierlichsten Stille traten die angesehensten Häuptlinge seines Gefolges vor

ihn, begrüßten ihn ehrerbietig vor dem versammelten Volk, und nahmen dann ihre Sitze um ihn her in einem Halbkreise ein. Die jüngeren Männer standen in schweigender Erwartung und blickten ehrerbietig zu ihm auf, während die große Masse der Versammelten sich glücklich fühlte, nun wieder ein Oberhaupt vor sich zu erblicken, dem sie sich unter allen Umständen anvertrauen durften.

Sobald diese Ehrenbezeigung gegen den neuerwählten Häuptling vorüber war, erhob sich der Senior des Stammes, winkte mit der Hand, worauf eine fast heilige Stille eintrat und redete die Versammlung folgendermaßen an:

„Brüder! — Wir danken dem großen Geist, daß er uns diesen Tag, den wir festgesetzt, um ein neues Oberhaupt unseres Stammes zu erwählen, erleben ließ!

Brüder! Es macht unsere Herzen froh, euch alle mit uns auf diesem Platz versammelt zu sehen!

Brüder! Ihr seid gekommen, euch mit uns zu freuen!

Brüder! Ich hebe meine Hand auf zum Himmel und nehme die weiße Feder und reinige eure Ohren, daß ihr deutlich hören möget, was wir, eure Aeltesten und Oberleiter, zu sagen haben. Brüder! Ich hebe meine Hand auf zum Himmel und nehme das weiße reine Tuch und wische eure Augen aus, daß ihr uns sehen möget, klar und hell — uns, eure Aeltesten und Häuptlinge! Brüder! Ich hebe meine Hand auf zum Himmel und verkündige euch vor den Augen und Ohren Manitoos, des großen Geistes, daß wir, eure Aeltesten und Rathsleute, vor den Ohren und Augen Manitoos einen Häuptling unseres Stammes gewählt haben, der würdig ist des Amtes eines Oberhäuptlings; denn er ist tapfer und weise, gut und edel, treu und aufrichtig, ein Kriegs- und ein Friedensheld, ein Bruder und ein Vater seines Volkes, der Ottawas, noch ist er jung an Jahren, aber ein Greis an Weisheit und Verstand, an Einsicht und Klugheit. Wir haben ihn gewählt ohne Falsch und Hinterlist, in ehrlicher Wahl zum Oberhaupt unseres Stammes. — Er sitzt vor euch, ihr kennt, liebt und verehrt ihn alle; ihr begehrt ihn zum Führer, wir wissen es, und nun habt ihr ihn, den g e b o r e n e n Häuptling, Pontiac, auch als e u r e n e r w ä h l t e n Häuptling. Ich hebe meine Hand auf zum Himmel und nehme die weiße Feder und das reine weiße Tuch und wische aus euer Herz so rein und hell, wie die helle Sonne des Tages und wünsche, daß wir glückliche Zeiten erleben unter seiner weisen Leitung in dem Lande unserer Väter! Euere Sorge ist nun zu Ende, nehmt ihn auf in eurer Mitte, dient, ehrt, liebt und vertraut ihm wie Kinder dem Vater

und kündet uns an, ob ihr den Erwählten willkommen heißt. Wir schütteln die Hand mit euch Allen! Das ist Alles, was ich zu sagen habe! Nindikit!"

Zu dieser Ceremonie erscholl nun ein tausendstimmiges beifälliges: „Yah! Yah! Yah!" vom ganzen versammelten Volke und dann ein nicht endenwollendes Jubelgeschrei, das in hundertmaligem Wiederholen des Yah! Yah! Yah! ausströmte. Das rothe Volk begrüßte seinen jungen Häuptling mit dem Feuer eines nie dagewesenen Enthusiasmus.

Als sich die freudige Aufregung, die längere Zeit andauerte, endlich ein wenig gelegt, erhob sich der junge Häuptling, streckte die Rechte nach oben, um anzudeuten, daß er zu reden wünsche. Eine lautlose Stille trat augenblicklich an die Stelle der fast maßlosen Erregung.

„Brüder!" hob Pontiac an, „meine Brüder, mein Volk, meine Kinder, du Volk meiner tapferen Ottawas, höre mich an. Groß ist Manitoo, größer als alle Häuptlinge der Wälder, größer als alle Völker, mögen sie im Aufgange oder im Untergange der Sonne wohnen; denn er hat sie alle gemacht — er herrscht auch über sie Alle — aber er will auch Häuptlinge in den Wäldern haben. Nach eurem und seinem Willen soll ich fortan euer Häuptling sein und ich sage und verkündige vor aller Ohren: ich will es auch sein! Manitoo wird mir helfen, daß ich euch ein guter, gerechter und tapferer Führer werden kann, und ich verspreche es euch auch, alle meine Kraft euch und eurem Dienst zu weihen. Ihr wißt, ein Häuptling redet nie mit zwei Zungen, auch ich habe nur eine Zunge, sie wird vor den Ohren meiner Brüder nur die Wahrheit reden.

Manitoo machte verschiedene Menschen — schwarze, wie die Nacht — weiße, wie das Licht des Mondes — rothe, so roth wie Blut, aber diese schuf er auch nach seinem eigenen Sinne. Wenn sie gegeneinander das Kriegsbeil erhoben, so thaten sie es nur, um sich als Krieger und als tapfere Männer zu erweisen. Sie waren tapfer, gerecht und edel und darum auch glücklich. Manitoo gab den rothen Männern verschiedene Sprachen — er gab ihnen verschiedene Landstriche zu Wohnplätzen — er wies die einen nach Norden — die andern nach dem Aufgang der Sonne — noch andere nach dem Untergange derselben. Einige wohnen im Schnee — andere im warmen oder heißen Sonnenschein — und wieder andere unter dem grünen Blätterdach der Bäume des Waldes. Seine liebsten und besten rothen Kinder wies er an den Lauf der Flüsse und an die Ufer der großen Seen. Sagt,

meine Brüder, welches waren seine liebsten und besten Kinder? Waren es nicht die Huronen? Waren es nicht ihre Freunde, die Ottawas? Doch warum erinnere ich euch an die Geschichte vergangener Tage, an die Geschichte unserer Väter, deren Kette der Freundschaft nie rostete — deren Wampumgürtel nie stille lagen — die in stetem Bunde sich die Treue hielten? Warum erinnere ich euch an die erlittene Unbill, die ihnen die Eries zufügten? An ihre Kriege mit den Irokesen und Bleichgesichtern? An die Größe ihrer Thaten, an ihre Verluste, ihr Elend, an ihre Demüthigungen? Wer ist unter euch, der da sagen könnte, euer junger Häuptling redet die Unwahrheit? Es ist keiner da!

Es ist Wahrheit, die ich rede! Manitoo liebt die Wahrheit, er liebt auch die Gerechtigkeit, denn sie ist sein großes Gesetz. Auch ich will sie üben unter meinem Volk — ich will sie aber auch üben an denen, die sich stolz des großen Geistes Kinder nennen, die aber seine Gerechtigkeit mit Füßen treten. Ihr kennt es, dies stolze Geschlecht — es sind die Fremdlinge, die in unser Land kamen und denen Manitoo keinen Platz anwies unter seinen rothen Kindern, die aber doch nahmen, was ihnen nicht gehört — es sind die Bleichgesichter! Sie hassen die Gerechtigkeit des großen Geistes. Sie wollen die ganze Erde besitzen, die ihnen doch Manitoo nicht gegeben hat. Sie halten den Schurken ihrer Farbe für besser, als den edelsten der rothen Männer. Sie prahlen laut vor Manitoos Ohren und vertilgen seine rothen Kinder vor seinen Augen. Vom Sonnenaufgang kamen sie in unser Land, aber im Sonnenuntergang sollen sie es wieder verlassen. Manitoos Gesetz ist Gerechtigkeit. Ihr Raub wird ihnen ihr eigenes Blut kosten, sie werden sich unter einander selbst um den Besitz ihres Raubes erwürgen. Wenn der rothe Mann von ihnen längst wird vertilgt sein, dann werden diese raubgierigen Bleichsichter auf dem Eigenthum des rothen Mannes anfangen, um den Besitz ihres Raubes sich selbst zu vernichten. Wollen wir ihnen helfen, daß sie uns vertilgen oder lieber sehen, wenn sie sich selbst erwürgen?

Männer der Ottawas! Euer Häuptling ist ein geborener Häuptling. Das Geschlecht der Huronen war einst der Schild der Ottawas. Das Geschlecht der Ottawas einst der Schild der Huronen! Soll es zwischen uns anders sein? Nimmermehr! Die Huronen und Ottawas sind die Stammwurzeln von Nationen. Die Stunde der Vergeltung naht! Gerechtigkeit ist das Gesetz Manitoos! Die Nacht muß zum Tage werden, wenn sich die goldene Kette der Freundschaft unter den rothen Männern

schließt und sie Alle, aber auch Alle, mit einander verbindet und umschlingt. Das sei die Aufgabe eures Häuptlings, das sei eure eigene Aufgabe, und wenn wir sie erfüllt, dann blicken die Augen der sterbenden Huronen und Ottawas in das Licht der aufgehenden Sonne — dann werden die rothen Kinder Manitoos wieder glücklich sein! Dann sind hundert Winter des Schlafes dahingegangen und unsere Kinder werden ihre Väter rühmen und sich im Frühlingssonnenschein vergangener Tage und Zeiten ihres Lebens freuen, denn dann werden sie wieder besitzen, was Manitoo seinen rothen Kindern geschenkt und die Bleichgesichter ihnen geraubt hatten. Pontiac, euer Häuptling wird nicht eher Ruhe finden, bis er um seine rothen Brüder die goldene Kette der Freundschaft geschlungen hat und sollte er darüber selbst mit zu Grunde gehen; er wird lieber den Tod wählen, als die schmachvolle Kette der ewigen Knechtschaft der Bleichgesichter ertragen. Aber Manitoo wird ihm dabei helfen, denn das Gesetz Manitoos ist Gerechtigkeit! Nindikit!" —

Die ruhige, tiefe Stille, die diesen Worten folgte, verkündete zur Genüge, mit welcher Genugthuung und ehrerbietiger Zustimmung die Rede des jungen Häuptlings aufgenommen worden war. Odahmin aber, die in seiner Nähe im Kreise neben Nikomis saß und mit der Zärtlichkeit und Verehrung eines Kindes zu ihm emporblickte, fühlte ihr Herz heftiger schlagen, ihr Blut vor heftiger Freude rascher pulsiren. Das war der Mann, der Krieger, den ihr Herz nur allein lieben konnte. In ihm sah sie das Ideal ihrer Träume verwirklicht — so und nicht anders nur konnte der Mann sein, den sie zu ihrem Gatten erwählte.

Nokomis saß im stillen, seligen Mutterglück versunken, sich an seinem Anblick in süßer Lust weidend. Dieser gefeierte junge weise Häuptling war ja ihr Sohn! Welch ein Glück nach langem Unglück! Welch eine Ehre nach jahrelanger Schmach! Wie herrlich ging ihr nun noch die Sonne des Glückes an ihrem Lebensabende in diesem Sohne auf! Manitoo hatte ihre Opfer, ihre Gebete angenommen. Der Stamm ihrer Familie, ihres Hauses sollte noch einmal frische Blüthen treiben. Und neben ihr saß die liebliche Blume der Wälder, die Tochter des berühmten und allverehrten Häuptlings, welche das Glück ihres Hauses erhöhen und dem geliebten Sohne als seine Squaw angehören sollte. — Pontiac und Odahmin! Welch ein herrliches Paar! Nokomis wußte, daß beide sich liebten, daß es aber zu einem offenen Geständniß zwischen ihnen noch nicht gekommen war.

Und Pontiac selbst? O die Mutter hatte längst in dem Herzen des Sohnes gelesen — sie wußte, er liebte die liebliche, sanfte und stille Häuptlingstochter, wie sie ihn liebte mit der ganzen Gluth ihres jungen Herzens, und er würde sie als Gattin heimführen, sobald seine Zeit gekommen war.

Währenddem erschienen plötzlich am äußersten Ende des Dorfes, das nach Süden lag, die Gestalten zweier bewaffneter Krieger ihres Stammes. Sobald sie den ganzen Stamm in feierlicher Versammlung vor sich erblickten, blieben sie stehen, als ob sie fürchteten, die Versammlung zu stören. Man ermunterte sie indessen, näher zu kommen. Ermuthigt traten sie würdevoll dem Versammlungsplatze näher und schritten mit aufmerksamer Achtung auf die Gruppe der Häuptlinge zu, in deren Mitte Pontiac sich befand und sich eben anschickte, durch seinen Adjutanten der Versammlung ankündigen zu lassen, daß nach Ablauf einer Stunde die Festlichkeiten, womit man die Neuwahl eines Häuptlings beging, beginnen sollten. Nachdem diese Ankündigung geschehen war, ging die Menge stillschweigend auseinander und die beiden Krieger standen vor dem Rathe des Stammes. Es waren die beiden den Miamis entronnenen Krieger, welche Shada auf seinem abenteuerlichen Zuge begleitet hatten. Der Empfang der beiden Zurückgekehrten war ernst und gemessen. Die vorne stehenden Krieger traten beiseite, dem jungen Häuptling die Bahn öffnend, der mit ihnen eine Unterredung zu haben beabsichtigte.

„Die jungen Krieger sind willkommen!“ hob Pontiac an — „aber warum kehren sie allein und ohne ihre Brüder in ihr Dorf zurück?“

Die beiden Krieger neigten das Haupt.

„Die Skalps unserer Brüder sind in den Händen der Miamis“, antwortete der eine der Krieger dem Häuptling.

„Alle?“ fragte Pontiac.

„Alle!“

„Und ihr habt nichts gethan, ein solches Unglück zu verhüten?“

„Wir waren außer Stande, unsern Brüdern zu helfen; ihre Skalps hingen bereits an den Gürteln unserer Feinde, als wir erfuhren, daß sie entdeckt und mit ihnen in einen Kampf gerathen waren.“

„Wo fand der Kampf statt?“ fragte der Häuptling.

„Im Dorfe der Miamis!“

„Warum gingen die Ottawas an das Hüttenfeuer der Miamis?“

„Shaba war lüstern nach dem Skalp des Häuptlings der Miamis, Le Gris.“

„Er mußte dafür aber dem Häuptlinge den seinen lassen, nicht wahr?“

„Der Häuptling redet die Wahrheit.“

„Befanden sich meine jungen Krieger auf dem Kriegspfade, oder wollten sie nur die Thiere der Wälder jagen?“

„Wir waren auf dem Kriegspfade gegen die Miamis.“

„Wie? das Wiesel gegen den Büffel?“ spottete der Häuptling. „Meine jungen Krieger gingen auf den Kriegspfad, wie das Lamm in die Höhle des Bären geht; sie hatten Träume, daß sie nicht gehen sollten — sie gingen auch, ohne den Rath der Aeltesten des Stammes zu hören, die ihnen gesagt haben würden: ‚geht nicht!‘ Sie gingen, weil sie ihren Führer Shaba lieb hatten und verehrten?“

„Der Häuptling redet die Wahrheit!“

„Was konnte Shaba nach dem Skalp des Häuptlings der Miamis lüstern machen?“

„Der Miami war der Mörder unseres Häuptlings, und Shaba der Freund des Häuptlings.“

„Beides ist wahr, aber Shaba gehört nicht zur Familie A-gosh-a-way's; Shaba griff den Verwandten des Häuptlings vor, die allein das Recht und die Pflicht haben, die Blutrache zu vollziehen. Shaba hat seinen Vorwitz mit seinem Leben bezahlt und seinen Skalp in den Händen seiner Feinde zurücklassen müssen, und mit ihm verloren acht Krieger unseres Stammes ihr Leben; er hat Schmach und Schande über die Krieger des Ottawastammes gebracht und meine jungen Krieger haben ihm dabei geholfen. Ist das die Wahrheit?“

„Laß mich dir sagen, mein Häuptling“, antwortete jetzt der andere Krieger, „daß Shaba nicht auf eigenen Antrieb und nach eigenem Willen handelte, sondern — —“

„Wie? Shaba ging im Auftrage eines andern, um den Skalp des Miami zu holen?“ fragte der Häuptling verwundert.

„Shaba ging im Auftrage Odahmins, der Tochter des ermordeten Häuptlings.“

Dann trifft weder ihn die Schuld, noch euch die Strafe; die Tochter des ermordeten Häuptlings hat das Recht und die Pflicht, den Tod des Vaters zu rächen wie es ihr gefällt; sie hat recht gethan und Shaba hat sein Leben für Odahmin und das Leben unserer Brüder für sie geopfert, als er eine Pflicht zu erfüllen

versuchte, welcher sich kein tapferer Krieger entziehen darf. Was sagen meine Brüder, die Aeltesten des Stammes, zu dieser Sache?"

„Unser Häuptling hat weise geredet — die Krieger sind schuldlos und darum auch frei von Anklage und Strafe", erwiderte der Senior.

„Die Krieger können gehen", sagte Pontiac, indem er ihnen mit der Hand winkte, sich zu entfernen.

Die Heimgekehrten entfernten sich und brachten nun die Kunde, daß die Ausgezogenen im Kampfe mit den Miamis gefallen, in die Hütten ihrer Angehörigen.

Die Häuptlinge aber traten auf's Neue zusammen und beriethen sich. Das Ende dieser Berathung war, daß Boten ausgesandt wurden, um noch andere ausgezeichnete Männer des Stammes, die sich bereits entfernt hatten, wieder herbei zu holen. Die Neuigkeit von dem Tode Shada's und seiner Gefährten lief von Mund zu Mund, bis das ganze Dorf wieder in Aufregung war. Die Berathung der Häuptlinge und Aeltesten war kurz. Als sie beendet war, verkündete eine allgemeine Bewegung, daß sofort eine feierliche und förmliche Versammlung aller Krieger des Stammes folgen würde.

Pontiac eilte inzwischen in die Häuptlingshütte zu Odahmin.

„Die Tochter A-gosh-a-way's", sprach er zu ihr mit stolz erhobenem Haupte, „begehrte den Skalp Le Gris', des Häuptlings der Miamis, des Mörders ihres Vaters, hat sie denselben erhalten?"

„Wo ist Shada?" fragte sie, während ihre Worte dem jungen Häuptling durch die Seele schnitten.

„Gilt der erste Gedanke Odahmin's dem Pelikan?" fragte er mit fast zitternder Stimme, und ein schlecht verhehlter zorniger Blick traf die Indianerin.

„So will der Häuptling mir nicht sagen, wo Shada ist, da er doch weiß, daß er in meinem Auftrag auszog, den Tod meines Vaters zu rächen?" fragte sie unmuthig, während ihr Blick tieftraurig auf dem Häuptling ruhte.

„Er ist gestorben, erschlagen, skalpirt für Odahmin, wie es die Pflicht des tapferen Kriegers und des V e r l o b t e n erforderte", entgegnete Pontiac kalt und düster.

„Gestorben, erschlagen, skalpirt für Odahmin?" fragte sie mit unbeschreiblicher Trauer.

„Gestorben für seine V e r l o b t e — —" entfuhr es fast bitter dem Munde des Häuptlings.

„Pontiac! Häuptling!“ kam es nun über Odahmin's bebende Lippen. „Pontiac — mein Bruder“, fuhr sie mit klagender, zitternder Stimme fort, „kannst du, kann ein Häuptling der Ottawas die Tochter eines Häuptlings so schwer beleidigen, eine Schwester so tief kränken, daß er sie die „Verlobte“ eines Mannes nennt, der ihr bis in den Grund ihrer Seele zuwider ist und dessen Zudringlichkeiten sie sich nicht mehr anders erwehren konnte, als daß sie ihn von sich zu entfernen suchen mußte und sich genöthigt sah, ihm eine Aufgabe zu stellen, die ihn fern hielt oder doch mit Schmach und Schande bedeckt zurückkehren lassen mußte? Shada starb nicht für Odahmin, Shada starb für seine eigene Vermessenheit und unselige Leidenschaft, die ihn für mich erfaßt, die ich nie und nimmer erhören, nie und nimmer annehmen konnte, und die er, wie es schien, nicht mehr zu zügeln und aus seinem verblendeten Herzen zu verbannen vermochte.“

„Und warum konnte Odahmin seine Werbung nicht annehmen? Shada ist ein tapferer Krieger, der eine Squaw glücklich gemacht hätte, und Odahmin — — —“

„Pontiac! Bruder — Häuptling — laß mich — o laß mich — ich kann —“

„Und weshalb soll ich dich nicht darnach fragen, Odahmin?“

„Darum nicht, weil ich darauf nicht antworten kann.“

„Odahmin!“

„Pontiac!“

Dunkle Gluth war in des Mädchens Wangen geschossen, während sie seinen Namen nannte und ihn doch nicht anzublicken wagte.

„Odahmin“, sagte er noch einmal, „ich gehe, denn meine Pflicht ruft mich — wir müssen das Kriegsbeil gegen die Miamis ausgraben, — es wird viel Blut fließen und viele unserer jungen tapferen Männer werden den Tod finden und ihren Skalp in den Händen der Feinde zurücklassen müssen. — Shada hat den Krieg, in den ich aus besonderen Gründen ungern willige, heraufbeschworen — und du hast die Zeit nicht erwarten können, wo Pontiac dir den Skalp des Häuptlings, der deinen Vater mordete, zu Füßen gelegt haben würde, wie es doch *meine* Pflicht gewesen wäre — — doch sei es so — nur eins sage mir noch, Odahmin, ehe ich euch verlasse und von euch scheide: hast du die Werbung Shada's nicht angenommen?“

„Nein!“

„Und weshalb nicht?“

Odahmin zögerte noch immer; der Häuptling schickte sich bereits an, die Hütte wieder zu verlassen.

Da brach es mit unwiderstehlicher Gewalt hervor — und ein Beben ging durch ihren Körper, während ihre Stimme zitterte: „Weil ich einen Andern liebe!“ kam es endlich gepreßt über ihre bleichen Lippen.

„Und dieser Andere?“ fuhr der junge Häuptling unbarmherzig fort, „dieser Andere? Odahmin, wer ist dieser Andere?“

„Pontiac, grausamer Mann — geliebter Bruder — o laß mich, o laß mich — ich kann es nicht — —“

„Wer dieser Andere ist?“ fragte da plötzlich die Stimme Nokomis', welche der ganzen Unterredung, ohne daß die Beiden es gewußt, an dem Eingange der Hütte lauschend, zugehört, „wer dieser Andere ist, mein Sohn?“ fragte sie noch einmal. „O Pontiac, mein Sohn, wenn du nicht blind gewesen bist, dann mußt du ja längst erkannt haben, wer dieser Andere ist, dem Odahmin, meine geliebte Tochter, ihre Seele geweihet — ihr Herz geschenkt hat — für den allein sie nur noch lebt; — denn dieser Andere bist du — du, mein Sohn, meine Freude, mein Stolz, meine Ehre, meine Krone, mein Ruhm, der Trost meines Alters mein Alles! Geh und schließe sie in deine Arme — denn auch du liebst sie!“

Damit huschte sie wieder zur Hütte hinaus, die beiden Ueberraschten und Gequälten sich selbst überlassend. —

Was sie nun drinnen mit einander weiter verhandelten, ist nie bekannt geworden; auch wir haben nichts Näheres darüber erfahren. Nur so viel wollen wir hier jetzt schon mittheilen, daß Odahmin bald darauf Pontiac's getreues Weib wurde und daß sie eine liebliche und friedliche Ehe mit einander geführt haben. —

Während dieser für Beide so bedeutsame Vorgang sich in der Häuptlingshütte abspielte, glich der Sammelplatz schon wieder einem aufgestörten Bienenschwarm, welcher nur das Erscheinen der Königin erwartet, um einen wichtigen Flug in die Ferne zu unternehmen. Endlich erschien der junge Häuptling, — aber fröhlichen, freudigen Antlitzes trat er aus der Häuptlingshütte. Das Rathsfeuer war bereits angezündet, die Berathung sämmtlicher Krieger war bald beendet, der Kriegszug gegen die Miamis wurde verkündet, der Kriegstanz begann, dem dann das Festessen folgte.

Der rothe Pfahl war hergerichtet. Der junge Häuptling näherte sich würdevoll dem dunkelroth angemalten abgeschälten

jungen Stamm. Abgemessenen Schrittes umkreiste er ihn, während er zugleich seine Stimme zu einem wilden Kriegsgesang erhob. Krieger um Krieger schlossen sich dem Tanze an, bis Pontiac seinen Tomahawk tief in den Pfosten schlug und die Stimme zu einem Schlachtgeschrei erhob. Damit kündigte er an, daß er die oberste Leitung des Kriegszuges übernehme. Wie Höllenbrand flammte es von den Lippen der Krieger. Die Redner, welche auftraten, erinnerten an den Stolz der Ottawas, an ihre Weiber, Kinder, Hütten, an die Gräber der Väter, an den Mord des alten theuren Häuptlings, der durch die meuchelmörderische Hand des falschen hinterlistigen Le Gris gefallen sei; — Religionsschauer wurde in die Wagschale der Entscheidung gelegt, alle sanften Gefühle wurden zerdrückt, alle zarten Bande zerrissen. Um den rothen Pfahl raste immer wieder auf's Neue der Kriegstanz zur wilden Trommel. Die Krieger, Wahnsinnigen gleich, stürzten sich auf das Sinnbild des Feindes und hieben es zusammen, bis von dem Stamme nichts mehr übrig war als der Stumpfen, der noch kaum über den Erdboden hinausragte. Die schnellen stampfenden Füße ließen die Erde unter ihren Stößen erbeben. Zwischen scharfen blitzenden Waffen drängten sich die Rasenden, als dürsteten sie nach Wunden. Das entsetzliche „Whoop!" zerriß die Luft und dann plötzlich geisterhaftes Schweigen über der ganzen Versammlung. Aber wahnsinnig rast nun wieder die Höllenlust — dann schweigen sie wieder und schleichen leise, unhörbar heran an den Feind zum nächtlichen Ueberfall. Verzweifelt kämpfen sie — freilich nur scheinbar — aber dann: Sieg! Sieg! Mit Lust und Frohlocken skalpiren sie den Gegner! Dies alles als Vorspiel, dem die Wirklichkeit im Lager der Miamis folgen soll.

Nach Beendigung des Kriegstanzes folgte das Festessen, und den rothen Kindern des Waldes mundete es nach der gehabten Anstrengung vortrefflich. —

Der beschlossene Kriegszug fand nicht lange darauf statt, und wir haben schon oben bemerkt, daß der Kampf zwischen Ottawas und Miamis längere Zeit tobte, daß das Blut der Tapfersten auf beiden Seiten floß, daß aber die Miamis, als die zahlreicheren und mächtigeren, aus dem Kampfe als Sieger hervorgingen, und die Ottawas zum Frieden nöthigten, der dann auch auf beiden Seiten längere Zeit andauerte und zuletzt zu einem Bündniß zwischen beiden Stämmen führte, da es den Bemühungen Pontiacs endlich gelang, die meisten Stämme des Nordwestens zu einem großen Bunde zusammenzuschließen, und sich an die Spitze dieser

Verschwörung zu stellen, um mit seinen rothen Kriegern die Bleichgesichter völlig zu vernichten. —

* * *

Während im Norden des Landes, an den Grenzen Canadas, die dorthin gesandte Expedition der Engländer gegen die Franzosen und Indianer kämpfte, hatte General Joseph Forbes im Jahre 1758 ungefähr 6000 Mann zu Fort Cumberland in Maryland gesammelt und sich zu einem Marsche gegen Fort Du Quesne gerüstet. Bei ihm stand Washington mit ungefähr 2000 Virginiern, und Oberst Bouquet war aus Carolina mit mehr als 1000 Hochländern und 300 Mann königlicher Truppen und einem Haufen Cherokeesen heraufgekommen. Man wußte, daß Fort Du Quesne nur eine schwache Besatzung hatte, und Washington rieth zu einem unverweilten Vordringen auf der Straße, welche der unglückliche Braddock hatte ebnen lassen. Man war damals im Juli, und hätte das Fort binnen 30 Tagen nehmen können, allein andere Rathschläge trugen den Sieg über Washingtons kluge Eingebung davon, und Forbes beschloß, eine andere Straße für seine Truppen über die Alleghanie-Gebirge herzustellen. Dies war ein verhängnißvoller Fehler; denn als der Herbst kam und es bekannt wurde, daß viele Indianer durch die Eroberung von Frontenac durch die Engländer entmuthigt, sich von den Franzosen losgesagt, war die Armee eben erst daran, langsam das Gebirge zu übersteigen. Washington war ungeduldig und entrüstet und äußerte sich darüber an den Präsidenten der Landesvertretung von Virginien, indem er ihm schrieb: „Sehen Sie nur, wie unsere Zeit vergeudet worden ist! Verloren ist die goldene Gelegenheit und wer weiß, ob sie jemals wieder erlangt werden kann!"

Um dieselbe Zeit etwa wurde Bouquet mit 2000 Mann vorausgeschickt, um in Layet-Hanna, Westmoreland, Pa., ein Fort zu erbauen. Bouquet war darauf erpicht, sich einen Ruf zu erwerben, und schickte Major Grant mit 800 Hochländern und einigen Virginiern unter Kapitän Bullitt auf Recognoscirung gegen Fort Du Quesne aus. Grant faßte Posto auf einem Hügel in der Nähe des Forts, theilte seine Streitkräfte und versuchte die Besatzung in einen Hinterhalt zu locken. Die Franzosen hatten kurz zuvor eine Verstärkung von 400 Mann erhalten, machten einen stürmischen Ausfall, hielten die Engländer getheilt und brachten denselben in einem hitzigen Gefechte, worin viele derselben getödtet und verwundet und mehrere gefangen genommen wurden, eine Schlappe bei. Wie bei Braddocks Niederlage wichen auch

diesmal die Regulären zuerst, und das kleine Corps wurde nur durch die Tapferkeit des Kapitäns Bullitt und seiner Milizen vor gänzlicher Aufreibung oder Gefangenschaft gerettet. Ermuthigt durch diese Erfolge griffen die Franzosen nun auch Bouquet an, allein sie wurden von diesem nach vierstündigem Gefecht mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen.

Wie gerne wäre Washington bei dem Vortrab der Armee gewesen — doch erst jetzt erhielt er die Weisung, mit 1000 Mann Milizen vor der Front der Armee herzuziehen. General Forbes erreichte erst im November mit dem Hauptkorps den Punkt, von wo noch eine Strecke von 50 englischen Meilen rauhen Weges bis zum Fort Du Quesne zurückzulegen war. Im Kriegsrath, den Forbes hielt, wurde dann entschieden, daß die vorgerückte Jahreszeit es räthlich mache, den Angriff auf Fort Du Quesne bis zum künftigen Sommer zu verschieben. Da traf Christopher Gist glücklicherweise bei Washington ein und meldete, daß fast sämmtliche Indianerstämme, auf Betreiben Pontiacs, die Franzosen verlassen hätten, und die Besatzung des Forts gerade jetzt sehr schwach an Zahl sei. Das war für den feurigen Virginier eine willkommene Nachricht. Schnell suchte er um die Erlaubniß nach, einen Vorstoß auf das Fort mit seiner Brigade ausführen zu dürfen, und erhielt sie.

Das Gros des Korps folgte. Mit großer Begeisterung folgten die Milizen ihrem jungen Führer, und standen bald nach den mit Munterkeit überwundenen Schwierigkeiten auf einem Hügel, von wo aus sie das Fort überschauen konnten. Die damals nur 500 Mann starke Besatzung war über die Annäherung der Engländer so erschrocken, daß sie in der folgenden Nacht das Fort in Brand steckten und beim Feuerschein des Brandes auf Booten den Ohio hinabflüchtete. Am andern Tag, den 25. November 1758, zogen die Milizen in die Ruinen ein und hißten über den verkohlten Trümmern die britische Flagge auf. Die Franzosen flüchteten nach New Orleans. General Forbes baute Fort Du Quesne wieder auf und nannte es dem englischen Premierminister zu Ehren Fort Pitt, und das Städtchen, welches bald darauf unter dem Schutze seiner Kanonen erstand, ward Pittsburg genannt. Man ließ im Fort zwei Regimenter zurück, während sich das Hauptkorps wieder nach dem Osten zurückzog.

Der große Zweck des unternommenen Feldzuges war erreicht, und das Stromgebiet des Ohio den Engländern gesichert. Im folgenden Frühjahre erbauten sie verschiedene Forts in diesem Gebiet. Im Laufe des Jahres 1759 begünstigte das Glück die

englischen Waffen auch im Norden des Landes, so daß die Forts Ticonderoga, Ciowa Point, Fort Niagara und Quebeck von den Engländern eingenommen wurden. Im nächsten Jahre 1760 fiel dann auch Montreal, und mit ihm ganz Canada den Siegern in die Hände. —

* * *

Wir führen den Leser nun wieder nach der Morrison'schen Ansiedlung in die Nähe des Mont Pisgah zurück und sehen uns nach Alexander Henry um, welcher, wie wir wissen, mit seiner Gattin Betty seine Heimath glücklich wieder erreicht hatte.

Schon bald nach seiner Ankunft begann er, während er im Blockhause seines Schwiegervaters Dan Umbach wohnte, die Ueberreste seines niedergebrannten Blockhauses hinweg zu räumen und ein neues Blockhaus für sich und sein Weib zu errichten.

Daß die Bewohner der benachbarten Ansiedlung dabei willige Handreichung thaten, verstand sich von selbst. — An einem dazu festgesetzten Tage entstand denn auch auf dem bisher wüst gelegenen Bauplatz des Henry'schen Grundstücks ein reges Leben und Treiben, und wurde immer lebendiger. An die dreißig bis fünfunddreißig Nachbarn waren mit Umhauen der Stämme beschäftigt, und andere mit Zurichten und Behauen derselben. Im nahen Walde hallte es wieder. Auf der nahegelegenen Wiese, durch welche sich der Fluß schlängelte, weideten die Pferde, denn alle Männer waren zu Pferde gekommen. Und nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Mädchen. An die fünfzehn bis zwanzig Frauen und Mädchen rollten theils auf Wagen, theils galoppirten sie auf Pferden näher, schüttelten dem schwer geprüften Paare die Hände und begannen, sobald die Männer eine Vorrichtung zum Kochen hergestellt, ihr Kochgeschäft. Die Stangen pyramidenähnlich in die Erde getrieben, von der Spitze herab den Kessel hängend und darunter das angezündete Feuer — das war die ganze, aber vollkommen genügende Kochvorrichtung. In weniger denn einer Stunde prasselte und knisterte es aus verschiedenen Kesseln, Pfannen und Tiegeln; denn jede Frau oder Mädchen hatte das dazu nöthige Kochgeschirr mitgebracht; und das nicht allein, auch Fleisch, Gemüse, Kartoffeln &c. waren reichlich vorhanden und bald sendeten Braten, Suppe, Fleisch, Kartoffeln die angenehmsten Gerüche aus. Es war ein so munteres, lustiges, lebendiges Stück Hinterwäldlerleben im Urwalde, wie man es nur in damaliger Zeit bei den Ansiedlern sehen konnte.

Zum Mittag griffen Alle heiteren und fröhlichen Sinnes zu und es schmeckte Allen vortrefflich. Mit merkwürdiger Schnelligkeit schritt die Arbeit unter der Leitung des alten Morrison und der beiden Gebrüder Umbach vorwärts. Um vier Uhr Nachmittags schon stand das Gebäude aufgeblockt — fünfzig Fuß lang, fünfunddreißig Fuß breit, ein viereckiges, solides, derbes Bauwerk, aus fußdicken und noch dickeren Stämmen, zwölf Fuß hoch aufgebaut. Die Männer lächelten nach vollbrachter Tagesarbeit vergnügt und thaten sich an dem „house raising"-Mahle, das in der üblichen Weise angerichtet worden, wie wir es im ersten Theile unserer Erzählung ausführlich beschrieben, gütlich.

„So weit, Gott sei Dank!" sagte Morrison, „wären wir nun gelangt. Das Dach bringen wir morgen hinauf, und die innere Einrichtung müssen unsere lieben Hausbewohner und Freunde selber besorgen, aber jeder von den anwesenden Freunden verpflichtet sich, ein Stück Hausgeräth dazu herzugeben. Für Bettstelle, Tisch, Stühle, Küchengeräthschaften sorgen unsere Ladies, Frauen und Mädchen. Dem Bedürfniß an Vieh, ein paar Kühe, Pferd, zwei Ochsen, Schafe und Hühner werden wir Männer übernehmen abzuhelfen, und dann sollen sich unsere so schwer heimgesuchten jungen Freunde nicht über uns zu beklagen haben. Hat der liebe Gott es zugelassen, daß ihnen Alles geraubt wurde, standen sie in Gefahr, selbst das Leben einzubüßen, und haben sie auch nichts weiter aus ihrer Gefangenschaft mit heimgebracht, als das nackte Leben und ihr bischen Armuth, so hat dafür ihr Heldenmuth und die Geduld, mit welcher sie Alles im Vertrauen auf Gott über sich ergehen ließen, ihnen auch die Herzen ihrer Mitmenschen in Liebe und Verehrung zugewendet. Gott verläßt den nie, der sich auf ihn verläßt. Und damit nun Gott befohlen! Ihr lieben Leute; morgen sehen wir uns hier Alle wieder!" Damit verabschiedete sich Morrison und ritt der Ansiedlung zu; alle andern folgten ihm dann auch bald nach und in kurzer Zeit war der so lebendig gewesene Platz wieder einsam und verlassen.

Alexander Henry und Betty waren bis zu Thränen gerührt und dankten dem Herrn für seine Güte und Treue. Er hatte sie, dem sie vertraut, nicht zu Schanden werden lassen.

Schon zwei Wochen nach ihrer glücklichen Wiederkehr fanden sie sich im Besitze alles dessen, was zu einem Haushalte, wie er damals bei den Hinterwäldlern üblich war, gehörte. Sie waren durch die willige Handreichung ihrer gutmüthigen Nachbarn mit Allem reichlich versorgt und versehen worden, und befanden sich

nun in einem verhältnißmäßig größeren Wohlstande, als dies vor ihrer Gefangenschaft der Fall gewesen.

Nachdem die beiden jungen Leute ihr neues Heim bezogen, lag Alexander Henry aber noch eine andere traurige Pflicht ob. Er wollte der Leiche seines alten Vaters und der seines treuen Knechtes Tom, auf seinem eigenen Grund und Boden die letzte Ruhestätte bereiten und sie in der Nähe des Blockhauses bestattet wissen.

Der nächste Sonntag war dazu festgesetzt — die Stunde des heiligen Tages, wo der westliche Horizont beim Untergange der Sonne erglühete — war zu diesem Trauerdienst von ihm bestimmt worden. Auf den Lichtungen lag noch milder Tagesglanz, während der Wald mehr und mehr das Ansehen der Nacht gewann. Von der Waldgrenze her dehnte sich ein breiter Schattenrand und auch außer seinem Bereiche, den Wiesen, warfen hie und da einsam stehende Bäume in scharfem Umriß dunkle Flecken auf das röthliche Sonnenlicht. Ein hoher Nußbaum warf seinen riesigen Schatten bis an die Grenze des Gartens, der das Blockhaus umgab. Hier hatte der alte Henry oft gesessen und hier befanden sich auch die geöffneten Gräber. Hier sollten die letzten sterblichen Ueberreste des alten Vaters ruhen, und ihm zur Seite Tom, dem keine Angehörigen nachweinten. Auf diesem Platze hatten sich die Ansiedler der Nachbarschaft zur festgesetzten Stunde versammelt. Auf zwei über Steine gelegten Brettern saßen die Angehörigen des alten Henry. Die Gräber lagen zwischen ihnen. Am Kopfende hatte Morrison seinen Platz gewählt, der in Ermangelung eines Geistlichen einige Begräbnißformeln zu vollziehen übernommen hatte. Die beiden Leichen lagen in den roh zusammengezimmerten Särgen, in denen man sie in ihrem ersten Grabe beigesetzt — waren auch nicht geöffnet worden, sondern nur aus der alten Gruft gehoben, um in die neue hinabgesenkt zu werden. Nachdem Morrison mit dem „Our father“ die Feierlichkeit eingeleitet, las er den 90. Psalm aus einer englischen Bibel vor, hielt ein kurzes andächtiges Gebet und erbaute dann die Versammlung durch einen Abschnitt aus „Russels Seven Sermons“, welchen er laut und deutlich vorlas. Ein passendes Begräbnißlied folgte dann dem gelesenen Vortrag, worauf er die religiöse Ceremonie wieder mit dem „Our father“ beschloß. — So einfach die ganze Feierlichkeit auch war, so fühlten sich doch alle tief ergriffen; denn die beiden im Grabe Ruhenden erinnerten Alle zu lebhaft daran, wie treu der Herr über ihr Leben gewacht, und sie aus großer Gefahr ge-

rettet, und daß wohl keiner von ihnen mit dem Leben davon gekommen wäre, wenn Gottes Hand sie nicht so treulich behütet hätte.

Obwohl Alexander Henry aufs tiefste bewegt am Sarge seines alten treuen Vaters stand, konnte er sich doch nicht enthalten von dem, was seine Seele erfüllte, vor seinen Nachbarn Zeugniß abzulegen und einige Worte an die Versammlung zu richten:

„Die gerechte, aber dennoch gnädige Hand Gottes," hob er an, „hat meinen Haushalt und meine Familie heimgesucht. Ich bin längst gewohnt, Leiden und Trübsal mit Demuth zu ertragen. Der Herr, der mir einst reichlich gegeben, hat es wieder genommen. Er, der lange mit meiner Schwachheit Geduld getragen, hatte sein Antlitz im Zorn verhüllt. Seinen Segen schenkte er mir, er ließ mich aber auch sein Mißfallen erkennen. Mein Herz, das anfing, allzusicher zu werden und nicht mehr die Gaben, die Gott mir in Vater, Weib, Haus und Eigenthum verliehen, dankbar genug aus *seiner* Hand hinnahm; ein solches Herz mußte er demüthigen, wenn es sich nicht im Stolz verhärten sollte. Und er *hat* mich gedemüthigt. Ich habe ihn erkannt und bekenne heute vor allen meinen Nachbarn, denen er das Herz also gelenkt, daß sie mir viel Gutes erwiesen. Sollten wir nur das *Gute* aus der Hand Gottes dankbar empfangen und das Schlimme nicht? Wie reich ist aber der Demüthige, der sich im festen Glauben an Gottes unwandelbare Treue hält, auch dann noch, wenn er mit leeren Händen vor ihm steht, es aber nicht unterläßt, diese leeren Hände betend zu ihm zu erheben. Da erschallt auch die Stimme des Dankes mitten in der Einöde und Wüste des Urwaldes. Da öffnet das Herz den Mund zu Lobpreisungen auch unter dem Mordgeheul blutdürstiger Indianer und im Angesichte des Todes."

Als er jetzt inne hielt, fiel sein ernstes Auge auf sein junges Weib, als erwartete er von ihr eine laute Antwort. Allein Betty sah hinab in die zu ihren Füßen geöffneten Gräber, wo die Gebeine ihrer einstigen Gefährten ruhten, die sie getröstet in aller ihrer Traurigkeit und doch den Tag ihrer Wiedervereinigung mit *ihm* nicht erleben durften; sie erinnerte sich an all die eigenen Leiden ihres einsamen und verlassenen Umherirrens, an die ausgestandenen Leiden ihrer langen Gefangenschaft unter den Wilden, und den Blick abwendend, schien es ihr zu schwer zu werden, in den erhabenen und demüthigen Ausdruck der Hingebung ihres Gatten in Gottes Willen und Wegen einzustimmen.

Fragend richtete nun Alexander seinen Blick auf die um ihn versammelten seiner, oder vielmehr Betty's Angehörigen, auf den alten Vater und die alte Mutter Bettys, den Onkel, die Söhne desselben — aber Niemand von ihnen hatte ein Wort der Erwiderung, wie es Alexander so gern vernommen hätte.

„Ist Niemand unter euch, der den Herrn preisen möchte an offenen Gräbern? Die Rothhäute sind über mein Eigenthum hergefallen, sie haben meine Heerde geraubt; über meiner Wohnung hat der Feuerbrand gewüthet; mein Vater fiel unter den Streichen ihrer Tomahawks, mein Weib schleppten sie hinweg, meinen treuen Helfer ermordeten sie und Gott ließ dies Alles zu! Ist Niemand hier, der bekennen möchte: Der Herr ist ein gerechter Richter? O, daß unser Lob- und Dankgebet lauter wäre, als das furchtbare: ‚Whoop!‘ der Wilden, das würde dem Herrn ein wohlgefälliges Opfer sein!“

Es folgte ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen. Endlich erhob sich der alte Dan Umbach, der Vater Bettys und erwiderte mit ruhiger, fester Stimme:

„Der Herr, der einem Jeden nach seiner unerforschlichen Weisheit zumißt das rechte Maß der Leiden und Freuden — der Herr ist gerecht, wir aber sind Sünder. Auch die unwissenden Heiden sind Diener seines Willens und wenn sie vernichten, was wir mühsam aufbauen und erwerben, dann sollen wir erkennen: Er sei der Herr! Im Thränenwasser der Trübsal hat er zu uns geredet, aber seiner Gnade verdanken wir es, daß wir seine Stimme hören und verstehen!“

Ein Schimmer der Freude verbreitete sich über das Antlitz des jungen Mannes bei diesen Worten seines Schwiegervaters.

„Rothhäute waren es,“ hob Alexander wieder an, „durch welche die Hand Gottes uns heimsuchte, freilich, mich und mein Weib am schwersten. Sie nahmen uns Alles, schleppten uns in die Gefangenschaft und rissen den Gatten von der Seite der Gattin, mordeten den Vater, zerstörten unser Eigenthum, entrissen den Eltern die Kinder, dem Vater den Sohn, den Eltern Bettys die Tochter und doch waren sie trotz alledem nur die Diener des göttlichen Willens, ohne dem uns kein Haar vom Haupte fallen kann. Ich sage: Der Herr ist heilig in allen seinen Wegen! Denn waren es nicht auch die Rothhäute, die in der Hand des Herrn die Werkzeuge zu unserer Wiedervereinigung wurden? Haben nicht zwei rothe edle Männer ihr eigenes Leben gewagt, um das unserige zu retten? Haben sie nicht Alles gethan, uns das harte Loos der Gefangenschaft so erträglich wie möglich zu machen? Haben sie

nicht alle Gefahren, Entbehrungen und Strapazen mit uns getheilt? Und wer war es, der ihnen das Herz lenkte, daß sie gegen die ihnen sonst so verhaßten Bleichgesichter — die ihnen freilich auch Alles nahmen — so milde und gütig gesinnt wurden? Wer hat meinen rothen Freund Pontiac gelehrt, sich in fast selbstvergessender Hingebung an mich anzuschließen, die einzig in ihrer Art dasteht und beispiellos in der Geschichte des rothen Volkes ist? Das Alles hat der Herr auch gethan! Der Herr, der die Herzen der Menschen, auch das des rothen Mannes, nach seinem Willen lenkt! Sollten wir nicht bekennen: ‚Der Herr ist barmherzig, gnädig und von großer Güte und Treue?‘ Oeffnet euren Mund zu Lobpreisungen, daß auch das dankbare Herz der Demüthigen nicht verborgen bleibe!“

Wiederum tiefe Stille der Anwesenden.

„Hat denn keiner mehr eine Stimme, den Herrn zu preisen und zu bekennen: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!?“

Hierauf wandte er sein forschendes Auge wieder auf Betty, die da saß, ein Bild tiefen Schmerzes; während jeder von der Versammlung sich einen verstohlenen Blick auf ihr bleiches Gesicht erlaubte, herrschte eine athemlose Stille. Das Auge ihrer alten Mutter schaute ernst auf die Tochter herab. Endlich hauchte Betty mit sanfter, kaum hörbarer Stimme die Worte:

„Der Herr betrübt wohl, aber er erbarmt sich auch wieder nach seiner großen Güte! Darum lobe den Herrn meine Seele und danket ihm, denn seine Güte währet ewiglich!“

„Und nun weiter,“ hob Alexander von neuem an. „Wohl hat der Herr genommen — er hat aber auch wiedergegeben; dem Gatten die Gattin und beiden gute Freunde und getreue Nachbarn — und deß zum Zeugen steht drüben das neue Blockhaus mit allem, was darinnen ist; besitze ich einen Viehreichthum, wie ich ihn nie zuvor besaß. Darum danket dem Herrn, aber danket auch den Menschen, die um des Herrn und ihres Nächsten willen so Großes an uns gethan. Ja, liebe Freunde und Nachbarn, habet Dank im Namen des Herrn, der euch das Herz gelenkt, dem Dürftigen mitzutheilen. Habt Dank und Gott vergelte es! Ihm aber bekennen wir angesichts dieser offenen Gräber: Lobe den Herrn meine Seele! Amen!“

Unter feierlicher Stille wurden nun die Gebeine der Entschlafenen hinabgelassen in das offene Grab, das von den jungen Männern bald mit Erde bedeckt war, worauf Morrison den Segen des Herrn über sie aussprach.

Ueber der Ruhestätte der Entschlafenen drückten sich die Freunde und Nachbarn die Hand zum Abschiede und bald darauf sah man sie sich nach allen Seiten hin zerstreuen und in der beinahe eingetretenen Dunkelheit verschwinden.

— — — — — — — — — — — — — —

Von diesem Tage an schien auf Alexander Henry's Ansiedlung Gottes Segen zu ruhen. Immer mehr lichtete sich um das neue Blockhaus der Wald und die Felder wurden stumpenfrei, da es der junge Ansiedler an seinem Fleiß nicht fehlen ließ. Die Abholzung des Waldes auf den neu ausgelegten Feldern ging rasch von statten. Kein Unwetter schädigte die Saaten und kein wildes Thier durchbrach die schützenden Zäune. Auf den eingehegten Feldern und im Walde weidete eine kleine Heerde und das Vieh gedieh vortrefflich.

So war das Jahr 1760 herangekommen, aber zur selben Zeit, als Canada der britischen Krone zur Beute wurde, drohten im Süden an den Grenzen von Carolina wieder düstere Kriegswolken. Die wilden Stämme daselbst hatten schon seit längerer Zeit verschiedene britische Ansiedler wieder beunruhigt. Vergeblich bestrebten sich die Cherokeesen als Freunde und Verbündete der Engländer und als die kühnste und aufgeklärteste der wilden Nationen jener Gegend, den Frieden aufrecht zu erhalten. Auch ihre Geduld ging allmählig auf die Neige. Durch Unbilden, welche ihnen von ihren Freunden, von Seiten virginischer Grenzjäger, zugefügt wurden und durch die Verrätherei des königlichen Gouverneurs von Carolina gereizt, griffen sie im Frühjahr 1760, sie und die mit ihnen verbündeten Stämme von Tennessee, Alabama und Georgia, zu den Waffen. Im Verlaufe von wenigen Wochen wurden die westlichen Grenzen von Carolina mit Feuer und Schwert verheert, nachdem französische Sendlinge auf die Stimmung der Indianer mächtig eingewirkt hatten und die Cherokeesen von Louisiana aus mit Kriegsbedarf aller Art versehen worden waren. Bestürzt und bedroht rief die weiße Bevölkerung laut um Hilfe.

Es war im Monat Mai 1761, als zwei Reiter auf müden Rossen dem Städtchen Bethabara, dem Orte der Brüdermission, zutrabten. Der eine der Reiter, ein Mann von ungefähr vier- bis sechsunddreißig Jahren, saß hoch aufgerichtet zu Pferde; seine kräftige Gestalt zeigte Muth und Entschlossenheit, sein von der Sonne gebräuntes Gesicht, von einem dunklen Bart umrahmt, war angenehm, ja, schön zu nennen. — Sein Begleiter war nicht

viel älter und hatte ein rundes, behagliches Gesicht; in den munter und lebhaft blitzenden Augen waren Frohsinn und Heiterkeit ausgeprägt. Er war von kleiner, gedrungener Gestalt und wie ein Grenzjäger gekleidet, während sein Begleiter die landesübliche Kleidung der Ansiedler trug. Die Reiter lenkten ihre Pferde nach dem einzigen Hotel des Ortes, „Hotel Bethabara" genannt, welches zugleich von den Ansiedlern als Versammlungsort zur Besprechung bürgerlicher oder politischer Angelegenheiten benutzt wurde. Nachdem sie ihre Pferde in dem Schuppen angebunden und denselben einige Maiskolben vorgeworfen, traten sie in den „Barroom". Dieser war gedrängt voll von kräftigen Hinterwäldlergestalten, welche zum Theil in der Nachbarschaft des Städtchens, zum Theil auch wohl in demselben selbst wohnen mochten; alle aber lauschten der Rede eines wettergebräunten Ansiedlers. Die Mittheilungen, welche dieser seinen Mitbürgern machte, schienen ziemlich kriegerischer Art zu sein, denn der größere Theil der Versammelten hatte sich bewaffnet und sah dann und wann auf Flinte und Messer mit bedeutungsvollen Blicken herab.

„Wollen wir nun noch," fragte der Redner, „angesichts solcher Thatsachen, warten, bis uns die Cherokees, Chikasaws, Creeks und wie das rothe Volk sonst noch heißen mag, über den Hals kommen, unsere Häuser niederbrennen, unsere Weiber und Kinder morden und rauben? Die Regierung hört unsern Nothschrei nicht und wird so lange warten, bis die rothen Schlingel erst wieder ein paar Dutzend Ansiedlungen niedergebrannt haben. Ich habe gehört, daß die nordwestlichen Stämme jenseits der Alleghanies und an den Ufern der Seeen sich auch zusammenrotten wollen, und da sie die Cherokees hassen, möchten sie uns vielleicht durch ihre drohende Haltung einen Dienst erweisen und die Regierung zum schnellen Einschreiten veranlassen. An der Spitze jener Indianer soll ein tüchtiger Häuptling des Ostens stehen, der aber die von ihm angezettelte Verschwörung sehr geheim gehalten wissen will. Was geht sie denn auch uns an, wenn wir uns nur die Häuptlinge der Cherokees vom Halse halten — den heuchlerischen Attakolla und seinen großen Kriegshäuptling, den Oconostota, die sich immer unsere Freunde nannten und nun in der schändlichsten Empörung gegen uns begriffen sind. Da könnt ihr sehen, wie man sich auf die Worte eines Indianers verlassen kann!"

„Das ist ja recht interessant und sind ohne Zweifel wichtige Nachrichten für die Ansiedler — Krieg, Empörung, Verschwö-

rung!" flüsterte der ältere der eben angekommenen Reiter, indem er sich an seinen Gefährten wandte. „Wollt Ihr nicht auch ein Wort reden, Herr Henry?" fragte er dann seinen Begleiter. „Ich weiß, daß Ihr gerade auch nicht stumm seid, wenn es zu reden gilt."

„Laßt uns lieber wieder hinausgehen, Herr Croghan, und uns vor der Thür aufhalten, mir wird ganz schwindlig in dem Tabaksqualm," sagte Alexander Henry zu seinem Gefährten Croghan, den wir hier also wiederfinden. Beide verließen hierauf das Zimmer und traten ins Freie. Aber kaum hatten sie sich hier etliche Minuten aufgehalten, als die Versammlung ihnen folgte, die wohl, so meinten sie, inzwischen aufgelöst worden war und eben auseinander zu gehen im Begriff stehe. Mitten unter den Männern befand sich aber eine Rothhaut, deren Gesichtszüge ein Gemisch von Wildheit, Verschlagenheit und Erstaunen zeigten. Er wurde von der Menge mehr geschoben und gedrängt, als ihm vielleicht lieb sein mochte, denn seine blitzenden Augen suchten fortwährend einen hinter ihm Zurückgebliebenen, da er sich unausgesetzt umsah und in den verlassenen Raum zurückblickte. Sein Gliederbau, weniger kräftig als behend, deutete auf kein jugendliches Alter mehr und an der Malerei, welche Gesicht und Brust zierte, konnte man ihn sofort als einen Indianer des Nordwestens erkennen. Er war also weder ein Cherokee noch sonst eine Rothhaut des Südens, sondern ein Nordländer oder, wie man sich in damaliger Zeit auszudrücken pflegte, des „großen Westens."

Kaum sah sich die Mehrzahl der im Barroom versammelten Hinterwäldler draußen vor der Thür, als auch schon ein paar kräftige Arme, noch ehe er sich dessen versah, den Indianer umfaßten und auf ein paar große Tabaksballen hoben, die übereinander geschichtet vor der Thür auf einem zweiräderigen Karren lagen. Der derbe Hinterwäldler, der dies Kunststück ausgeführt, klomm ihm dann auf den Karren nach und stand nun neben dem Indianer auf dieser künstlichen Rednerbühne. Die Versammlung war also nicht aufgelöst, sondern sollte — wohl nur des drinnen herrschenden Tabaksqualmes willen — hier draußen nun fortgesetzt werden.

„Merkt einmal auf meine Worte, ihr Männer von Carolina," hob der derbe Hinterwäldler nun an, „ihr wißt, daß die Indianer von den Franzosen aus dem Süden her gegen uns aufgehetzt worden sind und daß sie von dort her auch mit Waffen versehen werden. Wir hier an unseren westlichen Grenzen haben ihre Wuth schon öfters erfahren müssen. Jetzt beabsichtigen sie

zunächst den Ort Bethanien anzugreifen und zu überfallen; doch das sind nicht die Cherokees, sondern die Rothhäute, die in Tennessee wohnen und in den Bergen sich herumtreiben. Armherst, der englische Befehlshaber, hat uns zwar Truppen zugesagt, aber sollten wir nicht unsern Brüdern in Bethanien eine Warnung zukommen lassen, damit sie sich bereit halten, wenn die Indianer wirklich über sie herfallen sollten? Ehe Armherst's Truppen uns erreichen, kann schon viel Unglück angerichtet sein. Vor einer Woche haben sie in den Bergen einen Emigrantenzug überfallen und Alle mit Mann und Maus niedergemacht, das heißt, wenn der rothe Bursche hier mir die Wahrheit gesagt und mich nicht belogen hat. Fühlt ihr euch nun noch immer so sicher, als ob zwischen hier und den Felsengebirgen des großen Westens nicht eine rothe Haut zu finden wäre, da ihr nun wißt, daß sie keine hundert Meilen von uns entfernt sind?"

Jetzt richteten sich Aller Augen auf den Indianer, der sich aber durchaus nicht mehr so unbehaglich auf seinem erhöhten Standpunkt zu fühlen schien, als zuvor im Zimmer, sondern seine Blicke unausgesetzt auf Alexander Henry und Croghan ruhen ließ, wobei ein gewisses Lächeln seinen Mund umspielte.

„Nun, mein rother Bursche, willst du denn nicht reden?" rief ihm jetzt ein Hinterwäldler zu. „Da du dich der Bekanntschaft mit Christopher Gist und mit Kapitän Smith gerühmt hast, mußt du auch mehr von ihnen wissen, als wir; erzähle uns jetzt einmal, was du weißt und was du gesehen hast. Wir wissen wohl, daß ihr Rothhäute des Nordwestens keine besonderen Freunde der Cherokees und ihrer Verbündeten seid, ebensowenig wie der Engländer und hättest du dich nicht auf jene beiden genannten Männer, Gist und Smith, berufen, die uns gar wohl bekannt sind, du ständest wohl kaum noch mit heiler Haut unter uns. Da du dich aber auch so willig einfangen ließest und so freundlich mit uns thust, wollen wir dir auch glauben und jetzt gieb uns Kunde von dem, was du weißt und was du gesehen hast."

Als Alexander Henry und Croghan die Namen von zwei Männern nennen hörten, die ihnen nur zu bekannt waren, horchten sie auf und richteten ihre Blicke nun auch auf den Indianer. Dieser hatte ihnen aber in demselben Augenblick, als ihre Augen ihn trafen, schlauerweise den Rücken zugekehrt, so daß sie ihm jetzt nicht ins Gesicht sehen konnten.

„Turkey-leg ist Attakolla, dem Häuptling der Cherokees, auf dem Kriegspfade entgegen gegangen," begann der Indianer. „Er hat ihn gesehen und auch die Läufer der Stämme von da und

dort“ — wobei er mit der Hand nach Westen und Süden deutete — „haben am Berathungsfeuer gesessen und die Pfeife geraucht in Attakollas Wigwam. Der weiße Vater vom Süden hat die Cherokees zum Zorn gereizt; er hat Verrath an ihnen geübt und ihre Abgesandten ermorden lassen. Dafür sollen nun alle Bleichgesichter auf den Jagdgründen der rothen Krieger von den Cherokees und ihren rothen Bundesgenossen vernichtet werden. Attakolla hat überall hin Botschaft gesandt, zu allen Stämmen, auch an den Ohio. Die Ottawas, Delawaren, Pottawattamees, Miamis und Shawnees sind aber tapfere Krieger und leben mit den Bleichgesichtern, die sich Rothröcke nennen, in Frieden. Pontiac, der tapfere Häuptling der Ottawas, liebt aber die Bleichgesichter, die in den blauen Bergen wohnen; er liebt das Bleichgesicht, das sich Gist nennt; er liebt besonders seinen weißen Bruder Alexander Henry und dessen gute Squaw, Betty, und auch den tapferen Jäger und Pfadfinder Croghan. Er sandte darum Turkey-leg zu seinen Freunden, damit er sie warne, daß sie sich vor Attakolla und seinen Kriegern hüten möchten. Sie sollen ihre Wigwams verlassen und so lange in die festen, starken Häuser gehen, bis der Zorn der Cherokees vorüber ist, oder bis sie von den Rothröcken zum Friedenhalten gezwungen worden sind. Das ist die Botschaft, die ich auszurichten hatte und die mir der Oberhäuptling der Ottawas für seine bleichen Freunde in den blauen Bergen aufgetragen hat. Die weißen Männer haben aber Turkey-leg ergriffen und mitgenommen; die weißen Männer mögen nun selbst die Brüder ihres Stammes warnen und den Freunden Pontiacs die Botschaft bringen.“

Mit großem Erstaunen hatten die beiden Männer, Henry und Croghan, dem Indianer zugehört und ihn mit keinem Blick ihrer Augen verlassen, als er aber jetzt schwieg und sich nach ihnen umwandte, glitt ein Lächeln der Befriedigung über sein Antlitz, denn er sah, wie die beiden Männer nun überrascht auf den Karren zueilten, um den alten rothen Freund und treuen Genossen früherer Tage zu begrüßen und von Herzen willkommen zu heißen. Aber auch alle Anwesenden waren nicht weniger überrascht, als unsere beiden Freunde selbst, und an der Art und Weise, wie nun die zwei weißen Männer und die Rothhaut sich gegenseitig begrüßten und willkommen hießen, erkannte Jeder in der Versammlung, daß diese drei Männer e i n Herz und e i n e Seele waren und wohl schon mehr als ein Abenteuer mit einander erlebt haben mochten und vielleicht schon mancher Gefahr unerschütterlichen Muthes ins Auge geschaut hatten.

Die Begrüßung zwischen den drei alten Reisegefährten war denn auch eine wirklich herzliche. Selbst Turkey-leg konnte sich nicht enthalten, den Männern wieder und immer wieder die Hand zu schütteln und ihnen dabei die freundlichsten Grüße von Langlade, seiner Gattin Marie und Pontiac auszusprechen. An Alexander Henry hatte er einen Brief von Langlade abzugeben, dessen Inhalt die Veranlassung wurde, in dem Lebensgange Henry's und seiner Gattin eine tiefeinschneidende Veränderung herbeizuführen. — Alles das, was Turkey leg hier vor öffentlicher Versammlung ausgesprochen, hatte Croghan, von Christopher Gist damit beauftragt, bereits an Alexander Henry berichtet und ihm mitgetheilt, welche neuen Gefahren seiner Ansiedelung und den seiner Nachbarn an der Grenze seitens der gereizten, aufgeregten und aufgehetzten Indianer drohe. Croghan hatte gerade zu diesem Zwecke seine Reisen bis hierher zu Alexander Henry ausgedehnt, um ihn zu warnen, damit sich nicht ein zweites derartiges Unglück wiederhole, wie es schon einmal geschehen war; Christopher Gist und Pontiac hatten also ihre Freunde in den blauen Bergen keineswegs vergessen, und Alexander Henry befand sich bereits in Folge der von Croghan gebrachten Warnung auf dem Wege nach Bethanien, wohin er sich auf Bitten Morrisons begeben hatte, um Kapitän Smith ebenfalls die Nachricht von dem Indianeraufstande zu bringen — freilich wußten sie nicht, daß es die Rothhäute auf diese neue Ansiedlung zuerst abgesehen hatten, und erfuhren dies erst durch Turkey-leg. —

Morrison hatte bereits seine Vorbereitungen für einen plötzlichen Ueberfall getroffen und Betty befand sich, während Henry die etwa 40 Meilen weite Reise nach Bethanien antrat, in der Niederlassung, die nun schon in eine starke Festung umgewandelt worden war.

Die Thatsache einer allgemeinen Verschwörung der reichsten und tapfersten Indianerstämme des Südens und der Gebirge war nunmehr in den Augen der versammelten Kolonisten keinem Zweifel mehr unterworfen. Drei der glaubwürdigsten Männer hatten davon Zeugniß abgelegt: Gist, Croghan und der Indianer, und nun begann man augenblicklich eine besondere Berathung darüber zu veranstalten. Dieser Berathung wandten nun auch die drei Männer ihre ganze Aufmerksamkeit zu. Es bildeten sich zunächst Gruppen, welche im lebhaften Verkehr miteinander stehend, in überraschend kurzer Zeit zu Entschlüssen und Resultaten gelangten.

Auch Henry und Croghan wurden besorgt. Die Nachrichten von dem beabsichtigten, vielleicht nahe bevorstehenden Ueberfall

der neuen Niederlassung, welche Turkey-leg gebracht, machten sie noch besorgter; da ja alle drei Männer auch in einem freundschaftlichen Verhältniß zu Kapitän Smith standen, und auch für die Morrison'sche Ansiedlung und sein eigenes Heim fürchtete Alexander das Schlimmste. Turkey-leg hatte als Läufer und Bote Pontiacs den Auftrag, von Stamm zu Stamm zu gehen und den Wampumgürtel zu einem geheimen Bündniß auch unter den südlich wohnenden Stämmen zu tragen; freilich hatte er unter diesen Stämmen nicht viel für seinen Zweck ausgerichtet — dabei aber doch manches von ihnen erfahren. Ueber seine geheime Sendung hatte der Indianer sich wohl gehütet, etwas verlauten zu lassen.

Nach kurzem Bedenken und einer leise geführten Unterhaltung mit seinen beiden Freunden, erklomm Croghan den Karren, stellte sich hoch auf den Tabaksballen und richtete folgende Worte an die Versammlung:

„Mitbürger! Ich habe mich entschlossen — ihr kennt mich ja Alle und wißt, daß ich als Jäger und Pfadfinder gegenwärtig im Dienste der Ohio-Land-Company stehe — heute nach der Ansiedlung Bethanien und zwar sogleich aufzubrechen, und meinem Freunde, Kapitän Smith, mit seinen Leuten die beabsichtigte Warnung zukommen zu lassen. Unsere Soldaten, die Armhorst senden will, können nicht vor fünf bis sechs Tagen aufbrechen und würden dann erst in zehn bis zwölf Tagen hier eintreffen. Inzwischen müßt ihr euch zunächst selbst zu helfen suchen, wenn es Noth haben sollte. Ich werde den Weg nach Bethanien antreten, meine beiden Freunde, Herr Henry und Turkey-leg, werden nach Mont Pisgah zurückkehren, da sie dort vielleicht noch nöthiger sein werden, als irgendwo anders, vorausgesetzt natürlich, daß wir unterwegs nicht selbst unsere Kopfhäute verlieren. Und damit lebet denn wohl, haltet euch brav und behüt euch Gott! Vergesset auch nicht die Parole des freien amerikanischen Bürgers, sie heißt: „Freiheit oder Tod!" God by!"

Ein donnerndes dreimaliges: „Hurrah! Hurrah! Hurrah! Herr Croghan!" belohnte den Jäger und Pfadfinder, der Allen nur zu wohl bekannt war. Darauf zerstreuten sich die Männer — nachdem sie Läufer ausgesandt — mit dem Versprechen, am nächsten Tage sich wieder im Hotel einzufinden und weitere Nachrichten von den Spähern, die bereits ihr Amt angetreten, über den Indianeraufstand entgegenzunehmen.

Die drei Männer begaben sich ins Haus zurück, um noch ein wenig zu rasten und ihren Pferden eine kurze Erholung zu gönnen, bevor sie die Reise antraten.

Hier gewann Alexander Henry nun auch endlich die Muße, den ihm von Pierre Langlade übersandten Brief durchzulesen. Was der alte treue Freund schrieb, war nichts mehr und nichts weniger, als daß er sein Besitzthum in Carolina verkaufen und mit seiner Betty zu ihm und seiner Marie nach Fort Mackinac kommen, dort seinen Wohnsitz nehmen und mit ihm das Geschäft des Pelzhandels betreiben sollte, das im Laufe der letzten Jahre so bedeutend an Umfang zugenommen, daß er sich nach einem treuen und zuverlässigen Mitarbeiter umzusehen genöthigt sah. Dazu kam, daß sein Bruder Louis, der Seefahrer, vor etlichen Monaten plötzlich gestorben war. Da dieser weder eine Familie noch sonstige Erben hinterlassen, so war ihm auch dessen Eigenthum als Nachlaß zugefallen, wozu auch die Barke gehörte, welche der Verstorbene als Kapitän geführt, und vermittelst deren er die Beförderung der Pelzwaaren besorgt hatte. Da Langlade seinen Freund Henry nicht nur als einen tüchtigen und zuverlässigen Mann, sondern auch als einen geschickten Seefahrer kennen gelernt, so beabsichtigte er, ihm die Leitung und Führung der Barke zu übergeben — ihn überhaupt als seinen Geschäftstheilhaber bei dem gewinnbringenden Pelzhandel zu engagieren und den Gewinn mit ihm zu theilen.

„Da die Zeiten im Süden“, schrieb Langlade an Alexander Henry, „wieder sehr unsicher geworden sind, du auch vor den Ueberfällen der Indianer und gänzlicher Beraubung deines Eigenthums, oder gar das einer neuen Gefangenschaft unter den Rothhäuten, keinen Augenblick mehr sicher bist, hier bei uns aber nun, nachdem die Engländer Herren von ganz Canada geworden, sie auch Fort Mackinac besetzt haben, in völliger Sicherheit leben kannst — so solltest du dich keinen Augenblick besinnen, auf meinen Vorschlag einzugehen und mein ehrlich gemeintes Anerbieten anzunehmen. Dazu kommt, daß meine Marie keinen dringenderen Wunsch hat, als mit Deiner Betty zusammen zu leben und ihre Freundin um sich zu haben. Ihr Vater ist ja, wie Du weißt, nun auch gestorben und zu seiner Ruhe eingegangen, und die Eltern Betty's auch. Was könnte Euch also noch zurückhalten und bewegen, Deinen eigenen Vortheil, den Du in meinem Anerbieten erkennen mußt, nicht wahrzunehmen. Komme nur getrost zu mir, und ich weiß, wenn Du es thust, wir werden gut miteinander fertig werden; Du wirst den Schritt auch niemals zu bereuen haben. Das Geschäft des Pelzhandels geht jetzt wieder, nachdem der Krieg zwischen Frankreich und England beendet ist, ganz vorzüglich, und ich stehe Dir für Alles gut. Fehlt es Dir an Geld,

so gieb Turkey-leg einen Wink und ich sende Dir von Detroit aus, was Du für die Reise bedarfst oder sonst noch gebrauchst. Laß mich aber bald erfahren, ob Du kommst oder nicht. Bis dahin bleiben wir unter freundlichen Grüßen Eure treuen Freunde!

Pierre Langlade und Frau."

Als er den Brief zu Ende gelesen, versenkte er sich in tiefes, stilles Nachdenken über den Inhalt desselben. Nach einer Weile besprach er dann die Sache mit Croghan, welcher ihm den Rath gab, das Anerbieten anzunehmen und nicht lange zu säumen, sondern sobald als thunlich nach Mackinac überzusiedeln. Er selbst hatte seinen Wohnsitz in Fort Detroit aufgeschlagen, wo er seine Frau zurückgelassen, und von wo aus er ihn dann bald mit seiner Frau in Mackinac besuchen wollte.

Alexander versprach die Sache mit seiner Betty zu besprechen. Sein Grundstück und das seiner verstorbenen Schwiegereltern, sagte er, könne er jeden Tag an Morrison, der es gern übernehmen würde, für einen annehmbaren Preis verkaufen, und wenn Betty willens sei, ihre bisherige Heimath mit dem öden, einsamen Mackinac zu vertauschen, so stände seiner Uebersiedelung nach dem Fort nichts im Wege.

Nachdem Turkey-leg den beiden Männern noch manches Interessante mitgetheilt, verabschiedete sich Croghan von ihnen und trat seine Reise nach Bethanien an, während die beiden alten Reisegefährten ihren Weg nach Mont Pisgah einschlugen.

* * *

Der Huronsee ist beinahe so groß als der Superiorsee; vom St. Blair-River bis zur Insel Mackinac reichend; etwa 270 Meilen lang und in seiner weitesten Ausdehnung etwa 150 Meilen breit, enthält er also nahezu einen Umkreis von 1100 Meilen. Die hauptsächlichsten Buchten oder Busen in diesem großen vortrefflichen Wasserbecken sind Georgienbay, Gloster, Nahdoomasahge und Saginaw. Man sagt, daß mehr als 3000 Inseln an dem nordöstlichen Ufer dieses Wassers der verschiedensten Gestalten und Größen zu finden sind. Sie bestehen wesentlich aus Granitfelsen, zwischen denen nur die Pflanze des Immergrünes sich an den Felswänden emporrankt, sonst aber fehlt es ihnen gänzlich an fruchtbarem Boden und Pflanzenwuchs. Nächst dem berühmten Niagarafall präsentiren diese Inseln dem Auge des Reisenden die denkbar schönsten und romantisch-wildesten Bilder. Einige von ihnen erheben sich thurmhoch in die Luft und ihre kahlen, unfruchtbaren Felsen strecken ihr rauhes Haupt in wunderbar abwechselnden Formen in die Wolken empor, während

andere mit Bäumen bedeckt sind, wie Cedern, Fichten, Schwarztannen u. s. w., deren mannichfaches grünes Blätterdach dem Auge des Beschauers die lieblichste Abwechslung gewährt. Ueberschaut man die Oberfläche des Wassers, so weit das Auge reicht, so erblickt man überall große Schwärme von Seemöven, Enten und anderen Wasservögeln, welche sich auf dem Wasser und über demselben im lustigen Fluge tummeln. Die Wasserstraßen und Busen sind so zahllos, daß es für einen Unbekannten gänzlich unmöglich ist, sich in ihren Schlangenwindungen zurecht zu finden oder auch nur zwischen denselben hindurch zu gelangen, und selbst Diejenigen, die in diesem Meer von Straßen bekannt sind, haben sich oft genug in ihren Kreuz- und Queerwindungen verirrt. Ein alter christlicher Indianer sagt darüber: „I have never taken this route without a guide well acquainted with the coast; but with this precaution we have sometimes found ourselves penned up in a bay, and have been obliged to make our way back again."

Das La Croche-Gebirge (oder Berge) an dem Hauptufer des Sees, welches fast nur aus Inseln besteht, die aus dem Wasser hoch emporragen, gewährt ein wahrhaft großartiges Bild von wunderbarer Erhabenheit und seltener Großartigkeit. Sie bestehen hauptsächlich aus Felsen von weißem Feuerstein gebildet und gewähren, von einer bestimmten Entfernung aus gesehen, den Anblick von Bergen, deren Kuppen mit Schnee bedeckt sind. Auf diesen Felsenbergen — so behaupten die armen abergläubischen Indianer — haben die Donnergötter (thunder-gods) oder Adler ihre Wohnungen und brüten hier ihre Jungen aus. Die beiden Inseln „Great und Little Manitoolin-Islands" genannt erstrecken sich fast in der Mitte des Sees in nordöstlicher Richtung, als wollten sie wie Vater und Mutter ihre tausende von kleinen Kindern vor den ungestümen Wellen des Huronsees schützen. Diese beiden Eilande sind fast gänzlich unfruchtbar und so arm an Pflanzenwuchs, daß nicht einmal ein Stück Wild sich auf ihnen aufhalten und ernähren kann, ein Jäger sich hier also vergeblich nach einem ergiebigen Jagdvergnügen umsehen würde. Indes zeugen die Wunder der Natur, welche diese Inseln dem Beschauer vor Augen stellen, von der Allmacht und Größe ihres Schöpfers, daß unwillkürlich der denkende Mensch in die Worte des Psalmisten mit einstimmen muß: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!" —

Das mochten auch wohl die Gedanken sein, mit welchen die kleine Reisegesellschaft in der Barke des Pierre Langlade die

Inseln betrachtet hatte, als sie ihren Kurs weit genug nordostwärts fortgesetzt, den Inseln nun den Rücken kehrten und direkt westwärts segelten.

Es war Ende des Monats August 1761, als Alexander Henry mit seiner Gattin, dem Indianer Turkey-leg und Langlade nebst Gattin Detroit, das Alexander glücklich erreicht, verlassen und diesmal die Reise nach Mackinac an dem östlichen Ufer des Huronsees angetreten hatten.

Alexander Henry und seine Gattin hatten sich schnell entschlossen, ihr Besitzthum zu verkaufen und das Anerbieten Langlade's anzunehmen. Nach Verlauf von drei Wochen nach dem Erscheinen Turkey-leg's waren sie mit ihren Vorbereitungen zu der weiten Reise so weit gediehen, daß sie dieselbe antreten konnten. Turkey-leg war ihnen längst vorausgeeilt und hatte die Nachricht nach Detroit, wo Langlade eine zweite Niederlage für seinen Pelzhandel eingerichtet und sich dort mit seiner Gattin aufhielt, gebracht, daß seine Freunde nachkommen würden. Spätestens im Monat August wollten sie, wenn alles glücklich von statten ginge, in Detroit eintreffen. Croghan war nicht von Bethanien aus nach Detroit zurückgekehrt, sondern bei Alexander Henry geblieben, und da er im Auftrage der Ohio-Compagnie mit der Absicht reiste, die Ansiedler diesseits der Alleghanies zu bewegen, die Berge zu übersteigen und sich im Ohiothale anzusiedeln — in dem Gebiete, welches nun unbestritten der Ohio-Compagnie gehörte — so hatte er auch unter den Ansiedlern der dortigen Gegend versucht, diesem Auftrage gewissenhaft nachzukommen, also eigentlich durch sein Bleiben nichts versäumt. Seine Versuchsreisen waren freilich in dieser kriegerischen Zeit nicht allzu reichlich belohnt worden, indes hatte er gethan, was von Seiten der Compagnie gewünscht wurde und die Leute zu bewegen gesucht, nach den Besitzungen der Compagnie auszuwandern. Als Alexander Henry die Reise antrat, begleitete Croghan seine Freunde, kam glücklich mit ihnen in Williamsburg, Virginien, an, erstattete hier den Männern der Ohio-Compagnie Bericht und begab sich nun mit den beiden Reisenden nach New York, Albany und Buffalo, wo sie ein Schiff bestiegen und nach Detroit segelten. Hier langten sie Mitte August glücklich an und fanden Langlade nebst Gattin und Turkey-leg ihrer harrend. Croghan blieb in Detroit, von wo aus er seine Reisen im Interesse seiner Compagnie nach dem Süden und Westen wieder anzutreten beabsichtigte. Die andern bestiegen die Barke — Turkey-leg auf Wunsch Pontiac's, der ihm aufgetragen, seine Freunde zu begleiten — und

segelten nun, nachdem sie den St. Clairsee und den Fluß gleichen Namens passirt, am östlichen Ufer des Huronsees nach Norden, und wir haben schon gehört, daß sie Ende des Monats August die Inseln passirt hatten und sich nun direkt westwärts wandten. —

Nach einer langen und ermüdenden Seereise über den Huronsee kann nichts so erfrischend und belebend auf den Reisenden wirken, als der erste Anblick des herrlichen Bildes, welches die Insel Michilimackinac seinem Auge gewährt. Am westlichen Horizont erheben sich stolz und schroff die hohen steilen Felsenwände über dem Wasserspiegel und drücken ihre Umrisse wie ein großes Gemälde am Hintergrunde des Himmels ab. Auf ihrer höchsten Spitze erhebt sich das Fort, an welchem heute das amerikanische Sternenbanner auf seiner luftigen Höhe lustig flattert.

Der Name der Insel ist zusammengesetzt aus den beiden Wörtern „Missi" oder „Missil" und bedeutet „groß", und „Mackinac" ist ein indianisches Wort, welches Schildkröte bedeutet. Da die Indianer sich einbildeten, die Insel habe Aehnlichkeit mit einer großen, auf dem Wasser liegenden Schildkröte, so gaben sie ihr den Namen „Michilimackinac".

Die Insel ist nicht nur ein sehr interessanter Platz wegen ihrer schönen romantischen Lage, sondern auch wenig ihrer historischen Bedeutung aus der Vergangenheit und auch um ihrer seltenen Naturschönheiten willen. Ihr Umfang beträgt ungefähr neun Meilen und ihr höchster Punkt erhebt sich etwa 300 Fuß über dem Wasserspiegel. Die Stadt liegt an einem kleinen Busen am äußersten südlichen Ende der Insel und ist rund um denselben erbaut. Auf ihrer reizenden Lage weilt das Auge des Beschauers von seiner luftigen Höhe gern, denn die zu seinen Füßen sich erhebenden Häuser erscheinen ihm fast wie ein Kinderspielzeug und wie kleine niedliche Schmuckkästchen. Um die Mitte dieses Jahrhunderts betrug die Einwohnerzahl etliche hundert Seelen, welche aber zu Zeiten — des Pelzhandels wegen — bis auf zweitausend durch den Zuzug von Reisenden, Händlern und Indianern anschwoll. Zu solchen Zeiten lagen dann in dem schönen Hafen die Schiffe vor Anker und schaukelten sich an ihren Ketten, während die Indianer in ihren leichten Canoes nach allen Richtungen pfeilschnell das Wasser durchkreuzten und wie im Fluge über dasselbe dahinschossen.

Zur Zeit unserer Erzählung war Mackinac der Sitz eines ausgedehnten Pelzhandels, und in heutiger Zeit ist es wegen der großen Menge der Forellen und Weißfische, die hier gefangen und jährlich exportirt werden, ein bemerkenswerther Ort.

Fort Mackinac erhebt sich auf einem hohen schroffen Felsen und sieht hoch über der Stadt wie ein Wächter von seiner hohen Warte auf dieselbe herab. Die Ruinen des einstigen Forts Holmes befinden sich an der äußersten Spitze der Insel. Es wurde im Jahre 1812 von den Engländern unter dem Namen Fort George erbaut und wechselte denselben, als es an die Amerikaner abgetreten wurde, zu Ehren des Major Holmes, welcher bei dem Angriff auf die Insel und Einnahme des Forts fiel.

Die alte Stadt Michilimackinac erhob sich (wie wir schon an einer früheren Stelle berichteten) an dem äußersten Nordende der Halbinsel Michigan, neun Meilen südlich von der Insel. Acht Jahre früher als La Salle kam der französische Missionar Peter Marquette hierher, begleitet von einer Anzahl Huronen, beschloß sich hier niederzulassen und errichtete schnell ein Fort. Dadurch wurde nun der Ort nicht nur bekannt, sondern gewann auch allmählig großen Einfluß; denn von nun an wurde er der Centralpunkt für den ausgedehnten Pelzhandel des Nordwestens und blieb es auch so lange, als die Franzosen ihre Oberherrschaft in Canada behaupteten.

Im Jahre 1761 (zur Zeit unserer Erzählung) stand das von den Engländern bereits in Besitz genommene Fort an der Südseite der Straße, welche den Michigansee mit dem Huronsee verbindet und war eines der wichtigsten Grenzplätze. Hier befanden sich große Niederlagen; von hier aus reiste man nach den unteren und oberen Ländern, und hier versammelten sich sowohl die Indianer, als auch die mit ihnen Tauschhandel treibenden weißen Händler, wenn sie von Montreal kamen oder dorthin gingen. Ungefähr 30 Häuser und Familien — ohne das Fort mit seinen Gebäuden und einer Besatzung von ungefähr 90—100 Mann, welch letztere unter dem Kommando des Major Etherington standen, mit einzurechnen — erhoben sich und bewohnten den Platz.

Wie andere Niederlassungen waren die Blockgebäude des Forts blos durch Erdwerke, Gräben, Wälle und Verpalissadirungen geschützt, auf einem engen Raum angelegt, in dessen Mitte die Wohnungen, die aus guten Blockhäusern bestanden, die Magazine für Lebensmittel und Handelsvorräthe, die alle gleiche Bauart hatten, sich erhoben. Die Häuser der Einwohner des alten Städtchens Michilimackinac standen rund um das Fort. Gräben, die mit Wasser angefüllt waren, Wälle mit doppelten Reihen Palissaden waren durch die Engländer noch hinzugekommen, das Fort zu befestigen. Kanonen — freilich von sehr niedrigem Kaliber — standen aufgepflanzt und die oben erwähnten 90—100

Mann Besatzung bildeten den Schutz für die Personen und Vorräthe, welche hier gelagert waren.

Seit kurzer Zeit herrschten wieder die Gefühle der Ruhe und der Sicherheit unter den Einwohnern, welche den Engländern den Eid der Treue geleistet; denn diese hielten gute Wacht.

Unsere kleine Reisegesellschaft hatte sich in der That auf ihrer Reise an den großartigen und lieblichen Naturbildern erfreut und ergötzt und war dann nach einer sehr glücklichen Fahrt in den schönen Hafen von Old Michilimackinac eingelaufen. Bald nach ihrer Ausschiffung finden wir sie denn auch in dem aus Blöcken neuerbauten und möglichst wohnlich eingerichteten Hause Langlade's am Kamin sitzen, in dem das Feuer lustig loderte, obgleich es nach dem Kalender noch nicht weit im Monat September, in Wirklichkeit aber schon recht unangenehm kühl geworden war. Ein scharfer Nordwest pfiff über die Wasserfläche hin und wuchs stündlich an Kraft also, daß ein Sturm zu erwarten stand, dem unsere Reisenden, man möchte sagen, noch kurz vor Thorschluß glücklich entgangen waren.

Sehen wir uns in dem Sittingroom der Frau Langlade um, wo die kleine Gesellschaft beisammen saß, so erblicken wir Mobilien, die dadurch, daß sie weder dem herrschenden Modegeschmack der großen Städte entsprachen, noch von Palisander- oder Mahagoniholz gemacht waren, noch durch ihre vorzügliche Arbeit sich auszeichneten, darauf unzweideutig hindeuteten, daß in der Nähe des Forts irgend ein Bau- oder sonstiger Holzarbeiter sich befand, der mit einem höchst mangelhaften Handwerkszeug sie gefertigt haben mußte.

Der ziemlich rauhe Fußboden war mit dicken aber fest geflochtenen Binsen- oder sonstigen Matten belegt, über die zottige Büffel- und Bärenfelle gebreitet waren. An der vom Feuer des Kamins entferntesten Wand hingen die besten Gewehre Langlade's, seine Fischereigeräthe und die aufgerollten Netze, die während seiner Abwesenheit nicht gebraucht, sich aber alle in einem Zustande der höchsten Vortrefflichkeit befanden. Um einen derben Tisch aus Hickoryholz, der in der Mitte des Eßzimmers stand und auf welchem von Equa, der Indianerin, dem Weibe Turkeyleg's, und einer weißen Magd die Speisen aufgetragen waren, saß denn auch die Reisegesellschaft bald beim Mahle versammelt. Es schmeckte Allen vortrefflich. Während des Essens unterhielt man sich lebhaft über die erlebten Reiseeindrücke, denen man sich noch nicht so ganz hatte entziehen können. Allmählig wandte sich die Unterhaltung auch der Politik und den neuesten Ereignissen

zu, die dann selbstverständlich auch den Wechsel in der Regierung und der Oberherrschaft des Landes berührte. So sehr sich Alexander Henry nun auch freute, hier in dieser abgelegenen Wildniß sich unter dem Schutze der englischen Waffen zu wissen, so sehr bedauerte Langlade den Wechsel in der Besatzung des Forts und sprach seine Meinung dahin aus, daß weder die Franzosen noch die Indianer mit den gemachten Eroberungen der Engländer zufrieden sein würden und daß man nur weiteren unruhigen Zeiten entgegensehen könne.

„Allerdings", sagte er, „werden wir hier nicht viel davon erfahren, was man im Osten und Süden, durch Waffengewalt dazu gezwungen, mit einander ausmachen wird. Wir werden nur immer den Wechsel in der Herrschaft stillschweigend zu dulden und bald dem einen, bald dem andern der beiden Sieger den Eid der Treue zu leisten haben."

„Und zuletzt werden beide Streithähne, Frankreich und England, mit leeren Händen dastehen, Langlade", warf Henry dazwischen.

„Wieso?" fragte dieser überrascht.

„Wieso? so kannst du fragen, Pierre? Wurde der spanische Erbfolgekrieg, der uns hier doch ganz und gar nichts anging, nicht auch hier in Amerika zwischen England und Frankreich ausgefochten? Und welches werden die Folgen des Krieges von 1753—1760 in den Thälern der Alleghanies und an den Ufern der canadischen Seen sein? Freilich handelt es sich dabei vorzugsweise immer nur um den Besitz einzelner Forts in den streitigen Landestheilen, und beide Parteien suchen mit allen möglichen Mitteln die rund herum hausenden Indianer in ihr Interesse zu ziehen, doch wohl nur zu dem Zweck, damit diese sich selbst untereinander vertilgen. Siehe, so wird heidnisch-barbarischer Greuel mit dem feinen Gifte gottloser Civilisation zusammengebraut und die Kriege der feindlichen ‚weißen' Brüder erhalten einen doppelt blutigen und wilden Stempel."

„Das mag ja alles wahr sein, aber ich sehe noch nicht ein, wie dabei b e i d e Mächte mit leeren Händen ausgehen sollen. Das war doch deine Meinung, Alexander", sagte Langlade.

„Nun wohl, hat denn nicht Frankreich mit dem Fall von Montreal und Fort Du Quesne alle Kolonien um den St. Lorenz an England verloren? Acadien, Newfoundland, Canada! Das ist ein Triumph für Old England! Aber warte nur die Zeit ab. Mein seliger Vater pflegte oft das Sprüchwort bei der Hand zu haben und meinte, daß dasselbe für Amerika ganz besonders

gelte: „Heute mir, morgen dir!“ erwiderte Alexander seinem Freunde.

„Ja, aber wie denn? Du meinst, Frankreich werde England seinen Raub wieder entreißen, wie?“ fragte Langlade.

Alexander schüttelte den Kopf. „O nein“, sagte er dann, „der hinkende Bote kommt hier in Amerika in anderer Weise nach, als in anderen Ländern und Monarchien. Ich denke mir den Verlauf der Sache ganz anders. Wenn nämlich die Söhne im Hause heranwachsen, wollen sie sich auch vom Vater nicht mehr ganz als Unmündige behandeln lassen. Und das sieht auch ein verständiger Vater ein. Old England, das alte Vater- oder meinetwegen auch Mutterland, sieht es aber *nicht* ein, sondern behandelt seine amerikanischen Kinder etwas gar zu barsch und hart. Sogar schriftlich gegebene Versprechen, verbriefte Handelsfreiheiten achtet es nicht, wenn auch freilich durch Geldnoth selber theilweise dazu gedrängt. Aber die freien Kinder in Amerika merken sich das, und der große Vater in England würde sehr weise handeln, wenn er seine Kinder in den Kolonien unseres Landes nicht weiter zum Zorn reizte. Aber sie sind schon gereizt und erbittert genug — ja, man möchte sagen, es bedarf nur noch eines leisen Anstoßes und der Aufstand der freien Kolonien gegen seine Bedrücker ist fertig. Dadurch, daß Frankreich seine Macht eingebüßt, sind die Kinder Amerikas *einen* Feind los geworden — und das ist für sie von großem Vortheil. Mit zwei so mächtigen Feinden durfte es den Kampf nicht wagen, jetzt aber verhält sich die Sache schon etwas anders. Siehe, Pierre: ‚Unrecht Gut gedeihet nicht‘, pflegte mein Vater auch oft zu sagen, und ich sage es auch. England nahm Frankreich ab, was ihm nicht gehörte, und die Kinder Amerikas werden England nehmen, was es sich widerrechtlich angeeignet, und das wird das Ende vom Liede sein und dann werden *Beide* mit *leeren* Händen dastehen.“

„Well, well, da hast du allerdings ganz sonderbare Gedanken — aber unmöglich wäre das Alles nicht, vorausgesetzt, daß die Amerikaner so gut geschulte Armeen in's Feld zu führen hätten, wie die Engländer und Franzosen“, entgegnete Langlade.

„Gut geschulte Armeen?“ fragte Alexander lachend. „Frage einmal Oberstlieutenant Washington und unsern Freund Croghan, der es aus seinem eigenen Munde gehört hat, wie viel die ‚gutgeschulten‘ Soldaten Old Englands während des Braddock'schen Feldzuges werth waren. Eine Sünde und Schande ist's, vor dem Feinde so davonzulaufen, wie diese ‚alten und gutgeschulten‘ Soldaten es fertig gebracht haben. Ha! ha! ha! Und dann die

‚gutgeschulten‘ Franzosen! Als Washington sich mit 500 Mann Milizen auf einem Hügel vor Fort Du Quesne blicken ließ, steckten 500 Mann ‚gutgeschulte‘ französische Soldaten ihre eigene Festung in Brand und machten sich dann so heimlich wie möglich bei Nacht und Nebel in ihren Booten den Ohio hinab aus dem Staube, oder meinetwegen auch aus dem Rauche. Das sind die ‚gutgeschulten‘ Armeen der Engländer und Franzosen. Ich denke, wenn die Zeit einmal gekommen sein wird, daß der rauhe Kolonist, der für Freiheit und Recht, für Haus und Herd, für Weib und Kind kämpft, diesen Regulären im Kampfe gegenübertreten muß, wird er nicht so davonlaufen, sondern wenigstens erst versuchen, seine Flinte auf den Feind zu richten und sie auch abzudrücken, gleichviel ob er siegen oder sterben wird.“

Als Langlade schwieg — denn er wußte den Ausführungen Alexanders in der That kaum etwas zu entgegnen — begann Turkey-leg. Dieser war der Unterredung der beiden weißen Freunde mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, und obgleich er nicht alles verstanden hatte, so war ihm der Hauptinhalt des Gesprächs doch nicht entgangen.

„Und wenn nun die Blaßgesichter alles für sich nehmen, was bleibt dann für den rothen Mann noch übrig?“ fragte er sichtlich gereizt.

„Für euch, Turkey-leg, wird auch gesorgt werden. Es ist wahr, das Land gehört in erster Linie dem rothen Manne, und man hat euch schon schweres und bitteres Unrecht zugefügt, aber die Verhältnisse lassen sich nun einmal nicht mehr ändern. Die Besiedelung schreitet unaufhaltsam voran und für den rothen Mann muß Rath und Raum geschafft werden. Sind erst die Kolonisten die eigenen Herren im Lande, dann ist auch für den rothen Mann gesorgt“, erwiderte Alexander.

„Der rothe Mann wird für sich selbst sorgen“, entgegnete der Indianer stolz.

„Desto besser für uns und euch — aber in welcher Weise? Wollt ihr immer weiter nach Sonnenuntergang zurückgehen; es wäre das das Beste für euch und uns“, meinte Alexander.

„Die Bleichgesichter würden dem rothen Manne überallhin nachfolgen, wie der Geier dem Aase folgt“, erwiderte Turkey-leg.

„Aber wie wollt ihr denn für euch sorgen?“ fragte Alexander.

„Die rothen Männer haben von Alters her in diesen Jagdgründen gesessen und sie sind ihr Eigenthum. Dann sind die Blaßgesichter in Canoes über das große Salzwasser gekommen und haben das Land genommen, einen Jagdgrund nach dem

andern. Sie sahen die Jagdgründe, aber sie sahen nicht alle Krieger, welche darauf sind. Mit der Zeit werden sie sie zählen lernen", erwiderte der Indianer geheimnißvoll.

„Dann habt ihr wohl gegen die Blaßgesichter etwas Böses im Sinne, Turkey-leg, wie?" fragte Henry überrascht.

„Nicht gegen euch, unsere bleichen Freunde, ihr werdet unter dem Schutze und unter den Fittigen des „Adlers" Pontiac sicher sein — aber" — — entgegnete der Indianer und brach dann plötzlich ab.

„Aber? Nun was für aber? fahre fort, Turkey-leg", drängte Langlade.

„Die rothen Brüder meiner Stämme sitzen am Berathungsfeuer; während wir hier unsere Pfeifen rauchen, rauchen sie die ihrigen. Meine rothen Brüder der Ottawa's, Delawaren, Muncey's, Minominee's, Wyandottes, Pottawattamee's, Shaconee's, Miamis und etliche andere Stämme im Süden, die Turkey-leg gesehen, sollen die Blaßgesichter zählen und auf Mittel sinnen, ihre Anzahl zu vermindern. Die Zeit für die Vorbereitung zu einem solchen Schritt scheint meinen rothen Brüdern sehr passend zu sein, denn sie wollen anfangen, für sich selbst zu sorgen", sagte der Indianer stolz.

„Das sind ja ganz heitere Aussichten, Turkey-leg", sagte Langlade, „warum ist aber die Zeit gerade jetzt sehr passend?"

„Die Blaßgesichter haben die Streitaxt jetzt nur für eine kurze Zeit beiseite gelegt, werden sie aber schnell wieder ausgraben und sich selbst unter einander die Skalpe nehmen. Freilich ist unser Canada-Vater nicht mehr im Besitze des Landes — aber er wird wiederkommen und er gab uns mehr Pulver, Flinten und Tomahawks, als wir gegen seine Feinde brauchten — er ist nur auf eine kurze Zeit fort und dahin. Wir sorgen jetzt für uns selbst und aus diesem Grunde sollen die Blaßgesichter gezählt werden."

„Und wer will sie zählen lassen?" fragte Langlade.

„Pontiac, der große tapfere Häuptling der Ottawa's und Chief aller Stämme."

„Was sagst du da, Turkey-leg? Pontiac stünde an der Spitze einer Verschwörung?" fragte Langlade aufs äußerste überrascht.

„Nicht Verschwörung — er will nur die Blaßgesichter zählen lassen — und dann die Krieger um sich sammeln und mit ihnen allen vereinigt unsere Jagdgründe vor den Blaßgesichtern schützen, die unser Eigenthum sind", erwiderte Turkey-leg.

„Well, well, ich verstehe — aber bei dieser Gelegenheit wollt ihr dann alle Bleichgesichter vom Boden eurer Jagdgründe ver-

tilgen — nicht wahr, mein rother Freund?“ fragte Langlade weiter.

„Nicht Alle, — meine bleichen Freunde werden in Frieden bleiben, wo sie sind; Pontiacs starker Arm schützt sie und Turkey-leg wird über sie wachen.“

„Wir sind dir dankbar für den verheißenen Schutz, aber auf keinen Fall sind das heitere Aussichten für die Zukunft. Und Alles das, was du uns da gesagt, beruht auf Wahrheit, Turkey-leg?“ fragte Langlade.

„Hat Turkey-leg je mit zwei Zungen geredet? Mein bleicher Bruder ist „fur trader“, gehe er zu dem Häuptling der Ottawa's, zu Pontiac und frage er ihn selbst, dann wird er hören, daß Turkey-leg die Wahrheit sagte“, entgegnete der Indianer einfach.

„Hat dich Pontiac beauftragt, uns das alles mitzutheilen?“

„Der Häuptling will, daß es nur seine bleichen Freunde allein erfahren sollen, sie sollen aber ihren Mund geschlossen halten. Er will von ihnen wissen, wie viele weiße Krieger sich in den verschiedenen Forts aufhalten, damit er in den Stand gesetzt werde, sie zu zählen.“

„Ah so“, sagte Langlade mit den Augen blinzelnd und Alexander einen vielsagenden Blick zuwerfend; „nun dazu findest du ja die beste Gelegenheit, wenn du unsern Freund Alexander auf seinen Fahrten nach den verschiedenen Forts begleitest, dabei kannst du Alles das erforschen, was Freund Pontiac von uns zu wissen wünscht. Unsere Barke legt ja überall an, und du kannst die Stärke jedes Forts und seiner Besatzung an den südlichen Ufern des Eriesees, am Huronsee und selbst am Michigansee erfahren. Willst du ihn denn begleiten?“

„Es ist der Wille Pontiacs, und ich werde thun, was er befiehlt.“

„Da kannst du schon nach Verlauf eines Monats und noch früher, d. h. wenn das Wetter dann noch offen ist, wieder eine Reise nach Detroit und Fort Erie mitmachen, denn so lange Zeit wird das Beladen der Barke in Anspruch nehmen. — Doch wir müssen noch den Pelzvorrath in Augenschein nehmen, den mein Geschäftsführer während meiner Abwesenheit angesammelt hat“, wandte er sich jetzt an Alexander Henry, erhob sich schnell von seinem Sitz und schritt mit Alexander, der sich ebenfalls schnell erhoben hatte, zum Hause hinaus, um sich nach dem Vorrathshause zu begeben und das Pelzlager in Augenschein zu nehmen, während die beiden Frauen den häuslichen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zuwandten, und Turkey-leg zurückblieb, seine rothe Thon-

pfeife anzündete und still brütend in die Flammen des Kaminfeuers schaute. — Was Alexander Henry und Langlade nun noch, als sie sich allein befanden, über das von Turkey-leg Gehörte verhandelten, wissen wir nicht, nur eins wissen wir, daß ihr Herz mit einer neuen, schweren Sorge belastet worden war.

Während wir die beiden Freunde das Vorrathshaus besuchen lassen, geben wir dem Leser noch eine kurze Schilderung von dem Leben der Bewohner von Fort Mackinac.

Der gesellige Umgang beschränkte sich hier natürlich auf einen sehr engen Kreis. Jagden und Fischfang brachten nebst der Ankunft der Barken, welche Lebensmittel und Geschenke für die Indianerstämme und altgewordene Zeitungen brachten, außer dem Geschäft, wenn die Pelzjäger und die Indianer aus großen Entfernungen ihre Jagdausbeute an Pelzen zu vertauschen hierherkamen, die einzige Abwechselung in diesem, in damaliger Zeit von allem gebildeten Menschenverkehr abgeschnittenen Leben.

Diese Zeit, die sich lange hinzog, da die Geschäfte dieser Art sich durchaus nicht schnell abmachen ließen, war die bewegteste in Michilimackinac. Zuerst kamen die Führer der leichten Birkenrindenboote, welche aus weiter Ferne von Norden und Westen her ihre Bootsladungen an edlen Pelzen herbeibrachten, um ihre Tauschgeschäfte mit den Pelzhändlern im Fort abzumachen. Sie weilten dann kürzer oder länger, je nach Belieben und Behagen, und ruderten oder segelten dann, ihr Canoe beladen mit umgetauschten Waaren, unter denen Pulver, Blei und Tabak die köstlichsten waren, wieder über das Wasser, ihren Standorten und Lagerplätzen zu. Mit ihnen zugleich kamen die Pelzjäger aus dem Norden. Sie brachten die Ausbeute ihrer Jagden und ihre Pakete Felle enthielten die werthvollste Waare, welche die Händler eintauschten. Sowohl die Bootführer, als auch die Pelzjäger waren Gäste des Forts und nahmen oft innerhalb desselben ihre Wohnung, wo sie dann einmal nach monatelanger Entbehrung, nach unaussprechlichen Leiden, Mühseligkeiten und Gefahren den Frieden und den Segen eines geordneten Lebens genossen, ehe sie wieder hinauszogen in die traurige Oede des Nordens und seiner Schneewüsten und Schneestürme, oder in die Wälder, die so gefahrdrohend für ihr Leben waren.

Mit diesen halbwilden Menschen, die mit tausend Fragen die Bewohner des Forts quälten, erschienen dann auch mit Kind und Kegel die Stämme der Indianer, meist vollzählig und von ihren Häuptlingen angeführt. Auch sie brachten ihre Jagdausbeute an Pelzen, die meist sehr nahe an die kostbare Waare der Pelzjäger

heranreichte. — In das Fort konnten sie nicht aufgenommen werden, vielmehr wieß ihnen der Kommandant desselben die Plätze um das Fort herum an, wo sie ihre Wigwams aufschlugen. Da pflegte es wohl oft vorzukommen, daß Stämme, welche gegenseitig den Kriegspfad wanderten, hier auf neutralem Boden ganz nahe beieinander wohnten, ohne sich ein Leid zuzufügen.

So lange sie auf der Reise hin und her wanderten, d. h. nach dem Fort — ruhete auch der Stamm- oder Volkskrieg, und begann erst dann wieder, wenn sie heimathlichen Boden betreten hatten.

Wenn sie in die Nähe des Forts angekommen ihr Lager errichtet hatten, breiteten sie ihre Felle vor den Kennerblicken der Pelzhändler aus, und dann ging es an's Handeln und Feilschen.

Die Geschichte berichtet uns, daß bald nach der Entdeckung Amerikas durch die Europäer abenteuerliche Händler in das Innere des Landes und bis zu den Indianern mit der Absicht vorgedrungen, von ihnen Pelze einzutauschen. Die kostbarsten Felle tauschten sie dann von den Indianern für allerlei Tand und billigen Kram ein, für wohlfeile Spielsachen, Flitterwerk, Ohrringe, Schmucksachen, Zierrath, — alles werthlos — Flinten, Pulver und Blei, Kleidungsstücke, Bilder, Messer und — Whisky. Die Franzosen waren die ersten, welche besonders an den Ufern der canadischen Seen feste Handelsplätze einrichteten. Dann etablirte sich die Hudson-Bay-Company und betrieb den Pelzhandel mit großem Erfolge, und wer hätte nicht von dem „Astorshause“ in New-York am Broadway gehört, das Millionen bei diesem Handel erwarb. Jeder, der mit dem Pelzhandel bekannt war, wußte auch, daß der Profit, den dieser Handel abwarf, enorm war, und wunderte sich nicht, daß so viele dabei ungeheuere Reichthümer erwarben. Biberfelle, vielleicht 800 Dollars werth, kauften sie für 100 Dollars, und die Indianer bekamen dafür nur die oben angeführten Artikel.

Als die Indianer ihre Tauschartikel und die etwaigen Geschenke, die ihnen, um sie zu gewinnen, gemacht wurden, in Empfang genommen hatten, dann brachen sie nach und nach wieder auf und zogen in langen Reihen, Einer hinter dem Andern, im sogenannten Gänsemarsch, nach ihrer fernen Heimath, oder sie bestiegen ihre Canoes und ruderten hinweg, und es wurde dann wieder still um das einsam liegende Fort. Vier bis sechs Wochen dauerte diese höchst aufregende Zeit, der dann eine nicht viel weniger bewegte folgte; denn nun wurden die Pelze gesondert, das Gleiche zu Gleichem gefügt, in Päcke und Bündel gethan und

dann in die Fahrzeuge geladen, um verschifft zu werden. So kamen sie dann auf zahllosen Wegen nach allen vier Winden der Welt.

Es vergingen mehrere Tage, bevor Langlade seinen Geschäftstheilhaber Alexander Henry in alle Einzelheiten des Handels, der Verladung, Sortirung u. s. w. eingeführt hatte; als aber dies Geschäft dann vorläufig beendet war und Langlade alle Anordnungen getroffen, damit die Barke alsbald wieder beladen würde, schlug er vor — da das Wetter wieder schön und klar geworden — die Wunderwerke der Insel in Augenschein zu nehmen, die ja Alexander und seiner Gattin noch völlig unbekannt waren.

Selbstverständlich waren die beiden Frauen mit seinem Vorschlag einverstanden, und da beide Familien ganz nahe beieinander wohnten, Turkey-leg mit seiner Squaw nach seinem heimathlichen Dorfe aufgebrochen war und erst kurz vor Abfahrt des Schiffes wieder im Fort eintreffen wollte, so wurde die von Langlade vorgeschlagene Partie für den nächstfolgenden Morgen festgesetzt.

Gleich nachdem sie ihr Morgenessen eingenommen, bestiegen sie ein Boot und traten die Fahrt an. Mit wieviel anderen Gefühlen trat Betty diese Vergnügungsfahrt an, gegen damals, als sie aus der Gefangenschaft der Chippewas zurückkehrte und diesen Fleck Erde nur mit Furcht und Zittern vor den feindlichen Indianern und einer französisch gesinnten Bevölkerung hatte betreten dürfen! Wie sehr hatten sich doch auch hier die Verhältnisse seit kurzer Zeit geändert.

Als sie nach beendeter Fahrt wieder ans Land stiegen, traten sie zuerst ihre Wanderung durch den Wald nach dem „Arched Rock“ an. Es ist dies ein von der Natur gebildeter oder gebauter Steinbogen, welcher sich an dem Abhange der nordöstlichen Seite der Insel in einer Höhe von 140 Fuß über den Meeresspiegel erhebt und eine natürliche Brücke bildet. Die Pfeiler desselben haben sich dadurch selbst aufgebaut, daß große Massen von Kalksteinstücken, woraus die Insel fast ausschließlich besteht, von dem hohen Kalkfelsen abgebröckelt sind, und die Kluft bis zum überhängenden Bogen ausgefüllt haben. Die Spannung des Bogens beträgt etwa 60 Fuß und die Aussicht von ihm auf die große, weithin sich ausdehnende Wasserfläche ist großartig und einzig in ihrer Art. Langlade war vermessen genug, einen Spaziergang über den Brückenbogen hinweg zu wagen; für Alexander Henry und die beiden Frauen war aber schon der Blick nach dem Waghalsigen hinauf hinreichend, um sich daran genügen zu

lassen. Nächst der Naturbrücke in Virginien mag wohl dieser „Arched Rock“ auf Michilimackinac die zweitmerkwürdigste in der Welt sein.

Von hier aus wanderte die kleine Gesellschaft durch den dichten Urwald nach der „Natural Pyramid“, auch „Harneß Foot“ genannt. Dieser einsame Felsen bildet den höchsten Punkt der Insel und erhebt sich auf schroffen, breiten Felswänden, die etwa 90 Fuß hoch sind, während seine eigene Höhe ungefähr 30 Fuß beträgt. Seine äußere Erscheinung ist ungewöhnlich rauh gestaltet, da die breiten Spalten, Klüfte und Risse, welche mit verkrüppelten Cedern bewachsen sind, ihm ein sehr wildes Aussehen verleihen. Von der Höhe dieser „Natural Pyramid“ genossen unsere Freunde eine wirklich herrliche Aussicht auf die Inseln und Seeen, welche sich ihren Augen in der Nähe und Ferne darboten. Was dem Beschauer an diesem Felsen besonders auffällt, ist, daß seine ganze Erscheinung sich einzig in ihrer Art dem Auge darbietet und in der ganzen Welt wohl kaum Aehnliches gefunden wird, was man ihm an die Seite zu stellen vermöchte; beim ersten Anblick meint man in der That ein Bauwerk menschlicher Kunst vor Augen zu haben. — Die Gesellschaft wanderte dann weiter, um auch dem „Sugar-Loaf-Rock“ einen Besuch abzustatten, welcher sich etwa 40 Fuß hoch von seiner Basis, wie eine große Schildkröte, die ihren Kopf erhebt, in die Luft erstreckt. Unzweifelhaft haben die Indianer der Insel den Namen „Meshanemahkenoong“ oder „Große Schildkröte“ nach der Form dieses Felsens beigelegt. Von hier wandten sich unsere Freunde dem „Scull-Rock“ oder „Scull-Cave“ (Felsenhöhle) zu, welche in einer späteren Zeit für Alexander Henry ein so wichtiger und sicherer Aufenthalt werden sollte; denn hier fand er den sicheren Bergungsort, als die Indianer das Fort Michilimackinac überfielen, die britischen Truppen massakrirten und den Platz besetzten. Der „Scull Rock“ (Felsenhöhle) ist hauptsächlich deshalb so merkwürdig, weil es scheint, als habe man sie in früheren Zeiten zur Aufbewahrung menschlicher Skelette und Gerippe, oder als Begräbnißstätte benutzt. Der Eingang in diese Höhle war schon damals mit abgebröckelten und herniedergefallenen Felsstücken angefüllt, ist aber jetzt vollständig verschüttet.

Noch eine Merkwürdigkeit hätte die Gesellschaft aufsuchen können, den sogenannten „Lovers Rock“, wenn die beiden Frauen nicht zu ermüdet gewesen wären und so beschloß man, den Heimweg wieder anzutreten und nach Hause zurückzukehren. Sie waren mit dem, was sie hier an Naturwundern geschaut, auch wohl

zufrieden und besonders Alexander und Betty; sie hatten viel mehr vorgefunden, als sie erwartet hatten und nahmen Eindrücke mit heim, die sie zu dem Bekenntniß nöthigten: „Groß sind die Wunderwerke des Herrn und wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran!“

So waren Alexander und Betty mit ihrer neuen Heimath recht wohl zufrieden und ersterer wandte sich dann auch mit ganzer Kraft und Energie seiner neuen Beschäftigung als Führer des Barkschiffes zu. Im Pelzhandel mußte er freilich noch manches lernen, besonders den Werth der einzelnen Felle zu unterscheiden und festzustellen; aber auch dies machte ihm geringere Schwierigkeiten, als er sich anfänglich vorgestellt.

Zunächst mußte die Barke nun wieder beladen werden; er unterzog sich dieser Arbeit mit solcher Ausdauer und Hingebung, daß schon nach Verlauf von drei Wochen dieselbe im Hafen wieder zum Auslaufen bereit lag. Man erwartete nur noch die Rückkehr Turkey-legs und als dieser dann bald eintraf — sein Weib Equa war nicht wieder mit ihm zurückgekehrt, sondern in ihrem Heimathsdorfe geblieben — lichtete man die Anker, Alexander und Betty sagten ihren Freunden Lebewohl und unter den herzlichen Wünschen für eine glückliche Fahrt schwamm das Ehepaar schon nach der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Mackinac wieder auf dem Wasser, um nach Detroit zu segeln, von wo aus die Pelze dann weiter verschifft werden sollten. Turkey-leg begleitete die Freunde, um dann später nach O-da-nuh zurückzukehren, wo er mit Pontiac eine Zusammenkunft haben sollte, um diesem das Resultat seiner Nachforschungsreisen mitzutheilen.

* * *

Wir müssen nun ein Jahr in der Geschichte zurückgehen. Am 8. September 1760 war ganz Canada bereits in den Besitz von Großbritannien übergegangen. Darüber herrschte im ganzen Bereich der englisch-amerikanischen Kolonien die aufrichtigste Freude, weil nun für die Zukunft der Friede gesichert erschien. Ueberall veranstaltete das Volk öffentliche Freudenfeste und Danksagungsgottesdienste, um dem Allmächtigen für die Erlösung vom Kriege zu danken. Allein noch etwas mußte geschehen, um die Eroberung zu vervollständigen. Die französische Flagge wehte noch über dem Fort zu Detroit und andern Orten im Westen und der Oberbefehlshaber der englischen Truppen, Armherst, konnte nicht zugeben, daß man noch irgendwo innerhalb des eroberten Gebietes das Banner Frankreichs erblicken sollte. Drei Tage

nach der Kapitulation von Montreal schickte er daher den Major Rogers mit 200 Streifschützen aus, damit er zu Detroit und wo sonst noch die Abzeichen der französischen Herrschaft sichtbar waren, die britische Flagge aufpflanze. Rogers marschirte über Frontenac und um die nördlichen Gestade des Ontariosees herum nach Niagara, versah sich hier mit einer für die Wildniß geeigneten Tracht und Ausrüstung, fuhr in dem rauhen Oktober- und Novemberwetter 1760 über den Eriesee und stieß an der Mündung des Porgageriver, am Südgestade des Eriesees, auf eine Abordnung von Ottawahäuptlingen, welche Rogers und seinen Leuten bedeuteten, hier zu verweilen, bis Pontiac, der indianische Häuptling, eintreffen würde, da dieser die Briten mit eigenen Augen zu sehen wünsche. Pontiac war also von seinen Läufern und Spähern gut bedient worden, denn sie hatten die Engländer und auch den Major scharf beobachtet, waren besonders Letzterem auf Schritt und Trit. gefolgt und hatten Pontiac von allen Vorgängen beständig unterrichtet. Pontiac war schon damals nicht nur der Häuptling der Ottawas, sondern der Oberhäuptling (principal sachem) der Algonquin-Konföderation, da er die allermeisten Stämme des Nordwestens zu einem Bündniß bereits vereinigt hatte.

„Dieser Fürst," sagt ein Geschichtsschreiber," war ein Prachtexemplar von Indianer, herrschte über ein herrliches Gebiet in Ohio und Michigan, stand bei seinem rothen Volke, besonders bei den Ottawas, in höchster Verehrung und wurde von den Stämmen, über welche er die Oberherrschaft führte, um seiner Weisheit und Tapferkeit willen bewundert. Er zeichnete sich aus durch seine edle, hohe Gestalt, durch gewaltige Ansprachen und seine stolze Haltung. Zu diesen hervorragenden Eigenschaften kam noch sein unerschrockener Muth, seine kräftige, klare und packende Beredsamkeit, und dies Alles hatte ihm schnell das Vertrauen aller Indianerstämme an den canadischen Seeen gewonnen und ließ ihn als bewunderungswürdiges Beispiel eines großen und erhabenen Charakters, wie sie zuweilen unter den heidnischen Indianern der Wälder gefunden wurden, erscheinen und ihnen würdig anreihen."

Er hatte die Fortschritte der Engländer und die eigenmächtige Anmaßung der Jagdgründe, die seinem rothen Volke gehörten, eifersüchtig überwacht und der alte Haß, der noch in seinem Herzen gegen diese Nation glühte, wur e dadurch zu hellen Flammen angeschürt.

Als Pontiac von der Annäherung der englischen Truppen hörte, erhob er sich gleich einem zornigen und gereizten Löwen, der in seiner Höhle aus seiner Ruhe gestört wird und sandte seine Boten an Rogers ab.

Der Major machte mit seinen Truppen Halt und Pontiac langte bald darauf an. Er empfing Rogers mit fürstlichem Gebaren und fragte, warum dieser ohne seine Erlaubniß sein Gebiet betreten habe. Rogers erklärte ihm, daß er keine kriegerischen Weisungen gegen die Indianer habe; die Engländer hätten aber Canada erobert und er komme, um die Franzosen, die Feinde der Engländer und der Indianer, aus dem Lande zu vertreiben; — denn diese allein seien bisher das Hinderniß gewesen, daß die Engländer und Indianer nicht miteinander in Frieden hätten leben und Handel treiben können, und überreichte dann dem Häuptling einen Friedensgürtel. Pontiac wieß diesen mit den Worten zurück: „Ich vertrete dir den Weg bis zum Morgen," worauf er Rogers stolz den Rücken wandte und ihn über die Absichten der Indianer in Zweifel ließ. Aus Furcht vor Verrath ließ Rogers seine Mannschaft die ganze Nacht hindurch unter den Waffen bleiben.

Am folgenden Morgen schickte ihm Pontiac Lebensmittel zu, kam dann selbst und versicherte den Major seiner Freundschaft. Pontiac war zwar, wie wir wissen, der Bundesgenosse der Franzosen gewesen, hatte auch selbst den alten verstorbenen Häuptling der Ottawas zu diesem Bündniß gedrängt, als er aber eingesehen, wie die Weißen die Indianer nur dazu gebrauchen wollten, ihre Habsucht zum Schaden des rothen Mannes zu befriedigen, hatte er das Bündniß gelöst und sich unthätig verhalten. Jetzt aber geboten ihm die Verhältnisse, die er schnell und schlau durchschaute, einstweilen gute Miene zum bösen Spiel zu machen, die verlorene Sache der Franzosen gänzlich fallen zu lassen und den Engländern, als den Stärkeren, Freundschaft entgegen zu bringen. Er hatte sich also mit seinen Rathgebern schnell entschlossen, sich um das Wohlwollen der Engländer zu bemühen, bis er seine Maßregeln getroffen — und so saß er denn mit Rogers auf einem Baumstamm und rauchte mit ihm das Calmet — die Friedenspfeife.

Hierauf benachrichtigte er die südlich wohnenden Stämme, und unter den ausgesandten Läufern befand sich auch Turkey-leg, den er zugleich abordnete, seine bleichen Freunde in den blauen Bergen vor den Cherokees zu warnen, und die Stämme im Westen vom Eriesee, daß mit seiner Erlaubniß die Engländer sein Gebiet durchzögen.

Rogers setzte seinen Marsch fort und entfaltete am 29. December 1760 die britische Flagge zu Detroit, nahm zwar die Besatzung des Forts gefangen, beließ aber die französischen Ansiedler auf ihren Wohnplätzen unter der Bedingung, daß sie der britischen Krone den Huldigungseid leisteten.

In Detroit ließ Rogers den Kapitän Campell als Kommandanten des Forts zurück, während er sich nach Pittsburg begab.

Im Jahre 1760 war dann auch der Krieg zwischen den Engländern und Cherokesen im Süden ausgebrochen, den Colonel Grant im Jahre 1761 dadurch beendete, daß er die Cherokesen zum Frieden zwang.

Aber kaum hatte der Sturm im Süden sich gelegt, als im Nordwesten ein noch gefährlicheres, unheilschwangererers Gewitter heraufzog. — Unter den Indianern vom Shenandoahthale bis zum oberen See, vom westlichen New York und dem sich bis nach Carolina hinein erstreckendem Zuge der Alleghanygebirge bis zum Mississippi, machte sich seit der Eroberung von Canada eine tiefwurzelnde Eifersucht auf die Engländer geltend. Die Wilden betrachteten die Engländer als eine Nation von ungeheuerer Macht, welche darauf ausgehe, sie ihrer Ländereien zu berauben und ihre Race auszurotten. Die Behandlung, welche die Engländer den Eingeborenen angedeihen ließen, war im Vergleich zu derjenigen der Franzosen so kalt und unfreundlich, daß die Wilden keine wirkliche Freundschaft für die Briten empfinden konnten, und nur aus Furcht oder Politik Verträge mit ihnen eingingen. Die britischen Offiziere begegneten den einzelnen Häuptlingen mit Geringschätzung und kränkten hierdurch deren Stolz. Sie behandelten das gesammte rothe Volk wie Kinder oder Sklaven und büßten so die Sympathie desselben ein. In Handelsgeschäften sahen sich die Indianer durch die Schliche und Ränke der englischen Händler betrogen, was allmählig einen bittern Groll in den Gemüthern der Wilden wachrief und den Abstand zwischen dem gemeinen Benehmen der Engländer und dem ihnen bei weitem näher stehenden Wesen der Franzosen mit fühlbarer Schärfe hervortreten ließ. Die Eifersucht der Wilden steigerte sich nach und nach zu einem unversöhnlichen Haß und im Jahre 1761 begannen sie Bündnisse zu schließen und Verschwörungen behufs Ausrottung ihrer englischen Gebieter anzuzetteln. Armherst's Hochmuth im amtlichen Verkehr mit ihnen fachte noch die Flamme an, und so konnte es nicht fehlen, daß Pontiac's Boten und Läufer überall bei den wilden Stämmen für dessen Pläne ein williges und offenes

Ohr fanden. — Seine Pläne gingen dahin, alle englischen Forts an den Grenzen westlich von den Alleghanies, an dem nämlichen Tage anzugreifen, deren Besatzung zu erschlagen und die Ansiedlungen und Forts zu zerstören.

Die Geschichtsschreiber behaupten zwar, Pontiac sei, von Ehrgeiz und Rache erfüllt, zu diesen mörderischen Ueberfällen getrieben worden und habe eine Menge Stämme mit fast despotischer Macht beherrscht—allein Pontiac war ein patriotischer Indianer im wahren Sinne des Wortes und ein seltener Mann unter seinem rothen Volke, der von der patriotischen Aufgabe, die er sich gestellt: der Retter seines Volkes zu werden, in dem Maße erfüllt und hingenommen war, daß sein Muth, seine Kühnheit, seine Energie, seine Klugheit und seine Erfahrung, kurz, sein ganzes „Ich" nur in dieser Aufgabe wurzelten und nur in diesem Gedanken ihre Nahrung fanden: sein Volk vom völligen Untergange zu retten! — Er war bis zu seiner Zusammenkunft mit Major Rogers noch immer den Franzosen freundlich gesinnt gewesen. Jetzt freilich war er auch bereit, den Stärkeren vorläufig anzuerkennen und sich zunächst den Engländern als Freund zu präsentiren. Vielleicht wäre er es auch in Wahrheit immer mehr geworden, allein die Anmaßung und Geringschätzung, womit diese ihn behandelten, verletzten seinen Stolz, stachelten den alten Haß und Groll wieder an und trieben ihn, sich nun an die Spitze der Verschwörung zu stellen, welche die verhaßten Eindringlinge beseitigen und das Land seinen rechtmäßigen Besitzern zurückgeben sollte. Sah er doch in düsteren Visionen seine Race getheilt, schwach und machtlos, sah, wie die Engländer ihre Ansiedlungen rasch über die Jagdgründe der Indianer ausbreiteten und diese, wenn nicht ein entscheidender Schlag geführt wurde, stetig gegen die untergehende Sonne bis zu völliger Auflösung hindrängten. Er wollte also sein Volk retten von Schmach, Knechtschaft, Tyrannei und gänzlichem Untergang. Was war also für ein Unterschied zwischen dem rothen Retter seines Volkes und ihrer Staaten, der sich Pontiac nannte und dem weißen Feldherrn, welcher die von freien Amerikanern bewohnten Kolonien vom Drucke englischer Tyrannei befreite und sich Washington nannte? — Einem Manne, dem wir noch heute zujauchzen, sobald wir nur seinen Namen nennen hören. Freilich kämpfte der edle Washington mit anderen Mitteln und mit offenem Visir, nach Art der Christen — und Pontiac nach Art der Heiden — jeder von seinem Standpunkt, aber auch jeder mit dem aufrichtigsten Verlangen, der Retter seines Volkes zu werden.

Daß er den Engländern nur Freundschaft aus Politik heuchelte, um dadurch Zeit zu gewinnen, ihre völlige Vernichtung mit einem Schlage vorzubereiten, wer könnte ihm das zum Verbrechen stempeln? dann hätte die Weltgeschichte Tausende solcher Verbrecher unter den Lorbeergekrönten, civilisirten Feldherren, Heerführern und Königen aufzuweisen!

Der Plan, nach welchem Pontiac operiren wollte, sollte in seiner Ausführung sich so wirksam erweisen, daß er die Macht der Engländer mit einem Schlage vernichtete. Und eben dieser von dem Häuptling selbst ersonnene Operationsplan bewies auch das außergewöhnliche seines kriegerischen Feldherrntalentes, die Tapferkeit, Energie und Ausdauer seines hohen Geistes. Er bestand in einem schnellen, gleichzeitig ausgeführten Angriff und Ueberfall aller von Briten besetzten Forts an den Seen: St. Joseph, Oniatown, Green Bay, Michilimackinac, Detroit, die Forts am Miamee und Sandusky; ebenso auch Fort Niagara, Presque Isle, Le Boeuf, Venango und Pittsburg. Die letzten vier befanden sich im westlichen Pennsylvanien. Wenn der geplante Ueberfall auf alle Forts gleichzeitig ausgeführt wurde, und alle Banner der Engländer, die auf Tausende von Meilen von einander entfernt, auf den Bastionen weheten, durch die Rothhäute heruntergerissen wurden an einem und demselben Tage, dann waren die Besatzungstruppen verhindert, sich gegenseitig zu unterstützen und zu Hülfe zu eilen, während andererseits ein Fehlschlag seitens des einen Haufens der Indianer den andern Haufen nicht zu entmuthigen vermochte. Jedenfalls sollte nach Pontiacs Berechnung dieser neue gut geführte Schlag den Anfang und das Ende des Krieges herbeiführen, und ihn selbst zum Helden und Fürsten des großen Landes erheben, welches seine Vorfahren einst besessen und beherrscht hatten.

Zu dem Verdruß über die gänzliche Vertreibung der Franzosen aus Canada durch die Engländer gesellte sich der Zorn über die gänzliche Vernichtung der Catawbas durch dieselbe Nation, und dann der anmaßende Stolz der Sieger gegen die Rothhäute, und das Gefühl der Macht und Stärke, dieser so stolzen und furchtbaren Gegner. Ihre fortwährenden Kriege mit den Indianern, welche ihre Wohnsitze nur mit großer Mühe und schweren Opfern von ihnen erkaufen konnten, ja, ihre Freiheit und Selbstständigkeit schien in großer Gefahr zu stehen, sobald es den Rothröcken einfallen sollte, mit vereinter Macht über die Indianer herzufallen.

Das waren die Gedanken und Gefühle, welche Pontiac und die Krieger seines Stammes beherrschten, und welche sie an ihren Berathungsfeuern aussprachen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Spätsommer des Jahres 1762 wurde zunächst eine große Rathsversammlung einberufen; die ganze waffenfähige Mannschaft der Ottawa's versammelte sich in O-da-nuh. Die Nacht, in welcher diese Berathung stattfand, war von schauerlicher Wildheit. Ein furchtbarer Sturm tobte vom Eriesee her über der Gegend, Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag. Stumm standen die Krieger um den Kreis der Häuptlinge und blickten in gespannter Erwartung auf den Oberhäuptling, Pontiac, der in vollem Kriegsschmucke ernst und würdevoll in der Mitte saß und gedankenvoll den Rauch seiner Pfeife in die Luft blies. Endlich erhob er sich und, einen langen Blick auf die Versammlung werfend, sprach er also:

„Meine Brüder! Ihr Häuptlinge und Krieger der Ottawas! Der große Geist, der unsere Wälder und Prärien, Seen und Flüsse geschaffen, hat uns vereinigt zu einer Rathsversammlung; — er sieht auf uns — er hört unsere Worte — und wir sehen ihn im Feuer und hören seine Sprache im Donnerrollen. Brüder, ich schaue hinaus — ich sehe Strom an Strom — ich sehe Lichtungen und Prärien — ich sehe Wälder und hohe Felsenberge — ich sehe weite und große Jagdgründe. Der große Geist hat dies Land zu Jagdgründen vertheilt.

Er färbte die Menschen auf verschiedene Weise; seine liebsten Kinder färbte er roth, die er weniger liebte, färbte er weniger und sie haben nur an einigen Stellen die rothe Farbe; es sind die Blaßgesichter. Die er am wenigsten liebte, färbte er mit dunkler Farbe, und ließ sie schwarz werden, wie die Nacht. So färbte der große Geist die Menschen.

Wie hat er aber die Jagdgründe unter den Menschen vertheilt? Die rothen Männer, seine Lieblinge, sind von alten Zeiten her die Eigenthümer dieser Jagdgründe gewesen und darum sind sie die vom großen Geist ihr zugewiesenes Eigenthum. Wer aber stiehlt sie ihnen? die Fremdlinge, die Blaßgesichter! Brüder, ihr wißt, warum wir schon öfter am Berathungsfeuer mit einander rauchten. Es geschah, um die Bleichgesichter zu zählen. Brüder, meine weisen Väter sagten mir einst, wie viele Winter es seien, seit man Blaßgesichter in unsern Jagdgründen gesehen. Es giebt noch Indianer, welche rothe Männer gekannt haben,

deren Väter zum ersten Male Blaßgesichter gesehen haben. Es waren ihrer wenige. Sie waren damals wie kleine Kinder, freundlich und liebreich, aber jetzt sind sie zu trotzigen, stolzen Männern herangewachsen. Unser Canada-Vater ist auch ein Blaßgesicht, aber er war gut zu seinen rothen Kindern. Die Rothröcke aber sind ein stolzes Geschlecht. Sie meinen, wir seien ihre Knechte und Hunde; sie meinen, wir seien nicht mehr, als die Thiere der Wälder und müßten ausgerottet und vernichtet werden. Was haben sie den rothen Männern im Lande der heißen Sonne, was haben sie den rothen Männern im Lande des Aufgangs der Sonne in ihre Wigwams getragen? Smal pox (Blattern), Feuerwasser, schlechte Beispiele, schlechte Jagd, Hunger und Kälte! Wir müssen arm bleiben, und sie hindern uns, daß wir wachsen so schnell und mächtig wie sie. Sie erschlagen und erschießen die rothen Männer, wo sie sie finden; sie nehmen ihnen ihre Pelze ab für ein wenig Feuerwasser und schlechte werthlose Dinge, und betrügen den rothen Mann auf alle Weise um sein Eigenthum. Brüder, einige unter den rothen Männern sagen, die Blaßgesichter seien so zahlreich, wie die Blätter auf den Bäumen; aber der rothe Mann ist noch zahlreicher, wenn der rothe Mann sich zum rothen Manne stellt. Freilich wachsen die Bleichgesichter schnell und haben viele Kinder und die Blattern tödten nicht so viele von ihnen. Aber noch sind wir stark genug, um die Krieger der Rothröcke in den starken Häusern alle mit einem Schlage zu vernichten und sie ihnen abzunehmen, und alle Jagdgründe wieder zu gewinnen, die sie uns genommen haben. Sie müssen jenseits der Berge bleiben, sonst sind wir verloren, und der rothe Mann wird bald aufhören zu sein, weil er die Fremdlinge gewähren ließ.

Brüder, die Rothröcke brüten Verrath! Sie wollen uns vernichten, ihre Krieger sind vertheilt und befinden sich in den verschiedenen Forts; sie wollen uns von dort aus einzeln überfallen, plötzlich, unversehens und sie haben es sich vorgenommen, Niemanden zu verschonen. Sie sind lüstern nach unsern Jagdgründen und nur eins kann uns vor unserm schnellen Untergange noch bewahren, und das ist, daß wir uns mit allen Stämmen auf allen Jagdgründen vereinigen, den Feind in seinen festen Häusern überfallen und ihn daraus vertreiben bevor er Zeit findet, seinen verrätherischen Schlag gegen uns auszuführen. Das ist's, was ich vollbracht sehen möchte!"

In glühenden Farben schilderte er dann die Tapferkeit und Stärke der Ottawa's, rühmte ihre Siege und erzählte von der einstigen Herrschaft ihrer Väter und wie diese im Bunde mit den

Huronen der Schrecken ihrer Feinde waren. Dann erinnerte er sie, was sie zu fürchten hätten, wenn sie den Kampf scheuten.

„Was wollen die Rothröcke mit der starken Besetzung der Forts?“ fragte er. „Was wollen sie damit, daß sie die Franzosen, unsere Freunde, daraus vertrieben haben? Warum erbauen sie immer mehr starke Häuser und errichten feste Plätze nach dem Untergange der Sonne zu? Sind sie nicht wie die Füchse und Wölfe, die nur rauben können? Wird aber der Fuchs und der Wolf jemals aufhören zu stehlen, zu morden und zu rauben? Wird das Volk der Rothröcke aufhören, das Blut des rothen Mannes zu vergießen? Traut nicht den heimtückischen verrätherischen Blaßgesichtern. Haben sie nicht unsere rothen Brüder, die zwischen ihnen wohnten, überfallen und vernichtet? Denkt an die Brüder des Catawbastammes! Wo sind sie geblieben? Haben die Rothröcke nicht die Dörfer und Niederlassungen der rothen Männer, die im Lande des Aufgangs der Sonne wohnten, niedergebrannt, ihre Weiber und Kinder abgeschlachtet und die Krieger ermordet und umgebracht? Sollen wir unsere jungen Krieger, unsere Weiber und Kinder, unsere Wigwams wehrlos in ihre Hände geben? Suchen sie nicht immer nach irgend einer Ursache, das Kriegsbeil gegen uns aufzuheben? Werden wir jemals Ruhe und Frieden vor ihnen haben?

Die Blaßgesichter wachsen rasch. Kaum wechselt der Mond ein-, zweimal, so ist da eine Stadt, wo die Wölfe ihr Lager hatten. Wie lange wird es dauern, dann haben wir nur noch Hunde zu essen. Aber Manitoo hat uns nicht vergessen und wird uns so wenig aus dem Lande vertreiben lassen, wie ein Vater sein Kind aus seinem Wigwam vertreiben läßt. Die Blaßgesichter sind schlau und hinterlistig; sie flüstern unsern Kriegern stets in die Ohren: ihre Decken sind warm, ihr Feuerwasser stark, ihre Büchsen schießen sicher, ihr Pulver ist gut; — aber was hilft das uns? Dabei werden die Blaßgesichter immer des Abends zahlreicher, als sie am Morgen waren. Was haben wir da für die Zukunft für uns, für unsere Weiber und Kinder zu hoffen? Wollen wir Alles über uns ergehen lassen, ohne uns zu rühren? Wollen wir um die Gunst der Engländer buhlen und um sie herumschwänzeln wie die gezüchtigten Hunde um ihre Herren? Wollen wir uns schinden, stoßen, schänden, schimpfen lassen, wie die weißen Leute ihre Sklaven schänden? Meine Brüder, sind wir Männer oder Weiber? Sind wir die Hunde der Blaßgesichter oder Manitoo's Kinder? Sind wir Krieger oder sind wir Feiglinge? Was sind wir, daß wir uns den Fuß der weißen fremden Eindringlinge

auf den Nacken setzen, die Kette der Sklaverei und der Schande, des Schimpfes und Ehrlosigkeit um den Hals schlingen lassen? Sind wir unserer tapferen Väter würdig, wenn wir noch länger stillschweigend erdulden, was die Hunde von Blaßgesichtern dem freien rothen Krieger zumuthen? Haben meine Brüder nicht oft die lange Reihe der Geister der Häupter der Ottawas und der Huronen in ihrem Schlafe gesehen? Es pflegen doch die Geister der tapferen Väter in das Herz ihrer Söhne einzukehren! Sind sie nicht allezeit bei euch? Kennt der Krieger der Ottawas einen andern Geist als den Geist seiner Väter? Was sehen meine Augen? Sehen sie nicht die Geister der tapferen Häuptlinge und Krieger im Lande des Sonnenaufgangs, wo sie wie Hunde unter den Streichen der feig- und falschzüngigen Bleichgesichter fielen? Sehe ich nicht die Geister unserer Väter, wie sie ihren Gräbern entsteigen und mit erhobenen Händen, mit Tomahawk und Skalpmesser Rache fordern von ihren Kindern gegen ihre Mörder und Räuber? Was hören meine Ohren? Höre ich nicht die Asche der Getödteten schreien: „Rächt uns an denen, die unsere Gebeine mit ihren scharfen Eisenpflügen ihrer Ruhestätte entreißen und sie aus der Erde ans Tageslicht wühlen!“ Wollen wir unsere Ohren dagegen verstopfen? Sollen unsere Augen noch länger blind sein? Sollen unsere Hände müßig in dem Schoß ruhen und unsere Füße der Ruhe auf der Matte des Wigwams pflegen, während die Geister unserer gemordeten Väter und Helden sich heiser schreien: „Rache! Rache! Rache! den Fremdlingen!?“

Als der Häuptling schwieg, durchlief ein Gemurmel der Bewunderung die Schaar der versammelten Krieger, und jeder von ihnen fühlte das volle Gewicht und die ganze Wahrheit seiner inhaltschweren, hinreißenden Rede. Sie erkannten die bewundernswürdige Kühnheit, mit der ihr Häuptling, mitten unter einem mächtigen kriegsgeübten weißen Volke der Blaßgesichter wohnend, der Aufgabe seines Lebens nachging, der Aufgabe: den Haß gegen das weiße Geschlecht, besonders gegen die Engländer, nicht eher ruhen zu lassen, bis der letzte der Blaßgesichter aus ihren Jagdgründen vertrieben sei, in denen sonst ihre Väter frei und glücklich gewesen waren. Deshalb war aber auch seine Rede entscheidend und der einstimmige Beschluß, das Kriegsbeil gegen die Rothröcke aufzuheben, wurde mit wildem Jubel begrüßt und zwischen den Donnerschlägen gellte das Kriegsgeheul der Ottawas, die sich zum wilden Kriegstanze vereinigt hatten, und rauschte in der Ferne die Brandung des Eriesees, der seine mächtigen Wogen gegen die Ufer schleuderte.

— — — — — — — — — — — — —

Ein anderes Bild. — Nokomis, die betagte Mutter Pontiacs, hatte mit großer Besorgniß die Beschlüsse der Rathsversammlung vernommen. Sie war zwar durch ihren verstorbenen Vater aufs engste mit den Ottawas verbunden und ihr Sohn war bekleidet mit der Würde des Oberhäuptlings dieses Stammes, aber gerade dieser Umstand und die Liebe zu ihrem Sohne konnten sie nicht mehr zurückhalten, sie mußte demselben eine Warnung zu Theil werden lassen.

Kaum hatte die Wuth des Sturmes etwas nachgelassen, so huschte sie aus ihrer Hütte, welche nicht weit von der Häuptlingshütte entfernt stand, um ihrem Sohne auf seinem Rückwege nach der Häuptlingshütte zu begegnen und mit ihm unter vier Augen zu reden. Die wilden Auftritte des Kriegstanzes waren vorüber und beendet und das Durcheinander in der Versammlung der Krieger verursachte, daß das Verschwinden des Häuptlings, der nach altem Gebrauch nicht immer das Ende der nachfolgenden Belustigungen abwartete, nicht weiter beachtet wurde. Sie hatte nicht lange zu warten, als Pontiac erschien. Er stand im Begriff, sich nach seiner Hütte zu begeben. Schnell trat Nokomis an den Häuptling heran, faßte ihn bei der Hand, zog ihn, während sie ihm einige Worte zuflüsterte, nach ihrer Hütte und winkte ihm, hineinzuschlüpfen. Pontiac wußte zwar nicht, was seine alte Mutter mit ihm in so heimlicher Weise zu verhandeln habe, allein die kindliche Liebe und Achtung, die er ihr stets erwiesen und jetzt in fast noch höherem Grade, seit er mit Odahmin verheirathet und zur Häuptlingswürde gelangt, bewog ihn, ihrer Weisung zu folgen. Erschöpft ließ sich die alte Indianerin auf einer Matte nieder und bedeutete ihrem Sohne ein Gleiches zu thun.

Gespannt und voller Erwartung, was seine Mutter ihm zu sagen haben werde, folgte der Sohn ihrem Winke und ließ sich ihr gegenüber auf dem andern Ende der Matte nieder. Dann hörte er sie leise und flüsternd sagen:

„O du mein Sohn, mein vielgeliebter Sohn, jetzt ist der Spruch gesprochen, der dich bindet, gegen ein Volk die Streitaxt zu erheben, dessen starkem Arm wir nicht widerstehen können, denn es sind ihrer zu viele! O du mein Sohn Pontiac, du Sohn meiner Liebe und Sorge, du wirst in dem bevorstehenden Kriegszuge gegen die Rothröcke mit deinen Kriegern unterliegen, wie die unterlegen sind, in deren Wigwam deine Wiege gestanden, denn ihre Waffen sind zu mächtig.

O du mein Sohn, denke heute zurück an vergangene Tage! Weißt du nicht mehr, wo deine Wiege stand? Am Gestade

Wabbashkegoo-Kechegahme (Eriesee) an der hellen, großen Seefluth. Dort stand der Wigwam Miscocomon's, des tapferen Kriegers, und deiner Mutter Nokomis. Hinter ihm ragte schwarz der Urwald, ragten traurig düstere Fichten, ragten die Tannen zapfentragend, und vorn erglänzte hell das Wasser, glänzten sonnenklar die Wellen in der hellen, großen Seefluth.

O du mein Sohn, dort wiegte dich in birkener Wiege deine Mutter Nokomis, dort bettete sie dich sanft auf Moos und Binsen, band dich fest mit Hirschschnüren, machte still dein lautes Weinen und flüsterte dir zu: ‚Still, Sohn des Herzens, sonst holt dich Miske Mokwa!'

O du mein Sohn, dort sang ich leise dich in Schlummer, sang und sang: Ewa-yea, Ewa-yea! Nenemoosha! (Liebling). Wer erleuchtet so den Wigwam mit den großen, hellen Augen? Ewa-yea, Nenemoosha!

O du mein Sohn! Sieh, der Vater meines Knaben kam des Abends leisen Schrittes, kam zu kosen mit dem Kinde, fand Nenemoosha schön gebettet, ruhend zwischen Moos und Binsen; nannte ihn mit Schmeichelworten, herzte ihn mit zartem Kosen: Pontiac war Nenemoosha.

O du mein Sohn! Dann kam ein trüber Tag für unser Volk! Cherokees und vier Nationen hatten treulos uns verlassen, grausam uns dann überfallen, unsere Wigwams schnell vernichtet, und gefangen fortgeschleppt: Krieger, Weiber und Papuse. Miscocomon, dein Vater, starb am Marterpfahl den Tod des tapferen Kriegers.

O du mein Sohn! Durch unendlich lange Wälder ging der Weg; über Prärien, Berge, Hügel, durch Thäler und Flüsse. Ueber breite, laute Ströme trug im Körblein dich die Mutter, leicht wie auf dem Haupt die Feder. Trug dich durch Gestrüpp und brach dir den Weg, bog die schwanken Zweige seitwärts, baute Nachts ein Zelt von Aesten und ein Bett von Tannenzweigen und wachte über dich im Schlummer.

O du mein Sohn! Vor Herzweh wollte sterben deine Mutter! ‚O wär ich todt!' so klagte leise Nokomis. ‚Wäre ich wie du gestorben, mein Miscocomon, aller Pein und Sorge ledig! Miscocomon! Miscocomon!' —

O du mein Sohn! An den Ufern des Catawba, bei der hellen Stromesfluth, stand der Wigwam nun der Mutter, deiner Mutter, Nokomis. Sie zeigte hier dem Kind des Himmels Sterne und das ganze Sternenheer, auch die Feuerlocken des Kometen und die Strahlen des Nordlichtes; zeigte dir den Geistertanz der

Krieger mit Pfeil und Federn, mit Bogen und Streitaxt. In der Nacht des kalten Winters ließ sie dich sehen die weiße, breite Himmelsstraße für die Todten, voll von Geistern und vor Schatten.

O du mein Sohn! An milden Sommerabenden saß der kleine Pontiac vor der Thür des Wigwams. ‚Horch!‘ sagte Nokomis, ‚hörst du nicht das Säuseln der Fichten, das Plätschern des Wassers?‘ Süße Töne der Heimath, sang die Fichte — Miscocomon! sang die Welle.

Schau, mein Liebling, auf den Glühwurm; sieh, wie er im Dunkel leuchtet; Strauch und Busch und Feld sich schmücken mit dem Blinken seines Lichtes.

O du mein Sohn! Hast du vergessen das Kindesliedchen, das Nokomis dich gelehrt vom Feuerwürmchen: Kleiner Glühwurm, du beschwingter, glänzend tanzend durch die Luft; leuchte mir mit deinem Lichtchen, eh' ich mich auf's Lager lege, eh' ich schließe meine Lider!“

O du mein Sohn! Wenn leise und still die Sonne der Nacht aus dem Wasser stieg, dann meintest du, es sei ein Canoe und die Flecken darin seien Krieger; arbeitetst mit Händchen nnd Füßchen, liefst davon, um zu versuchen, ob du denn nicht könntest machen eine Fahrt im goldnen Nachen!

O du mein Sohn! Wenn vielfarbig, rund und groß am Himmel stand der Regenbogen, dann fragtest du wohl leise und freudig: O, was ist das? und ich sagte: Es sind die Jagdgründe des Vaters — der schöne Garten Manitoos; all' die schönen Waldesblumen, all' die Lilien der Prärie, wenn auf Erden sie verweht sind, blühen sie dort hoch am Himmel in dem Garten Manitoos.

O du mein Sohn! Wenn in dunkler Nacht im Walde und auf den Felsen die Eule wachte, wenn Eule und Käuzchen kreischten, lachten, dann fragtest du wohl leis' und leiser: O, was ist das? ich fürchte mich vor Mahjemunedoo (böser Geist), dann sagte ich: Es sind nur Eulen, mein Liebling, und Käuzchen, die wie Eulen sprechen, sich schelten und sich schreiend streiten.

O du mein Sohn! hast du Alles schon vergessen? Vergessen, daß du, der Sohn der Nokomis, ein Sohn der Sorge, der Thränen und der Liebe bist? Und willst du der Sohn der Sorg bleiben für Nokomis? Willst du in einen Krieg ziehen, der dir und deinem Volke den sichern Untergang bereiten muß? O du mein Sohn, mein vielgeliebter Sohn!“

„Nicht vergessen, Mutter, hab' ich's,“ antwortete der Häuptling, der der Rede der Mutter ehrerbietig und mit gesenktem

Haupte zugehört, als diese nun schwieg, „nicht vergessen, obwohl seitdem viele Sommer und Winter vergangen sind. Nicht vergessen hab' ich, wie ich die Sprache jeden Vogels lernte, ihre Künste, wie sie im Sommer Nester bauen, wo sie im Winter sich verbergen; ich nannte sie Pontiac's ‚Küchlein'.

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, wie ich aller Thiere ‚Sprachen' lernte, ihre Stimmen, ihre Künste; wie der Biber die Wohnung baut, wo das Eichhörnchen die Eicheln birgt, das Thier mit schnellem Fuß die Prärie durchfliegt, das Dickicht durchbricht und dem Jäger zu entfliehen sucht; ich sprach ja mit allen Thieren und nannte sie Pontiac's ‚Brüder'.

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, wie der alte Yenadizzi im grauen langen Haar, unser alter treuer Freund, für den kleinen Pontiac den Eschenbogen anfertigte, von der Eiche die Aeste schnitt und daraus kieselsteingespitzte Pfeile machte, sie bunt beschwingte und zu Bogensehnen das Hirschfell zerschnitt.

Nicht vergessen, o Mutter, wie er dann zu mir sprach: ‚Geh' jetzt in den Wald, mein Sohn, dorthin, wo die Rudel Rothwild weiden und tödte uns einen fetten Rehbock — aber einen Bock mit Enden'!

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, wie ich dann stolz, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, geradeswegs in den Wald ging, die Höhen der Berge erstieg und die Thäler durchstreifte, ganz allein. Und der Spottvogel sang und zirpte und die blaue Meise mir begegnete und mich baten in ihrer Sprache: Spanne deinen Bogen nicht gegen uns und hebe deine Pfeile nicht aus dem Köcher, wir sind ja deine Küchlein.

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, wie an meiner Seite das Eichhorn auf die Eiche sprang, die Zweige auf und nieder lief und mir laut und lachend in seiner Sprache zurief: Nicht gegen mich, Pontiac, spanne deinen Bogen; setze deinen Pfeil auf die Sehne — ich bin ja dein Bruder. Und wie das Kaninchen vom Wege aufsprang, sich von Weitem auf die langen Hinterbeine niederließ, halb furchtsam, halb muthwillig, aus seinen klugen Augen mich anschaute und mich dann in seiner Sprache bat: Schieß nicht mich, o Pontiac, ich bin ja dein Bruder!

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, daß ich meine ‚Küchlein' und meine ‚Brüder' des Waldes nicht sehen wollte, daß meine Augen nur der Spur des Wildes folgten, welche hernieder nach der Furth des Flusses führte. Wie im Siegeszuge zog ich dahin in dem Bewußtsein, und wie du mich gelehrt, daß ich ein geborener Häuptling sei.

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, wie ich im Lorbeergebüsch verborgen auf das Rothwild lauerte mit großer Geduld und Ausdauer, bis ich endlich nach langem Warten zwei hohe Hörner und zwei Augen im Dickicht sah und zwei Nüstern dem Winde zugewendet, und er nun den Weg herabkam, der Hirsch, licht und braun gezeichnet, den ich als erste Jagdbeute erlegen sollte. Mein Herz klopfte im Busen wie das Laubwerk über mir, es zitterte, wie die Blätter der Espe im Winde zittern, als ich sah, wie der Hirsch den Weg an mir vorüber nahm. Mich auf die Kniee werfend, zielte ich mit dem Pfeil, berührte kaum einen Zweig, hörte kaum ein gestreiftes Blatt rauschen, aber der schlaue Hirsch stutzte, stampfte mit den kleinen Hufen, hob lauschend den einen Fuß und sprang empor, wie um den Pfeil zu grüßen. Aber ach, der Todespfeil schwirrte und summte und erstach ihn. — Da lag nun der Hirsch im Walde, an der Furth des Stromes; sein furchtsames Herz schlug nicht mehr, aber das Herz Pontiacs klopfte, jubelte und jauchzte, als der Jüngling seine erste Jagdbeute nach dem Wigwam seiner Mutter Nokomis trug und Yenadizzi ihm Beifall jauchzte.

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, wie du mir aus der Hirschhaut den Mantel machtest, von seinem Fleisch ein Ehrenmahl bereitetest, das ganze Dorf sich festlich versammelte und jeder Gast mich pries, und mir den Namen ‚Adlerherz' beilegte und mich einen geborenen Häuptling nannte.

Nicht vergessen, o Mutter, hab' ich, daß ich dir stets der Sohn der Liebe und der Sorge war — — aber um den Kriegszug gegen die Rothröcke darfst du dich nicht bekümmern. Ein Häuptling hat Pflichten, die er nimmer als Sohn einer liebevollen und besorgten Mutter vergessen darf. Eben darum, weil ich auch als Oberhaupt des Stammes das Paradies meiner Kindheit nimmer vergessen kann, will ich meinem Sohn Wabeek und seiner Schwester Nenemoosha ihr Kinderparadies bewahren, will das Kriegs- und Jagdspiel des Jünglings behüten, des Mannes und des Kriegers Jagdgründe vor den Fußtritten fremder Eindringlinge schützen und die Squaws, Mütter und Töchter des rothen Mannes in ihren Wigwams und auf den Maisfeldern mit den Papusen den Blicken der Bleichgesichter verbergen. Die Rothröcke *sollen* nicht weiter in die Jagdgründe des rothen Mannes eindringen, sie *sollen* die Rechte meines Volkes achten lernen — und Pontiac, der Sohn deiner Sorge und Liebe, wird ihnen mit Donnerstimme ein Halt zurufen, vor dem sie betäubt zurückweichen und nie wiederkehren werden; und dann werden wir

Ruhe vor ihnen haben und in Frieden leben können, ich, meine Kinder und Kindeskinder. Siehe Nokomis, das ist die Lebensaufgabe, die Pontiac, der Sohn deiner Liebe und Sorge, sich gestellt und die erfüllt zu sehen er nicht ruhen wird und sollte er auch darüber selbst zu Grunde gehen!“

„O du mein Sohn, mein vielgeliebter Sohn!“ hob Nokomis an, „was die Sehne für den Bogen, das ist das Weib für den Mann — sie zieht ihn an, sie gehorcht ihm, sie folgt ihm. Ein Mädchen der Ottawas wurde dein Weib; die Tochter des verstorbenen Häuptlings; unsere Odahmin ist wie das Licht des Mondes, der Sterne, die Lieblichste der Weiber deines Stammes. Nicht ein unnütz Weib, nicht mit Händen ohne Geschicklichkeit, noch mit trägen Füßen, nein, ein Weib mit flinken Fingern, dessen Herz und Hand in Eintracht stehen, dessen Fuß für Botschaft willig. Lieblich ist das Licht des Heerdes, doch das Sternenlicht ist schöner, schöner noch das Mondlicht: doch noch lieblicher als Alles ist die lieblichste der Weiber — ist Odahmin, die Mutter zweier Kinder, das Weib des Häuptlings der Ottawas! Willst du sie, willst du deine Kinder verlassen und in einen Krieg ziehen, der dir — ihnen — und uns Allen den Untergang bereiten muß? O du mein geliebter Sohn, die Rothröcke sind zahlreich und stark; du hast sie zählen lassen, wie viele Krieger haben sie? Doch wie könnte man die Bleichgesichter alle zählen! Ich habe oft gehört, daß unsere rothen Krieger gegangen sind, ihnen die Skalpe zu nehmen. Sie haben das gethan, Jahr um Jahr. Aber es ist ihnen nicht gelungen, denn ihrer sind zu viele, als daß einige Indianerstämme den Krieg gegen sie bestehen könnten. Wenn wir *einen* Krieger aufstellen, stellen sie wohl hundert auf.“

„Ja, Mutter, und dann kommen sie nur, um uns zu verjagen. Ja, so machen es die Bleichgesichter, Nokomis, aber der große, gute Manitoo hat mir seine Gunst erwiesen, hat den Weg mir gelichtet zu vielen Rathsfeuern; Pontiac, der Sohn deiner Liebe und Sorge, hat viele Freunde gewonnen; wer will die rothen Krieger zählen, die meinem Rufe zu folgen willens sind? Es werden ihrer genug sein, um die Engländer über die Berge zu jagen, und ihnen in Zukunft zu wehren, die Spuren ihrer schweren Tritte den Wäldern und Jagdgründen des rothen Mannes einzudrücken. Und nun gute Nacht, Nokomis, ich bedarf der Ruhe — sorge dich nicht, Manitoo lenkt die Schritte deines Sohnes, richtet die Waffen seiner rothen Krieger, schützt das Volk, das er liebt, und begleitet die rothen Krieger auf dem Kriegspfade, da sie die Jagdgründe vertheidigen, welche Manitoo ihnen selbst angewie-

sen!“ — Damit erhob sich der Häuptling, schlüpfte aus der Hütte und schritt seinem Wigwam zu.

Als er seine Wohnung betrat, kam ihm Odahmin liebreich und freundlich entgegen. Sie war noch wach, trotz der späten Nachtstunde, denn sie hatte auf die Rückkehr des Häuptlings gewartet, während ihre beiden Kinder süß auf ihrem Lager schlummerten.

Pontiac sah ernst aus, seine Stirne war umwölkt; die Warnung der Mutter mochte ihm doch zu denken geben.

„Der Kriegszug gegen die Rothröcke ist beschlossen, der Kriegstanz getanzt — das Tomahawk ausgegraben — du wirst mich verlassen, mein Häuptling, und wieder den Kriegspfad betreten?“ fragte Odahmin mit weicher, zärtlicher Stimme, indem sie sich dicht an den Gatten schmiegte.

„Manitoo will es so, Odahmin! Die Tapferen haben beschlossen, und ich bin bereit, die Aufgabe meines Lebens zu erfüllen. Sie müssen vertrieben werden, die Rothröcke, wenn unser rothes Volk nicht Alles verlieren soll. Die Squaw eines Häuptlings, eines Fürsten seines Volkes, darf nicht weichen Herzens sein, wenn ihr Gatte sich anschickt, den Tomahawk aufzuheben gegen Feinde, die ihm und seinem Volke nicht nur Alles nahmen, sondern es auch gänzlich auszurotten und vom Erdboden zu vertilgen willens sind.“

„Odahmin würde es nie wagen, sich zwischen den Häuptling und seine Pflichten zu drängen — aber Odahmin hat dich lieb, mein Pontiac, und darum wird ihr das Scheiden von dem Manne ihres Herzens so schwer.“

Er schlang seinen Arm um das süße Geschöpf. „Wenn das Weib eines Häuptlings und Fürsten also spricht, dann hat sie wohl geredet,“ sagte er lieb und freundlich. „Sorge dich nicht, Odahmin, Manitoo wird seinen rothen Kindern beistehen, damit sie die Feinde vertreiben können.“

„Die tapferen Krieger unseres Volkes meinen, die bleichen Rothröcke fürchten sich vor den rothen Kriegern. Aber der rothen Krieger sind nicht so viele, wie die Krieger der Engländer; denn sie sind sehr zahlreich“, wagte Odahmin schüchtern einzuwenden.

„Aber die rothen Krieger sind tapfere Männer — sie kämpfen um ihre Existenz; sie wissen, daß sie entweder siegen oder untergehen müssen“, erwiderte der Häuptling.

„Der Feinde sind zu viele, mein Häuptling! Das haben dir deine bleichen Freunde oft gesagt. Aber werden sich deine weißen Freunde in Michilimackinac deines Schutzes erfreuen, wenn deine

rothen Krieger das Fort überfallen und die Rothröcke daraus vertreiben?" fragte Odahmin besorgt.

„Pontiac wird Sorge tragen, daß ihnen kein Leid geschehe!" entgegnete der Häuptling.

„Darf Odahmin mit ihren beiden unflüggen Papusen, darf die Mutter des Häuptlings ihren Sohn auf seinem Kriegspfade begleiten?" fragte sie dann schüchtern weiter.

„Wir werden uns nur dann trennen, wenn Manitoo durch den Tod uns trennt — ihr werdet in meiner Nähe bleiben und Pontiac wird die zu schützen wissen, die seinem Herzen am nächsten stehen; seine Mutter, sein Weib und seine Kinder werden ihn begleiten!" antwortete der Häuptling.

„Ich danke dir, mein Pontiac — und doch habe ich es gewußt, daß unsere Herzen zu einander gehören. Wir werden mit einander leben, siegen und sterben!" antwortete Odahmin fröhlichen Muthes.

„Meine Squaw spricht, wie die Squaw eines Häuptlings sprechen muß", erwiderte Pontiac sichtlich zufrieden gestellt.

„Odahmin wird Alles thun, was ihr Gatte wünscht", versetzte das junge Weib leise und innig.

„Es ist gut, meine Odahmin, ich weiß, du bist die Seele meines Lebens, die Freude meines Herzens und kennst nur einen Wunsch: zu leben, wenn ich lebe, zu sterben, wenn ich sterbe! Odahmin und Pontiac: sie gehören zusammen, im Leben wie im Tode!" —

Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Sitz, betrachtete sein Weib einige Augenblicke, warf noch einen zärtlichen Blick auf seine beiden schlummernden Kinder, schritt dann zu seiner Lagerstätte, entledigte sich seines Schmuckes, hüllte sich auf seinem Lager fest in seine Decke und suchte die Ruhe des Schlafes, die ihm auch bald, da er sehr ermüdet und abgespannt schien, in reichem Maße zutheil wurde; bald lag denn auch in der Häuptlingshütte von O-da-nuh Alles in tiefem Schlaf.

* * *

Mit ebenso viel Kühnheit als Umsicht begann Pontiac die Einleitungen zu seinem blutigen Unternehmen. Noch im Spätjahr 1762 schickte er Abgesandte an die verschiedenen, um die großen Binnenseen herum und über das ganze Land und gen Süden bis zu den weit hinab wohnenden Stämmen. Jeder dieser Boten trug den Kriegswampun oder Gürtel und eine zum Zeichen der beginnenden Feindseligkeiten roth bemalte Streitaxt, und be-

stellte die flammenden Worte Pontiacs, welcher seine rothen Brüder zur Vertheidigung von Land und Leben aufforderte, was überall beifällig aufgenommen wurde. Darauf berief Pontiac einen allgemeinen Kriegsrath an einen von ihm bezeichneten Ort, in der Nähe von Detroit, und hier sollten sich im April 1763 die verschiedenen Stämme versammeln: die Ottawas, Miamis, Wyandottes, Chippewas, Pottawattamees, Mississangees, Shawonees, Foxes, Winnebagos und Senecas, welche letzteren die kriegerischsten unter den „Sechs Nationen" waren.

Pontiac fand sich hier mit seiner ganzen Familie, Mutter, Weib und Kindern ein, und die Wiese in der Nähe des Aux Ecores-Rivers, auf welcher die Rathsversammlung abgehalten wurde, bot durch die bunte Abwechselung der Gruppen und die rege Entfaltung aller bezeichnenden Merkmale indianischer Sitten einen heitern Anblick dar.

Schon die Hunderte von kupferrothen, kräftigen, mehr muskulösen als fleischigen Männer mit den kühnen und feinen Gesichtszügen, der adlerförmig vorspringenden Nase, den gelblichen Zähnen und den glatten bartlosen Gesichtern, die sich hier versammelt hatten, legten Zeugniß von dem kräftigen und gesunden Menschenschlag des rothen Volkes ab. Ihre Kleidung, welche fast durchweg aus gegerbten Büffelhäuten bestand, war bei den verschiedenen Stämmen verschieden. Gewöhnlich aber waren Oberkörper und Schenkel unbedeckt, während sie den Kopf mit allen nur möglichen Zierrathen geschmückt und sich recht bunt und abenteuerlich herausstaffirt hatten.

Ueberall erhoben sich gruppenweise die von den Weibern zeltartig aufgebauten Wigwams in Gestalt von großen spitzen Hüten, oder in viereckig länglicher Form mit gebrochenem Dach, mit Rinde oder, was viel häufiger war, mit Fellen bedeckt. Oben kräuselte sich der Rauch durch die Oeffnung und im Innern der Hütte erblickte man wenig Hausgeräth, nur ein Lager von Büffelfellen — das war fast Alles. Und doch dürfen wir eins nicht vergessen. Fast in jedem Wigwam stand auf der einen Seite das rohe Bild des großen oder guten, auf der andern das des bösen Geistes.

Medizinmänner, Aerzte, Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und Oberpriester, die bei keiner öffentlichen Handlung fehlen durften und ohne deren Rath und Meinung nichts unternommen wurde, stolzirten in den wunderlichsten Anzügen umher. Häuptlinge in ihrem schönsten Waffenschmuck, Aelteste, Läufer, Krieger — letztere fast ganz nackt, das Gesicht und den Körper mit rother

Farbe, auch mit Kohle und Fett bemalt — standen in Gruppen bei einander. Tomahawk, Skalpirmesser, Lanze, Bogen — auch Feuerwaffen — waren ihre Waffen.

Die Squaws, sonst so strenge ausgeschlossen von Allem, was das öffentliche Leben des Stammes angeht, die vernachlässigten und mißachteten Squaws, schwärmten in ihrem schönsten Putz zwischen den Hütten umher. Einige von ihnen trugen Halsbänder aus kleinen Vogelschnäbeln, andere aus kleinen Muscheln, Korallen oder aus viereckigen rothen Thonperlen, die in breiten Kränzen den Nacken umgaben. Die Kleider waren überall mit Stachelschweinposen reich verziert und mit Lederfransen geschmückt; das Seltsamste aber bildeten bei Müttern und Wittwen, die einen Todten betrauerten, die Trauerfedern, mit denen sie sich herausgeputzt hatten. Ueberall glänzten schwarze Rabenfittige, überall baumelten in geschmackvoll geordneten Büscheln die kleinen Brustfedern großer bunter Vögel. Alle diese Squaws bemühten sich, wenn sie in Gruppen wie die Männer bei einander standen, nach Möglichkeit auf die Bleichgesichter zu schelten und zu schimpfen.

„Mögen die hündischen Weißen verfl— sein, daß sie in den Jagdgründen des rothen Mannes wie Wölfe umherlaufen, und von spitzen Pfeilen durchbohrt werden, ohne leben und ohne sterben zu können. Mögen sie alle Qualen des Mahje-Manitoo zu erdulden haben!“ Solche und ähnliche Worte konnte man überall von den Weibern vernehmen.

Junge Indianerinnen trugen auf dem Rücken die halbrunde hölzerne Wiege, in welcher der Säugling schlummerte, und führten außerdem an der Hand ein größeres Kind.

Die Pferde weideten in großer Anzahl zwischen den Wigwams auf der Wiese und im angrenzenden Walde. Hunde liefen in Menge und in ganzen Rudeln kläffend durch das ganze große Lager, jeden neuen Ankömmling mit ihrem Gebell begrüßend. Täglich vermehrte sich die Zahl der versammelten Krieger und die Ankunft jeder neuen Schaar wurde mit lauten Freudenbezeugungen gefeiert. Das sonst so stille Thal hallte wieder von den nicht endenwollenden Jubelrufen der Rothhäute. Täglich konnte man aber auch die Wettläufe zu Pferde und zu Fuß, das Ringen, Springen und Werfen und die sonstigen kriegerischen Uebungsspiele der dunkelhäutigen jugendlichen Krieger erblicken, während die Häuptlinge, Aeltesten und Weisen dem Treiben scheinbar gleichgültig zusahen. Dabei spielte aber auch das Rauchen aus rothen Thonpfeifen — ohne das der Indianer nun einmal nicht leben kann — eine Hauptrolle. Tabak, wildwachsende Kräuter

und Blätter, vorher getrocknet, pulverisirt und in einem Biber- oder Otterbeutel aufbewahrt, lieferten das Rauchmaterial. Die verschiedenartigst angefertigten Pfeifen konnte man hier versammelt sehen. Die Köpfe, aus rother Thonerde, waren geschmackvoll verziert. Das lange, meist flache und dicke Rohr, aus einem jungen Eichenstamm geschnitzt und mit einem heißen Draht durchbohrt, war zur Hälfte mit Stachelschweinstacheln umwunden und mit Vogelfedern, oder Hermelinfellen, oder rothgefärbten Pferdehaaren, oder dem Schwanze eines weißen Büffel geschmückt.

Tag und Nacht konnte man den einförmigen K[illegible] der Trommel hören, welche irgend einen Tanz des tanzlustigen Volkes begleitete. Und nicht nur die Jugend, sondern auch ernsthafte Männer betheiligten sich an diesem Vergnügen. Büffel-, Bären-, Bettler-, Skalp-, Krieger-, Sklaven-, Pfeifentänze und wie sie alle heißen, wurden aufgeführt, von welchen jeder Tanz seine eigenthümliche Bedeutung hatte. Ballspiele mit Wettrennen, Fecht-, Ring- und Schwimmübungen (letztere im nahen Fluß) wechselten mit einander ab, und wohl selten bot eine buntere Abwechselung indianischen Lebens und Treibens einen heiterern Anblick dar, als in diesem von dem mächtigen Indianerfürsten Pontiac zusammengerufenen Indianerlager. —

Erst nach und nach hatten sich die verschiedenen obengenannten Stämme — denn die Rothhäute liebten, wie andere vornehme Leute, die große Pünktlichkeit nicht — versammelt und am 27. April konnte der Kriegsrath zusammentreten.

Als die festgesetzte Stunde herannahte, kamen die Häuptlinge, Medizinmänner, Aeltesten und Weisen der verschiedenen Stämme mit Seelenruhe angeschlendert, in wunderlich zusammengewürfeltem indianischem, theilweise auch europäischem Kostüm, aber alle das Gesicht bemalt: roth, gelb, blau, schwarz, grün — kunterbunt! Da sah man Itshakamska, den stehenden Elk, einen riesigen Kerl; Sintegalishka, den gefleckten Schweif; Djola, den Pfeifer; Matalusa, den schnellen Bären; Papesto, die scharfe Nase; Lotuiska-wi, die weiße Muschel; Itshonka, Großmaul genannt; To-ta-bosh-ka, New Corn, Asimethe, Le Gris, Little Turtle, Winneway und — Turkey-leg, indianisch: Wagalikehu, den uns schon bekannten Läufer der Pottawattamees.

Kaum faßte die in aller Eile errichtete große Berathungshütte alle Häuptlinge und Rathsleute, von denen sich die erstgekommenen in die Ecken, die späteren vor die ersteren kauerten. Vor ihnen in der Mitte saß der Fürst der Indianer — Pontiac. In einem weiten Kreise saßen Alle, Reihe hinter Reihe in ernster

schweigender Erwartung. Als die Pfeifen angebrannt und von Hand zu Hand herumgegangen waren, stand Pontiac, der in vollem Kriegs- und Häuptlingsschmuck erschienen war, auf. Er war in der That eine wirklich imposante, herrliche, indianisch-königliche Erscheinung; er winkte mit der Hand, ein Zeichen, daß er die Verhandlungen nun eröffnen wolle. Todtenstille herrschte jetzt in der großen Versammlung.

„Brüder der vielen Stämme der Algonquins", begann er, „der große Geist Manitoo hat uns zu einer großen und wichtigen Berathung zusammengeführt. Er ist jetzt unter uns in diesem Gezelt; er hört auf unsere Worte und blickt in unsere Herzen. Was wir sagen und denken darf nur das Wahre, Gerechte und das Wohl Aller Betreffende sein.

Brüder, wir sind ein zerstreutes Volk! Die Zeit ist gekommen, wo wir still stehen müssen, wenn wir nicht so weit auseinander gejagt werden sollen, daß keiner mehr das andere Wigwam wiederfinden kann. Einst wohnten wir in der Nähe der aufgehenden Sonne. Wo sind wir jetzt? Einige unserer jungen Krieger sagen, sie hätten die Sonne in den Süßwasserseen untergehen sehen. Jenseit dieser Plätze kann es für uns keinen Jagdgrund mehr geben, und wenn wir weiter leben und überhaupt existiren wollen, müssen wir in unserer Fährte nach dem Untergange der Sonne zu still stehen. Wie dies geschehen kann, soll hier berathen werden.

Brüder! Viele tapfere Häuptlinge und Krieger sitzen um dieses Berathungsfeuer. Mein Auge freut sich, auf sie zu schauen, mein Herz ist froh, daß sie meiner Einladung gefolgt sind. Ich sehe Ottawas, Miamis, Wyandottes, Chippewas, Pottawattamees, Missisangees, Shawnees, Foxes, Winnebagos, Senecas, Huronen, und heiße Alle, Alle am Berathungsfeuer willkommen. Unser großer Freund und Vater jenseits des großen Salzwassers, der König der Franzmänner, hat mir von Quebeck einen langen und breiten Wampumgürtel gesandt. Er hat die Streitaxt gegen die Rothröcke wieder ausgegraben und mir sagen lassen, er wolle in Bälde seine Flotten und Heere herübersenden, um Canada von den Rothröcken zurück zu erobern, wo dann seine rothen Kinder aufs Neue an der Seite der Franzmänner kämpfen werden." Dabei zeigte er den ihm gesandten breiten Wampumgürtel der Versammlung vor.

„Brüder, der Kriegspfad zwischen den Rothröcken und den Wigwams des rothen Mannes ist offen. Wir sprechen zu unsern Kriegern und sie lauschen. Möge Jeder reden und seine Worte uns Allen kräftig ins Ohr klingen!"

Das tiefe Schweigen, das den Eröffnungsworten Pontiacs folgte, wurde nun dadurch unterbrochen, daß sich Le Gris, der Häuptling der Miamis erhob. Der Ruhm, den er sich unter den nördlichen Indianerstämmen erworben, die Furcht vor seiner Blutgier und seiner wilden Tapferkeit bewirkte, daß sich Aller Augen erwartungsvoll auf seine hohe, kraftvolle Gestalt richteten.

„Brüder und Häuptlinge!“ begann er, „der Manitoo hat sich uns günstig erwiesen. Er hat uns den Pfad zu diesem Rathsfeuer gelichtet. Feinde sind Freunde geworden. Warum sollten wir nicht Freunde sein? Ich sehe rings um mich die Gesichter vieler Freunde. Der große Geist gab uns Allen dieselbe Farbe und setzte uns in dieselben Jagdgründe. Aber wie viele Krieger sind gefallen im Streite der Stämme? Wer hat sie gezählt? Es würden ihrer genug sein, um alle Blaßgesichter in den großen Salzsee zu jagen. Warum sollten wir nicht Freunde sein? Nindikitt!“

Eine tiefe Stille folgte den Worten Le Gris. Dann begann Pontiac, nachdem er eine Zeit lang gewartet, um einem andern Redner Raum zu geben, da sich aber Niemand erhob, sagte er:

„Ja, der Manitoo war sehr gütig. Er gab dem rothen Manne Wälder, Seen, Prärien, Flüsse, Wild, Fische und Jagdgründe. Er gab ihm die Sonne am Tage, und den Mond und die Sterne des Nachts. Er gab ihm große Büffelheerden und Rudel Rothwild; er gab ihm Biber und Bären, Vögel, Turkeys und Gänse; er gab ihm Korn und den Zucker aus den Bäumen. Ja, Manitoo ist sehr gut. Aber Manitoo ist auch sehr groß. Wir sehen seine Feuerflammen am Himmel, wir hören seine Stimme im Donner; und Manitoo ist auch sehr mächtig, denn er bewegt die Jagdgründe, daß sie beben, er schüttelt die Bäume, daß sie zerbrechen, er bläst in die Wellen des Sees, daß sie brausen und toben und wüthend verschlingen, was sie auf ihrem Rücken tragen.

Brüder, der große Geist ist gütig, groß und mächtig und liebt auch seine rothen Kinder — aber er ist betrübt, daß ihnen die Blaßgesichter ihre Jagdgründe nehmen. Er will, daß die glücklichen Jagdgründe der rothen Männer von den Jagdgründen, die die Blaßgesichter gestohlen, getrennt werden.

Brüder, sagt, wird der große gute Manitoo, der die guten Indianer und die bösen Blaßgesichter in der *andern* Welt getrennt haben will, sie nicht auch in *dieser* Welt getrennt haben wollen? Wer hat sie aber auf *unsern* Jagdgründen mit den rothen Männern zusammengeführt? Majhe-Manitoo, der böse

Geist, hat die Blaßgesichter ausgesäet auf unsern Jagdgründen als Pflanzen der Bosheit. Die weißen Männer sind also gegen den Willen Manitoos in diesen Jagdgebieten auf ihrem Platze. Daß es so ist, ist ein Unglück, und das muß geändert werden.

Brüder, der große Geist hat uns einen schönen Tag gegeben. Er hat seinen Vorhang von der Sonne weggezogen und ihren Glanz auf uns leuchten lassen. Unsere Augen sind offen, unsere Ohren nicht verstopft.

Brüder, wir haben dies Rathsfeuer angezündet; ich will, daß wir unsere Meinung aussprechen. Hört, was ich zu sagen habe: Es gab eine Zeit, da diese Insel unsern Vätern gehörte — vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Der große Geist hat sie für die Indianer gemacht. Er hat den Büffel, den Hirsch und andere Thiere zur Nahrung gegeben. Er machte Biber und Bär, und ihre Felle dienen uns zur Kleidung. Er zerstreute sie über das Land und lehrte uns, sie zu fangen. Das Alles that er für seine rothen Kinder. War Streit über Jagdgründe, er wurde ohne Blutvergießen geschlichtet. Da kam ein schlimmer Tag. Die Blaßgesichter fuhren über die großen Wasser in großen Canoes mit Schwingen, kamen auf Flügeln des Windes hergeflogen und landeten auf dieser großen Insel. Aus dem Munde der Canoes kam zum Gruß der Blitzstrahl und der Donner. Männer mit weißgemaltem Antlitz und das Kinn bewachsen mit Haaren, traten ans Land. Ihre Zahl war klein. Sie fanden Freunde. Sie sagten, sie seien vor bösen Menschen aus ihrem Lande geflohen wegen ihrer Religion. Sie baten um einen kleinen Sitz. Unsere Väter gaben, was sie verlangten. Sie gaben ihnen Korn und Fleisch, und die Blaßgesichter gaben ihnen Gift dafür. Es fanden sich Mehrere aus ihrer Heimath; sie nannten die Indianer ihre rothen Brüder. Unsere Väter gaben ihnen einen größeren Sitz. — Endlich war ihre Zahl groß, sie brauchten mehr Land, sie brauchten unser Land, unserer Väter Land — unserer Kinder Land. — Seitdem wurden unsere Augen geöffnet, unsere Herzen beunruhigt. Kriege fanden statt. Indianer wurden gedungen gegen Indianer und viele unserer Leute umgebracht. Das starke Feuerwasser hat Tausende gemordet. — Brüder, unsere Sitze waren einst groß und die der Bleichgesichter klein. Jetzt haben wir kaum Platz, unsere Matte auszubreiten im Wigwam. Sie haben unser Land genommen, aber sie sind nicht zufrieden; sie wollen mehr haben; sie wollen Alles haben, was der große Geist dem rothen Manne gegeben.

Brüder, wollen wir es ihnen geben und dann mit unsern Weibern und Kindern Hungers sterben? Sahen wir nicht schon viel fremdes Volk und unbekannte Haufen der Blaßgesichter nach Westen ziehen. Ist nicht alles Land voll von Leuten, einem Volke, das rastlos strebt und streitet, viele Sprachen spricht und doch nur ein Verlangen in der Brust trägt: das Eigenthum des rothen Mannes zu besitzen? Ihre Axt durchtönt das Waldland, in den Thälern dampfen ihre Städte, über allen Seen und Flüssen rauschen ihre Donnercanoes und in den Wäldern auf unsern Jagdgründen errichten sie ihre festen Gebäude, besetzen sie mit ihren Kriegern, und pflanzen rund um sich her ihre Donnerbüchsen auf. Wehe dem rothen Manne! Was ist aus ihm geworden? Ganz zerstreut sehen wir unser Volk, schwach, sich erniedrigend, entmuthigt oder sich selbst bekriegend und vertilgend. Wir werden zerstieben wie ein Wolkenzug im Sturm, wie das welke Laub im Herbst, und die wenigen Ueberreste unseres Volkes werden wandern! wandern! wandern! nach dem Untergange der Sonne zu, bis auch der letzte von uns wird ins Grab gestiegen sein, und dann werden unsere Väter uns fluchen, daß wir ihre Jagdgründe so feige und schnöde dahingaben, und werden uns nicht werth halten, ihre Kinder zu heißen.

Brüder, soll der rothe Mann nicht für sich behaupten, was der große Geist für den rothen Mann gemacht hat? Soll er nicht die, deren Haut weiß ist wie der Morgen, dahin zurücktreiben, wo die Morgensonne aufgeht? Wer die Bleichgesichter hierher gehen hieß in unsere Jagdgründe, den freut es, wenn das Wild bei uns abnimmt und unsere Frauen und Kinder hungern müssen, und das war Mahje-Manitoo, der böse Geist. Der stolze Hirsch nagt nicht an der Wurzel, sondern am Laube des Baumes; der Habicht verschmäht die Fliegen und Muskitos, denn er erspäht sich die Vögel. Der Indianer durchbricht die Gehege der Bleichgesichter, zerstört ihre festen Plätze, da es ihm an Wild fehlt; denn der Arm des Hungrigen ist stark. Das kluge Blaßgesicht schließt seine Thiere ins Gehege, aber den rothen Mann schließt er aus. Aber der Geist der rothen Krieger ist zu stolz — er will nicht Gras fressen, wie der Büffel frißt.

Meine Brüder, was beschäftigt die großen Häuptlinge der Algonquin-Stämme an unserm Berathungsfeuer? Unsere Gedanken sind nicht getrübt. Sehen wir vielleicht die Geister unserer Väter, welche durch die mörderische Hand der Blaßgesichter fielen? Oder verlangt uns nach den Kopfhäuten der verrätherischen Fremdlinge, welche uns stehlen, was unser ist? Oder schauen die Augen

meiner Brüder nach unsern Dörfern und sehen, wie die Krieger der Rothröcke in ihre Wigwams dringen, die alten Mütter morden, die Töchter des rothen Mannes erschlagen, ihre Krieger aus dem Hinterhalt erschießen, die Wigwams in Brand stecken und mit den Knochen der Krieger ihr Lagerfeuer anzünden? Oder wollen sie lieber ihre Ohren verstopfen, damit die Seufzer der Erschlagenen ihre Seele nicht weich und feige machen? Sagt, meine Brüder, kommen nicht jede Nacht die Geister eurer Väter in euren Wigwam, um sich mit den Söhnen zu unterhalten? Waren sie nicht immer bei euch, die lange Reihe der Geister der Erschlagenen? Wohnen die Geister der tapferen Häuptlinge, die einst unser Volk von Sieg zu Sieg führten, nicht mehr in den Herzen derer, die sich ihre Söhne nennen?

Brüder, ich weiß, wir kennen keine andere Seele, als den Geist unserer Väter. Aber wohin schaut dieser Geist? Soll ich euch verkünden, was des Geistes Auge Pontiacs sieht? Es schaut hinauf nach Norden, es sieht eine weite Ebene und nicht weit davon einen Fleck, dessen Gras roth ist wie Blut. Es ist das Blut des Huronen-Häuptlings, des Großvaters Pontiacs. Es schaut nach Süden und sieht einen schwarzen Fleck am Marterpfahl — aber es ist kein Brand, es sind keine Kohlen — es ist Blutfeuer. Kein Regen kann es verwaschen, kein Schnee kann es bleichen. Viele Winter ist es sichtbar gewesen. Vögel schreien, Wölfe heulen, wenn sie es sehen. Es ist das Blut des Vaters Pontiacs. — Ich sehe ein Grab, es ist das Grab dessen, der seinem Sohne, der zu euch redet, das Leben gab. Mit Skalps ist es bedeckt, die sein Sohn abgezogen! Ich sehe ein indianisches Dorf, es ist das Dorf der Catawbas — es brennt; die jungen Männer sind erschlagen, die Kinder braten über Feuerkohlen, und die Alten zucken im Todeskampf. Ist es etwa ein Dorf, das der rothe Mann dem rothen Manne angezündet? Nicht doch, meine Brüder, ich sehe es ganz deutlich, denn ich war nahe dabei, als es geschah. Die hündischen Rothröcke, die in das Land der Catawbas hinterlistig einbrachen, sie sind es, die den rothen Mann ausrotten und vertilgen, ermorden und im Feuer braten. Ich drücke die Augen zu; denn der Rauch macht die blind, die ihn hervorriefen. Und nun sehe ich ein großes rothes Volk versammelt in vielen Stämmen. Sie sitzen Alle am Berathungsfeuer, einig wie ein Mann — sie graben das Kriegsbeil aus gegen die Rothröcke — sie sind auf dem Kriegspfade — sie tanzen den Kriegstanz um den rothen Pfahl. Es sind viele Tapfere darunter, große Häuptlinge — sie führen schwere Streiche, ihre Pfeile sind schnell — ihre Feuer-

waffen treffen sicher. Blut fließt aus vielen Wunden. Die festen Häuser und Forts der Engländer werden von ihnen an einem Tage überfallen, ihre Krieger erschlagen und deren Skalps an die Gürtel der rothen Helden befestigt, und die trotzigen, stolzen Gebäude niedergebrannt .... und nun sehe ich nichts mehr, ich höre! Es ist das Skalp- und Siegesgeschrei; die rothen Krieger freuen sich des Sieges über ihre Feinde, Räuber und Bedrücker. Die Häupter in den jenseitigen glücklichen Jagdgründen kommen ihren erschlagenen Brüdern froh entgegen; denn sie erkennen und verstehen den Jubel ihrer Kinder. Geister neigen sich zu Geistern in fröhlichem Jubelreigen — denn die rothen Kinder des großen Geistes auf der Insel besitzen nun wieder, was die Hand der Fremdlinge ihnen geraubt — was die habsüchtigen Blaßgesichter ihnen entrissen. Frei leben sie wieder auf ihren freien Jagdgründen und genießen mit Freuden, was die Hand Manitoos ihnen allein, und nicht den Fremdlingen geschenkt hat! Nindikitt!"

In demselben Augenblicke trat ein Indianer in den Kreis, dessen Kleidung auf einen Läufer des Delawarenstammes deutete.

Obgleich die unerwartete Ankunft des Gesandten eines Stammes, der sich noch immer von dem Bunde fern gehalten, wohl manche Frage auf die Lippen der Anwesenden drängte, bewahrten doch Alle ihre ernste Würde. Noch stand Jeder unter dem Eindruck der von Pontiac mit lauter Stimme und leidenschaftlicher Geberde an die Menge gehaltenen Ansprache, worin er die den Rothhäuten angethanen Unbilden berührt und auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche von der Herrschaft der Engländer zu befürchten seien. Nirgends zeigte sich eine Spur von Neugier.

Nachdem der Läufer mehrere Minuten inmitten des Kreises unbeweglich gestanden hatte, der Aufforderung des Oberhäuptlings zum Reden wartend, und diese nun erfolgte, hob er folgendermaßen an:

„Mein Häuptling Buck-on-ge-he-las, der Oberhäuptling der Delawaren, sendet mich zu den hier am Berathungsfeuer sitzenden Häuptlingen, um ihnen diesen Wampumgürtel (er überreichte Pontiac den Gürtel) zu überreichen und zugleich die Erklärung abzugeben, daß der Delawarenstamm beschlossen hat, nun ungesäumt dem Bunde der Stämme beizutreten. Der Häuptling ist wegen Krankheit verhindert, persönlich hier zu erscheinen, er schickt darum diese Botschaft und wünscht, daß sie den Tapferen gefallen möge!"

Ein leises Gemurmel des Beifalles ging durch die Versammlung. Dann gab der Läufer dem Oberhäuptling einen Wink,

daß er mit ihm allein zu reden wünsche. Pontiac erhob sich, trat mit dem Delawaren zur Seite, verhandelte etwa zehn Minuten lang mit ihm und nahm dann seinen vorigen Platz wieder ein. Ein Strahl wilden Entzückens lag auf seinen Zügen und mit feierlichem, fast heiligem Ernst erhob er nun seine Stimme wieder. Stand die Versammlung in Folge seiner vorangegangenen meisterhaften Ansprache noch immer unter dem Eindrucke, um nicht zu sagen unter dem Banne derselben, so brachte sie das, was er ihnen jetzt mitzutheilen hatte, völlig und rückhaltslos in seine Gewalt. Mit dem Charakter seiner Landsleute gründlich bekannt und dessen gewiß, welche Gewalt der Glaube an eine Offenbarung des großen Geistes auf ihre Gemüther ausüben mußte, theilte er der Versammlung nun den Inhalt einer solchen Offenbarung mit, welche der große Geist dem greisen Delawarenhäuptling Buk-on-ge-he-las in einem geheimnißvollen Gesichte kund gegeben.

Es handelte sich in diesem Falle um die Person, welche die Leitung des gegen die Engländer stattfindenden Kriegszuges übernehmen und sich an die Spitze des Unternehmens stellen sollte. Diese Offenbarung stimmte auffallend mit seinen eigenen Plänen und Wünschen überein, und so kündigte er denn der Versammlung an, daß es kraft dieser Offenbarung der Wille des großen Geistes sei, daß er selbst als Leiter des Ganzen fungiren und Manitoo von seinen rothen Kindern erwarte, daß sie sich seinem Willen unterordnen und ihm willig Folge leisten würden. — „Und," schloß der gewaltige Redner seinen Vortrag, „warum?" fragte der große Geist zornig den Delawaren, „erlaubtet ihr diesen Hunden in rothen Kleidern, euer Land zu betreten und in Besitz zu nehmen, was ich euch gegeben? Treibt sie hinaus! Treibt sie hinaus! Und wenn ihr in Noth seid, ich will euch helfen! Seht, meine Brüder, das ist der Wille des großen Geistes!"

Die Wirkung dieses letzten Theiles der Rede war unbeschreiblich. Der Name Pontiac allein bildete nun schon eine Armee und versprach eine Schutzwehr gegen die Engländer, die unübersteiglich schien; denn der große Geist war mit ihm und darum war es unmöglich, daß, mit ihm an der Spitze, die Sache der rothen Krieger verloren gehen konnte. Ein Feldzugsplan wurde sogleich verabredet; man einigte sich schnell, und auf tausend Meilen von den oberen Binnenseeen bis zum Meerbusen von Mexiko hinab und an den Grenzen von Nord-Carolina waren die Indianerstämme nun verbunden zu einer großen Verschwörung.

So hatte denn Pontiac den rothen Söhnen des Landes den gewissen Sieg in diesem Kampfe verheißen und sie auf diese und

ähnliche Weise mit einem glühenden Verlangen nach unverweiltem Handeln erfüllt.

Inzwischen erfreuten sich die Grenzler und Ansiedler in den Urwäldern und an den äußersten Posten der Civilisation des tiefsten Friedens. Die harmlosen Händler reisten von Dorf zu Dorf und boten ihre Waaren zum Tauschhandel an. Die Soldaten in den Forts versammelten sich im warmen Sonnenschein des Frühlings und brachten hier den größten Theil des Tages in süßem Nichtsthun hin. Die Hinterwäldler und Grenzler sangen fröhlich ihre Lieder und arbeiteten so sicher auf ihren Feldern, als ob die wilden Rothhäute Tausende von Meilen von ihnen wohnten, bestellten ihre Saaten für die Ernte und freuten sich des Sonnenunterganges, wenn sie hinter den Bäumen verschwand, und grübelten und berechneten den Ertrag, den die wohlbestellten Felder ihnen in diesem Jahre des Friedens in den Schooß schütten würden. Des Abends versammelten sie ihre Kinder um sich und erzählten ihnen im traulichen Beisammensein von den Schrecknissen des langen Krieges, der nun, Gott sei Dank, endlich vorüber sei.

Von den Alleghanies bis zum Mississippi hinab, hatten sich die Urwälder in frisches, grünes Laub gekleidet und Alles lebte fröhlich, sicher und vergnügt.

Aber gerade um diese Zeit durchstreiften die rothen Krieger in großen Haufen die düstern Urwälder, Tücke, Feindseligkeit und Bosheit brütend, und sammelten sich gleich düsteren, unheilschwangeren Wolken, wenn sie vor dem Ausbruch des furchtbar verheerenden Sturmes drohend und Unheil kündend am Himmel stehen.

Die Forts: Maumee, Presque Isle, Niagara, Pitt, Ligonier und jedes andere englische Fort waren von den verschiedenen Indianerstämmen bereits eingeschlossen, ehe noch die Kommandanten mit ihren Besatzungstruppen eine Ahnung davon hatten.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag heran. Ueberall wurden zuerst die Händler mit ihren Handelsartikeln von den Indianern überfallen, niedergemacht, und mehr denn hundert verloren auf diese Weise ihr Leben. Neun britische Forts übergaben sich den Indianern gleich beim ersten Ueberfall und geriethen den Wilden, welche ihnen Freundschaft geheuchelt und sich den Eintritt ins Fort erschlichen, in die Hände.

Da floß das Blut vieler Briten in Strömen. Mehr denn 20,000 Ansiedler wurden aus ihren Heimstätten vertrieben, und schreckliche, nie dagewesene Verwüstungen an den Grenzen Vir-

giniens, Pennsylvaniens und New Yorks durch die Indianer angerichtet. Die meisten von den Forts, wenn nicht alle, welche den Indianern in die Hände fielen, wurden nach einem in Pontiacs Kopf entstandenen Plan, den er vorher wohl überlegt und mit seinen rothen Kriegern verabredet hatte, durch Kriegslist genommen.

Unter dem Vorwande, mit dem Kommandeur ein Geschäft abwickeln oder ihm einen freundschaftlichen Besuch machen zu wollen, gelangte zuerst eine kleine Anzahl Indianer ins Fort, versicherte sich hier des harmlosen und wehrlosen Kommandanten, öffnete schnell die Thore der Festung und ließ die Horde, die draußen wartete, in das Innere des Forts, und noch ehe sich die Besatzung recht zu besinnen vermochte, waren sie schon den Siegern in die Hände gefallen, die sie schonungslos niedermetzelten.

So wurde der Kommandant des Forts Maumee durch eine indianische Squaw betrogen, welche jämmerlich klagend bei ihm erschien und ihn bat, sie doch nur etwa zwei hundert Yards außerhalb des Forts zu begleiten, wo ihr schwer verwundeter Mann im Sterben liege. Ihre Kraft sei zu schwach, ihm zu helfen, und sie müsse ihn elendiglich umkommen lassen, wenn der Kommandant ihr nicht zu Hülfe käme. Der Kommandant eilte hinaus und begleitete sie. Aber kaum hatte er das Fort hinter sich, als die hinter Gebüsch liegenden Rothhäute auf ihn anlegten und ihn niederschossen.

In einzelnen Fällen gelang es hie und da einem Soldaten, aus dem Fort glücklich zu entkommen, im Großen und Ganzen wurden aber alle niedergemacht.

Im Fort zu Presque Isle erschienen drei Indianer in ihren Feiertagskleidern und baten den Kommandanten und dessen Sekretär, einige Meilen in ihren Canoes sie zu begleiten. Sie gaben vor, daß sie auf ihren Jagdgründen eine große Anzahl Felle gesammelt hätten, die die beiden Männer besehen und ihnen abkaufen möchten. Während der Abwesenheit des Kommandanten kamen etwa 150 Indianer nach dem Fort, jeder ein Bündel Felle auf seinem Rücken tragend, und erklärten, der Kommandant habe die Felle gekauft und ihnen befohlen, sie nach dem Fort zu tragen und in demselben abzuliefern. Die Kriegslist gelang. Als sich alle im Fort befanden, warfen sie blitzschnell ihre Pakete von sich, entledigten sich des kurzen Oberkleides, unter welchem sie ihre Waffen — Tomahawk, Skalpmesser und Schußwaffe — verborgen gehalten und warfen sich auf die Soldaten, dieselben vor sich her treibend und mit den Waffen niederschlagend. Jeder Widerstand

erwies sich als nutzlos und die Blutarbeit wurde so lange fortgesetzt, bis auch der letzte der Soldaten in die andere Welt befördert war. Niemand kam mit dem Leben davon, außer dem Kommandanten und dem Sekretär, welche sich beide außerhalb der Festung befanden.

Die Forts Bedford, Ligonier, Pitt und Detroit wurden nur mit großen Schwierigkeiten gerettet. Fort Pitt hatten die Indianer mit großer Macht eingeschlossen und gänzlich umzingelt. Es gelang dem Kommandanten aber, einen Boten an Lord Amherst zu senden und ihn um Hülfe und Entsatz zu bitten. Der Oberbefehlshaber sandte sofort Colonel Bouquet mit zwei Regimentern Regulärer ab. Bei Bushy Run wurde er von den Indianern heftig angegriffen und verlor über 100 Mann Todte und Verwundete; dennoch schlug er die Wilden, wenn auch erst nach ungeheurer Anstrengung, zurück und rettete das Fort. Fort Ligonier wurde von Lieutenant Blane und seiner kleinen Schaar tapfer gegen die Wilden vertheidigt.

* * *

Fort Detroit war um die Zeit schon ein fast besser situirter Platz als Fort Michilimackinac. Es waren hier Güter und Vorräthe niedergelegt, deren Werth über zwei Millionen Dollars betrugen. Wenn es den Indianern gelang, diesen Platz zu nehmen, dann war damit auch die Verbindungslinie ihrer kriegerischen Operationen zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen hergestellt. Aus diesem Grunde hatte Pontiac selbst die Eroberung dieses wichtigen Punktes übernommen. Die Besatzung des Forts bestand aus 130 Mann mit Einschluß der Offiziere. Außerdem waren noch etwa 40 Personen in der Village beim Pelzhandel beschäftigt.

Solchergestalt waren die Verhältnisse Detroits, als Pontiac sich anschickte, anfangs Mai den Platz zu erobern. —

Es war am 7. Mai. Der Abend war bereits hereingebrochen und feierliche Stille ruhte über Wald, See und den menschlichen Wohnungen, die zum Fort gehörten. Im Fort selbst — bei dessen Beschreibung wir uns nicht aufhalten wollen, da es sich durch nichts von andern Forts ähnlicher Art unterschied, ging der Kommandant desselben, Major Gladwyn, in seinem Zimmer auf und nieder. Plötzlich öffnete sich die Thür und sein Adjutant meldete ihm, daß eine Indianerin ihn zu sprechen wünsche. Der Kommandant befahl, daß man sie hereinführe, und bald darauf trat eine nicht mehr junge Indianerin zu ihm ein.

„Well, well — du bist's, Equa, das Weib Turkey-leg's, des Läufers?" fragte der Kommandant.

Die Indianerin nickte nur mit dem Kopf zum Zeichen der Bejahung und sagte dann:

„Ich bin gekommen, dem weißen Häuptling ein Geschenk zu bringen, weil er der Freundin Equa's so edelmüthig geholfen."

O, du meinst Omeme, die Indianerin der Pottawattamees, deren Gatte kürzlich gestorben ist, wie?" fragte der Kommandant.

„Dieselbe", antwortete Equa.

„Well, well, das hab' ich gern gethan, ich will sie auch noch weiter unterstützen, ebenso wird es auch meine Frau thun und sorgen helfen, daß sie keinen Mangel leidet; sie muß aber selbst nach dem Fort kommen oder dich schicken — von euren Kriegern darf Niemand das Innere des Forts betreten, außer wenn ein Läufer kommt, z. B. dein Gatte", erwiderte der Kommandant.

„Ich weiß, ich weiß", sagte Equa, öffnete dabei ein Tuch, zog ein Paar Moccasins aus Elkleder von sorgfältiger und wundersamer Arbeit hervor und überreichte sie dem Kommandanten.

„Die sind schön, ich zahle dir", sagte Gladwyn.

„Equa würde traurig sein, wenn sie etwas dafür annehme", entgegnete das Weib des Läufers.

„Nun wohl, ich nehme diese als Geschenk, bitte dich aber, mir noch einige Paare anzufertigen, die ich dir dann gern bezahle!"

„Gut!" sagte die Indianerin und schritt dann zur Thür, als ob sie sich entfernen wollte. Plötzlich aber blieb sie stehen; es schien, als habe sie noch etwas auf dem Herzen.

„Hast du mir noch etwas zu sagen?" fragte Gladwyn freundlich, welcher das Zaudern des Weibes bemerkt hatte.

Equa wandte sich wieder um und der Ausdruck ihrer Gesichtszüge deutete an, daß sie innerlich mit sich selbst kämpfte.

„Sprich nur frei aus, was du noch von mir wünschest", ermunterte der Kommandant.

„Könnte Equa nicht die bleiche Frau sehen, die sich Missis Henry nennt?" fragte die Indianerin.

„Missis Henry von Michilimackinac? Ja, Equa, die kannst du sehen und sprechen, denn sie befindet sich im Fort; auch Missis Croghan, die du ja auch kennst, weilt augenblicklich bei uns; die beiden Frauen befinden sich im Zimmer meiner Frau, soll ich sie rufen?"

„Equa wünscht nur Missis Henry zu sehen", erwiderte die Indianerin.

„Well, well, ich werde sie sogleich rufen", sagte der Kommandant und eilte in das anstoßende Zimmer, welches seine Frau bewohnte und an sein Arbeitszimmer stieß.

Equa hatte nicht lange zu warten; denn Betty, die sich damals gerade in Detroit aufhielt, um ihrer Freundin Missis Croghan einen Besuch abzustatten, betrat bald das Arbeitszimmer des Kommandanten und stand nun plötzlich vor ihrer rothen Freundin, die sie hier wohl kaum erwartet hatte.

„Sieh, Equa, wie schön von dir, daß du kommst und mich aufsuchst! Hat dein Gatte dir gesagt, daß ich mich hier im Fort aufhalte? Ja, sieh, Equa, mein guter Herr Henry machte eine Fahrt nach Detroit und ich begleitete ihn, und da es jetzt so schönes Frühlingswetter ist, habe ich ihn gebeten, mich hier so lange zurückzulassen, bis er von Michilimackinac, wohin er zurückgekehrt ist, um eine neue Ladung Pelze zu holen, wieder nach Detroit kommt. Während dieser Zwischenzeit bleibe ich hier und halte mich bei meiner Freundin Missis Croghan auf, und da diese gut bekannt ist mit Missis Gladwyn, so bleiben wir einstweilen noch im Fort beisammen. Doch du wolltest mir erzählen; ich freue mich sehr, dich wiederzusehen. Turkey-leg hat dir gewiß mitgetheilt, daß du mich hier finden würdest."

„Meine bleiche Freundin hat nicht gut gethan, daß sie nicht in Michilimackinac geblieben oder mit ihrem Gatten dahin zurückgekehrt ist, bis Turkey-leg zu ihr kam, wie er es ihr versprochen hat," sagte Equa mit ernster Stimme.

„Warum nicht, meine brave rothe Freundin? Bin ich hier nicht ebenso gut aufgehoben, wie auf der Schildkröteninsel?" fragte Betty.

„Nicht jetzt!" stieß die Indianerin schnell heraus.

„Nicht jetzt? wann denn? sprich dich offen aus, Equa, ist etwa eine Gefahr im Anzuge?" fragte Betty dann weiter.

„Der bleiche Häuptling in diesem Fort ist ein guter Mann, aber er und sein festes Haus stehen in großer Gefahr vor den Ottawas und Pottawattamees."

„In großer Gefahr vor den Ottawas und Pottawattamees?" fragte Betty überrascht. „Diese Indianer sind ja aber gerade unsere Freunde; steht nicht Pontiac an ihrer Spitze?"

„Pontiac ist deines Gatten und dein Freund, aber nicht der Freund der Rothröcke," erwiderte die Indianerin mit Nachdruck. Meine bleiche Freundin sollte so schnell als möglich dies feste Haus wieder verlassen und — — —"

„Und mit dir gehen, nicht wahr, Equa?"

„Nicht mit Equa gehen, denn Niemand von meinem rothen Volke weiß, daß Equa sich jetzt in diesem festen Hause befindet.“

„Auch Turkey-leg, dein Gatte, nicht?“

„Nein!“

„Und deine rothen Brüder, wo halten die sich auf?“

„Draußen im Lager, kaum eine Viertelstunde von hier.“

„Von hier? Was wollen sie denn so nahe bei dem Fort, sie kommen doch sonst nicht in dieser Jahreszeit hierher?“

„Pontiac ist mit dreihundert Kriegern, Ottawas und Pottawattamees in der Nähe!“

„Pontiac?“ fragte Betty überrascht. Hat er böse Absichten? Er ist ja jetzt der Häuptling der Ottawas?“

„Pontiac ist ein großer Krieger — ein Oberhäuptling von soviel (sie hob beide Hände auf und zählte die Finger an denselben) kriegerischen Stämmen. Pontiac ist ein Fürst — und wenn du das feste Haus nicht sogleich verläßt, dann kann Equa nicht mehr hierher kommen und dich noch einmal wiedersehen.“

Betty horchte erstaunt auf, drang aber dann in Equa, dem Kommandanten mitzutheilen, was sie von den Absichten Pontiacs in Betreff des Forts wisse, und nach längerem Sträuben und nicht ohne daß in ihrem Innern ein kurzer heftiger Kampf getobt, willigte sie endlich unter der Bedingung ein, daß man sie nie verrathen dürfe.

Betty eilte hinweg, um den Kommandanten herbei zu rufen, und als dieser nun wieder vor ihr stand, erzählte ihm Equa, was er zu wissen wünschte und wissen mußte.

„Die Ottawas und Pottawattamees,“ sagte sie, „haben beschlossen, das starke Haus der Rothröcke zu zerstören und die Krieger wehrlos zu machen. Turkey-leg kam gestern Abend von dem Berathungsfeuer der Häuptlinge in unsern Wigwam zurück. Er erzählte Equa, daß ihre bleiche Freundin Betty im Fort sei, und daß Pontiac, der das freilich nicht weiß, morgen mit einer Anzahl Krieger vor den Thoren des festen Hauses erscheinen und um eine Unterredung mit dem bleichen Häuptling bitten werde. Im Walde aber sollen dreihundert Krieger, Ottawas und Pottawattamees, auf ein Zeichen warten, welches er, wenn er eingelassen, geben wolle. Auf dieses Signal hin sollten dann die Wartenden hervorspringen, und den vereinten Angriffen im Innern des Forts und von außen her würden dann die Rothröcke erliegen müssen.“

Der Kommandant schien den Mittheilungen Equas nicht völlig Glauben schenken zu wollen, denn er erwiderte ihr in aller Ruhe:

„Sei unbesorgt, Equa, es wird uns nichts Böses geschehen. Pontiac wird uns nicht viel Schaden zufügen können."

„Was will der weiße Häuptling thun?" fragte Equa jetzt ängstlich.

„Ich werde die Einlaß fordernden Krieger eintreten heißen," entgegnete der Kommandant.

„Dann ist der weiße Häuptling mit seinen Kriegern und Allem, was er hat, verloren," sagte die Indianerin erschrocken.

Gladwyn horchte erstaunt auf. Gar zu gut merkte er, daß er noch nicht Alles wußte, und er drang nun in die rothe Frau, die Ursache ihrer Besorgniß zu enthüllen.

„Turkey=leg sagte," hob sie endlich an, „daß Pontiac mit seinen Kriegern — auch Turkey=leg wird unter ihnen sein — unter ihrer Umhüllung ihre Waffen verborgen tragen werden; Pontiac wird zu dem Kommandanten von Frieden r e d e n, aber den Krieg unter seiner Umhüllung tragen. Er hat seinen Kriegern gesagt, daß er dir einen Wampumgürtel, mit der grünen Seite nach oben gekehrt, überreichen werde und dieses sollte ihnen das Zeichen sein, daß dann der Angriff auf dich und deine Krieger beginnen müsse.

Die rothen Männer seiner Begleitung sollen dann ihre Waffen erheben und die Rothröcke alle tödten — aber auch alle! Equa aber ist sehr traurig, denn sie verliert in dem Kampfe vielleicht ihren Gatten, den sie sehr lieb hat, und auch ihre bleiche Freundin, und sie ist darum gekommen, den bleichen Häuptling zu warnen, damit alle, die sie lieb hat, sich vor einem sicheren Tode bewahren können. Will das gute Bleichgesicht mir versprechen, daß er Turkey=leg und meine bleiche Freundin schützen und mich auch nicht verrathen will?"

„Ich verspreche es dir, du gutes Weib," sagte Gladwyn und bot der Indianerin die Hand, die sie annahm, dann schnell die Hand Bettys ergriff, sie herzlich drückte und mit einem zärtlichen Blick auf die Freundin so rasch verschwand, wie sie gekommen war, den Kommandanten und Betty in tiefem Nachdenken zurücklassend.

Betty mußte nun dem Major zunächst versprechen, zu seiner Gattin auch nicht das Geringste, von dem was sie vernommen, zu äußern. Major Gladwyn aber erkannte, daß er diesmal einer wirklichen Gefahr die Spitze bieten mußte. Schnell ließ er, nachdem er Betty zu seiner Gattin geschickt, den Lieutenant und die anderen Offiziere zu sich entbieten, stellte ihnen vor, was dem Fort bevorstehe und forderte sie auf, streng auf die genaueste Ausführung seiner Befehle zu halten. Er wollte Pontiac und dessen

Begleiter einlassen und eine Berathung mit ihm eingehen. Alle möchten auf ihn sehen und seines Winkes gewärtig sein, besonders aber auf den Augenblick achten, in welchem der Häuptling den Wampumgürtel, mit der grünen Seite nach oben gekehrt, ihm zu überreichen sich anschicke.

Die Nacht wurde strenge und scharfe Wacht um das Fort gehalten, aber man hörte in der Dunkelheit nichts weiter, als die Klänge der Gesänge und Tänze im indianischen Lager, welche durch die Stille der Nacht bis an das Ohr der Wächter drangen, diesen aber auch das Zeichen waren, daß sich die Rothhäute für den nächsten Tag auf etwas Wichtiges vorbereiteten.

Am nächsten Morgen sang Pontiac mit seinen Kriegern den Kriegsgesang, führte mit ihnen den Kriegstanz auf und begab sich dann nach dem Fort. Die Garnison befand sich unter Waffen und Jeder auf dem ihm angewiesenen Posten. Die Sonne stand schon über dem Spiegel des Eriesees, da nahte sich, aus dem Schatten des Urwaldes tretend, eine Schaar Indianer dem Fort. Allen voran schritt Pontiac in seinem Häuptlingsschmuck. Das Haupt bedeckte ein Turban. Ueber der linken Schulter hing in malerischen Falten ein leichtes Gewand von Scharlachtuch und ließ die nackten Arme frei, die Brust halb bedeckt. Die sonstigen Zierrathen an allerlei Gehängen und indianischen Schmuckstücken, welche der Oberhäuptling und Fürst bei öffentlichen Aufzügen gewöhnlich anlegte, fehlten diesmal. Die Gesichtszüge des Häuptlings zeigten Ruhe, aber sein bewegliches Auge gab den in ihm wohnenden Argwohn zu erkennen, während seine Züge eine gewisse Siegesgewißheit zu verrathen schienen. Stolz wie ein König, mit erhobenem Haupte, schritt er daher. Seine Begleiter trugen wie er Ueberwürfe, aber aus geringerem Stoff. Außerdem prangten Alle im grellsten Farbenschmucke. Bald hatten die rothen Männer das Thor des Forts erreicht. Man fragte nach ihrem Begehr.

„Saget dem weißen Häuptling der Rothröcke, daß der Fürst der Ottawas ihn zu sprechen und eine Unterredung mit ihm zu haben wünsche,“ erwiderte der Häuptling.

Schon nach kurzer Zeit öffnete sich das Thor und ein Adjutant geleitete die rothen Krieger nach dem Berathungshause des Forts, wo Major Gladwyn mit seinen Offizieren sich bereits versammelt hatte, den Indianerfürsten mit seinem Gefolge zu empfangen. — Schon als sie das Thor und die Gänge passirten, bemerkten die rothen Krieger eine ungewöhnliche Thätigkeit und Bewegung unter den Soldaten. Die Garnison stand unter

Waffen, die Wachen waren verdoppelt und die Offiziere traten ihnen gegenüber mit Schleppsäbel und Pistolen. Als Pontiac den Kommandanten nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Erscheinung fragte, antwortete der Major, daß es nöthig sei, die jungen Krieger zur Ausübung ihrer Pflichten anzuhalten, damit sie nicht träge und unwissend würden.

Dann begann die Berathung und Pontiac richtete an den Kommandanten eine Ansprache, die an Kühnheit, Unlauterkeit und Verstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Seine dabei hervortretenden Manieren und angewandten Gestikulationen waren ungewöhnlich heftig und ungestüm. Er redete vom Frieden, während er den Krieg im Herzen und die Mordwaffe unter seinem rothen Scharlach trug, und je näher er dem kritischen Augenblick kam, desto gewaltiger erhob er seine Stimme und als dann endlich der entscheidende Moment gekommen, wo er dem Major den Wampumgürtel überreichen mußte und Alles in athemloser Spannung auf ihn blickte, ertönten plötzlich die Trommeln an der Thür des Berathungszimmers und im Nu änderte sich die Scene. Die Wachen schulterten und präsentirten ihre Gewehre, die Offiziere zogen ihre Säbel und standen bereit, den Kampf zu beginnen. Pontiac, dessen Adleraugen sich auch im wüthendsten Kampfgewühl niemals verändert hatten, wurde bleich, seine Kniee schlotterten, seine Hände zitterten, aber der Fürst durfte sich vor seinen Kriegern keine Blöße geben, keine Ueberraschung merken lassen. Und dennoch hatte diese unerwartete Wendung der Dinge und die durch sie gewonnene Ueberzeugung, daß sein Plan verrathen sei, ihn fast gänzlich aus der Fassung gebracht. Er zögerte einen Augenblick, den Wampumgürtel zu überreichen; die rothen Krieger schauten auf ihren Führer, wartend des Zeichens, das er ihnen zu geben versprochen hatte. Vor ihren Augen aber übergab er dann den Gürtel in der allgemein gebräuchlichen Weise und unterließ damit, seinen Gefährten das verabredete Zeichen zum Angriff zu geben. Und ehe noch die Lösung der Lage von dieser Seite geschah, trat der Kommandant schnell an die Seite des Häuptlings, schob dessen Umhüllung zur Seite, wieß auf die unter der Decke verborgen gehaltenen Waffen und beschuldigte Pontiac der Verrätherei.

„Du kamst zu mir, wie ein Wolf in Schafskleidern," sagte er drohend, „deine gespaltete Zunge redete von Verträgen und Frieden, aber du trugst den Krieg im Herzen und die Mordwaffen in den Händen. Der weiße Mann ist aber zu vorsichtig, um sich von dir täuschen zu lassen und zu ehrenhaft, als daß er dir das gege-

bene Wort eines freien Ehrengeleites nicht halten sollte. Die rothen Männer vom Stamme der Ottawas mögen den Weg gehen, den sie gekommen sind, aber schnell, denn sonst würde der weiße Häuptling den Zorn seiner jungen Krieger, wenn sie deine Verrätherei entdeckten, nicht mehr zurückhalten können und dann möchte keiner deiner rothen Krieger das Fort lebendig verlassen. Sobald ihr den Fuß hinter die Palissaden gesetzt, hört das Recht meines gegebenen Wortes auf und ihr mögt dann den Kriegspfad gegen uns betreten. Der weiße Häuptling wird dich und deine Krieger erwarten und sich und das Fort zu vertheidigen wissen."

Inzwischen hatte Pontiac seine Geistesgegenwart und Besonnenheit wiedergewonnen. Ohne eine Miene zu machen, dem Gebote des Kommandanten zu folgen, sagte er mit fester Stimme:

„Der bleiche Häuptling hat sich dennoch täuschen lassen. Trägt nicht der rothe Mann seine Waffen stets bei sich? Was vermag er mit dem Tomahawk und Skalpiermesser gegen die Donnerbüchsen und langen Messer des weißen Kriegers? Der große Häuptling, mein bleicher Bruder, hat die Nachricht von einem rothen Weibe erhalten, die ihn erschrecken wollte. Nindikit!"

Damit wandte er dem Kommandanten stolz den Rücken, gab seinen Kriegern einen Wink, und langsam und feierlich zogen die Rothhäute ab. Sie verzogen keine Miene, als sie durch die langen Reihen der im Hofe aufgestellten Soldaten marschirten, deren Gewehre unheimlich auf dem Pflaster rasselten. Das Thor öffnete sich und ließ die kleine Schaar des Todes hindurch. Aber kaum hatten sie die Palissaden hinter sich, als sie das Kriegsgeschrei ausstießen, auf die Besatzung Feuer gaben, dann etliche außerhalb des Forts wohnende Familien ermordeten und damit die Feindseligkeiten eröffneten.

In der folgenden Nacht kehrte Turkey-leg von einer Berathung aus der Berathungshütte nach seinem Wigwam zurück. Plötzlich hörte er hinter einem Gebüsch in der Nähe seiner Hütte ein leises Stöhnen. Er trat schnell hinzu, schlug die Zweige zurück und sah ein verwundetes indianisches Weib im Moose ausgestreckt liegen. Das Blut floß aus einer klaffenden Wunde am Kopfe und entstellte das Gesicht der nicht mehr jungen Indianerin, aber ein Blick Turkey-legs ließ ihn in der Gemordeten schnell genug sein eigenes Weib Equa erkennen. Schnell trug er sie nun in seine Hütte und suchte sie auf ein weiches Lager von Bärenfell zu betten, aber noch ehe ihm dies völlig gelungen war, hatte Equa schon den letzten Athemzug gethan. Während Turkey-leg sie noch

mit seinen Armen umschlungen hielt, und nicht zu begreifen vermochte, wie das Unglück hatte geschehen können, sich auch noch immer bemühete, sie weich und sanft auf das bereitete Lager zu betten, war ihre Seele schon in die schönen Jagdgründe geeilt, und so hatte das treue Weib ihre Liebe und Sorge um die bleichgesichtige Freundin, und die Treue gegen ihren Gatten, dem sie gemeint hatte, das Leben retten zu müssen, und ihn vor einem sicheren Tode zu bewahr n, mit ihrem eigenen Leben bezahlt; denn sie war durch einen von Pontiac dazu bestimmten Krieger, der sie an jenem für sie so verhängnißvollen Abend vom Fort hatte zurückkehren sehen, um ihres Ve[illegible]thes willen, erschlagen worden.

* * *

Wie wir schon berichtet haben, erhob sich Fort Michilimackinac auf einem schroff aufsteigenden Felsen am Südende der Insel, an der breiten Wasserstraße, welche den Huronsee mit dem Michigansee verbindet. An der kleinen Bucht standen etwa 30—35 größere und kleinere Blockhäuser fast dicht neben einander. Auf der Spitze des Felsens stand das Fort, schaute wie ein treuer Wächter auf das Städtchen und ließ das Banner Old Englands im Winde flattern. An der westlichen Seite stieß an die sich hier erhebenden Häuser eine Ebene. Die Gebäude waren die Kommandantur, das Hospital und das Vorrathshaus. Daran reiheten sich die Kasernen und nördlich davon einzelne Häuser, welche von den Offizieren und deren Frauen, so wie von den verheiratheten Mannschaften bewohnt wurden. Im Osten stand einzeln für sich ein fester Bau aus dicken Stämmen hergestellt, mit einem einzigen vergitterten Fenster. Darin lagerte Pulver und anderer Schießbedarf; außerdem war eine Abtheilung darin für die Aufnahme etwaiger Gefangenen bestimmt. Das ganze war mit einem Palissadenzaun und einem tiefen Graben umgeben. Auf dem freien Platze im Innern des Forts herrschte reges Leben. Ueberall sah man Soldaten sich hin und her bewegen. Eine Kolonne stand in Reihe und Glied und exerzirte nach den Klängen der Trommel und Trompeten.

Es war Ende Mai 1762, als die Indianer, Chippewa's und Sacs, in großer Menge nach dem Fort kamen, als ob sie hier Tauschhandel treiben wollten und belustigten sich jeden Tag auf der Westseite des Forts mit Ballspielen.

Am 2. Juni kamen ihre Squaws mit ihnen, traten ins Fort und verweilten hier. Der Kommandant, Major Etherington, hatte nur über etwa 90—100 Mann Besatzungstruppen zu ver-

fügen, hatte auch keine Ahnung davon, daß den Chippewa's und Sacs die Eroberung des Forts und die Niedermetzelung der Besatzung von Pontiac übertragen worden war.

Am 3. Juni war Königs Geburtstag und die Indianer hatten für diesen Tag wieder ein belustigendes Ballspiel vorbereitet.

Gegen Mittag erschienen die geschicktesten Ballspieler beider Stämme, nackt bis auf den Schurz und Gürtel. Am letzteren hing ein bis auf die Erde reichender Schweif von Haaren, Stacheln und Federn. In den Händen trug jeder Spieler einen Ballstock, der am unteren Ende zu einem länglichen Reifen umgebogen und mit einem Netz überspannt war, womit der Ball aufgefangen und weiter geworfen wurde. Der Spielplatz war bereits abgemessen und durch zwei aufrechtstehende Stangen bezeichnet, die, etwa sechs Fuß von einander entfernt, oben durch eine dritte Stange verbunden waren. Solcher Malzeichen waren zwei errichtet und in der Mitte zwischen beiden stand eine einzelne Stange, um den Ort zu bezeichnen, wo der Ball ausgeworfen werden sollte, während von einem Malzeichen zum andern eine Furche gezogen war. Längs dieser Furche hatten sich eine große Anzahl rother und etliche weiße Frauen des Städtchens und der Besatzung, Kinder beider Nationen, und ältere Männer aufgestellt, dem beliebten Spiele zuzusehen. Die Frauen aber wetteten untereinander, welche Partei, Chippewas oder Sacs, gewinnen werde, und hatten als Wettpreise Messer, Decken, Kessel, Hunde und dergleichen ausgestellt. Unterdeß hatten sich aus den beiden Stämmen auch die Parteien gebildet, nachdem die Anführer phantastisch gekleidete Läufer umhergeschickt und diese die Mitspielenden dadurch ausgewählt hatten, daß sie die mit Bändern geschmückten Ballstöcke, die sie ihnen vorhielten, berühren mußten.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen, stellte sich jede Partei um ihr Malzeichen, und tanzte sodann beim Schalle der Trommeln um dasselbe herum, wobei die Spieler ihre Ballstöcke zusammenschlugen und mit den Frauen um die Wette sangen. Aber nicht alle rothen Frauen waren Zuschauer, eine ziemliche Anzahl derselben hielt sich im Innern des Forts auf, da sie das Spiel nicht zu interessiren schien.

Während dem saßen vier alte Medizin-Männer, die mit dem Richteramt beauftragt waren, an der Stelle, wo der Ball ausgeworfen werden sollte, und rauchten aus Leibeskräften, damit der große Geist dem Werke gnädig sei.

Hierauf begann das Spiel damit, daß die Richter, nachdem eine Flinte abgeschossen worden, den Ball in die Höhe warfen.

Augenblicklich entspann sich zwischen beiden Parteien ein verworrener Kampf, in dem jeder Spieler den Ball mit seinem Stock zu fassen und zwischen die Stangen des für seine Partei bestimmten Malzeichens zu werfen suchte. Gelang dies, so zählte er Eins.

Da hätte man nun das Laufen, Springen, Stoßen, Drängen und Schreien sehen und hören sollen! Da der Vorderste die meiste Aussicht hatte, den Ball zu erhaschen, so ward Alles aufgeboten, um dies zu verhindern. Hierbei kam es zu ergötzlichen Balgereien, die jedoch keine ernstlichen Verletzungen nach sich zogen.

So oft der Ball zwischen die Stangen eines Malzeichens geworfen war, wurde eine Pause von etwa zehn Minuten gemacht. Dann warfen die Richter den Ball wieder in die Höhe, das Spiel begann von Neuem und währte so lange, bis es einer Partei gelungen war, den Ball einhundertmal in ihr Malzeichen zu werfen.

Die Absicht, warum man dieses Mittel wählte, die Garnison zu überraschen, erklärt sich am deutlichsten dadurch, daß man in Betracht ziehen muß, wie das Spiel die größste Aufmerksamkeit, viel Kraftanstrengung erforderte und mit wildem Geschrei verbunden war, und es in dem Eifer und in der Hitze, mit welcher beide Parteien daran betheiligt waren, gar nicht auf die Richtung ankam, in welcher die Gegenpartei den Ball zu werfen für gut befand, wenn sie sich dabei nur den Erfolg sicherte. Das Zeichen des Angriffes auf die Besatzung für die Indianer war, den Ball über die Palissaden zu werfen und in der Aufregung des Spieles war es ja nur natürlich, daß alle Indianer hinter dem Ball hersprangen.

Die Indianer hatten versucht, so viele Soldaten und Ansiedler als nur immer möglich zu bewegen, freiwillig die schützenden Palissaden zu verlassen und Zeugen ihres unterhaltenden Spieles zu sein, da, wie sie sagten, hohe Preise, um die man gewettet, für den Gewinner in Aussicht ständen.

Auch der Kommandant und ein Leutenant, nichts Böses ahnend, standen außerhalb des Thores, um dem Spiele zuzusehen. Major Etherington war sogar eine Wette für die Chippewa's eingegangen. Nicht weniger als 400 Indianer waren auf beiden Seiten an dem Spiele betheiligt, und wenn es ihnen gelang, in's Innere des Forts einzudringen und dasselbe in Besitz zu nehmen, dann mußte die Lage der Engländer eine mehr als verzweifelte werden.

Endlich war der Ball in die Nähe des Thores geworfen, und jetzt liefen eine Anzahl Indianer, welche scheinbar dem Ball nachsprangen, hinter die Offiziere, ergriffen dieselben und schleppten sie nach den Wäldern. Die andern Indianer eilten in das Fort,

ergriffen die Streitäxte, welche die Weiber unter ihren Wolldecken versteckt trugen, erschlugen einen Theil der Besatzung und führten die übrigen gefangen fort, während dann eine Anzahl Indianer das Fort zu durchsuchen begann.

Unser Freund Alexander Henry hat uns darüber einen Bericht als Augenzeuge hinterlassen; freilich war er nicht gerade Zeuge des ganzen Vorganges, sondern sah nur das Ende des schauerlichen Dramas, doch wollen wir wiedergeben, was er darüber mitgetheilt. Er hielt sich im Vorrathshause des Forts auf, wo er etwa eine halbe Stunde mit Schreiben beschäftigt gewesen war, als plötzlich das Kriegsgeschrei der Indianer und gleich darauf das Getümmel eines großen Lärmes an sein Ohr drang. Schnell sprang er auf, trat an's Fenster und sah zu seinem Entsetzen, daß ein Haufen Indianer sich im Fort befand, jeden Engländer, den sie fanden, wüthend niederschlugen und ihn dann skalpirten. Manchen seiner nächsten Freunde sah er so den letzten Kampf kämpfen, und ihn durch die Mordwaffe der Indianer fallen und seinen letzten Athemzug thun.

In dem Zimmer, wo Alexander sich befand, hing eine Flinte am Pflock an der Wand, die mit Vogelschrot geladen war. Schnell ergriff er dieselbe und hielt sich bereit, in den Kampf einzutreten, sobald die Alarmtrommel, auf deren Signal er in fieberhafter Aufregung wartete, ertönen würde. In dieser schrecklichen Zwischenzeit sah er, daß viele von seinen englischen Landsleuten von den Indianern gemordet wurden, wie sie mehr denn einen mit dem Kopf zwischen ihren Knieen hielten und in dieser Weise ihn skalpirten, während er noch am Leben war.

Endlich in seiner Hoffnung getäuscht, irgendwo einen Widerstand von seiten der Garnison gegen die wüthenden Indianer zu erblicken und einsehend, daß der Kampf eines einzelnen Mannes gegen 400 Indianer ein ganz vergeblicher sein mußte, richtete er nun seine Aufmerksamkeit auf die Sicherheit seiner eigenen Person, und überlegte, auf welche Weise er sein Leben zu retten im Stande sein könnte.

Als er sah, daß einige französische Canadier des Städtchens der grausigen Blutarbeit und dem Morden der Rothhäute ruhig zuschauten und weder den Indianern Widerstand leisteten, noch von denselben in irgend einer Weise belästigt wurden, gewann er die Hoffnung, daß er im Hause seines Freundes Langlade — da die Indianer es ja nur auf die Engländer abgesehen hatten und nicht auf die Franzosen — eine sichere Zufluchtsstätte finden würde.

Schnell verließ er nun das Vorrathshaus durch die Hinterthür, kletterte, ohne von den Rothhäuten gesehen zu werden, über die niedrige Fenz, welche die Thür des Vorrathshauses von der Thüre des Hauses, das Langlade bewohnte, trennte, und stürzte in das Zimmer des Pelzhändlers, wo er die ganze Familie beisammen fand, die schauerliche Blutscene, die sich vor ihren Augen abspielte, mit starren Blicken, bleichen Gesichtern und mit vor Entsetzen bebenden Knieen anstarrend.

Alexander Henry bat seinen Freund, ihm in seinem Hause so lange ein sicheres Versteck zu gewähren, bis sich die Leidenschaft der Rothhäute mehr abgekühlt und ihre Mordlust gelegt hätte, da er nur auf diese Weise allein sich noch vor dem Massacre der Rothhäute retten konnte, dem die sämmtlichen Engländer zum Opfer fallen sollten.

Langlade wußte sehr wohl, was er wagte, wenn die Indianer sein Haus durchsuchten und Henry in seinem Verstecke auffanden. Er setzte nicht nur sein eigenes, sondern auch das Leben der Seinen, seines Weibes und seiner zwei Kinder, dabei auf's Spiel — und doch, was sollte er thun? Den Freund in dieser schrecklichen Noth und Gefahr verlassen und ihn den Indianern preisgeben, die ihn, wie alle seine Landsleute, ohne Erbarmen ermorden würden? Er schaute den Freund mit Blicken der Liebe und Verzweiflung an, blickte dann wieder zum Fenster hinaus, zog seine Schultern, während ihm die Thränen in den Augen standen, und blieb die Antwort — schuldig.

Alexander war nun der Verzweiflung nahe. Betraten die Indianer das Haus und fanden ihn, so war er verloren! Aber in demselben Augenblick rückte auch schon die Gefahr näher; die Indianer stürmten auf das Haus Langlade's zu und standen im Begriff, diesem zuerst ihren Besuch abzustatten und das Haus zu durchsuchen. In diesem Augenblick höchster Gefahr faßte Marie, die Gattin Langlade's, einen heldenmüthigen Entschluß. Sie gab einer schwarzen Magd einen Wink, und diese gab Alexander zu verstehen, daß er ihr nur folgen solle. Sie führte ihn zu einer Thür, welche sie schnell öffnete, und sagte ihm, daß dieselbe zu einem Dachstüblein hinaufführe, in welchem er sich verstecken solle. Schnell schlüpfte er durch die Thür und wußte sich kaum an diesem sichern Ort geborgen, als sich in ihm der Wunsch regte, zu erfahren, wie es draußen aussähe. Für seinen Freund Langlade und dessen Familie fürchtete er nichts, denn der Pelzhändler war ja Franzose und schon deßhalb ein Freund der Rothhäute. Sein Wunsch sollte auch alsbald erfüllt werden; denn ein loses Brett

in der Wand des Hauses gewährte ihm eine volle Aussicht auf die Ebene vor dem Fort. Hier sah er mit Entsetzen die Folgen der schauerlichen Blutarbeit der wilden Indianer, welche der Sieg, den sie über die Engländer errungen, gehabt. Die Todten waren skalpirt und verstümmelt; die Sterbenden schrieen und krümmten sich unter den Schmerzen ihrer Wunden, die ihnen die wüthenden Feinde durch ihre Messer und den noch bluttriefenden Tomahawk beigebracht, und aus den offenen Wunden fingen sie das rinnende Blut ihrer Opfer in ihren hohlen Händen auf und tranken es unter wüthendem Jauchzen über den errungenen Sieg. In wenigen Minuten — welche Henry kaum als eine einzige erschien — war jedes Opfer, was die Indianer hatten auffinden können, getödtet, und nun hörte er den allgemeinen Schrei: „all is finished" (es ist Alles beendet). In demselben Moment vernahm er aber auch, wie die Wilden das Haus Langlade's betraten, und begann auf's Neue für sein Leben zu fürchten. Zum ersten Male in seinem Leben bemächtigte sich Kleinmuth und Verzagtheit seiner Seele; denn was er soeben geschaut, war zu schrecklich, als daß es sich nicht in seinem Geiste eingeprägt und sein Inneres auf's Tiefste erschüttert hätte. — Da der Fußboden seiner Dachstube nur aus einfachen Brettern bestand, konnte er Alles, was unter ihm im ersten Stock des Hauses vorging, genau beobachten; er verstand jedes Wort von dem, was unter ihm verhandelt wurde. Die Indianer fragten zuerst, ob sich noch irgendwo ein Engländer im Hause befände. Langlade antwortete, daß er es nicht sagen könne, er wüßte nichts von einem solchen — wie dies ja auch in der That der Fall war — sie möchten nur selber nachsuchen und zusehen, ob sie einen finden würden. Die Gefühle Alexanders können wir uns einigermaßen vorstellen, als er gleich nachdem diese Antwort gegeben, hörte, wie die Indianer die Treppe hinaufstürmten und im nächsten Augenblick vor der Thür seines Dachstübchens standen. Ein glückliches Hinderniß, den Raum zu betreten, bestand darin, daß die schwarze Sklavin Marie's die Thüre vorsichtig verschlossen hatte und der Schlüssel nicht zur Hand war; denn die Schwarze hatte sich aus Furcht vor den Rothhäuten aus ihrer Nähe weggeschafft. Henry besaß Geistesgegenwart genug, diese wenigen Augenblicke schnell zu benutzen und sich nach einem Verstecke in seiner Kammer umzusehen. Er fand ein solches zwischen einem Haufen aus Birkenrinde hergestellter Gefäße, welche zur Bereitung des Ahornzuckers gebraucht und hier aufbewahrt wurden; aber noch hatte er sich nicht so völlig verbergen können, wie er wohl gewünscht, als auch schon die Thüre, die sie erbrochen,

sich öffnete und vier Indianer hereintraten, bewaffnet mit Tomahawk und mit Blut bespritzt vom Kopf bis zu den Füßen. Jetzt mußte er sterben, sein Tod schien unvermeidlich; er befahl seine Seele in Gottes Hand mit einem stillen Gebetsseufzer. Kaum wagte er noch zu athmen und fürchtete fast, daß sein Herz laut genug schlüge, um durch das dadurch verursachte Geräusch ihn den Indianern zu verrathen. Die Indianer durchsuchten die Bodenkammer nach allen Richtungen hin und einer von ihnen stand für kurze Zeit ihm so nahe, daß, wenn er seine Hand ausgestreckt hätte, er ihn berührt haben würde. Dessenungeachtet wurde er nicht von ihm entdeckt, da seine dunkle Kleidung ihn begünstigte und die Bodenkammer, ohne Fenster, ganz dunkel war. Sie verließen den Raum, ohne ihn entdeckt zu haben. Vor der Thüre der Bodenkammer machten sie noch einmal Halt, erzählten Langlade in wenigen Minuten von den Ereignissen des Tages und stiegen dann die Treppe wieder hinab nach dem untern Raum des Hauses.

In der Bodenkammer fand Alexander eine Matte vor; er benutzte nun diese, um sich zum Schlafe niederzulegen und war denn auch bald fest genug eingeschlafen. Als er endlich wieder erwachte, stand Marie (Frau Langlade) an seinem Lager. Sie war überrascht, ihn hier noch zu finden; denn sie hatte gemeint, er habe das Haus schon längst wieder verlassen, und hatte die Bodenkammer nur in der Absicht betreten, ein im Dach befindliches Loch zu verstopfen. Sie erzählte ihm, daß die Indianer die Engländer alle ermordet hätten, daß sie aber hoffe, ihn der Wuth seiner Feinde nun entziehen zu können. Allerdings durfte er sich aus seinem Verstecke noch nicht hervorwagen und mußte die Nacht über in der Bodenkammer, wo Frau Langlade ihm ein ordentliches Lager bereitete und ihn mit Speise und Trank reichlich versorgte, verbleiben.

So gingen ein paar Tage dahin; die Indianer kamen und gingen im Hause Langlade's ab und zu und Marie war in beständiger Angst und Furcht, daß die Rothhäute den Bergungsort Henry's finden und dann nicht nur ihn, sondern auch sie und ihre Kinder ermorden würden, zumal man die Abwesenheit Henry's schon entdeckt, seine Leiche unter den Erschlagenen aber nicht gefunden hatte. Die Indianer schöpften bereits Verdacht, daß er sich vielleicht doch im Hause seines Freundes Langlade aufhalten möchte.

Am dritten Tage nach dem stattgefundenen Blutbade erschien der alte Häuptling der Chippewas, Winneway, in ihrer Woh-

nung, von einem halben Dutzend seiner Krieger begleitet. Sie waren nackt bis auf die Hüften, mit den grellsten Kriegsfarben bemalt und — angetrunken! Nur der alte Häuptling, ein Mann von riesenmäßiger Statur und wildem Aussehen, schien nicht betrunken zu sein, wenigstens war er nüchterner als seine Krieger. An ihn wandte sich Marie und entdeckte ihm den Bergungsort Henry's mit der Bitte, ihm das Leben zu schenken. Sie wußte, daß ihr nichts anderes mehr übrig blieb, denn wenn die Indianer Henry entdeckten, ohne daß sie dem Häuptling vorher mitgetheilt, daß er sich im Hause aufhalte, dann war sie sammt den Ihrigen verloren. Wild fuhr der Häuptling auf und schwang sein Tomahawk über den Kopf der bis zum Tode erschrockenen Frau, als wollte er sie mit einem Schlage zu Boden strecken; er führte jedoch den Schlag nicht aus, sondern ließ das Kriegsbeil zu Boden sinken und gab ihr einen Wink, voranzugehen und ihn nach dem Verstecke des Engländers zu führen. Zitternd und bebend an allen Gliedern stieg Marie die Treppe hinauf, kaum, daß sie ihre Füße zu tragen vermochten; der Häuptling folgte ihr und hinter ihm her taumelten die wilden Krieger. Die Thür der Bodenkammer war nicht verschlossen und als der Häuptling den Raum betrat, suchten seine wildrollenden Augen nach dem wehrlosen Opfer, dessen Ende in der That nun gekommen zu sein schien.

Er entdeckte Henry, schleppte ihn aus der dunklen Kammer in das Licht des kleinen Ganges, das durch ein kleines Fenster fiel, griff mit zusammengekniffenen Lippen und knirschenden Zähnen mit seiner linken Hand nach der Hand Henry's, erfaßte mit der Rechten sein Messer, um es dem Gefangenen in's Herz zu stoßen. Henry hatte die Augen geschlossen, seine Seele mit einem letzten innigen Stoßseufzer während der Zeit, daß der Wilde ihn aus der Kammer schleppte, in die Hände seines Schöpfers befohlen und erwartete nun den Todesstoß. Aber während der alte Häuptling seine rollenden Augen fest auf sein Schlachtopfer gerichtet hielt und das Licht des Fensters voll in das Antlitz Henry's fiel, hielt der Häuptling plötzlich inne; seine Augen blickten starr und wie erschrocken auf das todtenbleiche Antlitz Henry's, dann noch einen Moment unthätigen Verhaltens — und der Häuptling steckte das Messer in den Gürtel, schlang seinen Arm um Henry's Nacken und stieß laut und vernehmlich die Worte heraus: „I can't kill you!" (ich kann dich nicht tödten). „Winneway ist der Vater Betty's, der bleichen Tochter mit dem guten Herzen und du hier bist ihr Gatte — mein Sohn!"

Die Szene, die nun folgte: das Erstaunen der Krieger, die Freude Marie's, das Wiederfinden und Erkennen, als Henry den alten Winneway erblickte, in dessen Wigwam seine Betty lange Zeit als dessen Tochter gelebt, die Freude des alten Häuptlings selbst: das Alles zu schildern und zu beschreiben unterlassen wir; möge sich der Leser die nun folgenden, wirklich erfreulichen Augenblicke in diesem sonst so schauerlichen Trauerspiel selbst ausmalen. Nur das Eine wollen wir noch bemerken, daß der Häuptling von Stund an Alexander Henry adoptirte an Stelle seines Bruders, den er im Kriege mit den Bleichgesichtern verloren hatte. Mit bewegtem Herzen dankte Alexander dem treuen Gott für den gnädigen Schutz, den er auch jetzt wieder in der Stunde der höchsten Gefahr hatte erfahren dürfen, und den er dadurch an ihm so herrlich bewiesen, daß er die Herzen der Menschen, auch der wildesten, in seiner Gewalt habe und sie nach seinem Willen lenke.

Und dennoch war für Henry, obgleich der Häuptling ihn adoptirt, noch lange nicht alle Gefahr vorüber. Die Indianer waren gegen die Engländer zu erbittert und von dem Erfolge ihres Sieges über die verhaßten Rothröcke so berauscht, auch noch in solcher Aufregung, daß selbst der alte Häuptling Winneway es nicht wagen durfte, offen damit hervorzutreten, daß er einen dieser verhaßten Nation adoptirt und unter seinen Schutz gestellt habe.

In der Höhle „Scull Cave“, wohin der Häuptling ihn heimlich führte, hielt er ihn vor seinen eigenen Kriegern und den Sacs verborgen, da er mit Recht fürchtete, daß sie ihn, sobald er ihnen in die Hände fiele, auch ermorden würden, wie sie seine Landsleute ermordet hatten. Hier besuchte er ihn oft, versorgte ihn aus Langlade's Haus reichlich mit Lebensmitteln und stellte ihm seine baldige Befreiung in Aussicht, d. h. sobald die Indianer die Insel verlassen haben würden, wozu Pontiac allerdings erst seine Einwilligung geben mußte — und dann erst war er wieder frei.

So verlebte Alexander Henry denn hier in der Höhle „Scull Cave“ gar einsame Stunden, während Betty in dem von Pontiac belagerten Fort Detroit bei Major Gladwyn zwar ein sicheres Asyl gefunden, sich aber doch auch in einer Art Gefängniß befand.

Siebzig von den Besatzungstruppen waren massacrirt und einige von ihnen sollen sogar von den Wilden gekocht und gegessen worden sein. Die Ueberreste des Forts Michilimackinac sowie auch die Forts St. Joseph und Green Bay wurden von den Engländern, nachdem Pontiac seine verhängnißvolle Rolle zu Ende gespielt, nach dem Kriege wieder ausgebessert, aufgebaut und befestigt. —

* * *

Nachdem der Versuch Pontiacs, Fort Detroit zu überrumpeln, in der oben erzählten Art und Weise mißglückt war, begann er nunmehr eine regelrechte Belagerung desselben, welche länger als ein Jahr währte. Durch ähnliche verrätherische Streiche oder durch plötzliche und unerwartete Ueberfälle gelangten alle Forts und Posten westlich von Oswego, mit Ausnahme von Niagara, Fort Pitt und Detroit, innerhalb vierzehn Tagen nach jenem indianischen Kriegsrath, in die Hände der rothen Verbündeten, denn das Unternehmen ward an den verschiedenen Punkten beinahe gleichzeitig in Vollzug gesetzt.

Gleich nachdem Pontiac mit [illegible] Begleitern das Innere des Forts Detroit verlassen [illegible] er sich mit seiner wilden Kriegerschaar hinter den Palissaden, dicht an der Außenseite der Festung, und unterhielt ein fortwährendes Feuer auf die Garnison, ohne jedoch viel Schaden anzurichten. Alle Mittel, die er nur im Verlaufe der Belagerung ersinnen konnte, wurden angewandt, die Festung zu zerstören.

Schon zwei Monate hatte Pontiac alle Mittel versucht und erschöpft, die Besatzung zur Uebergabe des Forts zu zwingen, aber ohne Erfolg, bis er dann endlich auf den Gedanken kam, eine Bresche in den Palissadenzaun zu schlagen und auf diesem Wege mit seinen rothen Kriegern in das Fort zu dringen. Kommandant Gladwyn wandte, da er die Absicht der Rothhäute merkte, eine Gegenlist an. Er gab Befehl, daß seine Mannschaft an der Innenseite der Palissadeneinzäunung ebenfalls eine Bresche an derselben Stelle schlug, was bald genug ausgeführt war, ließ dann eine Kanone aufpflanzen und in demselben Augenblick, als die Rothröcke die Oeffnung füllten, um in die Festung zu dringen, ließ er auf sie feuern. Die Wirkung war eine schreckliche, denn die Indianer wurden in Haufen niedergemäht und ihre Leichen füllten alsbald die Oeffnung aus.

Nach diesem abermals mißlungenen Versuch, in das Fort zu dringen, schlossen die Indianer dasselbe nun um so enger ein, schnitten jede Zufuhr von Lebensmitteln und Unterstützung ab, so daß die Besatzung Mangel zu leiden begann und viele von ihnen, durch die Anstrengung des Dienstes und Entbehrungen aller Art aufgerieben, dahinstarben.

Die französische Bevölkerung des Städtchens Detroit und seiner Umgegend, der ja die Feindseligkeiten der Indianer nicht galten, verhielt sich während der Belagerung des Forts völlig neutral. Pontiac hatte bei verschiedenen Gelegenheiten versucht, sie durch die Gewandtheit und Macht seiner Rede für sich und

seine Pläne zu gewinnen. Aber seine in den Versammlungen angegebenen Gründe für ein Bündniß mit ihm, hatten die Bevölkerung nicht überzeugen können, sich für ihn zu erklären und bald genug sollten sie dann auch erfahren, daß sie doppelt Ursache hatten, ihre Neutralität zu behaupten. Im Jahre 1763 schlossen Frankreich und England Frieden und ersteres trat an England alle Besitzungen an den Seeen und ganz Canada ab.

Solchermaßen mußte sich Frankreich seiner sämmtlichen Besitzungen in Nordamerika, um welche es sich so sehr bemüht und mehr als ein Jahrhundert lang gekämpft hatte, wieder entäußern.

Inzwischen setzte Pontiac den Kampf gegen die Engländer noch immer fort. Eine von General Armherst aus zwanzig Barken bestehende, mit 97 Mann Truppen, Vorräthen und Munition ausgerüstete Expedition kam vom Fort Niagara den Eriesee hinab, erreichte glücklich die Landspitze Point Pelee, die sich an der Canadaseite, etwa 50 Meilen östlich von Detroit in den Eriesee erstreckt, landete arglos hier seine Truppen und bezog ein Lager. Die Indianer, welche ihre Bewegungen sorgfältig überwacht hatten, überfielen mit Tagesgrauen das Lager, machten die ahnungslos Ruhenden nieder, nahmen viele gefangen, bis auf 30 Mann, denen es gelang, zu entkommen und sich in einer Barke nach der Sandusky-Bay zu flüchten. Die Indianer brachten ihre Gefangenen in die Fahrzeuge und befahlen ihnen, an der Canadaseite den See und den Fluß entlang nach Detroit zu fahren. Als man vom Fort aus die Flotte entdeckte, versammelten sich die englischen Besatzungstruppen auf den Wällen, um ihre Freunde und Befreier zu begrüßen; aber es war der Todtengesang, der ihnen aus den Barken als Gegengruß entgegentönte und ihnen das grauenvolle Schicksal ihrer Befreier ankündigte. Der Hoffnungsstrahl der Freude, welcher die Angesichter der Begrüßenden für einen Moment erleuchtete, wurde von der dunklen Wolke heller Verzweiflung schnell wieder verscheucht und in dumpfer Resignation sahen sie nun, daß es wohl englische Fahrzeuge, diese aber von den Indianern in Besitz genommen und mit gefangenen Truppen und Skalps angefüllt waren. Die gefangenen Truppen, mit Ausnahme von etlichen Wenigen, denen es jenseits des Forts gelang, zu entfliehen, wurden von den Indianern nach Hog-Island, oberhalb Detroit, gebracht, wo sie sämmtlich niedergemacht und dann skalpirt wurden.

Etliche Wochen später sandten die Engländer abermals ein Schiff von Fort Niagara mit 60 Mann Truppen, Waffen, Munition und Lebensmitteln nach Detroit. Das Schiff erreichte



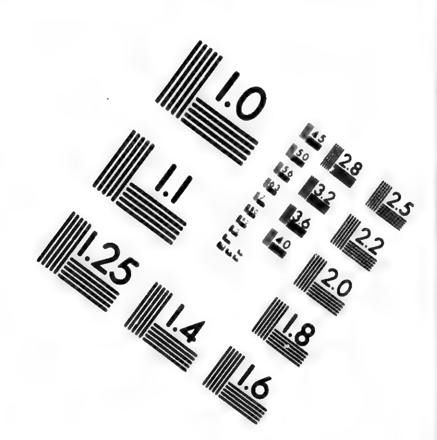
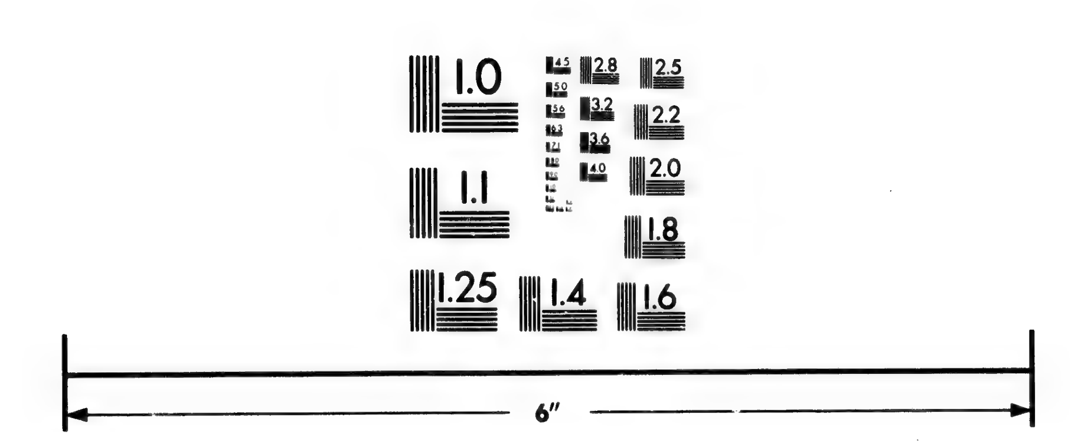


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



glücklich
der Insel
Lager zu
Bei Anne
in der A
Fahrzeug
bei der
gewünsch
versteckte
zu bleibe
in der
großer W
zeugen
Krieger
einem H
eröffnete
häute, d
die Uebr
Rückzug
davonei
Je
Anker l
Stämm
anderen
hinabsch
vor An
würde.
sie sich
wurden
S
Besatzu
lichen
ihre La
Bevölk
Englän
J
fernt,
M. Bo
trat ei
dem W
digen
Bouch

glücklich den Detroit-River. Die Indianer beabsichtigten, auf der Insel Fighting-Island, ganz nahe unterhalb der Stadt, ein Lager zu errichten, und hielten sich hier in großer Anzahl auf. Bei Annäherung des englischen Schiffes verließen sie die Insel, in der Absicht, dasselbe später zu überfallen. Der Kapitän des Fahrzeuges sah sich genöthigt, da es an günstigem Winde fehlte, bei der Insel Anker zu werfen. Das war es, was die Indianer gewünscht hatten. Aber auch der Kapitän war vorsichtig. Er versteckte seine Truppen im Schiff und befahl ihnen, unter Waffen zu bleiben. Im Mastkorb hielt ein Krieger die Wache und als in der Dunkelheit des Abends die Indianer in ihren Canoes in großer Menge leise sich dem Schiffe näherten, um von ihren Fahrzeugen an Bord des Schiffes zu klettern, gab der wachehaltende Krieger im Mastkorbe das verabredete Zeichen, indem er mit einem Hammer an den Mast schlug, und in demselben Augenblick eröffneten die Soldaten ein so mörderisches Feuer auf die Rothhäute, daß viele von ihnen getödtet, viele verwundet wurden und die Uebrigen in wilder Flucht voll Angst und Schrecken schnell den Rückzug antraten und in großer Hast in ihren Canoes wieder davoneilten.

Jetzt versuchte Pontiac das Schiff, das vor Detroit vor Anker lag, zu verbrennen; er baute ein großes Floß von trockenen Stämmen, schob es in den Fluß, bedeckte dasselbe mit Pech und anderen brennbaren Stoffen, zündete es an und ließ es den Fluß hinabschwimmen, in der Absicht, daß die brennende Masse das vor Anker liegende Schiff anzünden und gänzlich verbrennen würde. Aber die Engländer vereitelten seine Absicht dadurch, daß sie sich in Boote begaben, welche an das Schiff mit Ketten befestigt wurden, das brennende Floß zerstörten und das Feuer löschten.

So blieben alle Versuche Pontiacs erfolglos und die englische Besatzung schöpfte nun wieder neuen Muth und hoffte auf endlichen Entsatz des Forts und Vertreibung der Indianer durch ihre Landsleute. Wir haben schon bemerkt, daß die französische Bevölkerung in und um Detroit sich in dem Kriege zwischen den Engländern und Indianern neutral verhielt. —

Im Westen der Stadt, etwa zwei Meilen von derselben entfernt, wohnte auf einer Farm ein französischer Ansiedler Namens M. Bouche. Bald nach den letzten oben erzählten Ereignissen trat eines Morgens ein Mann in der Kleidung der Jäger aus dem Walde in die Lichtung und übersprang mit einem fast freudigen Ausruf die Umzäunung der wohlangelegten Farm M. Bouche's. Das Blockhaus nebst ein paar kleineren Blockhütten

erhoben sich an den Ufern eines kleinen Baches. Lautes Hundegebell empfing den Ankömmling, worauf zwei Männer, die an der Thüre des Hauses im eifrigen Gespräch standen, ihm entgegenkamen. Plötzlich rief der ältere der beiden Männer:

„Herr Alexander Henry, wie kommen Sie hierher? Wie? — kennen Sie mich denn nicht mehr?“ setzte er hinzu, als er die erstaunte Miene des Ankömmlings sah. „Ich bin ja Croghan, Ihr einstiger Reisegefährte.“

„Herr Croghan! Ja, in der That, Sie sind es,“ erwiderte Alexander Henry, denn dieser war der Ankömmling. „Aber sagen Sie mir vor allen Dingen, wie kommen Sie zu dieser Verkleidung. Ich hätte Sie wahrlich nicht wiedererkannt?“ fragte Alexander.

„Weil man in den gegenwärtigen kritischen Zeiten kein Mittel verschmähen darf, um sich seine Kopfhaut vor den Rothhäuten zu sichern. Ich gelte hier fast allgemein für einen Franzmann. Nur Turkey-leg, Pontiac und hier mein Schwager Bouche wissen, daß ich ein solcher nicht bin — aber eben um anderer Leute willen, besonders der rothen, die augenblicklich sehr lüstern nach den kostbaren Locken der Engländer sind, kleide ich mich auch ein wenig absonderlich. Doch sagt, Herr Henry, was führt Euch in diesen Wald, da Ihr doch sonst nur als Wasserratte bekannt seid und gern auf dem Wasser schwabbelt? Und wie kommt Ihr gerade hierher?“

„Ihr kennt das Unglück von Michilimackinac nicht, wie?“ fragte Alexander Henry.

„Doch, doch! aber eben deshalb wundere ich mich und ich bin sehr darüber erfreut, Euch hier zu sehen. Man sagte mir, daß die Rothhäute dort alle Engländer niedergemacht und skalpirt hätten,“ erwiderte Croghan.

„Nun, ich komme, um mich vor allen Dingen nach meinem Weibe umzusehen, wißt Ihr etwas von ihr?“

„Freilich, sie befindet sich im Fort und wird auch dasselbe nicht eher verlassen können, als bis Pontiac, der ihr und allen Engländern den Tod geschworen, die Belagerung aufgehoben hat, oder von den Engländern vertrieben worden ist.“

„Und Ihre Frau, Herr Croghan, hält sich auch im Fort auf?“

„Ihr hat Pontiac freien Durchzug durch seine Belagerungsarmee gestattet, da sie in der That eine geborene Französin, die Schwester Herrn Bouche's ist, und nach ihrer Aussage die Indianerin Equa an jenem Abende des Verrathes im Fort gar nicht gesehen hat.“

„Ah so! dann ist Herr Bouche, dieser Gentleman, Euer Schwager. Jetzt verstehe ich, weshalb Turkey-leg mich hierher wieß."

„Turkey-leg?" fragte Croghan.

„Ja, der Indianer kam, von Pontiac gesandt, nach Michilimackinac, um Erkundigungen einzuziehen, wie die Sachen dort ständen. Das Fort war den Chippewas und Sacs bereits in die Hände gefallen, die Besatzung und alle dort lebenden Engländer niedergemacht; ich befand mich, von dem Chippewa Häuptling Winneway um Betty's willen als Bruder adoptirt, in einem sicheren Versteck, als Turkey-leg auf der Insel eintraf. — Winneway führte ihn zu mir und durch ihn erfuhr ich dann auch, wie es um mein Weib und um Detroit überhaupt stand. Er theilte mir mit, was Ihr vorhin schon aussprachet, daß Pontiac mein Weib der Theilnahme des Verrathes beschuldigt und ihr mit dem Tode droht, sobald er ihrer habhaft werden kann, daß er Equa, das Weib Turkey-legs, die er für die eigentliche Verrätherin seiner Sache an die Engländer hält, mit dem Tode habe bestrafen lassen, und daß es vergeblich sein würde, ihn um Gnade für Betty anzuflehen; er sei zu sehr darüber erzürnt, daß die beiden Weiber seinen Plan, das Fort zu überfallen und die Besatzung niederzumachen, an den Kommandanten verrathen hätten. Das waren traurige Nachrichten. Was sollte ich thun? Ich bat Winneway, mich frei zu geben und mit Turkey-leg nach Detroit ziehen zu lassen, damit ich wenigstens einen Versuch machen könne, mein Weib noch einmal wiederzusehen und, wenn möglich, sie vor der Rache Pontiacs zu schützen. Winneway willigte ein und ließ mich mit Turkey-leg ziehen, warnte mich aber vor Pontiac, von dem ich für Betty sicherlich keine Gnade erlangen würde. Turkey-leg war derselben Meinung und war entschieden dagegen, daß ich mich unter den obwaltenden Verhältnissen persönlich an Pontiac für Betty verwende, da ich doch auf keinen Erfolg rechnen dürfe. Er begleitete mich bis in die Nähe dieser Farm und wieß mich hierher, wo ich, wie er sagte, Freunde finden würde. Euren und Eures Schwagers Namen nannte er nicht — und so mußte ich wohl überrascht sein, Euch, da ich Euch in Detroit wähnte, hier anzutreffen."

„Kommt in's Haus, Herr Henry, wo Ihr auch mein Weib vorfinden werdet und noch Jemand anders, den Ihr schwerlich hier vermuthet. Kapitän J. Smith aus Bethanien, der mit wichtigen Depeschen von General Armherst hier eingetroffen ist und unter allen Umständen in das Fort gelangen muß, um dem Kom-

mandanten Gladwyn dieselben zu übermitteln, weilt drinnen im Hause. Mein wackerer Schwager ist zwar Franzose, seitdem aber in dem zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Frieden ersteres alle seine amerikanischen Besitzungen an England abgetreten hat, ist er klug genug, sich nicht mehr an eine Sache zu hängen, die er als verloren ansehen muß. Außerdem ist er auch überhaupt kein Verräther. Ihr seht also, daß Ihr von dem klugen und vorsichtigen Turkey-leg wohl berathen wurdet, als er Euch hierher wieß. Kapitän Smith mag immerhin auch als Franzose gelten, obgleich er es nicht ist, es wird ihm gewiß keinen Schaden bringen. Daß er sich zu dem Euch genannten schwierigen und gefahrvollen Dienst überhaupt hergab, hat seinen Grund darin, weil er die Rothhäute haßt. Während des letzten Krieges, der im Süden wüthete, haben die Cherokees seine Farm überfallen, sein Weib und seine Kinder ermordet, Bethanien geplündert und er selbst hat sich nur mit großer Lebensgefahr durch die Flucht ihren Martern entziehen können. Er ging nach Williamsport zu General Armherst und bot diesem seine Dienste an, und dieser hat ihn nach Detroit gesandt, damit er dem Kommandanten die Nachricht übermittele, daß der General seinen Adjutanten, Kapitän Dalgell, mit einem Schiffe mit Verstärkung an Mannschaften und Munition von Niagara nach Detroit zu seinem Entsatz abgesandt habe und daß er versuchen solle, das Fort so lange zu halten, bis Hilfe käme. Er trägt ein Schreiben des Generals an den Kommandanten bei sich und muß, so schwierig auch die Aufgabe sein mag, so schnell wie möglich nach dem Fort zu gelangen suchen. Wollt ihr ihn auf dieser Reise und bei dem waghalsigen Unternehmen begleiten, wird er Euch gewiß nicht zurückweisen."

Die drei Männer traten in das Blockhaus, wo Henry von J. Smith und Frau Croghan mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Außer den vier Männern befand sich noch ein Halbblutindianer Namens William im Blockhause, der schon seit etlichen Jahren im Dienste Bouche's stand, die Gegend um Detroit und das Fort genau kannte und eben mit dem Reinigen der Schußwaffen, die sich im Hause befanden, beschäftigt war. Alexander Henry berichtete hier noch einmal die Einzelheiten seiner traurigen Erlebnisse in Michilimackinac, die wir bereits kennen, und Kapitän J. Smith erzählte dem neuen Ankömmling die mehr als traurigen Thatsachen der schweren Heimsuchung, die durch die Indianer in Nord-Carolina über ihn gekommen und bestätigte Alles das, was er von dem einstigen Reisegefährten über die Sendung des Kapitäns nach dem Fort bereits erfahren hatte.

Inzwischen bereiteten die Frauen ein kräftiges Mahl für die Gäste und diese verzehrten es mit gutem Appetit, während die Unterhaltung über die mancherlei Erlebnisse noch immer andauerte, und besonders Frau Croghan über ihren Aufenthalt im Fort mit Betty zugleich deren Gatten Henry Bericht erstattete.

Das Frühstück war beendet, die vier Männer verließen, von dem Halbindianer William gefolgt, das Blockhaus. Der freundliche Wirth und Croghan begleiteten die drei, welche die gefährliche Reise nach dem Fort anzutreten im Begriff standen, bis an die Grenze der Ansiedelung, wo sie sich in der herzlichsten Weise und mit den besten Wünschen für ihr gefahrvolles Unternehmen von ihnen verabschiedeten.

Die Unterhaltung unserer beiden wagehalsigen Reisenden während des beschwerlichen Marsches durch den dichten Urwald war sehr einsilbig. Bei Einbruch der Nacht waren sie etwa eine halbe Meile unterhalb des Forts an den Detroit-River gelangt. Hier hielten sie eine kurze Rast und stärkten sich durch ein einfaches Mahl, das die vorsorgliche Wirthin ihnen noch auf die Reise mitgegeben. Der Himmel war mit dunklen Wolken überzogen und bald fielen schwere Regentropfen prasselnd auf das dichte Laubwerk des Waldes. Unsere Wanderer brachen daher bald wieder auf, indem sie hofften, schon nach kurzer Zeit das Fort zu erreichen und sich durch die Wachtlinie der Indianer hindurchschleichen zu können. Als sie indeß kaum eine halbe Stunde gewandert waren, wurden sie von William, der ihnen von seinem Herrn als Kundschafter mitgegeben, damit er sie auf sicheren Schleich- und Umwegen bis an das Fort geleite, und der immer eine kurze Strecke voraus war, benachrichtigt, daß sie sich an der Wachtlinie der Indianer, die das Fort eingeschlossen hatten, befänden, und daß keine Möglichkeit vorhanden sei, das ersehnte Ziel ihrer Wanderschaft auf diesem Wege zu erreichen.

„Wir dürfen nicht weiter gehen,“ sagte das Halbblut, „alles voll Indianer, viele Wigwams zwischen dem Fort und dem Wald.“

Kapitän J. Smith stieß den Gewehrkolben heftig auf den Boden. „Wir müssen hindurch!“ sagte er. „Sollen wir wie Feiglinge wieder umkehren, während Kapitän Dalgell mit seinem Schiffe und seinen Mannschaften schon an der Mündung des Detroit-Rivers sein kann und auf sichere Unterstützung vom Fort aus, falls die Rothhäute sein Schiff angreifen sollten, rechnet? Ich habe schon zu viel Zeit verloren und sollte mit meiner Botschaft bereits im Fort sein. Ich darf unter keinen Umständen noch länger warten, ich m u ß vorwärts.“

„Beruhigt Euch, Freund Smith," versetzte Alexander, „es gibt noch einen anderen Ausweg. Gewalt, das seht Ihr, richtet hier nichts aus, wohl aber kann uns die List vielleicht zum Ziele führen. Ich höre schon das Rauschen des Stromes, laßt uns sehen, ob der Fluß frei ist und ob wir, wenn nicht auf trockenem, doch auf nassem Wege in das Fort gelangen können."

„Dann müßten wir tüchtige Schwimmer sein," entgegnete Smith. „Die Strömung, welcher wir entgegen zu arbeiten haben, geht scharf, die Nacht ist stockfinster, und selbst wenn wir das Fort erreichten, würde uns nicht die Schildwache, die uns im Wasser erblickte und uns leicht für ein paar Rothhäute halten könnte, mit einigen Kugeln begrüßen, noch ehe wir den Fuß an's Land setzen könnten?"

„Hinauf*schwimmen* wollen wir auch nicht," erwiderte Henry, „aber der vorsichtige William hat ja eine Axt mitgenommen; könnten wir uns nicht schnell ein Floß znsammenbauen? Stämme und Weidenruthen — die letzteren können wir als Stricke benutzen — bietet uns ja der Wald und das Ufer die Menge und wenn wir daran gehen, können wir ein solches Ding, das uns beide trägt, schnell genug fertig haben, wir müßten nur den Fluß noch etwas weiter hinabgehen, damit wir aus der Hörweite der Rothhäute kämen."

Dieser Vorschlag fand Smith's Beifall und die drei Männer begaben sich, dem Fluß abwärts folgend, eine Strecke weiter, machten dann wieder Halt und gingen sogleich ans Werk. In einem weiten Bogen hatten sie das Indianerlager umgangen, dessen Wachtposten der niederströmende Regen in die Wigwams verscheucht hatte. Ueberhaupt machten sich die Indianer in dieser stürmischen und regnerischen Nacht einer strafbaren Fahrlässigkeit schuldig, die wohl nur dem Umstande zuzuschreiben war, daß die Seele des Ganzen, Pontiac, gerade *jetzt* abwesend war, wo doch seine Gegenwart dringend nöthig gewesen wäre. Wir werden den Grund der Abwesenheit des Häuptlings später erfahren.

Unsere Freunde befanden sich nun am Fluß, etwa eine Meile vom Fort entfernt, das sich dort in der Ferne mit seiner langen Palissadenreihe und seinen Blockgebäuden erhob. Todtenstille ruhte auf der ganzen Gegend und nur das Plätschern des Regens und das Rauschen des Stromes war vernehmbar.

Als die ersten von William geführten Streiche durch den Wald tönten, horchten die drei Männer, ob der Schall sie nicht verrathen habe. Als indeß Alles still blieb, gingen sie mit verdoppelter Hast wieder an die Arbeit. Der eine schnitt die Weiden-

ruthen und knüpfte die von William zugerichteten Stämme, welche dicht an das Wasser gebracht waren, zusammen, der andere schleppte neue Stämme herbei und kaum waren ein paar Stunden verflossen, als auch schon ein leichtes Floß, das gut zwei Personen tragen konnte, vor ihnen lag.

„Das Werk ist uns vortrefflich gelungen," sagte Alexander Henry, „so wird es gehen und wir brauchen nur noch ein paar Ruderstangen, um vom Stapel zu laufen. Aber was ist das?" fragte er sich plötzlich unterbrechend, „Freund Smith, seht einmal dorthin, stromabwärts!"

Die Blicke der beiden Andern folgten dem in der Richtung stromabwärts ausgestrecktem Arme Henrys und mit freudiger Erregung sahen sie, wie ein großer schwarzer Punkt mit weißen, entfalteten Segeln den Strom aufwärts sich der Stelle näherte und von Minute zu Minute vergrößerte.

„Da haben wir die Bescheerung schon," sagte Kapitän Smith, „das ist Kapitän Dalgell mit seinem Schiff und ich sitze noch hier, das ist schier zum Verzweifeln."

„Aber trotzdem nicht zu ändern," entgegnete Henry.

„Der Kapitän wird eher im Fort sein als wir noch unser Floß bestiegen haben — das ist mir im höchsten Grade fatal," sagte Smith ärgerlich.

Eine kurze Weile standen die drei Männer und schauten zu, wie sich der schwarze Punkt, der sich vor ihren Augen in der That immer mehr als ein großes Segelschiff entfaltete, schnell näherte. Dann ermannten sie sich zu doppelter Thätigkeit, um das Floß in den Fluß zu bringen.

„Gott selber hat Euch, Herr Henry, den Gedanken eingegeben, das Floß zu bauen," sagte Smith, nun endlich etwas ruhiger geworden, indem sie vom Ufer abstießen. „Wir können das Schiff gut erreichen, wenn wir nur bis auf die Mitte des Stromes gelangen. Ich gebe die Parole, die mir bekannt ist, und wir werden an Bord genommen. So können wir dann den Rothhäuten doch noch ein Schnippchen schlagen und wenigstens unsere Skalps in Sicherheit bringen."

„Vorausgesetzt, daß Pontiac uns keinen Strich durch die Rechnung macht. Denn wer kann wissen, was die Rothhäute im Schilde führen, daß sie sich jetzt so anscheinend ruhig verhalten," erwiderte Alexander. Das Floß war jetzt im Wasser und fortgetrieben durch die kräftigen Stöße der beiden Männer, schwamm es der Mitte des Stromes zu, wo es bald in dem düstern Schatten

der Nacht verschwunden war, während William sich anschickte, den Heimweg nach der Farm seines Herrn wieder anzutreten.

Die beiden kühnen Männer gelangten glücklich in die Nähe des Schiffes. Es war, wie Smith richtig gesagt, das Kriegsschiff, welches Kapitän Dalgell befehligte. Schon aus der Ferne gab Smith das Losungswort. Es wurde auf dem Schiffe gehört und verstanden, die Strickleiter herabgelassen, und als das Floß das Schiff erreicht, befanden sich beide Männer schnell an Bord desselben, wo sie selbstverständlich freundlich willkommen geheißen wurden, während das so mühsam zusammengebaute Floß von dem Strom abwärts geführt wurde. Smith erstattete dem Kapitän seinen Bericht und dieser war verständig genug, einzusehen, daß es dem Kapitän unmöglich gewesen war, das Fort vor seiner Ankunft noch zu erreichen.

Mit Anbruch des Tages hatte das Schiff die Wachtlinien der Indianer ungefährdet passirt und gelangte nach kurzer Zeit glücklich an das Fort, wo der Kapitän mit seinen Mannschaften mit lautem Jubel begrüßt und zwischen Alexander Henry und seiner seit nahezu einem Jahre von ihm getrennten Gattin das glücklichste und seligste Wiedersehen gefeiert wurde.

— — — — — — — — — — — —

Der Tag war bereits angebrochen, als endlich ein kleiner Indianertrupp, den man schon längst im Lager der Indianer Pontiacs erwartet zu haben schien, dasselbe erreichte. Sofort gab sich im Lager eine lebhafte Bewegung kund. Größere und kleinere Abtheilungen verließen das Lager und verschwanden in westlicher Richtung, während die Zurückgebliebenen, in ihrem vollen Kriegsschmucke prangend, irgend etwas zu erwarten schienen. Es dauerte auch nicht lange, da erscholl aus der Ferne vom Südosten her ein lautes Freudengeschrei, vermischt mit Gewehrsalven, das vom Lager aus in vielstimmigem Chor beantwortet wurde. — Man sah jetzt die vorhin Ausgezogenen wieder zurückkehren, in ihrer Mitte eine kleine, aber wohlbewaffnete Schaar Krieger, deren hochgewachsener Anführer mit Würde und schweigendem Stolze die ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen hinnahm. Ein lauter Jubelruf: „Pontiac! Pontiac!“ ertönte und belehrte das ganze Lager, daß der berühmte, weit gefürchtete Fürst des indianischen Völkerbundes, der Mann, der seit drei Jahren schon die englischen Forts bedroht, überwältigt, die Besatzungen niedergemacht; der Mann, der die weißen englischen Ansiedler gegen Süden hin und durch den ganzen großen Nordwesten mit allen

Schrecken des Krieges heimgesucht hatte, von einem unternommenen Rachezug gegen den Häuptling der Miamis, der ihn und seine Sache wieder treulos verlassen, im Lager wieder erschienen sei.

Sofort sammelte er die Häuptlinge zu einer Berathung um sich, machte ihnen zornig die bittersten Vorwürfe, daß sie das Schiff der Engländer unangefochten bis an das Fort hätten vordringen lassen und rief dann wüthend vor Zorn, daß er jeden Verräther an der heiligen Sache seines Volkes lebendig am Feuer braten und die tiefste Schmach und strengste Strafe über ihn verhängen, sobald er seine Pflicht nicht treu und völlig erfüllen würde.

„Seht hier, ihr rothen Männer und Krieger," rief er mit brüllender Stimme, während er einen noch bluttriefenden Skalp von seinem Gürtel riß und ihn der Versammlung, die athemlos seinen drohenden Worten lauschte, vor die Augen hielt, „dies ist der Skalp eines Verräthers, den Pontiac für seinen treuesten Freund hielt und der sich Turkey-leg nannte, der aber mit den hündischen Rothröcken unter einer Decke steckte und schwieg, wo er hätte reden sollen; denn er wußte um die Ankunft des Schiffes der Rothröcke und geleitete den Mann des bleichen Weibes, der einst mein Freund war, da er mir das Leben rettete und dem ich dies verrätherische Weib mit der gespaltenen Zunge suchen half, auf dem sichern Wege nach dem Fort, damit er und ein anderes Bleichgesicht dem Kommandanten die Ankunft des Schiffes melde. Turkey-leg hat den Tod verdient, wie sein verrätherisches Weib Equa und beide sind durch die rächende Hand euerer Sache gefallen." Damit warf er, als sei die Kopfhaut eines Verräthers nicht werth, auch nur einen Augenblick länger angesehen zu werden, den noch blutenden Skalp in das vor ihm brennende Feuer. — „Auch das bleiche Weib," fuhr er fort, „das noch im Fort der Rothröcke weilt, wird eines Tages in meine Hände fallen und mit ihr alle Bleichgesichter der Rothröcke und dann werden sie von meinen rothen Kriegern alle vernichtet werden!"

Bei diesen Worten lag der Ausdruck wilder Grausamkeit auf den Gesichtszügen Pontiacs. Seine Worte bekundeten das so ganz eigenthümliche Wesen des Mannes. Es lebte in ihm ein Sinn, der unter anderen Verhältnissen ihn zu einem bewunderten *siegreichen* Helden gemacht haben würde. Sein Herz war ganz von der Liebe zu seinem rothen Volke ausgefüllt und darum empfand er um so tiefer das traurige Geschick desselben, vor den weißen Männern dahinschwinden zu müssen wie der Schnee vor der Frühlingssonne. Dabei aber war Pontiac eine zu kräftige

Natur, als daß er sich widerstandslos in das Geschick seines Volkes ergeben hätte. Nach seiner Meinung mußte ein Vernichtungskampf auf Leben und Tod gegen die fremden Eindringlinge geführt werden. Daß der sonst so scharfblickende Indianer sich dem Wahne hingab, es könne das weiße Geschlecht dadurch noch ausgetilgt werden, war allerdings ein verzeihlicher Irrthum, der daraus entsprang, daß er die Macht und die Menge der Feinde seines rothen Volkes nicht zur Genüge kannte und sie aus diesem Grunde unterschätzte. — So vereinigte sich in dem merkwürdigen Manne hoher Muth, kühne Entschlossenheit und eine gewisse geistige Beschränktheit seines nicht weit genug in die Zukunft schauenden Urtheils, um ihn zu der Rolle zu treiben, welche er in der Geschichte der Kolonisirung der Landstriche durch die Weißen, die sein rothes Volk inne hatte, und den geschichtlich so bekannt gewordenen Indianerkämpfen spielte. —

Als die Berathung mit den Häuptlingen beendet war, eilte Pontiac, den Skalp des Miamihäuptlings (den er in der That bei einem nächtlichen Ueberfalle des gehaßten Mörders seines Schwiegervaters erbeutet hatte) in der Hand, in seine Hütte.

„Odahmin, die Tochter A-gosh-a-ways", sprach er mit stolz erhobenem Haupte, „begehrte einst den Skalp des Miamihäuptlings, des Mörders ihres Vaters. Pontiac versprach, ihn ihr zu bringen. Hier ist er. Pontiac hat sein Wort eingelöst und sein Versprechen gehalten."

Mit freudiger Bewegung und hoher Befriedigung nahm Odahmin die Trophäe entgegen und schmiegte sich zärtlich an den Gatten. „Ich danke dir, mein Pontiac! Der Geist meines Vaters ist jetzt versöhnt, er hat nun Ruhe in seinem Grabe. Ich danke dir! Doch sage, mein Häuptling, hast du Turkey-leg gesehen und gesprochen? Er war gestern hier und fragte nach dem Häuptling. Er brachte dir Grüße von deinem bleichgesichtigen Freunde aus Michilimackinac, von dem du mir in früheren Tagen so oft erzähltest."

Zorn und Haß glühten bei dieser Frage Odahmins nach dem vermeintlichen Verräther in den Blicken des Häuptling auf; doch wußte er sich zu beherrschen.

„Gilt der erste Gedanke Odahmins bei der Rückkehr ihres Gatten von einem gefahrvollen Kriegszuge dem Verräther, der nicht werth war, ein Tomahawk zu führen?" fragte er unmuthig.

„So will der Häuptling mir nicht sagen, ob er Turkey-leg, den Freund Pontiacs und seiner bleichen Freunde, gesehen und gehört hat?"

„Pontiacs Freund kann nur derjenige sein, der auch ein Freund seines rothen Volkes ist“, erwiderte der Häuptling düster.

„Das Halbblut“, fuhr Odahmin fort, „das sich William nennt, war im Lager, fragte in der Häuptlingshütte nach dem Häuptling, und ich fürchte, daß dieser den Verrath verübte, dessen er Turkey-leg angeklagt. Ich selbst sah den Halbrothen, als ich mich weiter in den Wald hineinbegab, um einige Wurzeln für unsere kranke Nenemoosha zu suchen, die ich in der Nähe des Lagers nicht zu finden vermochte. Ich sah ihn, wie er zwei bleiche Männer an den Fluß geleitete. Sage, mein Häuptling, hast du etwa einen Unschuldigen getroffen und gestraft, der es nicht verdiente? Wo ist Turkey-leg?“

„Er ist gestorben; gestorben, weil er zum Verräther an seinem rothen Volke geworden ist. Pontiac hat ihn mit eigener Hand getödtet“, entgegnete Pontiac noch immer düster.

„Gestorben für einen Verrath, dessen er nicht schuldig war? O Pontiac, was hast du gethan?“

„Was ich schon lange hätte thun sollen! Oder war er es nicht, der meinen Plan, das Fort zu nehmen, seinem Weibe Equa verrieth — und war diese es nicht, die mit der verrätherischen bleichgesichtigen Squaw, die ich einst meinem Freunde suchen half, dem Kommandanten hinterbrachten, was ich mit meinen rothen Kriegern gegen das Fort zu unternehmen beabsichtigte? Wen anders hat denn Equa im Fort besucht, als die bleiche Squaw, die sie in ihr Herz geschlossen? Nein, Odahmin, Pontiac hat keinen Unschuldigen getroffen, sondern Beide haben nur den längst verdienten Lohn empfangen. Und auch jenes Weib meines bleichen Freundes, das noch im Fort weilt und mich hinterlistig an den Häuptling der Rothröcke verrathen half, während ich ihr zur Freiheit aus der Gefangenschaft der Chippewas verhalf und ihr Leben schützte, wird den Lohn ihrer Treulosigkeit empfangen; denn alle Bleichgesichter sind falsch und reden mit zwei Zungen.“

„Auch dein Freund Henry?“

„Er befindet sich bei seinem treulosen Weibe; auch er wird mit ihr sterben müssen, wenn er einst in meine Hände fallen sollte; ich werde ihn nicht retten können!“

„Pontiac! Häuptling! Hast du vergessen, daß er dir einst das Leben gerettet? Willst du der erste deines Volkes sein, der das gegebene Wort, das dem rothen Manne heilig und unverbrüchlich ist, brechen will? Treue bis in den Tod hast du ihm gelobt, und du wirst sie ihm halten. Es thut mir leid um Turkey-leg und Equa, sie waren **mir** liebe treue Freunde; sie mögen

nach den Gesetzen unseres Volkes auch den Tod verdient haben, aber ihm, deinem Freunde, und seiner Squaw, die dir kein Leid zufügten, wirst du dein gegebenes Wort halten; — denn du bist ein Fürst deines rothen Volkes und ein Häuptling der Häuptlinge; auf deinem reinen Sachem-Namen darf kein Flecken haften um meinet- und meiner Kinder willen nicht!"

„Odahmin!"

Dunkle Gluth war in des Häuptlings Wangen geschossen, während er in innerer Bewegung das Wort ausstieß, und seine Hand, die sonst so eiserne, zitterte.

„Odahmin!" wiederholte er, „du bist ein gutes, edles Weib!" Er schlang seinen Arm um sie und zog sie zärtlich an seine Brust. „Odahmin, Seele meines Lebens, ja, ich will die schonen, für die du bittest; sie sollen leben und nicht sterben. Sobald sie in meine Hand fallen, sollen sie sicher und gerettet sein!"

„Hat Turkey-leg dir mitgetheilt, was dein bleicher Freund Henry in Michilimackinac erduldet hat, mein Pontiac?"

„Pontiac weiß Alles, Odahmin, und durfte doch den Krieger und Läufer nicht verschonen. Er hätte als *mein Freund* auch den Schein eines Verrathes meiden müssen; er starb für seine Untreue, der er sich an meiner und meines Volkes Sache schuldig gemacht. Verräther *darf* ich nicht schonen, Verrätherei nicht dulden um meines Volkes willen, das ich vom Untergange retten möchte. *Wir müssen die* ausrotten, die uns Alles, Alles nehmen. Es *muß* sein, Odahmin, es *muß* sein."

„Sei gerecht, mein Häuptling, sei gerecht, wie auch Manitoo gerecht ist. O, ich weiß ja nicht, wie bald es auch um uns geschehen sein kann; die Geister reden in Träumen zu mir, aber in so dunklen Worten, und ich fürchte mich vor ihnen — und dann möchte ich mit dir in den schönen Jagdgefilden Manitoos, wo unsere Väter weilen, auch einst wiedervereinigt werden. Laß uns darum Manitoo Opfer bringen und Gerechtigkeit üben, damit wir bei ihm uns einst wieder zusammenfinden, wenn seine starke Hand uns trennen sollte. Sieh, auch deine gute Mutter Nokomis weilt nun schon dort; aber sie hat mir, ehe sie von uns schied, so Wunderbares von einem Gott der Bleichgesichter erzählt, der an einem Kreuze für alle Menschen gestorben und für seine Mörder noch gebetet haben soll — und der auch dem rothen Manne helfen will, daß er in die schönen Jagdgründe aufgenommen werde."

Pontiac fühlte sich durch die einfachen Worte seines Weibes, die ihn an das Jenseits mahnten, in's Herz getroffen. Manches Wort, das er einst von Alexander Henry gehört, fiel ihm in diesem

Augenblicke wieder ein. Er wußte, seine Squaw dachte viel edler und besser als er, der nur nach Ruhm und Ehre unter seinem rothen Volke strebte, freilich dabei auch von dem aufrichtigen Verlangen erfüllt war, das Wohl seiner rothen Brüder zu begründen.

„Du bist ein gutes, edles Weib, Odahmin!“ sagte er noch einmal mit weicher Stimme und begab sich dann wieder in's Freie, um noch einige Anordnungen in Bezug auf die Veränderung des Lagers zu treffen.

* * *

Bald nach seiner Ankunft im Fort schlug der verwegene Kapitän Dalgell dem Kommandanten vor, einen Ausfall vom Fort zu machen und die Belagerer anzugreifen, welche ungefähr eine englische Meile weiter stromaufwärts lagen. Allein Major Gladwyn hielt dies nicht für rathsam. Dalgell bestand jedoch auf seinem Vorhaben und marschirte am 31. Juli Morgens um 3 Uhr in der Dunkelheit mit 200 Mann aus dem Fort, um Pontiac zu überrumpeln. Der rothe Häuptling war aber auf seiner Hut und hatte sich für alle Fälle wohl vorgesehen. Er lag mit seinen Kriegern an der sogenannten „Bloody Bridge“, eine Meile oberhalb Detroit, hinter Gesträuch und zwischen hohem Gras versteckt. Als die Engländer die Brücke erreichten, eröffneten die Indianer ein so heftiges Schnellfeuer auf dieselben, daß sie sogleich in Verwirrung geriethen. Der plötzliche Angriff in der Dunkelheit der Nacht und noch dazu von einem unsichtbaren Feinde, war gleich von vorne herein entscheidend und vernichtend für die Truppen. Zwar fochten sie tapfer, konnten aber dem Feinde dessenungeachtet nicht Stand halten und wurden nun zu eiliger Flucht genöthigt, wobei sie 60 ihrer Kameraden todt auf dem Platze und 42 Verwundete an den Ufern des Flüßchens zurücklassen mußten. Kapitän Dalgell ward niedergehauen, während er die Verwundeten fortzuschaffen bemüht war, und sein Skalp wurde die Trophäe eines Indianers. Auch Kapitän J. Smith, der in seinem blinden Eifer gegen die Rothhäute mit ausgerückt war, um, ganz gegen seine früheren Grundsätze, diesmal Böses mit Bösem zu vergelten, befand sich unter den Todten, während Alexander Henry — den Bitten seines Weibes und dem Rathe des Kommandanten folgend — im Fort geblieben war.

Dieser Sieg ermuthigte die Indianer, welche sich nun in Menge um das Fort drängten und es noch enger einschlossen.

Dennoch wurden die Operationen Pontiacs, da die englische Regierung nun energische Maßregeln zur Unterdrückung des Indianeraufstandes ergriff, immer wirkungsloser. —

Zum Entsatz des Forts Pitt wurde Oberst Bouquet mit einer Abtheilung regulärer Truppen aus Pennsylvanien dorthin gesandt. Er gelangte zu Anfang August in die Nähe von Fort Pitt, wurde von den dasselbe belagernden Wilden angegriffen und focht zwei erbitterte Kämpfe mit ihnen, in denen er den vierten Theil seiner Mannschaft und seine sämmtlichen Pferde verlor, aber die Angreifenden zurückschlug, worauf er mit dem Rest seiner Abtheilung in das Fort einzog. Bouquet befehligte auch im Sommer 1764 mit gleichem Erfolge einen Streifzug gegen die Indianer in Ohio. Er führte ein interessantes Tagebuch, welches nach dem Kriege veröffentlicht wurde, dessen Inhalt wir hier aber nicht wiedergeben können. Dazu kam, daß General Bradstreet mit einer Armee von 3000 Mann den Befehl erhielt, die Forts an den Seen zu entsetzen und die Indianer daraus zu vertreiben, was ihm bei einer solchen Uebermacht, wie er sie befehligte, selbstverständlich auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelang.

So war denn der Stern Pontiacs immer mehr im Sinken. Zwar lag er noch mit seiner Kriegsmacht vor Detroit, aber eine Hiobspost nach der andern von verlorenen Schlachten seitens seiner Verbündeten ereilte ihn hier und bald gingen denn auch durch die Läufer die Nachrichten ein, daß ein Fort nach dem andern von der erdrückenden Uebermacht der Engländer zurückerobert wurde.

Das reizte den stolzen Häuptling zur höchsten Wuth, und dennoch wußte er diese demüthigenden Nachrichten mit einem gewissen äußerlich zur Schau getragenen Gleichmuth hinzunehmen.

So war der Monat Juni 1764 herangekommen und noch immer befand sich Alexander Henry und seine Gattin im Fort Detroit. Pontiac hatte sich in der letzten Zeit mit seinen Kriegern ziemlich ruhig verhalten, die Belagerung der Feste aber um so nachhaltiger betrieben. —

Es war eine ungewöhnlich dunkle Nacht, die über dem Fort und den um dasselbe zerstreut herumliegenden Blockhütten lagerte. Der Horizont war mit dunklen schweren Wolken bedeckt. In der Festung schritten die Schildwachen, die Musketen auf der Schulter tragend, auf und ab. Weder auf dem Fort noch in den Blockhäusern schimmerte ein einziger Lichtstrahl; auch im Indianerlager schien Alles in tiefster Ruhe zu liegen.

So still es auch im Fort war, so hatte sich doch in dem Wohnzimmer des Major Gladwyn hinter fest verschlossenen Fensterläden eine kleine Gesellschaft bis zur späten Mitternachtsstunde verweilt.

Auf einem hölzernen Brettstuhl saß der Kommandant selbst. An seinem männlich ernsten Gesicht erkannte man den eisernen festen Mann, der durch seinen Muth, seine Geistesgegenwart und Festigkeit schon manchen Sturm der Rothhäute abgeschlagen und mancher ihrer Kriegslist mit Gegenlist begegnet war, die dem Fort hätte den Untergang bereiten können. Denn er hatte es mit einem Gegner zu thun, den er keineswegs unterschätzen durfte. Er rauchte in diesem Augenblicke eine echte Indianerpfeife mit rothem einfachem Thonkopf und eigenthümlich verziertem langem Rohr, wie es die Häuptlinge der Indianer führen und wie es im Rathe derselben umgeht, daß Jeder einen Zug daraus thut, und wie es wohl zur Friedenspfeife dient. Dieser Mann schien ganz dazu geeignet, das Fort den andringenden und wüthenden Feinden gegenüber behaupten zu können, obgleich er mit unsäglichen Schwierigkeiten und Entbehrungen aller Art zu kämpfen hatte. Da er würdevoll und gemessen, folgerichtig und fest in seinem Verhalten, dabei mild und freundlich, aber streng, gerecht und aufrichtig war, so hatten alle seine Untergebenen einen außerordentlichen Respekt vor ihm.

An einem derben Tische aus Hickoryholz, der in der Mitte des Zimmers stand, saßen zwei Damen in der damals üblichen Tracht der englischen Frauen: Frau Gladwyn, die Gattin des Kommandanten, eine bereits bejahrte, ehrwürdige Dame, und die uns schon bekannte Betty, die Gattin Alexander Henry's. Sie waren mit einer Handarbeit beschäftigt und horchten gespannt dem Berichte eines expressen Boten zu, der zwar den einen Arm in einer Binde trug, da er sich auf seinem gefahrvollen Pfade nach dem Fort durch die Wachtposten der Indianer hatte durchschleichen müssen, von diesen entdeckt und verfolgt, ihnen aber dennoch entkommen und mit einer Schußwunde in dem linken Oberarm das Fort glücklich erreicht hatte.

An der Seite seiner Gattin saß Alexander Henry, während der Kommandant sich erhoben hatte und nun schweigend mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab ging und dem Berichterstatter aufmerksam zuhörte.

Der von General Armherst gesandte Offizier berichtete dem Kommandanten, daß die englischen Truppen eine Anzahl Forts von den Indianern bereits zurückerobert hätten und daß General

Bradstreet beauftragt sei, mit einer Armee von 3000 Mann auch Detroit zu entsetzen. Freilich konnte darüber noch einige Zeit hingehen, bevor der General mit seiner Armee Detroit erreichte, aber immerhin waren die Nachrichten, welche der Offizier brachte, doch im Fort herzlich willkommen. Der andere Theil seiner Botschaft war allerdings für die Bewohner des Forts viel beunruhigender.

„Die rothen Feinde wollen das Fort stürmen", sagte der Offizier. „Herr Croghan, bei dem ich auf Empfehlung Herrn Gist's eine Nacht zubrachte, und dessen Schwager Bouche sind beide von den Vorgängen im Indianerlager ziemlich genau unterrichtet. Sie theilten mir mit, daß sie durch einen Halbindianer Namens Williams, dem Pontiac viel Vertrauen schenke und der gleichzeitig auch im Dienste Bouche's steht, erfahren hätten, daß der rothe Indianerfürst beschlossen habe, innerhalb der nächsten Wochen das Fort mit Sturm zu nehmen, d. h. die Palissaden und die Blockhäuser erst in Brand zu stecken, dann in's Fort wenn möglich einzudringen und, wenn Letzteres nicht gelingen sollte, den Kreis um dasselbe so eng zu ziehen, daß auch nicht ein Mann von der Besatzung entfliehen, sondern alle im Feuer umkommen sollten. Da der rothe Häuptling von Allem, was außerhalb seines eigenen Kriegsschauplatzes vorgeht, genau unterrichtet ist, er auch die Operationen der mit ihm verbündeten Stämme von hier aus zu leiten scheint, so mag ihm doch allmählig die Erkenntniß gekommen sein, daß er die Zeit auskaufen und schnell handeln muß, wenn er überhaupt noch etwas gewinnen oder ausrichten will", sagte der Offizier. „Jedenfalls", fuhr er fort, „ist er auch davon unterrichtet, daß General Bradstreet auf dem Wege ist, Detroit mit einer Armee, die seiner Kriegsmacht weit überlegen ist, zu entsetzen, und darum darf er nun nicht länger säumen; entweder muß er das Fort noch vor Ankunft des Generals nehmen, oder er wird von diesem gänzlich vertrieben. Er steht also vor einem „entweder" — „oder", und wird dadurch zu einer That getrieben, die aller Menschlichkeit spottet und die nur von solchen Heiden ausgeführt werden kann, wie er sie befehligt!"

Der Offizier schwieg. Eine bange Minute verstrich.

„Das sind ja ganz entsetzliche Nachrichten!" warf Frau Gladwyn nun ängstlich hin; „wenn die Indianer stürmen, dann hat Fort Detroits letzte Stunde geschlagen, und dann sind auch wir verloren. Hinter uns die Flammen, vor uns die Indianer! Eine verzweifelte Lage!" setzte sie hinzu.

„Schrecklich!" seufzte Betty, „und das Alles kann ein — Pontiac thun! Wie ist's denn möglich?"

„Ich hätte die Damen eigentlich hinausschicken sollen, damit sie den letzten Theil Ihrer Botschaft nicht gehört hätten," sagte der Kommandant zu dem Offizier, „sie sind aber seit langer Zeit so sehr daran gewöhnt, jeder Gefahr offen in's Auge zu schauen, daß ich meinte, sie könnten Alles wissen. Beruhigen Sie sich also, meine Damen, die Sache wird nicht ganz so schlimm ausfallen, wie Sie sich dieselbe ausmalen; was jedoch den Häuptling anbetrifft, so ist er durch die vielen Mißerfolge und durch den hartnäckigen Widerstand, den Fort Detroit ihm entgegensetzt, auf's äußerste gereizt und versucht nun auch zu den äußersten Mitteln zu greifen, um sein vorgestecktes Ziel zu erreichen," sagte der Kommandant.

„Und auch gereizt durch den an ihm, wie er meint, geübten Verrath, für den er besonders Sie, Frau Henry, verantwortlich hält und Ihnen den Tod dafür geschworen hat," ergänzte der Offizier, „denn daß er selbst seine Freunde nicht schont, beweist die Ermordung eines Indianers Namens Turkey-leg und seines Weibes Equa, von deren Ende, das er ihnen bereitete, ich Ihnen bereits berichtete. Er hielt Beide des Verrathes an seiner Sache schuldig."

„Es will mir Alles dies fast unglaublich erscheinen, wenn ich mir meinen Freund Pontiac von ehemals in's Gedächtniß zurückrufe," nahm jetzt Alexander Henry das Wort. „Ich kenne den rothen Indianerfürsten ja seit vielen Jahren, schon als Jüngling, wie ich Ihnen ja oft genug erzählte, Herr Gladwyn. Wenn ich daran denke, mit welcher Liebe und Treue er an mir hing und wie er mir ergeben war; wie ich nicht nur wochen- und monatelang, sondern länger als zwei Jahre mit ihm zusammenlebte, die Wälder mit ihm durchstrich, auf einem Lager mit ihm schlief, mich an einem Feuer mit ihm erwärmte, wie er jeden Bissen mit mir theilte und mir eine so innige Liebe und Hingebung bewieß, daß er jeden Augenblick sein Leben für das meine eingesetzt hätte — und nun seinen Haß und seine Bosheit, die nur auf Mord und Todtschlag gegen mich und mein Weib sinnt, dann kann ich den Zwiespalt in dieser Indianernatur weder begreifen, noch das Räthsel lösen, das ich doch so gerne gelöst sehen möchte. Warum wollen Sie es nicht zugeben, Herr Gladwyn, daß ich mich einmal zu ihm hinaus begebe in sein Lager, um mit ihm zu unterhandeln. Ich versichere Sie, daß er mir kein Leid zufügen würde."

„Und ich bin von dem Gegentheil zu fest überzeugt, als daß ich einen derartigen wagehalsigen Schritt Ihrerseits zulassen könnte. Nein, Herr Henry, Sie verlassen das Fort nur dann, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, das Kriegslager Ihres

ehemaligen Freundes zu vermeiden und seiner Person geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Was nun das zu lösende Räthsel in Bezug auf Pontiac betrifft, so will ich nur das bemerken, daß Ihr einstiger Freund eben auch zu den außergewöhnlichen Charakteren gehört, wie sie sich schon in früheren Zeiten unter dem wilden, rothen Volke hervorgethan haben. Pontiac's ganzes Auftreten läßt uns einen näheren Blick in die menschliche Natur thun und zeigt uns, was der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande ist. Es liegt etwas von dem Reiz einer Entdeckung darin, wenn man wahrnimmt, wie die menschliche Natur in ursprünglicher Kraft und roher Pracht emporwächst. Der civilisirte Mensch spielt beständig eine ein- und angelernte Rolle. Der Indianer dagegen ist frei von dem Zwange der Verfeinerung des gebildeten Lebens; er gehorcht eben nur dem Antriebe seiner Neigungen oder den Eingebungen seiner Beurtheilungskraft, und so werden uns die Eigenschaften seiner Natur, da er ihnen seinen Lauf läßt, ungewöhnlich groß und auffallend erscheinen. Die Vergangenheit der Kolonien und ihrer Geschichte lehrt uns, mit welcher Bitterkeit und Gewaltthätigkeit die Ansiedler ihre Kriege mit den Indianern führten. Es ist beschämend für uns, aber nichtsdestoweniger wahr, daß die Kolonisten durch ihre Eroberungssucht die Feindseligkeit der Rothhäute herausforderten. Wie viele von braven, edlen Naturmenschen sind durch die Weißen schon vernichtet worden und wie viele werden es noch werden! Wir dürfen hier nicht übersehen, daß die Söhne der rothen Väter die Vergangenheit ihres rothen Volkes noch viel besser kennen als wir. — Auch Pontiac hätte ein edler Charakter werden können — denn er war es schon halb und halb, wie Sie, Kapitän Henry, es selbst bezeugen — wenn die Fußtapfen der Civilisation nicht mit dem Blute seiner Väter und der Indianer überhaupt getränkt wären. Er ist ein ausgezeichneter Sachem, wie einst ein Philipp von Pokanoket es auch war und noch viele Andere vor ihm; er gehört zu dem Haufen eingeborener, rother Helden, die nach ihrer Meinung den edelsten Kampf kämpfen und ihn nicht eher aufgeben, bis auch der letzte Athemzug gethan ist; freilich ohne die geringste Hoffnung auf endlichen Sieg. Darin besteht eben die Täuschung dieser Helden, sie kämpfen ohne einen Gedanken an Ruhm oder Ehre, nur für die Sache ihres Volkes und Vaterlandes. Ohne eine Spur zu hinterlassen, da sich kein Geschichtsschreiber finden wird, der ihre Heldenthaten aufzeichnet, werden sie gleich den Schatten der Riesen nur noch in Sage und Dichtung bei der Nachwelt Erinnerung finden."

„Was man auch heute von Pontiac sagen mag,“ hob Alexander wieder an, „er war einst ein treuer Freund des Weißen, aber die Grausamkeiten, die er erfahren, und besonders von den Engländern, die ja seinen Catawbastamm, unter welchem er lebte und das Gastrecht genoß, völlig vernichteten, ja ausrotteten, mögen wohl sein Herz mit einer Bitterkeit gegen diese Nation erfüllt haben, die ihn nun gegen sie zu einem wilden Thier umgewandelt hat.“ —

„Freilich,“ erwiderte der Kommandant, „wir wissen es ja, mit welcher Milde und Freundlichkeit einst die alten Sachems, die im Osten wohnten, die weißen Fremdlinge, die in ihr Land kamen, aufnahmen und behandelten. Aber die alten rothen Männer sind in's Grab gestiegen und die Kinder zurückgeblieben, um die Undankbarkeit und Grausamkeit der Weißen zu erfahren.“

„So weit ich den Häuptling kenne,“ sagte Henry, „ist er allerdings von lebendiger und heftiger Gemüthsart, hält stolz auf seine Rechte und Würden und kann das befehlshaberische Gebahren der Bleichgesichter, nicht ohne daß man ihn auf's tiefste beleidigt, ertragen. An der Spitze einer Macht stehend, wie er sie jetzt befehligt, mag er auch trotzig auf dieselbe pochen, er wird zuletzt in dem ungleichen Kampfe unterliegen müssen und was wird das Ende sein? O mein armer Freund Pontiac, es wird dir ergehen, wie allen deinen großen heldenmüthigen Vorgängern, du wirst wie ein körperlicher Schatten in die Grube steigen müssen!“

„Das ist nun freilich schwer zu sagen,“ erwiderte der Kommandant. „Hätte ich das ihm gegebene Wort brechen können, dann hätte ich die Gelegenheit längst in den Händen gehabt, ihn gefangen zu nehmen und das unselige Trauerspiel dieses mörderischen Krieges wäre damit zu Ende und sein Schicksal besiegelt gewesen, aber ich mußte mein gegebenes Ehrenwort auch einem rothen Heiden gegenüber halten und ihm den freien Abzug aus dem Fort gewähren. Zudem habe ich nichts unversucht gelassen, in Unterhandlung mit ihm zu treten und ihn zum Aufgeben seines Planes, das Fort zu zerstören, zu bewegen gesucht, aber leider erwiesen sich alle meine bisherigen Bemühungen als erfolglos. Und nun will er stürmen! Wir dürfen die Gefahr, die dem Fort droht, keineswegs gering anschlagen und der liebe Gott, der uns bisher so treulich beigestanden, möge uns auch in Zukunft beistehen und uns auch in dieser Gefahr nicht verlassen. — Uebergeben kann ich das Fort nicht; wir müssen deshalb den Anprall auszuhalten und abzuschlagen suchen. Sollte uns das nicht gelingen, dann

freilich kann es uns noch schlimm ergehen, dann sind unsere Skalps nicht sicher vor den Messern seiner Krieger und — — Höre, liebe Frau," unterbrach er sich plötzlich, „du und Frau Henry, ihr müßt auf jeden Fall fort von hier und zwar sobald als möglich. Fort Detroit ist unter den obwaltenden Verhältnissen und bei so drohenden Aussichten kein geeigneter Aufenthalt mehr für Frauen."

„Und das hast du nun mit einem Male und so plötzlich entdeckt, mein Kommandant?" fragte die Dame mit leichtem Lächeln.

„Ja, so plötzlich!" antwortete der Major mit sehr ernster Stimme.

„Wie?" nachdem wir uns so lange Zeit sicher und glücklich, wenn auch unter viel Sorge, Noth und Entbehrung, unter Ihrem Schutze gefühlt, wollen Sie uns nun vertreiben, Herr Kommandant?" fragte Betty erschrocken.

„Und darf ich fragen aus welchem Grunde?" warf Frau Gladwyn dazwischen.

„Nun, ist das noch nicht Grund genug, wenn an diesem Ort die Feuersbrunst wüthet und Tomahawk und Messer der Indianer ihre grausige Arbeit verrichten?" versetzte der Major zögernd. „Ich wünsche euch daher weit weg von hier in Sicherheit zu wissen."

Frau Gladwyn blickte ihren Gatten lange und tiefergriffen in das ernste, würdige Antlitz und schmerzliche Gedanken schienen es zu sein, welche ihr die Thränen in die Augen trieben.

„Standen uns denn die von dir genannten Gefahren noch nie bevor? Und wohin sollten wir uns nach deiner Meinung wenden, um sicherer zu sein als hier?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Nach Fort Sandusky, das jetzt wieder, wie wir durch unsern Herrn Offizier hörten, in den Händen unserer Truppen ist. Ich wünsche und muß es wünschen, daß man General Bradstreet zur Eile drängt. Unser Herr Offizier, der uns die schlimme Nachricht von Pontiac gebracht hat, wird mit mir darüber übereinstimmen, daß ich sofort Anstalten treffe, einen Boten an General Bradstreet abzusenden, wenn er mit seinem verwundeten Arm es nicht vorzieht, sich dem mehr als fraglichen Schutze unseres Forts zu entziehen und die Botschaft selber zu übernehmen."

„Ich muß wohl im Fort bleiben, da ich überall nur den müßigen Zuschauer spielen kann; ich bin im Fort und außerhalb desselben mit einem zerschossenen Arm gleich überflüssig," erwiderte der Offizier.

„Das seid Ihr nicht, Herr; ein guter Befehlshaber ist oft besser als eine Anzahl bewaffneter Soldaten, die nicht wissen, was sie thun und lassen sollen. Ihr werdet hier, wenn Ihr im Fort bleiben wollt, Euere Verwendung finden und Kapitän Henry wird den Auftrag übernehmen, die Damen in Sicherheit zu bringen und den General zur Eile aufzufordern. Selbstverständlich werde ich ihm so viele Soldaten zur Bedeckung mitgeben, daß er mit seinen Schutzbefohlenen glücklich durch die Wachtlinien der Rothhäute gelangt. Die List muß uns dabei helfen. Unter so kritischen Aussichten, wie sie dem Fort bevorstehen, kann ich zur Begleitung der Damen freilich nicht mehr Krieger hergeben, als unbedingt nöthig sind. Jenseits der Belagerungslinie ist die Gefahr auch dann weniger groß, aber bis dorthin müssen wir für unbedingte Sicherheit sorgen, mehr durch dabei angewandte List, als durch Gewalt der Waffen."

„Nun wohl!" sagte Frau Gladwyn zu ihrem Gatten, „wenn deine Befürchtungen wahr würden, siehst du da nicht ein, daß ich um so eher bleiben müßte? Du denkst doch sicher nicht so gering von mir, daß ich dich in den Stunden der Gefahr verlassen sollte? Aus diesem Grunde weigere ich mich daher auch, das Fort zu verlassen und kündige hiermit dem Kommandanten desselben den Gehorsam auf; ich bleibe, wo er bleibt und bin bereit, mit ihm zu sterben!"

„Du gutes Weib!" sagte der Kommandant gerührt. „Nun wohl, so mag denn deine erklärte Subordination, da sie in der Treue begründet ist und in der Liebe ihre Wurzeln hat, auch straflos bleiben. Du sollst mit mir leben und sterben, wie Gott will, denn: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!"

„Amen!" sagte die Majorin.

„Brav gesprochen, Frau Gladwyn," sagte Betty. „Sie bleiben und ich begleite meinen Mann auf seiner Reise nach Sandusky, nicht weil ich meine, außerhalb des Forts sicherer zu sein als innerhalb desselben, sondern weil ich zu ihm gehöre; denn Gott ist überall! In Sandusky verweile ich dann so lange, bis er wieder vom General Bradstreet zurückgekehrt ist — denn weiter nimmt er mich doch nicht mit — und den General trifft er ja wohl — —"

„Den trifft er schon in Sandusky selbst," ergänzte der Offizier. „Er wartet dort nur die Verstärkung seiner Armee ab, um dann, sobald dieselbe vollzählig ist, nach Detroit aufzubrechen. Erfährt er aber, wie die Sachen hier stehen, dann bricht er sogleich

auf und läßt den Rest der sich ansammelnden Truppen nachkommen."

„Dann sind wir also einig, Kapitän Henry, wie?" fragte der Kommandant. „Wenn meine Frau mich absolut nicht verlassen will, dann mag sie in Gottes Namen bleiben."

„Gewiß!" antwortete dieser. „Sie haben nur über mich zu verfügen und ich werde mich des wichtigen Auftrages auch gewissenhaft zu entledigen suchen. Ich bleibe Ihr Schuldner, Herr Major, mein Leben lang. Sie haben — —"

„Schon gut, schon gut," wehrte der Major ab. „Ich weiß, Sie besitzen ein dankbares, treues Herz und Ihre Gattin steht Ihnen darin nicht nach. Sie hat wirklich das Fort mit seiner Besatzung vom Untergange gerettet und viele Menschenleben vor einem gräßlichen Tode bewahrt, obgleich Pontiac das einen Verrath nennt. Helfe nur Gott, daß unser Vorhaben gelinge, damit Sie ungefährdet durch das Lager der Rothhäute gelangen."

„Hoffen wir auf Ihn, er hat mir schon so oft geholfen und er wird uns auch diesmal seine Hülfe nicht versagen," erwiderte Henry.

„Das ist mir lieb, Kapitän Henry, von Ihnen zu hören, daß Sie Ihr Vertrauen auf Gott allein setzen und in seinem Namen die gefährliche Reise antreten wollen. Er wird auch Ihr Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Doch jetzt begebt euch zur Ruhe," ihr Ladies, wandte er sich an die Frauen, „und Sie auch, mein werther Freund," sagte er zu dem Offizier, Sie werden sehr müde sein! Und Sie, Kapitän Henry, begleiten mich, wir wollen noch einmal die Runde machen und dann ebenfalls unser Lager aufsuchen. Und morgen brechen Sie auf, das heißt, morgen mit Einbruch der Nacht; ich habe bereits einen Plan ersonnen, nach welchem Sie mit Ihrer Gattin, wenn er gelingt, aus dem Fort entkommen, ohne daß ein Indianer etwas davon merkt."

Die drei Männer verließen, nachdem sie den Damen „gute Nacht" gewünscht, das Zimmer, worauf letztere sich in ihr Schlafzimmer zurückzogen, um noch einige Stunden Schlaf zu suchen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später am frühen Morgen zog auf einem ausgetretenen Wildpfade, dem Detroit-River abwärts folgend, eine kleine Karawane. Sie bestand aus einer weißen Frau, die auf einem kräftigen Ponny saß, an deren Seite ein als französischer Farmer gekleideter Mann schritt, und sechs andern Soldaten vom Fort Detroit, welche ebenfalls die Kleidung französischer Farmer

trugen. Wir wissen schon, wer die Reisenden sind. Alexander Henry mit seiner Gattin Betty und sechs Soldaten, die Major Gladwyn ihm zur Bedeckung bis zum Fort Miamis mitgegeben, waren also glücklich bis hierher, das heißt, etwa drei Meilen vom Fort nach Süden vorgedrungen.

Der Plan, welchen Gladwyn sich ausgedacht und den er auch ins Werk gesetzt hatte, war vortrefflich gelungen. Am Abend der Abreise unserer Freunde vom Fort hatte er an der Nordseite desselben mit der Besatzung einen Ausfall ins Werk gesetzt, aber nur zum Schein, und dadurch die ganze Macht der in der Nähe befindlichen Indianer auf diesen Punkt konzentrirt und herbeigelockt. Dadurch war die südliche Seite des Forts ziemlich frei geworden und von hier aus fand dann auch die Flucht der Reisenden aus dem Fort statt. Es gelang den Flüchtlingen, während die Indianer in der ersten Aufregung ihre ganze Aufmerksamkeit der ausfallenden Macht der Besatzung an der nördlichen Seite der Festung zuwandten, in der Dunkelheit aus dem Fort zu entkommen und auf ihrer Flucht sich in den Gebüschen zu verbergen, und als der Kommandant glaubte, daß die Fliehenden sich so weit vom Fort entfernt hätten, daß sie aus dem Bereiche des Lagers waren, zog er die Truppen allmählich zurück, ließ fortwährend die Trommel rühren, Alarm blasen und Kommandoworte ertönen, so daß die Indianer in steter Aufregung erhalten blieben und er so den Flüchtlingen den Weg sicherte, der sie nach der Farm Bouche's führte, wo für Betty ein Pferd für die ganze Reise mitgenommen werden sollte. Zum Glück für die Reisenden war am Tage ihrer Abreise Croghan selbst ins Fort gekommen. Er hatte, da er von beiden feindlichen Parteien als neutraler Bote anerkannt war und die Unterhandlungen zwischen dem Major und Pontiac vermittelte, auch stets freien Zutritt zu beiden Parteien, mußte aber bei seinem jedesmaligen Erscheinen die Parlamentärflagge entfalten. Er zeigte sich sofort willig, den Fliehenden den Weg bahnen zu helfen, stellte sich, als der Augenblick gekommen, selbst an die Spitze des kleinen Zuges, der in einzelnen Personen das Fort verließ, sammelte sie an einem verabredeten Punkt, führte sie durch die Gebüsche bis hinter das Lager der Indianer, wies ihnen den Pfad nach seiner Farm und kehrte dann, indem er seine Parlamentärflagge entfaltete, wieder ins Fort zurück. Alles dies war in so glücklicher und geschickter Weise vollbracht worden, daß auch nicht eine Rothaut etwas davon gemerkt hatte.

Das Wiedersehen zwischen Betty und Frau Croghan im Farmhause war ein wirklich herzliches gewesen, aber nur eine

Stunde durfte der Aufenthalt währen, dann mußte die Weiterreise angetreten werden und als der junge Tag durch die Blätter der Urwaldbäume schaute, befand sich die kleine Gesellschaft schon eine ziemliche Strecke vom Fort entfernt. Die Flüchtlinge strebten zunächst dem Fort Miamis am Maumee-River, dem heutigen Toledo, zu und beabsichtigten, sobald sie das Fort erreicht, von dort aus nach ihrem Bestimmungsorte zu Schiff hinüber zu segeln. Fort Miamis hatte englische Besatzung und war den Indianern von den Engländern bereits wieder entrissen worden.

„Wann werden wir Fort Miamis erreicht haben?" fragte Betty ihren Gatten.

„In etwa sechs Tagen, wenn wir gut vorankommen, das heißt, wenn uns keine besonderen Hindernisse in den Weg treten. Wir haben noch etwa fünfundfünfzig Meilen bis dorthin," entgegnete Alexander.

„Das ist noch ein recht weiter Weg und dazu ein recht beschwerlicher," erwiderte Betty.

„Freilich, deshalb müssen wir auch alle Zeit und Kraft daransetzen, wenn wir ihn in sechs Tagen zurücklegen wollen," bestätigte Alexander.

„Nun, ich werde mich so tapfer halten wie nur irgend möglich; bin ich doch so froh, daß ich nur bei dir sein kann, alles Andere stellen wir getrost in Gottes Hand, sie bleibt doch die sicherste Bedeckung!"

So plauderten die beiden Gatten während der beschwerlichen Reise und suchten sich den Weg dadurch zu verkürzen.

Wie beschwerlich es sich in damaliger Zeit durch den Urwald reisen ließ, haben wir schon an einer früheren Stelle unserer Erzählung ausführlich geschildert. Auch dieser Weg war reich an Beschwerlichkeiten und Hindernissen aller Art und unterschied sich durch nichts von allen andern Wildpfaden und unwegsamen Strecken, wie sie im Walde sich dem Reisenden, der sich durch die Wildniß den Weg bahnen mußte, darboten.

Eben lenkte — es war bereits spät am Nachmittage — der Pfad in ein dichtes Unterholz ein. Muntere Rehe sprangen seitwärts in die Gebüsche und zeitweilig jagte ein schlanker Hirsch über den Weg; Eichhörnchen eilten spielend und kletternd an ihnen vorüber, schauten sich mit ihren klugen, hellen Aeuglein die seltsamen Gäste eine Weile an und liefen dann davon. Je weiter sie kamen, desto häufiger wurde das Wild und endlich konnten die begleitenden Soldaten ihre Jagdlust nicht mehr bezähmen. Einer von ihnen trat an Henry heran und sagte: „Wenn Frau Henry

müde sein sollte, könnten wir ihr hier ein wenig Ruhe gönnen und eine kurze Rast halten. Wir glauben, daß wir jetzt vor den Indianern völlig sicher sind. Denn trotz unserer größten Wachsamkeit haben wir auch nicht die geringste Spur von der Anwesenheit der Rothhäute zu entdecken vermocht. Wir können uns, derweil sie ruhet, einen Hirsch erjagen, dessen frisches Fleisch uns dann bei unserer Abendmahlzeit gewiß trefflich schmecken wird."

Die beiden Ehegatten waren mit dem Wunsche der Soldaten einverstanden und da sie sich für völlig sicher hielten, stieg Betty vom Pferde. Man hatte auch alsbald einen Lagerplatz gefunden und ein Feuer angezündet. Das Pony graste zwischen den Gebüschen und Betty lagerte sich mit ihrem Gatten auf ein Bärenfell, welches Alexander auf dem Boden ausgebreitet hatte. Die Soldaten waren unter dem Versprechen, in spätestens einer Stunde zurück zu sein, auf die Jagd auszogen.

Bald verschwand, während Betty den Thee bereitete und die beiden Ehegatten einen Imbiß genommen, auch für die Zurückkehrenden das Mahl bereitet hatten, die angegebene Zeit und nicht ohne Unruhe schaute Alexander nach der Begleitung aus.

„Wir müssen bald aufbrechen," sagte er, „die Sonne neigt sich bereits und wir sollten wenigstens noch zwei bis drei Meilen zurücklegen, ehe wir unser Nachtlager beziehen."

Da hörten sie plötzlich in der Ferne eine Anzahl kurz hintereinander abgefeuerte Schüsse fallen. Das waren keine Schüsse, wie man sie auf der Jagd zu hören pflegte, sondern das waren Salven zweier miteinander kämpfenden Parteien. Eine Minute verging, während Henry aufmerksam lauschte. Wieder ertönten in nordwestlicher Richtung von seinem Lagerplatz die Schüsse und dann wurde Alles still — todtenstill — nichts wurde mehr vernommen. Henry hatte nach seiner Schußwaffe gegriffen und spähte vorsichtig nach allen Seiten, ob sich etwa in der Nähe ein Feind blicken lasse.

So verging Minute auf Minute und seine Unruhe wuchs. Dann ergoß er sich in groben Ausdrücken über die Unzuverlässigkeit der Soldaten.

„Kommen sie dort nicht heran?" fragte Betty und zeigte nach der Richtung, welche sie zurückgelegt hatten.

Alexander schaute hin, aber was er sah, waren nicht seine Soldaten, sondern eine ganze Schaar Rothhäute.

„Das sind sie nicht, Betty; um Gotteswillen, was ist mit ihnen geschehen? Das sind Indianer!" sagte er dann erschrocken, als er die Herrannahenden einen Augenblick betrachtet hatte.

„Betty," flüsterte er dann leise mit heraufsteigender Todtenblässe im Antlitz, „husche um Gotteswillen in die Gebüsche. Das Fort liegt nach Süden, flieh dem Fluß entlang, damit d u wenigstens den Rothhäuten entrinnst; vielleicht triffst du noch einen oder den andern unserer Begleiter und dann eilt mit einander nach Fort Miamis und sendet uns Hülfe, sonst ist das Fort verloren. Das sind Unglücksraben, die da ankommen, so wahr Gott uns helfe!"

„Ich bleibe, wo du bleibst, Alexander; was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden," antwortete Betty, „mag geschehen was da will, wir werden uns nicht mehr trennen."

Nach Verlauf etlicher Minuten traten gegen fünfundzwanzig Indianer hinter den nächsten Gebüschen hervor in den Lichtschein des Feuers. Ihre ehernen Gesichter verriethen mit keinem Zug ihre Gedanken und Absichten; sie blickten halb gleichgültig auf die beiden Bleichgesichter. Henry betrachtete sie genau. Plötzlich leuchtete ein Strahl von Freude in seinem Gesichte auf; er hatte in dem Anführer des Trupps einen Indianer wiedererkannt, den er in Begleitung Pontiacs einst als Späher unter den Ottawas unter dem Namen „Matalusa" (den schnellen Bären) kennen gelernt, und bald erkannte er auch, daß die Rothhäute dem Stamme der Ottawas angehörten. Schon wollte er den Häuptling freundlich anreden, als dieser ihm zuvorkam.

„Wo sind die weißen Krieger aus dem Fort, die sich als Farmer verkleidet und vor einer oder zwei Stunden den einstigen Freund Pontiacs verlassen haben?" fragte der Indianer.

Diese Frage ließ Alexander erkennen, daß auch er von dem Häuptling erkannt worden sei, und noch ehe er zu antworten vermochte, fuhr der Häuptling fort: „Der schnelle Bär möchte auch deine bleichen Krieger sehen!"

„Ich weiß, daß du der schnelle Bär bist, den ich einst, als ich mit deinem Sachem Pontiac zusammen in den Hütten der Ottawas mich aufhielt, kennen lernte. Die bleichen Krieger müssen jeden Augenblick von einem unternommenen Jagdzuge zurückkehren", sagte Alexander.

„Da hofft das Bleichgesicht vergeblich, sie werden nie zurückkehren; die Krieger Matalusa's sandten sie, da sie sich mit ihren Schußwaffen gegen uns zur Wehre setzten und vier von unsern Brüdern tödteten, in die ewigen Jagdgründe — von dort kehrt aber Keiner wieder." Dabei schlug er die wollene Decke seiner Umhüllung zurück und ließ ihn die an seinem Gürtel hängenden noch bluttriefenden Skalps der Begleiter Alexanders sehen.

Schaudernd wandte Henry seine Augen ab und noch ehe er sie wieder auf den Häuptling gerichtet hatte, hörte er, wie dieser das Wort „Whoop“ rief, dann zwei Kriegern einen Wink gab, zur Bewachung am Feuer zurückzubleiben, und ging mit den übrigen Kriegern einer andern Schaar Rothhäuten entgegen, welche eben an der entgegengesetzten Seite des Reitpfades auftauchten. Jetzt verfolgte Alexander die Indianer mit forschenden Blicken. Er sah, wie sie sich begrüßten und bemerkte dann, wie der Anführer der eben von der anderen Seite angekommenen Schaar gestikulirte und zuweilen nach dem Feuer zeigte. Endlich kamen Alle näher heran, bildeten einen Kreis, und nun vernahm Alexander deutlich, daß Betty und er der Gegenstand der Berathung war.

„Glickhikan, der Häuptling der Delawaren, möge das männliche Bleichgesicht nehmen und dem schnellen Bären die Squaw lassen“, sagte Matalusa.

„Was soll der Häuptling mit dem Manne im Weiberrock, der seine Krieger allein kämpfen läßt, ohne ihnen zu Hülfe zu eilen und zu nichts weiter taugt, als der Ruhe zu pflegen, da sein Herz zu furchtsam ist, in den Kampf zu gehen?“ fragte der Delawarenhäuptling spöttisch zurück.

„Und ich ziehe vor, die Belohnung vom großen Indianerfürsten Pontiac beim Fort in Empfang zu nehmen und ihm selbst die Gefangenen zuzuführen“, erwiderte der schnelle Bär.

„Die beiden Bleichgesichter gehören mir“, entgegnete Glickhikan finster, „der große Häuptling gab mir den Auftrag, sie in sein Lager zu führen.“

„Zu viel mit gespaltener Zunge geredet“, rief der schnelle Bär zornig und griff nach dem Skalpirmesser, und wenn nicht einige andere Krieger sich in's Mittel gelegt hätten, wäre es zwischen den beiden im Bunde stehenden Parteien zum Kampf gekommen.

Henry erschrak, als er dieses Gespräch hörte. Er wußte nur zu genau, daß sie in solchen Streitfällen, um Blutvergießen unter Stammes- und Bundesgenossen zu verhindern, die Gefangenen, um deren Besitz sie sich zankten, zu tödten pflegten.

Jetzt erhob sich aber der schnelle Bär aus dem Kreise der Berathung und befahl seinen Kriegern, die weiße Squaw an einen Baum zu binden. Die Ottawas sprangen alsbald von der Erde auf; einer von ihnen löste ein Bastseil, das er um den Leib gewunden trug, und schritten nun auf die erschrockene Betty los.

Außer sich vor Zorn war auch Alexander schnell aufgesprungen. „Wagt es nicht, sie anzurühren, ihr rothen Mörder!" rief er aus, „sonst schlage ich euch den Hirnschädel mit eurem eigenen Tomahawk ein!"

„Der Rothrock im französischen Kleide möge mir folgen", sagte der schnelle Bär, „dort im Kreise meiner rothen Brüder soll über sein Geschick berathen werden. Seiner Squaw soll kein Leid geschehen und die Krieger sie nur binden, damit ihnen Gelegenheit wird, an der Berathung aller Krieger theilzunehmen."

Alexander sah ein, daß es am besten sei, sich gelassen in das Unabänderliche zu fügen. Er folgte dem düstern Häuptling in den Kreis der Krieger, die nun auf einer andern Stelle mit allen Delawaren die Berathung vornahmen.

„Der schnelle Bär", so wandte sich Henry sofort an Matalusa, „möge mir sagen, was das Alles zu bedeuten habe, daß er die Freunde seines Oberhäuptlings so unwürdig behandelt? Hat Matalusa vergessen, daß ich und mein Weib mit deinem Häuptling einen ewigen Bund geschlossen haben und wir beide unter dem Schutze Pontiacs stehen? Ist denn Treue und Glauben auch unter den tapferen und ehrlichen Ottawas ganz verschwunden?"

„Der Rothrock im Franzosenkleide soll schweigen, bis er gefragt wird. Hat der Rothrock mit seiner Squaw den Bund gehalten, den sie für ewige Zeiten mit Pontiac geschlossen? Ist deine Squaw mit der falschen Zunge nicht zur schändlichen Verrätherin an der Sache der rothen Männer geworden? Wir wissen es wohl, wer dem Häuptling der Rothröcke im festen Haus den Plan unseres Häuptlings verrathen hat; auch Matalusa befand sich im Fort, als der Wampumgürtel überreicht werden sollte — und doch nicht überreicht wurde, wie wir erwarteten. Der Rothrock im Weiberkleid ist nichts als ein Schwätzer und lügt und betrügt wie seine Squaw." —

Die Berathungen begannen und endeten auch alsbald mit dem, wenn auch nicht einstimmigen Beschluß, die Gefangenen zu Pontiac in's Lager zu führen, da er beiden Abtheilungen den Auftrag gegeben, die Flüchtlinge zu verfolgen, sie zu ergreifen und zu ihm in's Lager zurückzubringen. Durch den Halbindianer William, welcher noch immer auf Bouche's Farm beschäftigt war und zugleich den Spion Pontiac's abgab, hatte er von der Flucht der beiden einstigen Freunde aus dem Fort erfahren, und da er mit Recht einen neuen Anschlag der Feinde gegen ihn vermuthete oder auch annahm, daß sein Plan, das Fort mit Sturm zu nehmen, dem Kommandanten schon wieder zu Ohren gekommen sein

möchte, so ließ er sie verfolgen und befahl den Kriegern, sie, sobald sie ihrer habhaft geworden, ihm zuzuführen. Nach Schluß der Berathung brach man auch alsbald auf. Betty mußte die Rückreise — die Hände auf den Rücken gebunden — antreten, ebenso auch Henry, dem man ebenfalls die Hände gefesselt hatte.

Durch die Urwälder, in deren ewige Schattendämmerung kein Sonnenstrahl drang, führte ihr Weg. Es war weit.

„Komm“, sagte Betty zu ihrem Gatten, „wie im Leben, so bleiben wir auch im Tode vereinigt!“ Dann folgten sie langsam den Wilden. Die beiden verschiedenen Stämme trennten sich bald wieder und nur die Ottawas allein blieben noch die Begleiter der Gefangenen. Sie zogen dem Kriegslager Pontiacs zu.

Henry beschloß, da er den entschiedenen Willen Pontiacs kannte, ihn nicht mit Bitten für Betty zu bestürmen und, da ihnen — den wilden Sitten des rothen Volkes gemäß — der Tod bevorstand, muthig und im Glauben an ihren Erlöser zu sterben. Ja, er wollte den Häuptling nicht einmal mehr an ihre frühere Freundschaft erinnern.

Mit solchen Gedanken und Gesprächen verkürzten sich die Ehegatten den Rückweg. Und dennoch hatten Beide noch Hoffnung, allein sie war schwach; sie glich dem letzten Gluthstreifen, der dort drüben noch am Abendhimmel flammte, noch einmal mild leuchtete und dann schnell in das Dunkel der Abendwolken verschwand. Je näher sie dem Lager kamen, desto schweigsamer wurden sie. Alexander lebte in seiner inneren Welt, er redete mit Gott! Betty seufzte aus tiefster Seele: „O Herr, mach' es kurz und nimm mich dann in Gnaden bei dir auf!“

Alexander wußte, daß sein Tod in der gräßlichsten Gestalt nahte; denn Pontiac konnte ihn, selbst wenn er wollte, um des rothen Volkes willen, das sein Blut — da er dem englischen Volke angehörte — forderte, nicht mehr retten. So viel hatte er schon aus der Rede Matalusas heraus gehört. Er wandte sich mit seinen Gedanken wieder dem freundlicheren Leben zu, das nun in der That so bald verlassen werden mußte. — Es wäre ein gewagtes Unternehmen, den Zustand seines Herzens mit klaren Farben malen zu wollen. — Da wogten die Vorwürfe darüber, daß er mit seinem Weibe nicht in seiner Heimath geblieben, nicht sorgfältiger überlegt, nicht besser gewacht; da kämpfte die Liebe zu seinem Weibe, die er mit in sein Verderben gezogen; da nagte die Sehnsucht nach dem stillen häuslichen Glück im Blockhause seiner einstigen Farm: und Alles umschloß der bitterste, tiefste Schmerz und breitete sein Leichentuch über das ganze Gemüth.

Und dennoch kämpfte er als Mann ihn nieder und erschien äußerlich ruhig und fest.

Ganz erschöpft langten sie am zweiten Tage im Kriegslager der Wilden an. Nicht endenwollender Jubel wirbelte in die Lüfte, als die Indianer den ersten Gefangenen, Alexander Henry, erblickten; als aber die Rothhäute vom Stamme der Chippewas Betty sahen, die sie noch sehr wohl kannten — des Stammes einstiger Liebling, der Kranken Pflegerin — der Leidenden Freundin und Trösterin: da schwieg der Jubel dieser Indianer und jeder drängte die unmenschliche Freude zurück in das Herz. Wo aber war denn der alte Häuptling der Chippewas, Winneway, der zweite Vater Betty's, die alte edle Rothhaut, der Alexander noch in der letzten Stunde der höchsten Gefahr das Leben gerettet und ihn als Bruder adoptirt hatte?

Schade, müssen wir sagen, daß er gerade jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilte. Er war vor etlichen Monaten zu den Vätern in die ewigen Jagdgründe heimgegangen. So konnte er seine Stimme, die er gewiß zu Gunsten dieser beiden Gefangenen erhoben hätte und die schwerer wog als hundert andere, nicht mehr für sie in die Wagschale legen.

Betty staunte über diese Erscheinung unter dem rothen Volke der Chippewas. Pontiac, der sich selbst nicht sehen ließ, hatte den Befehl gegeben, Betty in eine Hütte zu bringen, die er mit wachenden Wilden hatte umstellen lassen. Als der schnelle Bär die Gefangene wegführte, ging Alexander mit ihr und begleitete sie. In demselben Augenblick erschien Pontiac und ergriff Alexanders Arm, ihn zurückzuhalten.

Alexander sah ihn schmerzlich an.

„Hast du uns nicht durch Matalusa sagen lassen, du seiest unser Freund nicht mehr, Pontiac?“ hob er an, „so laß mich dann auch gehen. Mit meiner Gattin, das ist dir ja bekannt, lebe und sterbe ich.“

Er ging erhobenen Hauptes an ihm vorüber und folgte Betty. Matalusa wollte sich dem Häuptling gefällig erweisen und Henry zurückhalten.

„Berühre mich nicht, Rothhaut!“ rief er. „Martert ihr *sie*, so martert auch mich; tödtet ihr *sie*, so tödtet auch mich. Wenn sie die Verrätherin war, so habe ich sie dazu gemacht und den Tod verdient nicht sie, denn sie ist unschuldig!“

„*Sie* wird sterben *müssen*, denn sie hat mich und die Meinen verrathen,“ rief Pontiac mit weithin tönender Stimme

— du aber wirst leben, denn du bist der Freund, dem ich, der Fürst, ewige und unverbrüchliche Treue zugesagt."

Ein neben ihm stehender Krieger wollte auf seinen Wink Betty jetzt ergreifen und sie von ihrem Gatten trennen, aber ein allgemeines drohendes Murren unter dem Stamme der Chippewas wurde so laut, daß der Krieger sich schnell eines besseren besann und die Hand zurückzog. Dies laute Murren war eine Kundgebung, die sich den Anordnungen des Fürsten oder seinen eigenen Handlungen gegenüber noch nie unter seinem rothen Volke gezeigt hatte, und bewirkte, daß beide Ehegatten ungehindert beisammen bleiben und eine Hütte bewohnen durften.

— — — — — — — — — — — — —

Die Nacht senkte ihren schwarzen Mantel über den Fluß und die Wälder. Tiefe Stille herrschte wieder in den Wigwams der Wilden; auch in der, wo Alexander und Betty in so verschiedener Stimmung einem schauerlichen Tage entgegensahen.

Da wurde schnell die Matte, welche die Thüröffnung der Hütte noch immer verdeckte, zurückgeschoben und plötzlich stand Pontiac in dem kleinen Raum vor den beiden Gefangenen. Das wild empörte Innere stand auf seinem Gesicht, auf den tief herabhängenden Augenbrauen, der gerunzelten Stirne, dem krampfhaft verzogenen Mund und den rollenden Augen geschrieben. Er sprach zunächst nichts — aber eben diese Zeichen der wildesten Leidenschaften sprachen lauter, fürchterlicher, als das Wort es vermocht haben würde.

Kalter Todesschrecken durchrieselte Alexanders und Bettys Gebeine. Auch sie waren sprachlos. So standen sie mehrere Minuten da, im gegenseitigen Anschauen versunken. Die beiden Freunde: Bleichgesicht und Rothhaut, die einst bereit gewesen, Einer für den Andern das Leben einzusetzen, standen sich jetzt in einer Haltung gegenüber, in welcher offenbar jeder den andern zu bewundern schien und eigentlich nicht zu enträthseln vermochte, wie er in diese mehr als peinliche Situation gekommen. Die stolze Haltung Henrys, der würdevolle Ernst, die unerschütterliche äußere Ruhe, welche er seinem früheren Freunde gegenüber zur Schau trug, imponirten dem Häuptling. Nach und nach gewannen Pontiac's Züge mehr Hohn, die Alexander's nur Kälte und Gleichgiligkeit.

„Meine Krieger," hob endlich Pontiac an, „haben einen von den vielen um mein Lager schleichenden Füchsen der Rothröcke gefangen. Warum hat der einstige Freund Pontiacs sich in einen Feind verwandelt?"

Alexander legte die Arme auf die Brust und der Blick seines Auges schien dem einstigen Freunde das Unwürdige solcher Rede zum stummem Vorwurf zu machen. Pontiac fuhr daher, seine innere Erregung niederkämpfend, in angemessenem Tone fort:

„Ist das Bleichgesicht mit seiner verrätherischen Squaw seines Lebens überdrüssig, daß er mit ihr in das Lager meiner Krieger kommt, oder sinnt er auf neuen Verrath gegen den Freund, dem er einst die Treue gelobt, aber nicht gehalten hat?"

„Pontiac," sagte Alexander jetzt, „ich bin dir früher schon viel näher gestanden als jetzt und eben deshalb thut es meinem aufrichtigen Herzen weh, daß du mich einen Verräther schiltst."

„Hast du nicht selbst es vorhin ausgesprochen: ‚Wenn sie eine Verrätherin war, so habe ich sie dazu gemacht'? Oder sollte es dir nicht bekannt gewesen sein, daß sie das Leben deines Freundes, der einst auch ihr Leben rettete, durch ihren Verrath in die Hände seiner Feinde, der Rothröcke, gab? Und nicht nur mein Leben stand in Gefahr, sondern auch die heilige Sache meines Volkes, das für sein Leben, für seine Existenz und gegen seine Räuber kämpft, hat sie durch ihren Verrath dem Untergange geweiht."

Hier veränderte sich das Aussehen des Gefangenen; ein dunkler Schatten schien über sein Antlitz zu gleiten, im nächsten Augenblick jedoch beherrschte würdevolle Ruhe wieder seine Gesichtsmuskeln. Dem scharf beobachtenden Häuptling entging dieser rasche Wechsel nicht.

„Willst du Betty tadeln," hob Alexander ruhig an, „daß sie für ihr Volk that, was jedes andere Weib deines Volkes in gleicher Lage auch für ihr Volk gethan haben würde? Du hast ihr einst das Leben gerettet — wir danken dir noch heute dafür — sie aber hat das Leben Hunderter ihres Volkes gerettet, die durch deine Arg- und Hinterlist meuchlings ermordet worden wären. Nein, Pontiac, nicht sie trägt die Schuld, sondern du, denn du hast den Krieg nicht offen und ehrlich betrieben und sie zu einer That, die du Verrath nennst, durch dein unheimliches Kriegsspiel herausgefordert."

Der Häuptling wollte aufbrausen, besann sich aber schnell eines andern, nahm wieder eine gleichgiltige Miene an und sagte dann ruhig:

„Wenn die Bleichgesichter sich an nichts erinnern, so machen es die rothen Männer anders. Der große Geist, welcher die Erde gemacht hat, ist, wie du mich selbst einst gelehrt, sehr weise. Er hat sie nach seiner Weisheit vertheilt. Dem rothen Manne

hat er dies Land gegeben. Jeglicher Mann hatte seine eigenen Jagdgründe und sein eigenes Wild. Er hat dies gethan, weil er die Kinder mit der rothen Haut liebte, weil sie die Wahrheit sprachen, ihren Freunden treu waren, ihre Feinde haßten und sich darauf verstanden, Hirnhäute zu skalpiren. Endlich aber zürnte der große Geist und verbarg sein Antlitz vor seinen Kindern, weil sie uneinig untereinander wurden. Da kamen von der aufgehenden Sonne her die Bleichgesichter in's Land, ein ausgehungertes, bösgesinntes Volk. Anfangs sprachen die Fremdlinge weich und klagend wie Weiber. Sie baten um Raum für einige Wigwams und sagten, daß wenn die Krieger ihnen Boden zu Pflanzungen geben wollten, sie ihren Gott bitten würden, daß er die rothen Leute wieder gütig ansehe. Als sie aber stark wurden, da vergaßen sie ihre Worte und thaten es an Teufelei, Hinterlist, Arglist und Bosheit den rothen Männern selbst zuvor, indem sie den Kriegern Feuerwasser gaben und sie mit Pulver und Blei — nicht im offenen, ehrlichen Kriege, sondern heimtückisch todtschlugen und ausrotteten. Und jetzt sind sie die Herren des Landes geworden, das der große Geist dem rothen Manne gegeben — und durch welche Mittel? Durch Arglist, Hinterlist und Meuchelmord. Wenn der rothe Mann nun ihnen thut, wie sie dem rothen Manne gethan, dann sagt ihr Bleichgesichter: der rothe Mann treibe kein ehrliches Kriegsspiel, er müsse vernichtet werden. Nein Freund, wie du mir, so ich dir! — Das ist der ehrliche und gerechte Grundsatz des rothen Mannes und das ist recht und billig. Es soll nicht sein, daß beide dicht nebeneinander wohnen: der rothe Mann und das Bleichgesicht! Einst hatten die rothen Männer große Häuptlinge. Sie waren weiser als die Biber, schneller als die Hirsche, listiger als die Füchse. Allein sie konnten nicht in die Zukunft sehen. Thörichte Rathgeber sagten ihnen, sie sollten sich mit den Bleichgesichtern verbinden gegen ihre rothen Brüder, die ihnen feindlich gesinnt waren, sie sollten den Kriegspfad mit den Bleichgesichtern zusammenziehen; da verloren sie ihre Jagdgründe, ihre Skalps, ihr Leben — Alles — und die Bleichgesichter nahmen ihr Eigenthum in Besitz. Soll das noch länger so fortgehen? Wo bleibt dann zuletzt der rothe Mann? Haben wir die Streitaxt ausgegraben, so geschah es nur, um das Land gegen die Rothröcke, die halsstarrigen, hungrigen Wölfe, zu vertheidigen, welches der große Geist uns geschenkt, und zu verhüten, daß unsere Weiber und Kinder Hungers sterben. Wo ist unter euch der Weiße, der seine Waffen von sich werfen und seine Hände binden wollte, wenn der

Kriegsschrei des rothen Mannes in seine Ohren schallt? So kämpft und stirbt auch der rothe Mann für seine Heimath, für sein Weib und Kind, für sein Land, und bestraft Jeden, der zum Verräther an diesen heiligen Gütern wird!"

Beim Schluß dieser Rede schoß dem Häuptling das Blut in die Wangen, so daß seine von Natur braune Farbe noch dunkler erschien. Krampfhaft faßte seine Hand den Tomahawk, um es über dem Haupte Bettys zum tödtlichem Schlage zu erheben — aber er beherrschte sich wieder und ließ das bereits erhobene Beil noch einmal kraftlos niedersinken, denn in demselben Augenblick huschte eine andere Indianergestalt durch den Vorhang und betrat die Hütte. Es war Odahmin, das noch immer liebliche Weib des Häuptlings. Im ersten Augenblick war Pontiac sprachlos vor Erstaunen, aber schon nach einem einzigen Blick in das Gesicht des Häuptlings lag Odahmin im zweiten Augenblick zu den Füßen des erzürnten Gatten, dessen stille innere Wuth allmählig in ein Lächeln des Hohnes überging.

Odahmin hatte auf den ersten Blick erkannt, wie die Sachen standen; sie hatte wohl gar gehört und gesehen, wie ihr Gatte im Begriff stand, den Todesstreich auf das wehrlose weibliche Opfer zu führen — und nun lag sie zu seinen Füßen. Ihr Erscheinen mußte ihn an das ihr gegebene Versprechen, die beiden einstigen Freunde zu schonen, erinnern.

„Sei großmüthig, mein Häuptling!" flehte sie ihn an, „und thue an ihnen, wie e r an dir that. Gieb ihnen die Freiheit, wie er dich vom Tode befreite und m i r d e i n Leben erhielt!"

„Odahmin!" rief der Häuptling erregt, „was beginnst du? Wer gibt dir das Recht, dich in die Angelegenheiten des Stammes und des Fürsten des Bundes zu mischen?"

„Dein mir gegebenes Häuptlingswort, mein Pontiac," sagte das Weib zuversichtlich.

„Laß ab, Odahmin, von deinem Begehren. Meine Pflicht als Oberhaupt des Stammes heischt strenges Gericht, heischt den Tod des Verräthers. Sie müssen Beide sterben!"

Aber Odahmin ließ sich nicht irre machen. „Sie werden nicht sterben. Du wirst sie nicht morden und deinen reinen Fürstenschild mit dem Blute der Unschuldigen beflecken. Gieb ihnen die Freiheit, mein Häuptling, aus Liebe zu deinem Weibe, deinen Kindern, deinem Volke, aus Liebe zu deinen Brüdern aus dem Stamme der Chippewas, die alle den Tod des bleichen Weibes ‚mit dem guten Herzen' beklagen würden, da sie dem Stamme viel Gutes erwiesen. Was zauderst du?" fragte sie den Gatten,

als es ihr schien, daß er in seinem Entschlusse zu wanken begann und unentschlossen vor sich hinstarrte. „Hast du den Muth nicht, dein Sachemwort zu brechen und ihnen das Leben und die Freiheit zu schenken? Du wolltest das Weib dessen erschlagen, der dir Gesundheit und Leben schenkte? Lohnen so die gerechten Männer vom Ottawastamme und wäre das eines edlen geborenen Huronenhäuptlings würdig? Wärest du ein Miami, ich wollte nicht staunen; aber du, der du die Lüge verachtest und die Falschheit, du, der du dich rühmest, edel und stark zu sein, der du dienst dem guten großen Geiste, der die Gerechtigkeit liebt — dem guten Manitoo — du wolltest die Großmuth und Hingebung deines Freundes lohnen mit rachgierigem Tode? Nimmermehr kann ein Pontiac so handeln. Und wer gab dir die Gewißheit, daß sie, deren Liebe und Treue alle Chippewas rühmen, wirklich eine Verrätherin war, daß sie dein Verderben suchte, und nicht vielmehr dich vor einem sichern Tode bewahrte — mir den Gatten erhielt und viele ihres und unseres Volkes vom Untergange rettete? That es eine unseres Volkes, weil die Sorge um den Gatten ihr das Geheimniß entlockte, warum soll die Unschuldige leiden für die, die that, was jedes Weib, das ihren Gatten liebt, von uns auch gethan haben würde und dafür doch den Tod erleiden mußte? Doch mein Mund soll schweigen und nur mein Herz soll noch reden zum Herzen des Freundes dieser beiden Bleichgesichter, der einst bereit war, für sie sein Leben zu opfern!"

Sie schwieg und hoffte, denn sie kannte Pontiac's Liebe zu ihr und seinen Gerechtigkeitssinn; ihr war aber auch sein kräftiges, entschiedenes Wesen bekannt; sie war sein Weib, sein geliebtes Weib, darum kämpften Liebe, Pflicht und Herkommen in seiner Seele mit aller Heftigkeit.

Der Häuptling hatte mit einem gewissen innerlichen Zittern ihre Worte gehört. Sie schnitten ihm ins Herz. Nur sein Weib konnte ihn in seinen Entschlüssen wankend machen, sonst Niemand. Seine Gedanken verwirrten sich mehr und mehr, er wußte in der That nicht, was er beginnen sollte.

„Weib, liebes Weib!" rief er plötzlich, sie vom Boden zu sich emporziehend, „was thust du? was beginnst du? was begehrst du von mir?"

Da überglänzte ein Strahl reiner Freude des Weibes Antlitz.

„Bin ich noch dein Weib, dein liebes Weib, dann bist du auch noch mein Gatte, mein lieber Gatte, sagte sie in einem Tone, der so süß, so melodisch klang, daß selbst die Herzen der

Gefangenen aufs tiefste davon ergriffen wurden. — Da konnte sich auch Alexander nicht länger halten.

„Pontiac, Bruder, Freund, geliebter Mann! du Trost in all meinem Unglück, das mich einst getroffen!“ rief er aus, sprang dann auf seine Füße und flog dem Freunde an die Brust, ihn mit beiden Armen umschlingend. „Hier,“ sagt er, „hast du mich, nimm mein Haupt, zerschmettere es, nimm den Skalp deines Freundes — und dann auch das ihre, wir legen's willig auf den Block für dich!“

„Ja, Pontiac, liebe, gute Rothhaut!“ rief nun auch Betty und trat an ihres Gatten Seite, „nimm das Blut deiner Freunde von ehemals — du hast ja dein eigenes oft genug für uns dargeboten — so soll es uns denn auch willkommen und süß sein, durch deine Freundeshand zu sterben und den Tod zu erleiden. Nimm uns Beide hin, wir sind bereit zu sterben!“

„O mein Pontiac, mein Gatte, mein Geliebter!“ rief jetzt Odahmin dazwischen und schmiegte sich dicht an ihn, „wenn du noch mein Pontiac von ehedem bist, dann werden sie nicht sterben, dann werden sie leben und wieder deine Freunde sein, wie in alten Zeiten!“

Wie von einem Zauberschlage getroffen, so schnell schienen die Wolken des Zornes in dem Herzen des Häuptlings vor den Strahlen der Liebe entflohen zu sein. Er richtete sich nun in seiner vollen Gestalt auf; in seinen Augen schimmerte ein feuchter Glanz, sein Antlitz leuchtete in freudiger Erregung und das erlöschende Hüttenfeuer beleuchtete die Gruppe der drei, die dicht aneinander gedrängt sich an den Häuptling schmiegten und aus deren Augen ihm Liebe und Hingebung entgegenstrahlten.

„So sei es denn, lebet und seid frei!“ sagte der Häuptling mit sanfter, weicher Stimme. „Ich sehe wohl, daß sich gegen eine solche vereinigte Macht alter Liebe nicht ankämpfen läßt — eine alte, jahrelang gedauerte Freundschaft, die in dem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hat, läßt sich nicht mehr zerbrechen — wir müssen Freunde bleiben, denn die in dieser Hütte versammelten Herzen der Bleichgesichter und Rothhäute erfüllt nur ein Gefühl und das ist die Liebe!“ Damit trat er einen Schritt zurück, zog sein Messer aus dem Gürtel und durchschnitt die Fesseln Bettys, womit ihre Hände noch immer belastet waren, während die Alexanders schon von Pontiac bei seinem Eintritt in die Hütte gelöst worden waren, gab dann den Dreien einen Wink, ihm zu folgen, verließ die Hütte, sandte die wachehaltenden Krieger in

ihre Wigwams und schritt dann seinem Fürstenzelte zu, wohin die drei ihm nachfolgten. —

Noch in derselben Nacht, etwa zwei Stunden später, geleitete Pontiac seine beiden Freunde nach dem Ufer des St. Clair-Rivers, wo eine Anzahl Chippewas in ihren leichten Canoes bereits ihrer Ankunft harrten. Nach einem herzlichen Abschied von Pontiac und Odahmin bestiegen Alexander und Betty ein größeres Canoe; die Indianer stießen die Boote ab und die Scheidenden fuhren den Strom aufwärts. Ihr Kurs ging nun nordwärts und ihr Reiseziel war Michilimackinac, ihre Heimath, wo das Regiment der Indianer bereits wieder sein Ende gefunden, da die Engländer das Fort zurückerobert und die Indianer daraus vertrieben hatten.

Ein Wampumgürtel, den Pontiac Alexander vor der Abreise eingehändigt, gab den beiden Reisenden das Geleit und sicherte sie vor jedem böswilligen Angriff oder Ueberfall der feindseligen Indianer auf ihrem Wege bis zu ihrer Heimath. — — — —

Es war dies die letzte edle That Pontiacs, denn von nun an versank sein Stern schnell und immer schneller, bis er dann, gänzlich erloschen und untergegangen, sich in Dunkelheit und Nacht völlig verloren hatte. —

Noch ein ganzes Jahr lag Pontiac vor Detroit, konnte aber die Festung nicht erobern. Im Sommer 1765 erschien endlich General Bradstreet mit seiner Armee vor Detroit, um das Fort zu entsetzen. Pontiac war wie immer auf den Angriff der Engländer vorbereitet. In wiederholt erbitterten Kämpfen wurden die belagernden Wilden von den Engländern angegriffen, mußten aber öfter vor den Rothhäuten zurückweichen. Endlich gelang es den vereinten Kräften der Engländer, da auch die Truppen des Forts mit Bradstreet's Truppen zugleich einen Ausfall machten, die Indianer Pontiac's völlig zu schlagen und in die Flucht zu jagen, worauf dann die Belagerung selbstverständlich aufhörte und Detroit frei wurde.

Die Macht Pontiacs und der Indianer-Verbindung war nun gebrochen und viele Häuptlinge der feindlichen Stämme suchten um Verzeihung und Frieden bei den Engländern nach. Nur der noch immer trotzige, heldenmüthige und ungebeugte Pontiac wollte nichts von Unterhandlung hören, sondern versuchte die verbündeten Stämme wieder zu sammeln. Doch diese, außer den Delawaren und Shawnees, erkannten, daß sie gegen die Uebermacht der Engländer vergeblich ankämpfen würden, und machten daher Frieden mit ihnen. Pontiac verharrte in der feindseligen

Stellung gegen die Rothröcke. Diese beschlossen nun, einen entscheidenden Schlag zu thun, der dem halsstarrigen, feindseligen Häuptling den Untergang bereiten sollte. Die Streitkräfte, welche zu diesem Zwecke zusammengebracht wurden, bestanden aus 1000 Mann, davon ein ansehnlicher Theil Kavallerie, welche sich gegen einen so schnellfüßigen und verschlagenen Feind ganz vorzüglich bewähren sollte. — In der Mitte des Winters schickte man sie in das Gebiet des Ottawastammes, wo man die zugefrorenen Sümpfe leicht passiren konnte und die entlaubten Wälder und Niederungen den Rothhäuten nicht mehr finstere und unzugängliche Verstecke darboten.

Pontiac, wegen seines Muthes und seiner großen Geistesgaben berühmt, hatte den Angriff vorausgesehen und mit dem größten Theil seiner Vorräthe, sowie den Alten, Kranken, Weibern und Kindern, ebenso auch mit dem streitbaren Theil seines Stammes auf einem Stück festen Bodens, das in der Mitte eines mit dichtem Gestrüpp überwachsenen Sumpfes gelegen war, festen Fuß gefaßt. Alle Vorbereitungen, sich gegen die Feinde zu vertheidigen, zeugten davon, daß er mit den Vertheidigungsmitteln der Europäer sehr wohl bekannt war. Das Indianerdorf war befestigt, h. h. von Palissaden umgeben und mit einem festen Blockhause versehen. Pontiac hielt die Festung für unüberwindlich, da sie mitten in einem Moraste lag und mit großer Geschicklichkeit und Ueberlegung angelegt war.

Von Matalusa (der den Häuptling seit jenem Tage, an welchem er die beiden Bleichgesichter Alexander und Betty freigegeben, treulos verlassen und zu den Engländern übergegangen war) geführt, drangen die Engländer durch den Schnee bis zu der Festung Pontiacs vor und überrumpelten die indianischen Krieger. Der erste Sturm wurde mit Verlust, da das Gefecht wild und ohne Ordnung war, von den Indianern abgeschlagen. Etliche der englischen Führer, unter ihnen auch der Milizen-Korporal Croghan, — den Pontiac dadurch erzürnt und gegen sich aufgebracht, daß seine rothen Krieger die Farm Bouche's geplündert, niedergebrannt, dessen Weib und Kinder und ihn selbst ermordet hatten, und das Alles aus dem Grunde, weil Pontiac wahrgenommen, daß alle seine Unternehmungen gegen die Engländer von hier aus an dieselben verrathen wurden — wurden, als sie mit dem Degen in der Hand die Festung stürmten, niedergeschossen. Der Sturm wurde dann wiederholt. Die bessere Bewaffnung sicherte den Engländern einen besseren Erfolg. Man gewann festen Fuß. Nach einem mehrstündigen Kampfe waren die In-

dianer schon von einem Posten zum andern getrieben, obgleich sie, mit der Kraft der Verzweiflung fechtend, jeden Zollbreit Bodens dem Feinde streitig machten. Pontiac war immer im dichtesten Kampfgewühl und wo die Seinen zu weichen begannen, eilte er herzu und feuerte ihren Muth auf's Neue wieder an. Dennoch wurden die älteren Krieger und Führer, die am muthigsten vordrangen, in Stücke gehauen und endlich, nachdem die Wilden fast ganz umzingelt waren, sah Pontiac sich nach einem langen blutigen Kampfe genöthigt, mit einer geringen Zahl übrig gebliebener Krieger sich aus dem befestigten Lager zurückzuziehen und in das Dickicht der Wälder zu flüchten.

Das ganze Dorf mit nicht weniger als 200 Wigwams wurde nun von den Siegern in Brand gesteckt und bald war das Ganze nur eine Flamme. Viele Todte, Verwundete, alte Männer, Frauen und Kinder wurden nun vom schrecklichen Feuer verzehrt. Man schätzte die Zahl der gefallenen Krieger auf 300—400 und da diese den Kern der noch verbündeten Stämme ausmachten, so vermochten sich dieselben nur langsam wieder zu erholen.

Diese furchtbare That erschütterte selbst den Trotz Pontiacs und seiner mit ihm verbündeten, geflüchteten Krieger. Befand sich doch auch sein geliebtes Weib Odahmin mit seinen drei Kindern unter den Umgekommenen. Es war ihm unmöglich gewesen, zur Rettung der Seinen auch nur das Geringste unternehmen zu können. Wuth und Verzweiflungsschreie hallten durch die Wälder, als die Fliehenden das wogende Feuermeer erblickten und aus den Flammen die Schmerzensschreie der Ihrigen an ihr Ohr drangen. Das Flammenmeer der brennenden Wigwams, das Geschrei, Gekreisch und Gewinsel der Weiber und Kinder, das Gebrüll der von den Flammen verbrannten und verzehrten verwundeten Krieger: Alles dies gewährte einen schauerlichen Anblick und bot einen so erschütternden Auftritt dar, daß selbst die Urheber dieses grausamen Schauspieles davon bis in's innerste Mark erschüttert wurden.

Ob ein derartiges grausames Verfahren der Christen, der Jünger der Liebe, gegen ihre rothen Brüder, die unwissenden Heiden, sich auch mit den Lehren und dem Beispiel ihres Herrn und Meisters vereinbaren ließ? Gewiß nicht!

Aber auch sie hatten schwere Verluste erlitten und für viele ihrer Angehörigen wurde die Siegesnachricht eine Botschaft tiefer Trauer. —

Mit dem Fehlschlagen dieses letzten von Pontiac versuchten Widerstandes, der mit dem fast gänzlichen Untergange seines

Stammes, der Zerstörung seines heimathlichen Dorfes endete, stand er nun am Ende seiner kriegerischen Laufbahn. Der Krieg war von den Weißen mit Ueberlegenheit und Glück geführt worden. Er hatte viel Blut gekostet und die natürlichen Rechte der Indianer waren dabei mit Füßen getreten worden. Von Seiten der Indianer ward er mit Verzweiflung geführt. Sie scheuten dabei den Tod nicht, da sie von einem Frieden mit den Bleichgesichtern doch nur Demüthigung, Knechtschaft, Raub, Mord und Untergang zu erwarten hatten.

Pontiac wird von den Geschichtsschreibern zwar als ein rother Kriegsheld hingestellt, aber auch als ein Subjekt bezeichnet, das nur von Ruhmsucht, Ehrgeiz und maßloser Herrschsucht getrieben den blutigen Kampf begonnen, sich dabei als ein schlauer Indianer, je nachdem sein persönlicher Vortheil es erheischte, den Mantel nach dem Winde gehängt habe. Man erwägt aber dabei nicht, daß er ein geborener Häuptling war, welcher an der Spitze seiner Krieger focht, um die seinem Volke angethanen Unbilden zu rächen, die wankende Macht der Stämme zu befestigen und sein Vaterland von der Knechtschaft eingedrungener Fremdlinge zu befreien.

Nach der letzten Niederlage, die er durch die Engländer erlitten, machte er noch einen vergeblichen Versuch, eine Kriegsmacht zusammenzubringen. Aber die Furcht vor der kriegerischen Geschicklichkeit der Engländer hatte bereits die Entschlossenheit der benachbarten Stämme niedergedrückt. Sie verließen ihn alle und schlossen mit den Engländern Frieden. So stand er denn wieder allein, ohne Familie, ohne Heimath, ohne Vaterland. — Als seine Bemühungen vergeblich blieben, verließ er den Schauplatz seiner kriegerischen Thaten und ging nach dem heutigen Illinois, wohin noch niemals ein Engländer seinen Fuß gesetzt hatte und wo die französische Flagge noch wehte, that hier sein Möglichstes, um die dortigen Stämme durch seine Beredsamkeit zum Kriege gegen die Engländer zu bestimmen, und schickte sogar einen Gesandten nach New Orleans, um von den Franzosen Hülfe zu erbitten. Allein seine Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Die Sache, für die sein Herz schlug, war rettungslos verloren. Der Quell seiner Hoffnungen war nun versiegt, die Gluth seines unternehmenden Geistes war erloschen, er blickte rund um sich und überall war Dunkelheit; es gab kein Auge, das ihn bemitleidet, keinen Arm, der ihm Hülfe gebracht hätte. Noch einmal finden wir ihn später wieder, wie er in Oswego eine feierliche Berathung mit Sir William Johnson hält und dann in die Umgebungen von O-da-

nuh wandert, wo er das süßeste Glück seines vielbewegten Lebens genossen, wo es aber auch begraben lag. Hier schlich er wie ein Gespenst auf dem Schauplatze seiner früheren Macht und seines Glückes umher, der Heimath, der Familie und der Freunde beraubt. Dann wandte er seinen Fuß nach Norden. In Detroit traf er mit seinen alten Freunden Pierre Langlade und Alexander Henry und deren Frauen noch einmal und zum letzten Mal zusammen. Die Freude des unverhofften Wiedersehens war auf beiden Seiten eine wirklich aufrichtige und herzliche, zum großen Leidwesen der beiden weißen Familien aber auch eine allzu kurze. Pontiac hatte nur noch einmal die Stätten wiedersehen wollen, wo er mit seiner Odahmin so glückliche Tage verlebt, einen letzten Trauergesang an den Gräbern seiner Väter, den Huronen, anstimmen und dann die Gegend für immer verlassen wollen. Daß er mit den alten Freunden zusammengetroffen, war ihm selbst eine herzliche Freude gewesen — ihm, dem einsamen Fremdlinge im eigenen Heimathlande, wo er nun leider keinen Freund mehr sein nennen durfte. Beim Abschiede mußte er den alten guten Freunden versprechen, wenn er je in die Gegend zurückkehren sollte, sie noch einmal wiederzusehen — aber er kehrte nicht zurück; sie hatten ihn zum letzten Mal gesehen! —

In der Folge tauchte er noch einmal in St. Louis auf, wo er den Versuch machte, die dortige französische Bevölkerung zur Vertreibung der Engländer aus Illinois zu bewegen, dessen sie sich bemächtigt hatten. Allein seine Rolle war ausgespielt und im Jahre 1769 wurde dieser mächtige Fürst, den wir nun auf seinem ganzen Lebensgange begleitet, der als Hurone geboren, als Catawba von den Ottawas nach indianischem Gebrauch adoptirt und zuletzt mit unumschränkter Gewalt über ein Gebiet von vielen Tausenden von Quadratmeilen geherrscht, — bei dem kleinen Dorfe Cahokia (auf dem östlichen Ufer des Mississippi unterhalb St. Louis) meuchlings erschlagen.

So sammelt sich selbst in diesem letzten Zufluchtsorte des Unglücks und der Verzweiflung um sein Andenken noch eine düstere Größe. Wir denken uns ihn, wie er schweigend, jedoch im vollen Waffenschmuck, über sein Unglück brütend im Walde unter überhängendem Gebüsch an einer Felsenwand sitzt — mutterseelenallein, und durch das Wilde und Furchtbare seines Schlupfwinkels eine gewisse wilde Größe erreicht. — Geschlagen, aber nicht entmuthigt, zu Boden getreten, aber nicht gedemüthigt, scheint er unter dem Drucke des Unglücks nur noch stolzer zu werden und eine wilde Freude darin zu fühlen, die letzten Hefen des

Verderbens zu leeren. Schon die Zumuthung, sich zu unterwerfen, erregte Pontiacs Wuth. — Da nahte aber auch schon der Mörder. Ein englischer Händler hatte bei Detroit eine Indianerin geheirathet, eine bedeutend jüngere und hübsche Schwester Equa's, der Gattin Turkey-leg's. Dieser war von Detroit nach St. Louis verzogen, traf hier den Häuptling Pontiac, den vermeintlichen Mörder seiner Schwägerin und seines rothen Schwagers Turkey-leg, erkannte ihn, ohne daß der Häuptling den einstigen Pelzhändler erkannt hätte, und dieser Zufall besiegelte sein Todesurtheil.

Der Händler hatte einen Pioria-Indianer gebungen, Pontiac zu ermorden; der Indianer schlich sich im Walde leise in das Versteck Pontiacs und schlug ihm hinterrücks mit seiner Streitaxt den Schädel ein, wofür er von dem Händler ein Faß Rum erhielt.

So endete ein Mann, den Montcalm und Andere sehr hoch geschätzt hatten, einer der größten Indianerhäuptlinge, welche den Weißen bekannt wurden. Seine Leiche ward auf der Stelle des heutigen St. Louis begraben. —

Und damit schließen wir unsere Erzählung von Pontiac, dem Häuptling der Ottawas. — Obwohl verleumdet und verkannt, war er doch ein erhabener Charakter. Unter den Sorgen und wilden Leidenschaften, die der Krieg erzeugt, bewahrte er sich die sanfteren Gefühle der Kindes-, Gatten- und Vaterliebe, die edlen Empfindungen der Freundschaft, den brennenden Schmerz um den Tod seiner Lieben und das zarte Gefühl der Trauer um einen verlorenen Freund. Verrath und Abfall zerrissen ihm das Herz und beraubten ihn der Seelenruhe.

Dabei war er ein Vaterlandsfreund, der am väterlichen Boden hing, ein treuer Fürst seines Volkes, ein kühner Krieger im Schlachtgetümmel, standhaft im Unglück, geduldig in Trübsal, treu seinen Freunden bis zum Tode und bereit, für die Sache, die er verfocht, sein Leben hinzugeben. Stolzen Herzens liebte er die Freiheit, wohnte, um sie seinem Volke zu bewahren und zu erhalten, in Sümpfen und Morästen statt in der Behaglichkeit der Ansiedelungen. Um seines Volkes willen lebte er als Wanderer und Flüchtling in seinem Geburtslande und ging dann wie ein einsames Schiff in der Dunkelheit und im Sturme unter — meuchlings ermordet durch die Hand eines Mannes aus seinem eigenen rothen Volke, für das er duldete und litt. Kein Auge voll Mitleid beweinte seinen Fall, keine Freundeshand fand sich, die ihn liebevoll ins Grab bettete, keine Feder, die niederschrieb, wie er seinen letzten Kampf gekämpft. —

Ueber seine Freunde, Pierre Langlade und Alexander Henry, können wir zum Schluß noch kurz berichten, daß Ersterer beim Beginn des Unabhängigkeitskrieges sich mit seiner Gattin Marie und einem ansehnlichen Vermögen, welches der Pelzhandel ihm abgeworfen, nach Frankreich, seinem alten Vaterlande, zurückzog und dort seine letzten Lebensjahre bis an sein Ende ruhig und in Frieden verlebte. Alexander Henry, der nach Auflösung des Pelzhandelgeschäftes ebenfalls eine erkleckliche Summe erhielt, verließ mit seiner Gattin den Norden und kehrte nach Carolina zurück, wo er seine alte Farm von Herrn Morrison, der noch lebte, wieder erwarb und nun hier fortan als angesehener Pflanzer lebte. Er erreichte ein hohes Alter, während seine kinderlose Gattin schon einige Jahre früher zu ihrer Ruhe einging, zwar tief betrauert von ihrem treuen Alexander, aber auch in der seligen Hoffnung, daß er sie einst bei dem Herrn, dem sie treu gedient und an den sie von Herzen geglaubt, wiederfinden werde!

Ende.

